



Gottl. Fränkl
Pfarrer

Schicksal der Protestanten in Frankreich.

Aus der französischen Sprache übersetzet und mit einer Vorrede begleitet von

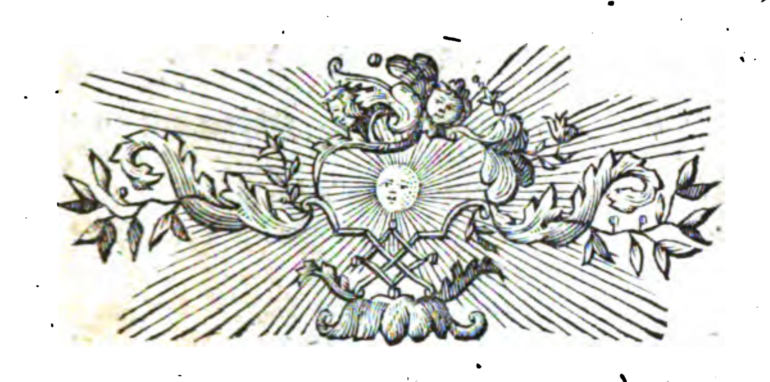
Friedr. Eberhard Rambach.

Zweyter Theil.



Mit allergnädigster Königl. Poln. und Churfl. Sächs. Freyheit.

Halle, bey Joh. Immanuel Gebauer. 1760.



Vorrede.

Da ich zu dem zweyten Theil der Schicksale der Protestanten in Frankreich eine Vorrede zu schreiben habe; so erinnere mich des Versprechens, so ich in der Vorrede zum ersten Theil derselben, gethan, und mich anheischig gemachet habe, den Verfolgungsgeist in der äusern Christenheit abzubilden, die Ursachen und Veranlassungen desselben zu entdecken, und einige der vornehmsten Mittel anzuzeigen, durch welche sich derselbe fürchterlich gemachet hat. Ich kan aber dabey nicht umhin, frey zu bekennen, daß dieses eine Materie sey, an welche man nicht ohne Betrübung gedenken kan. Denn der Verfolgungsgeist, oder die eifrige Bestrebung, durch Zwangsmittel und Gewaltthätigkeiten eine Religion oder angenommenen gottesdienstlichen Lehrbegrif zu unterstützen, zu er-

 halten

aus dem Grunde so feindselig begegneten, weil er nach Jerusalem zu gehen willens war, wo GOtt nach der damaligen Haushaltung angebetet seyn wolte; so traf ihre Beleidigung zugleich die Majestät Himmels und der Erden, gesetzt auch, daß sie nicht gewußt oder nicht geglaubet, daß JEsus der Sohn des hochgelobten GOttes sey. Und dennoch will JEsus nicht, daß eine solche Beleidigung gewaltthätig geahndet werden soll. Drittens, die Sache, so die Jünger bey JEsu suchten, würde weit bequemer gewesen seyn, die Samariter zu überzeugen, daß sie Ketzer und Irgläubige gewesen, als durch keine von den Rüstungen geschehen kan, dadurch sich der Verfolgungsgeist schrecklich gemachet hat. Denn sie wolten nicht selbst Hand anlegen, ein Bluturtheil an diesen Ketzern zu volstrecken. Sie waren nicht gesonnen, einen Scheiterhaufen anzuzünden, oder diese Irgläubigen dem weltlichen Arm zu überliefern. Sondern sie baten nur um Erlaubniß, GOtt bitten zu dürfen, daß er selbst durch Feuer und Schwefel die an ihrem göttlichen Lehrer verübte Beleidigung rächen wolle. Und wenn dieses geschehen wäre, so würde es ohne Zweifel den Samaritern begreiflich geworden seyn, daß GOtt den Ansprüchen der Juden zu Jerusalem beygetreten, daß er seinen gerechten Unwillen gegen die Religion der Samariter geäussert, und einen unwiderleglichen Beweis von der Göttlichkeit der Sendung und Lehre dieses grossen Propheten gegeben. Ohnerachtet man sich nun diese Folgen davon hätte versprechen können: so will JEsus doch nicht, daß an Menschen eine schreckliche Gewalt ausgeübet werden soll. Denn

er

er war nicht gekommen, das Leben der Menschen zu verderben, sondern es zu erhalten. Er war gekommen, die Bitterkeit, Wuth und Grausamkeit zu dämpfen, die bisher unter Juden und Samaritern geherschet hatte. Er war gekommen, den wilden und schnaubenden Eifer zu unterdrücken, der über das menschliche Geschlecht so viel Noth und Trübsal ausbreitet, dagegen aber liebreiche Zuneigung und Gewogenheit in die Herzen der Menschen zu pflanzen, widerwärtige Gemüther zu vereinigen und die grosse Veränderung zu bewirken, die der Prophet mit dem erhabenen Ausdruck vorgestellet hat, daß Wölfe bey den Lämmern wohnen sollen, Jes. 11, 6. Er war gekommen, die liebenswürdige Religion einzuführen, die nicht blos auf das ewige Heil der Menschen gerichtet ist, sondern die auch den zeitlichen Frieden, Ruhe, Sicherheit und Zufriedenheit in dieser Welt befördern solte; die Religion, deren Frucht ist Liebe, Friede, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube und Sanftmuth; die Religion, die da ist voll Barmherzigkeit und guter Früchte; die Religion, die insonderheit den Lehrern gebietet, daß sie sollen gütig seyn gegen jederman, und die Bösen mit Sanftmuth tragen können, Gal. 5, 22. Jac. 3, 11. 2 Tim. 2, 24. Diese Lehre JEsu beweiset demnach ganz genau, daß er von seinem Evangelio allen Gewissenszwang und Gewaltthätigkeit entfernet wissen wollen, und daß blos die Macht und Stärke der Warheit in die Gewissen der Menschen dringen und sie bewegen sollen, ihm einen freywilligen Dienst zu leisten. Wiewol er dadurch dem Recht der Obrigkeit nichts benommen hat, diejenigen gebührend zu stra-

strafen, deren Lehren Zwietracht und Aufruhr gebähren, oder die sich als Verführer anderer Menschen zu schädlichen Lehren und Uebungen beweisen, oder die ihre verderblichen Irthümer auf Unkosten der algemeinen und öffentlichen Ruhe auszubreiten suchen. Die sich im gemeinen bürgerlichen Leben auf die Art unruhig, widerspenstig und aufrührisch beweisen, können von der Obrigkeit gar wohl gezüchtiget werden, ohne daß sie es eine Verfolgung um der Religion willen nennen können.

Die Apostel JEsu haben in ihrem Verhalten die Lehre und das Exempel ihres göttlichen Lehrers unverrückt vor Augen gehabt. Die Ketzer waren zu ihrer Zeit weit gefährlichere Menschen, als diejenigen, die man zu Rom nach einem ganz andern Maasstabe für Ketzer erkläret und sie zu tausenden abgeschlachtet hat. Hat JEsus nicht selbst verkündiget, daß solche schädliche Menschen kommen würden, die, wenns möglich wäre, auch die Auserwählten zu Irthümern verführen würden? Matth. 24, 11. Hat nicht Paulus den Aeltesten zu Ephesus gesagt, daß unter ihnen reissende Wölfe aufstehen, daß sich Menschen unter ihnen hervorthun würden, die verkehrte Lehren führen, und die Jünger an sich zu ziehen trachten würden? Apostelg 20, 29 u. f. Hat nicht Petrus die Christen seiner Zeit versichert, daß unter ihnen falsche Lehrer seyn würden, die verderbliche Secten einführen, den HErrn, der sie erkauft hat, verleugnen, und über sich selbst ein schnell Verdammniß führen würden? 2 Petr. 2, 1. Nachdrücklicher können ja wol Ketzer nicht beschrieben werden.

Hier

Hier wäre es ja wol die beste Gelegenheit gewesen, daß entweder JEsus oder einer von diesen Aposteln der Kirche Regeln vorgeschrieben, oder eine Inquisitionsordnung abgefasset hätte, nach welcher sich weltliche und geistliche Richter zu achten hätten, um das Unkraut auf dem Acker der Kirche auszurotten und die Heerde JEsu gegen schädliche Verführungen in Sicherheit zu setzen. Wie leicht würde es ihnen für ihre Personen gewesen seyn, die Ketzer, die falschen Propheten und Verführer eben so zur Erde zu strecken, als es Petrus an dem Ananias und der Sapphira wegen eines Betrugs bewies, wenn sie anders geglaubet hätten, daß dieses dem Willen ihres höchsten HErrn gemäs, oder der Erbauung des Reiches GOttes zuträglich gewesen wäre? Sie waren von JEsu mit der Macht, Wunder zu thun, ausgerüstet. Ihre Waffen waren zwar nicht fleischlich, aber doch mächtig vor GOtt, zu zerstöhren die Höhen und Bevestigungen, damit sie verstöhren konten die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkentniß GOttes, und zu rächen allen Ungehorsam, 2 Cor. 10, 4-6. Nichtsdestoweniger ist keine Spur anzutreffen, daß sie entweder eine Macht gehabt, oder sich derselben angemasset, Ketzer zu martern, zur Abschwörung ihrer Irthümer zu zwingen, oder, wenn sie dieses nicht thäten, sie dem Schwert, dem Rade, dem Galgen, dem Scheiterhauffen zu übergeben. Einen Blutschänder übergab zwar Paulus eine Zeitlang dem Teufel zum Verderben seines wollüstigen Fleisches; die Ketzer aber überlies er dem gerechten GOtt. Da nun die Apostel sich keiner henkermäßigen Executionen gegen die

Ketzer bedienet, da sie den Christen weder der ihrigen noch der folgenden Zeiten Regeln vorgeschrieben, nach welchen sie die Ketzer aufsuchen, ins Gefängniß werfen und abschlachten solten: so ist dieses ein statthafter Beweis, daß sie ein solches Verfahren mit der Natur des Christenthums und der Lehre, die sie vortragen, nicht zu verbinden gewußt.

In diesen Fußstapfen ist auch die erste christliche Kirche geblieben. Diese hat bis auf die Zeiten Constantinus des Grossen und noch weiter hin behauptet, daß den Menschen in Religionssachen die Freyheit gelassen werden müsse, und daß es was unverantwortliches sey, sie durch leibliche Strafen zum Bekentniß derselben zu zwingen. Es ist dieses ein natürliches Recht, sagt Tertullianus [a]), welches man keinem einzigen Menschen nehmen darf, daß er den anbete, den er anbetungswürdig findet. Es geziemet der Religion nicht, sich ihre Anhänger mit Gewalt zusammen zu pressen. Die Liebe und nicht der Zwang muß uns unter ihre Fahne bringen. Ist es nicht eben so gut, als gar keine Religion haben, wenn man mir die freye Uebung der meinigen abspricht, wenn man mir die Wahl meiner Gottheit nicht lässet, wenn man mich hindert, den GOtt zu ehren, den ich anbeten will, und wenn man mich im Gegentheil zwingen will, Götter anzubeten, davon mein Verstand und Herz nichts weiß? Wer kan mich zwingen, einem Wesen göttliche Ehre zu erweisen, von dem mein Wille abgeneigt ist, oder dem Wesen die Anbetung zu entziehen, dem ich mit Liebe, Ehre und Anbetung zugethan bin? In diesen Hand-

lun-

a) Tertullianus ad Scap. cap. 2. Apolog. c. 24.

lungen findet gar keine Gewaltthätigkeit statt. Nicht der äusserliche Zwang, sondern Ueberzeugung muß mich bestimmen, eine Religion zu glauben, zu bekennen und zu lieben. So wenig die Gerechtigkeit mit der Grausamkeit bestehen kan, so wenig auch der Zwang mit der Religion. Es ist nichts so von meinem Willen abhängig, als die Religion. Hat das Herz desjenigen, der sich aufopfert, den geringsten Widerwillen wider sie, so verschwindet sie; sie ist nur noch ein Schatten, ja sie wird zu einem Nichts. Die Lehrer der ersten christlichen Kirche hielten es für was ungeziemendes und schändliches, den weltlichen Arm zur Ausbreitung der Religion zu gebrauchen. Die Vorstellung, die der heil. Hilarius an den Kayser Constantius gethan, bleibet ein vortrefliches Denkmal davon. Er zeiget ihm, daß kein anderes Mittel vorhanden sey, die Ruhe in seinem zerrütteten Reiche wieder herzustellen, als wenn er den Unterthanen die Freyheit in der Wahl der Religion lasse. Er stellet diejenigen, die das Gegentheil thun, nicht als Diener GOttes, sondern als Knechte des Antichrists vor. Was waren es, sagte er, für Mittel, deren sich die Apostel bey der Verkündigung des Evangelii bedienet? Von was für einer Macht waren sie unterstützet, als sie die heidnische Welt bewegeten, ihren Götzen zu entsagen und dem lebendigen GOtt zu dienen? Hatten sie den weltlichen Arm zur Seite, als sie in ihren Gefängnissen Loblieder sungen? Wehret sich etwa Paulus mit einem Nero und Vespasianus, mit diesen Tyrannen, deren Haß gegen die Christen dem Christenthum selbst beförderlich gewesen? Aber, wie betrübt siehts jetzo aus! der

gött=

göttliche Glaube soll seinen Glanz von dem Beytritt der Menschen haben, und JEsus wird als ein Ohnmächtiger dargestellet, weil man die Gewogenheit der Grossen dieser Welt zur Vertheidigung seiner Sache nöthig hält. Die Kirche macht denen durch Gefängnisse und Landesverweisungen bange, die sie zur Annehmung ihrer Lehre zwingen will. Die Kirche, die sonst Gefangene und Verstossene für ihre Glieder hielt, berechnet jetzo ihren Vorzug nach der Würde derer, die sich dazu bekennen. Die Kirche, der sonst die Wuth der Verfolger zur Empfehlung dienete, ist jetzo selbst eine Verfolgerin geworden. Ausser dem aber waren verschiedene ansehnliche Lehrer dem Satz zugethan, daß die Religion nicht erlaube, Menschenblut zu vergiessen, ja nicht einmal an dem Orte zugegen zu seyn, wo es von andern vergossen würde. Minutius Felix, Athenagoras, Tertullianus und Lactantius haben hievon Zeugnisse hinterlassen, welche anzuführen hier zu weitläuftig seyn würde. Man kan indes so viel daraus schliessen, daß es in den Augen derselben etwas entsetzliches gewesen seyn müsse, um der Religion und Gewissens willen Menschenblut zu vergiessen. Es müssen sich daher auch diejenigen Concilia vom Sinn der ältesten Kirchenlehrer sehr weit entfernet haben, die den Ketzern und Irgläubigen Todesstrafen zuerkant haben, und denen es möglich gewesen ist, den mehr Unglücklichen als Schuldigen diese Valetrede zu halten: Committimus animam tuam diabolo et corpus tuum flammis. Augustinus hat sich zwar beschuldigen lassen müssen, als ob er in Ansehung der Religionsdultung harte Grundsätze geheget, deren sich die Verfolger zu ihrem

ihrem Vortheile bedienet; allein, man darf nur seine Briefe an den Cresconius, an den Proconsul von Africa, Donatus, an den Marcellinus und Apringius ansehen, so wird man finden, wie scharf er sich wider die Verfolgung erkläret. Der erste unter diesen hatte die Orthodoxen beschuldiget, daß sie ihre Hände im Blute der Donatisten gewaschen hätten. Gegen diese Beschuldigung stellete er folgende Erklärung von sich: Kein wahrer Gläubiger hält dafür, daß es erlaubt sey, einen Ketzer ums Leben zu bringen. Wird jemand durch Rachbegierde angetrieben, Böses mit Bösem zu vergelten, so misbilligen wir solches feyerlichst und verdammen ihn öffentlich. Wir verabscheuen diejenigen, welche den Ketzern Haab und Gut nehmen, in der Absicht, daß sie sich mit uns wieder vereinigen sollen. Beyderley Proceduren sind allen redlichen Christen verhaßt; sie verbieten solche, sie widersetzen sich denselben aus allen Kräften. Es ist so ferne, daß wir eine solche Gewaltthätigkeit als was löbliches ansehen solten, daß wir sie vielmehr für höchst strafbar und einer ewigen Schande würdig halten. Er bittet in einem dieser Briefe um der Barmherzigkeit JEsu willen, daß man den Ketzern nicht Gewalt anthun, daß man sich nicht nur selbst aller Grausamkeiten gegen sie enthalten, sondern auch andere davon abzuhalten suchen solle; er bezeuget, daß die Orthodoxen lieber selbst den Tod leiden, als die Ketzer zur Todesstrafe ausantworten würden. Es ist dabey merkwürdig, daß in der Verbindung von den Circumcellionen die Rede sey, die das Blut der Orthodoxen wie Wasser vergossen, die enthusiastische Straßenräuber und Banditen

diten waren, und die ohne alles Bedenken, nicht als Ketzer, sondern als Mörder dem gerechten Urtheil der weltlichen Obrigkeit hätten überlassen werden können. Er führet auch die Ursache an, warum er so für die Ketzer bitte. Ich wolte, sagt er, nicht gerne für einen solchen angesehen seyn, der das Gebot JEsu: Liebet eure Feinde, vergessen hätte; ich wolte hingegen gerne, daß auch an den unwürdigsten die edelsten Merkmale der christlichen Sanftmuth bewiesen würden.

Mehrere Erweise von dem Sinn der reinen christlichen Kirche in Absicht auf die Verfolgung um der Religion willen, können hier nicht angeführet werden. Nur so viel sage ich, daß aus den Kirchenlehrern der vier ersten Jahrhunderte folgende Sätze erwiesen werden können: 1) daß die Quaal und Verfolgung der Ketzer etwas heidnisches sey, und selbst nicht von allen Heyden gebilliget werde; 2) daß es der Character eines gottlosen Menschen sey, wenn er die Religion durch Martern und Grausamkeiten zu vertheidigen suchet; 3) daß diejenigen, die sich dieser barbarischen Mittel bedienen, der Religion nicht nur keine Ehre anthun, sondern sie auch aufs äusserste schänden; 4) daß es an dem Character eines Bischofs ein Schandfleck sey, wenn er sich brauchen lasse, die Ketzer entweder des Landes zu verweisen, ins Elend zu stossen, oder sie gar zu tödten; 5) daß es schandbarer sey, andere zur Aenderung der Religion zu zwingen, als wenn man selbst durch die Furcht bewogen werde, seine Religion zu verleugnen; 6) daß man sich durch Verfolgung und Gewissenszwang als einen Diener des Teufels beweise, und

ganz

ganz deutlich zu verstehen gebe, daß man in die Warheit und Gerechtigkeit seiner eigenen Sache ein Mißtrauen setze; 7) daß es wider die Natur der Religion und den Character unsers göttlichen Erlösers JEsu streite, einen Menschen zur Religion zu zwingen, oder um der Religion willen am Leben zu strafen; 8) daß diejenigen, die in Gewissenssachen so unmenschlich mit andern verführen, sich ein schreckliches Gerichte GOttes zuzögen; 9) daß die, so die Ketzer verfolgten, die wahren Stöhrer des Kirchenfriedens wären; und daß 10) wahre Christen lieber selbst sterben, als über einen andern um der Religion willen das Todesurtheil auswirken würden.

So ist demnach der Verfolgungsgeist der Lehre JEsu, dem Verhalten seiner Apostel und dem Sinn der ersten christlichen Kirche schnurgerade zuwider, und es ist unmöglich, daß diejenige Kirche, die den Verfolgungsgeist hat, denselben herschen läßt und vertheidiget, nur einen richtigen Begrif von der wahren Religion JEsu haben, geschweige denn, daß sie selbst, mit Ausschliessung anderer Kirchen, die allein wahre Kirche seyn solte. Es muß der wüthende Eifer aus ganz andern Quellen herrühren, der die Gewissen anderer Menschen binden, der sie zur Annehmung solcher Lehren zwingen will, die in dem Worte GOttes entweder keinen Grund haben, oder demselben offenbar zuwider sind; der Quaal und Martern für Mittel hält, dadurch die Ueberzeugungen des Verstandes gewirket und Neigungen des Willens gelenket werden könten: der in der Meinung stehet, er thue GOtt einen Dienst daran, wenn er diejenigen abschlachte, köpfe, rädere und verbrenne, die mit ihm nicht

nicht einerley denken und glauben; der einen Beruf zu haben meinet, daß er alle Arten der Mittel, auch die ungerechtesten und grausamsten, anwenden könne, seine Religionsparthey auszubreiten, daß es ihm erlaubt sey, Königreiche in Empörung zu setzen, Fürsten zu ermorden, ganze Völker auf die Schlachtbank zu liefern, oder sie ihrer Haabe und Gutes zu berauben. Wir wollen daher einige von diesen Quellen anzeigen.

Wir setzen billig diejenige oben an, die selbst das Wort GOttes namhaft gemachet und bezeuget hat, daß aus derselben der Verfolgungsgeist entstehe. Und das ist der falsche und blinde Eifer um GOtt. Wie derselbe die Juden antrieb, die Jünger JEsu in den Bann zu thun, wie derselbe Paulum zu einem grimmigen Verfolger machte; so hat er sich auch nachher in die christliche Religion eingeschlichen, und unglaublichen Schaden verursachet. Er kan sich in einen Schein der Andacht und Heiligkeit einkleiden, und der Vorwand von der Beförderung göttlicher Ehre hat so viel blendendes an sich, daß man sich eben nicht wundern darf, wenn auch diejenigen davon hingerissen werden, von denen man nicht schlechthin sagen kan, daß sie ohne alle Religion wären. Wurden nicht selbst die Jünger JEsu von diesem Paroxismo überfallen, als die Samariter dem Heylande so unfreundlich begegneten? Und man würde lieblos handeln, wenn man einigen Kirchenvätern alles Gute blos darum absprechen wolte, weil sie einen Ansatz vom Verfolgungsgeist verrathen. Wie aber die Jünger JEsu, nach erlangtem hohen Maaß der Erkentniß, nicht eine Spur von dem ehemaligen

Sinne

Sinne an sich blicken liessen; so kan man auch ganz getrost sagen, daß, je geringer das Maas der Erkentniß bey einem heftigen Eifer um GOttes Ehre ist, desto leichter fält es, daß ein solcher Mensch sich von dem Verfolgungsgeist hinreissen lässet. Er hält alsdenn vieles für Warheiten, das andere nicht dafür erkennen; er misset die Beleidigungen GOttes, die ihn in Eifer setzen, nach einem falschen Maasstabe ab; er siehet unschuldige und unerhebliche, ja öfters auch nützliche und rechtmäßige Dinge für Schändungen göttlicher Ehre an; er irret in der Wahl der Mittel, dadurch die göttliche Ehre gerettet werden soll; er kan die Heftigkeit seines Affects nicht am Zügel führen, und glaubet, daß alle Ausschweifungen desselben mit der guten Absicht entschuldigt werden könten. Kurz, wenn dieser feurige Affect ohne Licht ist, so verursachet er betrübte Verwüstungen, und schändet das Gute, das sonst jederzeit in Hochachtung geblieben seyn würde. Der bekante heil. Bernhardus ist ein redender Beweis davon. Seine Lieder und Schriften zeugen davon, daß er im Grunde ein frommer und redlicher Mann gewesen; aber wie sehr hat er diesen Character geschändet? Was für ein blinder Eifer beherschete ihn? Was für ein Lermenbläser war er, als die Creutzzüge zur Ausrottung der Ketzer angiengen? Was für mordbrennerische Anschläge gab er denen, die so einfältig waren, und, um das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu reissen, sich zu tausenden auf die Schlachtbank liefern liessen? Was für Siege und Eroberungen versprach er ihnen, nicht anders, als ob er aus göttlicher Offenbarung geredet hätte? Allein, er überle-

bete die Lügen, die ihm sein falscher Eifer eingegeben hatte. Da die edelsten Fürsten auf die Schlachtbank geliefert wurden, da eine Hiobspost nach der andern aus dem Orient nach Deutschland kam, so wurde er öffentlich als ein Lügenprophet zu schanden, und wur- vom Papst Eugenius III zur Verantwortung gezogen, ohnerachtet eben dieser Papst ihn vorher als sein Werkzeug gebrauchet hatte, die deutsche Nation durch seine Beredsamkeit in einen Enthusiasmus zu setzen, vor dem man erstaunen muß.

Der Verfall des wahren Christenthums hat zum Entstehen des Verfolgungsgeistes sehr viel beygetragen. Es ist vorhin gezeiget worden, daß die wahre christliche Religion von Verfolgung und Gewissenszwang nichts wisse; je mehr und merklicher aber diese verfallen, desto natürlicher hat daraus in der Religion Zwang und Gewaltthätigkeit entstehen müssen. Man trennete die Erkentniß der Warheit zur Gottseligkeit von der Uebung derselben, zu beyderseitigen grossen Nachtheil; die göttlichen Warheiten verloren ihren Einfluß auf den Willen, und man übete Tugenden, die von allen Einsichten entblösset waren. Je mehr die Erkentniß abnahm, desto mehr machte man anderer Menschen Empfindungen zum Bestimmungsgrund seines Verhaltens, und es wurde nicht sowol auf Christi Lehre und Exempel gesehen, als auf die Nachahmung eines Altvaters und Einsiedlers, der sich durch gewisse Strengigkeiten ein Ansehen zuwege gebracht hatte. Dieses menschliche Ansehen verdrengete das göttliche, und forderte almählig einen unverweigerlichen Gehorsam, der aber ohne äusserlichen Zwang nicht erhalten werden konte.

Auf

Auf diesem Wege sind die Concilia in der Kirche zu einem so grossen Ansehen gekommen, und die Menschen haben sich bey ihrer abnehmenden Erkentniß göttlicher gewisser Warheiten desto williger das Joch der Menschensatzungen auflegen lassen. Nun wage es einer, der unter dem Papst stehet, und widerspreche einem Concilio, wenn dieses gleich dem Worte GOttes öffentlich widersprochen. Er wirds bald zu fühlen bekommen, daß seine bessere Erkentniß ihm nichts helfen könne. Man hat aber nicht nur die Erkentniß und Ausübung der Gottseligkeit von einander getrennet, sondern auch den Geist des Christenthums durch Aberglauben und unvernünftigen Gottesdienst erstickt; und dadurch hat der Verfolgungsgeist neue Kräfte bekommen. Denn da der eingeführte Bilder- und Götzendienst zum Wesentlichen der Religion gemachet, und eine Verdienstlichkeit damit verbunden worden; so hat man allen denen, die bey dem noch überbliebenen Menschenverstande zu glauben sich gelüsten lassen, daß dieses unmöglich die rechte Art seyn könne, GOtt zu dienen, dadurch entgegen zu gehen gewußt, daß man sich der Drohungen und des Zwanges bedienet, um bey aller Ueberzeugung vom Gegentheil doch den äussern Gehorsam zu erpressen. Eben darauf ist es auch mit dem übertriebenen Unterschiede zwischen den so genanten Geistlichen und Layen hinausgelaufen. Denn seit dem die Clerisey sich der Vorrechte der Kirche bemächtiget, und die armen Layen zu einem blinden Gehorsam verurtheilet; seit dem jene eine neue Art einer bischöflichen und endlich päpstlichen Oberherschaft unter sich eingeführet, und das Reich

Christi, das doch nicht von dieser Welt ist, in ein weltliches Reich verwandelt hat; so sind aus Lehrern Richter, Obrigkeiten und Frohnvögte geworden, die nicht nach dem Exempel der Apostel bitten, und um der Barmherzigkeit GOttes willen ermahnen, sondern die über das Volk herschen und unzählige Arten des Zwanges an der Hand haben, und denselben auch üben. Das lasterhafte Leben derer, die sich dieser Herschaft angemasset, hat den Gewissenszwang aufs höchste getrieben. Denn da ein kundbar lasterhaftes Leben keine Liebe und Hochachtung in dem Herzen gemeiner Christen gestattet: so haben diese durch andere Mittel in der Unterthänigkeit erhalten werden müssen. Je weniger sich die Geistlichen um wahre Erkentniß und Uebung der Gottseligkeit bekümmert; desto unleidlicher sind ihnen diejenigen geworden, die sich entweder unter ihrem eigenen Stande, oder auch unter den Layen hierin hervorgethan. Man hat davon Gelegenheit genommen, sie zu verstricken, und ein Exempel entweder verdächtig zu machen, oder wol gar bey Seite zu schaffen, um nicht dadurch beschämet zu werden. Was deßfals in der Römischen Kirche mit dem Molinos und Quesnel vorgegangen, das ist weltkundig, und zeiget ganz deutlich, daß der Verfolgungsgeist es nicht blos mit theoretischen Sätzen, sondern auch mit Uebungen zu thun habe.

Die schreckliche Unwissenheit hat nicht nur den Verfall der Gottseligkeit befördert, sondern auch den blinden Eifer gestärket, und durch denselben die Verfolgungen autorisiret. So lange unter den Christen richtige Erkentniß göttlicher und menschlicher

War-

Warheiten übrig geblieben, so hat der Verfolgungsgeist nicht zu Kräften kommen können. So bald aber die Unwissenheit zugenommen, die Wissenschaften nicht geachtet, der Gottesdienst in unbekanter Sprache verrichtet, die heilige Schrift und andere ächte Schriften des Alterthums unterdrücket, und die ungereimtesten Deutungen von der Schrift gemachet worden; so hat auch der Geist der Verfolgung die Oberhand bekommen. Dieses Ungeheur ist also ein wahres Werk der Finsterniß, das in den kläglichen Zeiten der Unwissenheit ausgebrütet worden; wovon die Kirchengeschichte ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen. Je enger und eingeschränkter die Einsicht eines Menschen ist, desto steifer und hartnäckiger pfleget auch sein Eigensinn zu werden; welchen letztern er desto kühner behauptet, wenn er eine überlegene Macht in den Händen hat. Gerade so ist es auch zu diesen elenden Zeiten ergangen, da Finsterniß das Erdreich bedecket und Dunkelheit die Völker beherschet. Wer sichs nur merken lassen, daß er bessere Einsichten habe, wer durch einige Redensarten von dem eingeführten Schlendrian abgewichen, der ist in den Verdacht der Ketzerey, Gotteslästerung und Zauberey gerathen; und für solche Menschen hat hernach die Kirche, das ist, die Gönner und Pfleger der Unwissenheit, Feuer, Rad und Schwert zubereitet. Und darin ist der Verfolgungsgeist um so viel frecher worden, je weniger demselben von der Obrigkeit Einhalt geschehen können, als welche selbst mit in diesem Abgrunde der Unwissenheit gelegen, und weder ihre Vorrechte noch ihre Pflichten gekant. Indem es ja eine sehr bekante Sache

ist, daß in diesen betrübten Zeiten die Clerisey die kläglichen Ueberreste von Gelehrsamkeit, so gar bis aufs Lesen und Schreiben in ihrer Botmäßigkeit gehabt, so, daß Fürsten und Regenten genöthiget worden, diejenigen aus den Klöstern zu holen, deren sie sich entweder als ihrer Räthe oder als ihrer Schreiber bedienen wollen. Es ist nicht zu beschreiben, wie sehr viel dieses zur Verstärkung der Verfolgung und Ausübung des abscheulichsten Gewissenszwanges beygetragen, der gewiß weder Ziel noch Ende gefunden haben würde, wo nicht ein neues Licht der Erkentniß aufgegangen wäre.

Siehet man die Hersch- und Gewinsucht so wol der obrigkeitlichen Personen, als auch der Clerisey an, so wird man in derselben eine neue Quelle des Verfolgungsgeistes antreffen. Bey diesen letztern ists am begreiflichsten, indem diese den Zwang und Gewaltthätigkeiten für das leichteste Mittel gehalten, sich nicht nur im Besitz der durch anderer Menschen Aberglauben erlangten Vortheile zu behaupten, sondern auch die Botmäßigkeit immer weiter zu treiben. Man hat aber auch selbst die Obrigkeiten dahin zu bringen gewußt, daß sie die ihrem Stande so verkleinerliche geistliche Tyranney befördert und unterstützet haben. Und dieses ist durch Vorhaltung der Ehre, des Ruhms und der Vortheile geschehen. Wäre es auch möglich gewesen, die edelsten Fürsten von Europa, Kayser und Könige dahin zu bringen, daß sie ihre Staaten verlassen und die halsbrechenden Feldzüge wider die Türken und Saracenen unternommen, wo man sie nicht durch Vorhaltung einer Ehre angetrieben, die sie nicht nur in der Welt unvergeßlich

machen,

machen, sondern ihnen auch grosse Herlichkeit in der künftigen Welt verschaffen werde? Was hat nicht ein leerer Titel vom Römischen Bischof zuwege bringen können, alle Arten der Gewaltthätigkeit entweder an eigenen Unterthanen, oder an fremden Völkern auszuüben? Wie oft ist es geschehen, daß ein Regent samt seinen Unterthanen verketzert und in den Bann gethan worden, um einem andern Sohn der Kirche einen Vorwand an die Hand zu geben, mit demselben als einem Verbanneten umzugehen und sich seines Landes und Eigenthums zu bemächtigen? Ja, es sind Regenten in eine gewisse Art der Nothwendigkeit gesetzet worden, sich als Serjeanten der Römischen Kirche zu beweisen, und Diener des Verfolgungsgeistes gegen ihre eignen Unterthanen zu werden. Je mehr derselbe für einen ächten Sohn der Kirche angesehen seyn wollen, desto mehr hat er sich bereit finden lassen müssen, den inquisitoribus hæreticæ pravitatis alle Hülfe zu leisten. Es ist nicht in seiner Macht und Freyheit geblieben, selbst zu erkennen und zu urtheilen, sondern er hat nur an denen die Urtheile volstrecken müssen, die seinem Arm zur Bestrafung übergeben worden. Hat er sich nicht den harten Censuren der Kirche unterwerfen wollen, so hat er ohne Widerrede thun müssen, was von ihm begehret worden. Ein kleiner Anstand, eine Weigerung, noch vielmehr aber eine begehrte Revision der Acten, hat ihm den Verdacht der Ketzerey zugezogen und ihn in Gefahr gesetzet, mit samt seinen Unterthanen als ein Ketzer geachtet zu werden. Als der gottselige Kayser Maximilianus II dem Adel in den Oesterreichischen Erblanden die freye Uebung der

weder die heiligen Schriften, sonderlich des neuen Testaments, für ketzerische Bücher halte, oder doch besorgete, es möchte dasjenige nicht darin gefunden werden, was man den Glauben der Römischen Kirche nennet, ohnerachtet dieselben in der Absicht geschrieben worden, daß sie einen Menschen weise machen sollen zur Seligkeit, die ältesten Kirchenlehrer auch alle Christen ernstlich ermahneten, daß sie sich dieser heiligen Schriften fleißig bedienen solten.

2. Weil man aber nicht schlechterdings das Licht der Warheit so einschliessen können, daß nicht hie und da ein Strahl desselben durchbrechen sollen; so suchte man diejenigen zu entdecken und kennen zu lernen, bey welchen sich nur die geringste Spur zeigete, daß sie auf andere Meinung gebracht worden. Man fassete solche Maasregeln, daß für solche gleichsam auf dem ganzen Erdboden kein Winkel zu ihrer Sicherheit übrig bleiben solte. Man führete das Inquisitionsgerichte ein, und legte demselben solche Rüstungen an, die auch den Hohen in dieser Welt fürchterlich werden mußten. Es wurde allen Erzbischöfen, Bischöfen, ihren Officianten und Vicarien aufs ernstlichste geboten, unermüdet nachzuforschen, ob etwa jemand in ihrem Sprengel anzutreffen, der einen Ansatz von der Ketzerey habe. Den Obrigkeiten wurde auferleget, auf Requisition eines Bischofs, Abts oder ihrer Vicarien, ihnen unverweigerlich ihre Hand zu bieten, uud diejenigen gefänglich einzuziehen, die bey ihnen als ketzerische Leute würden angegeben werden. Man forderte Privatpersonen vor die geistlichen Gerichte, und lies sie eydlich aussagen, ob ihnen nicht an ihrem Orte Leute bekant wären,

die sie im Verdacht der Ketzerey hätten; welches eine sehr bequeme Gelegenheit war, an einem Feinde Rache auszuüben, und ihn den Händen einer unbarmherzigen Inquisition zu übergeben, welche, so bald er in ihren Händen war, ihm einige Fragen vorlegten, die so verfänglich abgefasset waren, daß er den Stricken und Netzen unmöglich entgehen konte.

3. Was endlich die Strafen der entdeckten Ketzer betrift, so sind dieselben zu verschiedenen Zeiten und durch mehrere Concilia bestimmet worden. Man unterwarf sie dem Kirchenbann, der wöchentlich wider sie gesprochen wurde, so wie solches jetzo noch jährlich zu Rom am grünen Donnerstage in der Bulle Cœna Domini geschiehet. Es wurden ihnen ihre Güter geraubet, auch ihre Häuser geschleifet, und der Platz, darauf sie gestanden, mit einem Fluch beleget, sie selbst aber in eine klägliche Gefangenschaft gebracht. Die Verordnungen vieler Päpste, Kayser und Könige liegen desfals aller Welt vor Augen, und sie haben unter den Händen der Verfolger nichts von ihrer Kraft verloren. Um die weltlichen Obrigkeiten zur Beobachtung ihrer Pflicht zu reitzen, brauchte man Drohungen und Verheissungen. Man belegte die Fürsten mit dem Kirchenbann, die einem Ketzer in ihrem Lande einen Aufenthalt gestatteten. Bewiesen sie sich gar als Gönner derselben, so wurden sie auch ihrer Länder verlustig, wenn sie binnen Jahresfrist sich nicht eines andern besonnen; wovon die Constitution des Kaysers Friedrichs II den Beweis enthält. Dahingegen versprach man denen, die ihren Arm gegen die Ketzer rüsten würden, eben den Ablas, den diejenigen erhalten, die wider die Tür-

nen desto eher gelingen möchte, dieselben zu überreden, so machten sie ihnen einen gewissen Geistlichen aus, der nicht ermangeln würde, ihre Sache dem Richter so zu empfehlen, daß sie sich den erwünschtesten Erfolg davon versprechen könten. Gewannen sie auf die Weise weder bey der einen Parthey noch bey der andern etwas; so fehlete es ihnen nicht an andern leichtfertigen Ränken, sie in grössere Verbitterung zu setzen, und den Richtern anzuliegen, die Sachen äusserst zu verwirren und in die möglichste Länge zu ziehen. Dieses trieb man so lange, bis beyde Partheyen ausgesogen und so mürbe gemachet worden, daß sie nicht wußten, was sie anfangen solten. Auf diesem Wege sind in Frankreich, in Piemont und in den Niederlanden viele Familien zu Grunde gerichtet und in die traurige Nothwendigkeit gesetzet worden, entweder den kummervollen Bettelstab zu ergreifen, oder ihrem Gewissen ein Joch auflegen zu lassen, unter welchem sie bis in ihren Tod geseufzet. 3. Man machte ferner die ehelichen Verbindungen zu einer Gelegenheit, das Gewissen zu verstricken, oder eine in den Folgen unglückliche Last aufzulegen. Die jungen Personen waren dieser Versuchung am meisten unterworfen. Man redete anfänglich in der Sprache der Freundschaft mit ihnen. Man trug einem armen Protestanten eine der Römischen Religion zugethane Tochter mit einem grossen Heyrathsgute an. Und wenn die Schmeicheley nicht die erwünschte Wirkung that, so grif man die Sache auf eine andere Art an. Es fehlete diesen Mäklern nie an liederlichen Dirnen, die gerichtlich anzeigen mußten, daß dieser und jener ihr die Ehe versprochen

habe.

habe. An Zeugen ihrer Aussage konte es ihr nie fehlen, indem man dieselben um ein geringes Geld und um einen Ablasbrief haben konte. Gegen diese Aussage fand keine Ausnahme statt, und der Beklagte mußte entweder diese Person heyrathen, oder er sahe seines Leidens kein Ende. Denn die Klägerin hatte bey der kundbarsten Liederlichkeit des Lebens die Gunst der Clerisey auf ihrer Seite, weil sie eine Tochter der Kirche war. 4. Es wurde die Kirchenzucht unter den Verfolgten zu einer Gelegenheit gemachet, die Versuchungen zu vermehren und gefährlich zu machen. Denn, wenn ein Protestant wegen eines gegebenen Aergernisses der Kirchenstrafe unterworfen wurde, so machten sich die Geistlichen und Mönche bald an ihn. Sie stelleten ihm auf der einen Seite sehr lebhaft vor, wie ungerecht und hart seine Kirche mit ihm verfahre, und wie thöricht er handele, wenn er sich einem solchen harten Joch nicht entzöge. Auf der andern Seite hielten sie ihm die Vortheile vor, die er durch einen muthigen Uebertrit zur Römischen Kirche erhalten könte. Kein Laster und Verbrechen war so groß, dabey sie nicht dem, der es begangen, nicht nur eine völlige Freyheit versprachen, sondern ihm auch die Hofnung machten, künftig zu ansehnlichen Aemtern zu gelangen, folglich auch Gelegenheit in die Hände zu bekommen, sich dereinst an denen empfindlich zu rächen, die jetzo so ein hartes Urtheil über ihn gesprochen. Betraf es solche Personen, die um grober Verbrechen willen den Händen der Obrigkeit übergeben worden; so mußten sie auf freyen Fuß gestellet werden, so bald sie sich nur erkläret hatten, zur

Ge-

gen Vorforderungen vor die angeordneten Gerichte, wobey man die Elenden äffete und sie von Pilato zu Herode führen lies. Bald wurden sie in diese, bald aber in eine andere Stadt gefordert, ohne ihnen die Ursache davon kund zu thun. Bald wurden sie vor ein weltliches Gericht citiret, und wenn sie da angekommen waren, so wies man sie weiter an ein geistliches Gerichte. Bald legte man ihnen Artikel vor, darüber sie vernommen wurden, bald aber solten sie wider alle natürliche Billigkeit bey bewußter Unschuld ihre eigenen Ankläger werden. Wolten sie ihre Unschuld vor Gericht durch Zeugen darthun, so wurden ihnen keine gestattet. Denn die Aussage eines Protestanten galt nicht, und ein Römischcatholischer durfte sich nicht unterstehen, der gekränkten Unschuld zu Hülfe zu kommen, wo er nicht eine gleiche Verdammung über sich bringen wolte. Bald lies man die Vorgeforderten ungesäumt los; sie hatten aber kaum ihre Rückreise gethan, so war schon eine abermalige Vorladung in ihrem Hause. Bald aber wurden sie in solche Gefängnisse gebracht, daß niemals jemand von ihnen etwas wieder erfahren; wovon in der zweyten Abtheilung dieses Theils ein Exempel vorhanden ist.

Diese und andere Kunstgriffe sehen dem Römischen Hofe sehr ähnlich, den ein Staatsmann, der selbst der catholischen Religion zugethan gewesen, folgendergestalt abgeschildert hat: Es würde nicht schwer fallen, zu erweisen, daß der Verfolgungsgeist das vornehmste Triebrad gewesen, dessen sich der Römische Hof samt seinen Anhängern bedienet hat, um Neuerungen einzuführen,

ren, dadurch die Kirche so ungestaltet geworden. Gesetzt aber auch, daß die Reformation zu bittern Kriegen und kläglichen Verwüstungen Anlas gegeben habe, so fragt sichs doch noch: wer hat den Angrif gethan? Sind es nicht die Papisten gewesen? Denn es ist weltkundig, daß die Protestanten eher nicht die Waffen ergriffen haben, als bis sie durch die grausamsten Verfolgungen aufs äusserste getrieben worden. Seitdem die Päpste durch die abergläubige Niederträchtigkeit eines grossen Carls, eines andächtigen Ludewigs, ganze Staaten an sich gebracht, Klöster gestiftet, Priester und Mönche bereichert, so hat sich Ueppigkeit und Wollüstigkeit des Fleisches in den Kirchenstaat eingeschlichen. Sie geriethen in eine Fäulniß, und verwandelten diese Art der apostolischen Welt in eine epicurische Republik. Eine solche vortheilhafte Lage brachte diese heiligen und geweiheten Menschen auf die Gedanken, sich in derselben auf Unkosten der Warheit und der gesunden Lehre zu erhalten. Diese an Ränken fruchtbaren Köpfe brauchten nicht viel Zeit, diesen Plan auszuführen. Daher ist der pompeuse Aberglaube entstanden, der dem gemeinen Volk die Augen geblendet, um ihre Hochachtung an sich zu ziehen, und von ihrem Vermögen fett zu werden. Als sich nachher der Ehrgeitz mit der wollüstigen Weichlichkeit vereinigte, so erregte er bey ihnen den Trieb, sich furchtbar zu machen, und sich einer Autorität anzumassen, die nur den Tyrannen geziemet. Rom, dessen Machiavellis-

mus über alles gehet, was an List und Tücke ersonnen werden mag, machte einen geschickten Gebrauch von der Einfalt und Unwissenheit sowol des Souverains als der Völker, um die päpstliche Infallibilität zu unterstützen. Diese Infallibilität fand in allen Staaten und Ständen leider! nur alzuviele Einfaltspinsel. Zuförderst wurden die Personen und Höfe der Fürsten damit angestecket. Die Völker und Unterthanen mußten sich nach dem Exempel ihrer Herren richten; so, daß man plötzlich den Papst, diesen demüthigen Knecht aller Knechte, in einen Vicegott und König der Könige verwandelt sahe. Die schüchterne Ehrerbietigkeit, so die Christen seit der Zeit gegen den Römischen Papst hegeten, verwandelte sich in Anbetung. Es wurden unzählige Wunderwerke erdichtet, um den blinden und einfältigen Pöbel zu hintergehen. Man machte ihm weis, daß die heiligen Väter täglich Erscheinungen hätten und Gesandschaften von der Hofstadt des Himmels erhielten; daß sie insonderheit, wenn sie die Messe hielten, Briefe empfiengen; und daß diese Briefe mit güldenen Buchstaben geschrieben wären. Dieser eben so gottlose als dumme Betrug fand Anhänger. Die Päpste wurden für Statthalter Christi angesehen. Sie redeten kaum ein Wort, welches man nicht für einen Schluß des Himmels ansahe. Und endlich ward die betrogene Einfalt in ihrer Achtung gegen diesen Götzen so ausschweifend, daß selbst die mächtigsten Monarchen sich nicht schämeten, demselben die Füsse zu küs-

küssen, die Steigbügel seines Maulesels zu halten, und sichs für eine Ehre anzurechnen, dessen Vasallen zu seyn. Ein so ungeheurer Despotismus machte sie frech und fürchterlich. Sie setzten Könige ab, sie vertrieben sie aus ihren Staaten, sie zündeten unzählige Kriegesflammen an, und vergossen das Blut der Elenden stromweise in Europa. Sie waren viel zu geizig und viel zu wollüstig, als daß sie sich an dem kostbaren Patrimonio und Erbgut der Kirche hätten sollen genügen lassen, das ihnen von diesen Fürsten geschenket worden; vielmehr waren sie auf tausenderley Ränke bedacht, sich noch mehr zu bereichern. Daher ist der Ablaß, die Walfarthen, das Fegfeuer und der Wucher mit den geistlichen Pfründen und Kirchenbeneficien entstanden. Man hat nichts unversucht gelassen, Schätze mit Schätzen zu häuffen. Erkühnete sich jemand, dem niederträchtigen Geitz des Römischen Hofes Grenzen zu setzen, so wurde Bann, Feuer, Gift und Schwert gebrauchet, solche tollkühne Menschen zu bestrafen. Fand man solche Souverains auf dem Thron, die grosse Einsichten und Muth besassen, und denen es unmöglich war, sich diesem lastbaren Joch zu unterwerfen; so wurden die Hülfstruppen dieses Hofes, die Priester und Mönche, zu Felde geführet, um entweder in solchen ungläubigen Königreichen Verrätherey und Aufruhr anzuspinnen, oder solche unglückliche Fürsten zu ermorden. Sind diese Ausschweifungen, damit die Geschichte vieler Jahrhunderte angefül-

let sind; nicht ein überzeugender Beweis, daß der grausame und barbarische Eifer jederzeit die herschende Eigenschaft des Römischen Hofes gewesen? Darf man sich auch noch darüber wundern, daß Lutherus, Calvinus und ihre Anhänger die entsetzlichsten Verfolgungen ausgestanden? Diese beyden Religionsverbesserer trugen eine Lehre vor, welche die arglistigen Ränke dieses Hofes aufdeckte, und dessen ungereimte Lehrsätze zu Boden stürzte. Verdiente nicht ein solch entsetzliches Verbrechen, daß man es an dessen Urhebern und ihren Jüngern bestrafete? Daher hat man auch nichts unterlassen, ihre Secte auszurotten. Man hat die Protestanten bis aufs äusserste getrieben. Die Natur hat sich endlich empöret. Sie sind gezwungen worden, die Waffen zu ergreifen, um die Marter und den Tod ihrer Väter, ihrer Brüder und Freunde zu rächen. Das Betragen ihrer Widerwärtigen hat das Ihrige rechtfertigen müssen. Will man sie nun verdammen, so muß man damit den Anfang machen, daß man ihnen ein besseres Exempel der Gerechtigkeit und Menschlichkeit giebet.

Ich füge noch die Betrachtungen hinzu, die ein anderer grosser Staatsmann, ebenfals catholischer Religion, nemlich der vortrefliche Thuanus, der bis auf den heutigen Tag eine Zierde Frankreichs geblieben, angestellet hat. Sie finden sich in der vortreflichen Dedication der Geschichte seiner Zeiten an den König Heinrich IV., die bekantermassen mit unter die Meisterstücke in dieser Art gezählet zu werden ver-

die,

dienet. „Ausser den andern Plagen, schreibet er, welche die gegenwärtigen tugendgehässigen Zeiten drücken, finden sich auch die Religionsstreitigkeiten, die nun die Christenheit seit hundert Jahren verwirret haben, und die aufs künftige noch schrecklichere Verwüstungen anrichten werden, wenn diejenigen, deren Interesse es erfordert, dieselben zu dämpfen, nicht bequemere Mittel dagegen gebrauchen, und folglich andere Mittel, als diejenigen gewesen, deren man sich bisher bedienet hat. Denn die Erfahrung hat uns nun zur Gnüge gelehret, daß Feuer, Schwert, Landesverweisungen u. s. w. vermögender gewesen, ein Uebel ärger zu machen, das seine Wurzel im Verstande hat, und das eben deswegen durch solche Mittel nicht gehoben werden kan, die nur den Leib treffen. Es ist dawider nichts dienlicher, als eine gesunde Lehre und heilige Unterweisung, die gar leicht in die Seele dringet, wenn sie vom Geist der Sanftmuth begleitet wird. Alle andere Dinge lassen sich durch die Macht und Gewalt der Obrigkeiten und Fürsten zwingen; nur die Religion ist von keinem Befehl eines Souverain abhängig. Sie dringet nicht anders ins Gemüth, als durch Ueberzeugung von der Warheit und unter dem Beystande des Geistes GOttes. Strafen und Martern dienen zu nichts; statt daß das Herz dadurch erweichet und zu Boden geworfen werden solte, wird es nur steiffer und hartnäckiger gemachet. Was die Stoiker von ihrer Weisheit mit so grossem Stolz gerühmet, das können wir mit besserm Rechte von der Religion sagen. Quaal und Schmerzen kommen denen erträglich vor, die von ihr belebet sind.

Sie besiegen das Gefühl alles Ungemachs durch die Standhaftigkeit, die diese in ihnen wirket. Es wird ihnen vor keinem Leiden bange, das man ihnen auferleget. Wenn sie nur einige Kentniß von ihren Kräften haben, so glauben sie tüchtig zu seyn, alles auszustehen, und sich des Beystandes GOttes zu getrösten. Man stelle den Henkersknecht zu ihrer Seite, man lege ihnen Feuer und Schwert vor; sie werden sich dadurch nicht schüchtern machen lassen. Unbekümmert um das, was sie zu leiden haben, sind sie nur darauf bedacht, das zu thun, was ihre Pflicht mit sich bringet. Sie besitzen das in sich selbst, was ihre wahre Glückseligkeit ausmachet: alles, was ihnen von aussen begegnet, komt ihnen leicht vor, und rühret, so zu reden, nur die Haut. Hat Epicurus, dessen Philosophie sonst bey andern Weltweisen so übel angeschrieben ist, von einem Weisen gesaget, daß er, wenn er auch in den glüenden Ofen des Phalaris gestecket würde, dennoch nicht unterlassen würde, auszurufen: Wie angenehm ist das für mich! Ich nehme keinen Theil an dem, was mir widerfähret! Meinet man denn wol, daß diejenigen weniger Muth haben, die seit hundert Jahren um der Religion willen verschiedene Martern ausgestanden haben? oder daß andere aufs künftige weniger Muth beweisen werden, wenn man bey diesen Grausamkeiten beharret? Es ist gewiß sehr merkwürdig, was einer von ihnen gesaget und gethan, als man ihn an den Pfahl befestigte, daran er verbrant werden solte. Er fiel auf seine Knie, er stimmete einen Lobgesang an, den kaum Dampf und Feuerflamme unterbrechen konte.

Und

Und als er merkte, daß der Henkersknecht den Scheiterhaufen von hinten zu anstecken wolte, um ihn nicht zu erschrecken, so sagte er zu ihm: Komm, stecke ihn vor meinen Augen an; denn wenn ich mich vor dem Feuer gefürchtet hätte, so würde ich hier nicht seyn, weil es nur an mir gelegen, demselben zu entgehen. Es ist demnach was vergebliches, den Eifer derer, die Neuerungen in der Religion einführen, durch Martern zu dämpfen; sie werden dadurch noch vester, und fähig gemachet, die grössesten Dinge zu unternehmen. Dieses haben wir nun seit vierzig Jahren in Frankreich erfahren, und in den Niederlanden bey nahe eben so lange. Endlich ist die Sache dergestalt aufs äusserste getrieben worden, daß es ganz vergeblich ist, zu hoffen, daß das Uebel durch Hinrichtung einer geringen Anzahl Menschen werde gehoben werden können, wie man im Anfange geglaubet hat. Da sich dasselbe durch ganze Völker, ja durch ganz Europa ausgebreitet hat, so ist das Schwert der Obrigkeit gar nicht mehr brauchbar; sondern es muß das Wort GOttes als das rechte Mittel gebrauchet werden; und man muß diejenigen, die sich nicht zwingen lassen, durch einen liebreichen Umgang und freundschaftliche Unterredungen zu gewinnen suchen. = = So oft ich den Sulpitius Severus lese, der die Begebenheiten seiner Zeit so zierlich als aufrichtig beschrieben hat, so erinnere ich mich desjenigen, was in meiner Jugend vorgefallen, da man, als die Religionsbewegungen ausgebrochen waren, eine unzählige Menge Menschen des Todes würdig erkante, die sich entweder durch ihre Sitten, oder durch ihre Mie-

nen,

nen, oder auch durch ihre Kleidung verdächtig mach-ten: Die Zanksucht, der Haß, die Gunst, die Furcht, die Unbeständigkeit, die Faulheit, der Müssiggang, der Stolz derer, welche die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in den Händen hatten, zertheilten das Königreich in Factionen, und setzten durch die Zerrüttung des Staats selbst die Religion in Gefahr. : : Es ist schwer zu sagen, wer dabey am meisten gelitten habe, der bürgerliche Staat oder die Religion; nachdem die Spaltung einmal geschehen und eben dadurch befestiget worden, da diejenigen keine helfende Hand angeleget, die derselben abhelfen können und sollen. Ich sage dieses nicht deswegen, daß ich die Frage, darüber so lange gestritten worden, wieder rege machen wolte: ob die Ketzer am Leben gestrafet werden müßten. Denn es schickt sich dieselbe weder zu meinem Stande, noch zu den Zeiten, darin wir leben. Mein Zweck ist nur, zu zeigen, daß diejenigen Fürsten, welche diese Religionshändel lieber glimpflich, auch wol mit einigem Verlust tractiren, als es durch Gewalt der Waffen und durch Religionskriege zwingen wollen, überaus klug und nach dem Muster der alten Kirche gehandelt haben. Dieses begrif der Kayser Ferdinand, dieser vernünftige und weise Regent, sehr wohl; der bey den heftigen und langwierigen Kriegen, die sein Bruder Carl V wider die Protestanten in Deutschland so unglücklich geführet, sich solche reife Anmerkungen gemachet, daß er, da er kaum die Regierung angetreten, den Protestanten durch einen feyerlichen Reichsschluß den Frieden gewährete, und denselben auch zu verschiedenenmalen bestätigte. Und

da

da er wahrgenommen, daß Religionssachen sich weit besser durch gütliche Unterredungen beylegen lassen, so entschloß er sich kurz vor seinem Tode und unmittelbar nach geendigtem Tridentinischen Concilio, dem Rath seines Sohnes Maximiliani II, eines sehr weisen Fürsten, zu folgen; und weil die Protestanten bey diesem Concilio nicht zugegen seyn können, so wolte er denselben zu Liebe eine andere Unterhandlung anordnen: zu welchem Ende er den George Cassander, einen eben so gelehrten als bescheidenen Mann, aussuchte, mit welchem die protestantischen Lehrer sich in eine liebreiche Unterhandlung einlassen, und die streitigen Artikel der Augspurgischen Confession untersuchen solten. Allein, der schlechte Gesundheitszustand dieses Mannes und der bald darauf erfolgte Tod des Kaysers, beraubte Deutschland einer der Früchte, die man sonst von dieser Veranstaltung hätte erwarten können. Dem Exempel der Deutschen folgten die Magnaten in Polen, und machten eben eine solche Veranstaltung in ihrem Lande. Und obwol Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, nachdem er durch Hülfe der Krone Frankreich wieder zur Regierung gelanget, einen schädlichen Krieg mit den Einwohnern in den Piemontischen Thälern anfieng, entweder damit man in Italien von ihm reden, oder damit er gegen einige Leute sich gefällig erweisen möchte; so verbesserte er doch nachher diesen Fehler, und bewilligte diesen armen Leuten, deren Lebenswandel unschuldig war, die Gewissensfreyheit, und hielt ihnen auch den geschenkten Frieden heilig. Ich komme nun auf uns selbst, und getraue mir eine solche Wunde zu berühren, daß

ich

ich fast besorgen muß, mir blos deswegen Händel zuzuziehen, daß ich mich unterstanden, mich derselben mit dem Finger zu nähern. Weil ich aber einmal angefangen habe, so will ich auch ausreden und frey heraussagen, weil es unter Ew. Maj. Regierung erlaubt ist, daß der Krieg kein rechtmäßiges oder zureichendes Mittel sey, den Religionsspaltungen abzuhelfen. Denn die Protestanten dieses Königreichs, deren Anzahl zu den Friedenszeiten sehr mäßig war, hat sich unter den wider sie geführten Kriegen gewaltig vermehret; und die unsrigen haben einen gefährlichen Fehler begangen, da sie entweder aus einem unvernünftigen Religionseifer, oder aus einem Triebe der Eitelkeit und Neuerungssucht, zur grösten Gefahr der Religion einen blutigen Krieg veranstaltet, der bald geendiget, bald wieder von neuem angefangen worden. Was braucht man hier viel Worte; die Sache redet ja von sich selbst. Es wurde nach einem blutigen Kriege der Friede 1563 (nemlich zu Amboise) hergestellet, und er war der Religion so vortheilhaft, als den guten Seelen angenehm, die darnach geseufzet hatten. Es wurden bey dieser Gelegenheit Gesetze gemachet, die Frankreich sich niemals hätte sollen gereuen lassen. Aber durch ein Geschick, das unserer Wohlfarth feind war, wurden wir in vier Jahren unserer öffentlichen Sicherheit schon überdrüßig, wir verwarfen alle Friedensvorschläge, wir liessen uns in einen neuen Krieg ein, der sowol für das Volk als für die Urheber desselben unglücklich war. Diejenigen, die sich dessen erinnern, was bey der fatalen Zusammenkunft zu Bayonne vorgefallen, werden auch

wol

wol wissen, worauf ich ziele. Denn von der Zeit an wurden durch den Betrug der Auswärtigen lauter leichtfertige Ränke gespielet, die Krieg und Zerrüttung nach sich zogen. Hier wurde es beschlossen, daß der Herzog von Alba mit einer mächtigen Armee nach Flandern geschicket werden solte, welcher der Herzogin von Parma die Regierung abnehmen mußte, die sie in diesen Provinzen jederzeit mit grosser Mäßigung geführet. Darauf verwüstete er alles mit Feuer und Schwert; er legte auf allen Grenzen neue Citadelle an; er beschwerete freye Länder mit ausserordentlichen Abgaben, um die Kriegskosten zu bestreiten; er nahm reichen Städten ihre Freyheiten, und setzte sie in den Zustand eines starken Körpers, dem man die Nahrung entzogen hat. Auf diese gewaltthätigen Anschläge folgte die Verzweifelung und endlich die Empörung der Völker, die ganz unersetzlichen Schaden nach sich gezogen. Zur Verhütung dieses Unglücks hatte Franciscus **Baudouin**, der berühmteste Rechtsgelehrte seiner Zeiten, den Ständen dieser Provinzen angerathen, daß man dem Könige Philipp II eine Bittschrift übergeben und ihn ersuchen möchte, den Protestanten die Gewissensfreyheit zu schenken, und sie von den Inquisitionsmartern zu befreyen; er schrieb auch einen Tractat in französischer Sprache, darin er zeigete, daß die Religionsstreittigkeiten weit besser durch freundschaftliche Unterredungen und Beobachtung gegenseitiger Billigkeit beygeleget werden könten, als durch gewaltthätige Mittel; und daß er, wenn man fortführe, diese zu gebrauchen, vorhersähe, daß die Macht der Protestanten, die jetzo noch getheilet wä-

re,

re, sich vereinigen und den gefährlichsten Krieg nach sich ziehen würde. : : Wir haben gewiß nicht Ursache, uns des Religionseifers derjenigen Leute zu rühmen, die niemals einen Tractat mit den Ketzern unterzeichnen wollen. Sie sehen es nun, worauf ihre schönen Anschläge hinausgelaufen. Sie haben tausend Ursachen, den Verlust so viel schöner Provinzen und die Zerstreuung ihrer eigenen Reichthümer zu beseufzen. Wie gerne würden sie nun so klug seyn, als diejenigen, die sie sonst tadelten! Wie gerne würden sie die vielen Jahre zurückkaufen, die sie mit bürgerlichen Kriegen zugebracht! Aber ist es nicht sehr zu besorgen, daß man diese Unvorsichtigkeit, die wir an den Spaniern tadeln, uns selbst vorwerfen könne? Da wir theils durch die eigene Wuth, theils durch die vorhin erwehnte böse Rathgeber, uns die allerbetrübtesten Zerrüttungen zugezogen, und uns in Kriege eingelassen haben, darin die Städte zerstöret und die Tempel umgestürzet worden, derer in den vorhergehenden Kriegen noch war geschonet worden; darin wir unsere eigenen Provinzen verwüstet, den Haß, der durch den ersten Frieden war gedämpfet worden, in voller Wuth ausbrechen lassen; so, daß es schien, als ob wir nur darum die Waffen niedergeleget, um sie mit desto heftigerer Gewalt wieder zu ergreifen. Es kam zwar wieder zu einem Frieden; aber je angenehmer und schätzbarer derselbe war, desto mehr wurde er durch eine Thathandlung und Verrätherey verletzet, von der ich wünschte, daß sie in einer ewigen Vergessenheit begraben liegen möchte. Ich ziele damit auf das grausame (Parisische) Blutbad, das zwey Jahr nachher angestellet wurde,

und in welchem Ew. Maj. um ein Haar wären mit hingerissen worden. Die göttliche Rache verfolgte uns, und strafte die Sünde Frankreichs durch den Tod seines Königs, der mehr durch anderer Leute Anhetzung als durch seine eigene Neigung zu dieser Grausamkeit war verleitet worden. Was that sein Nachfolger (Heinrich III)? Er kehrete sich nach seiner Zurückkunft aus Polen nicht an den weisen Rath des Kaysers Maximilianus II und der Republik Venedig, durch deren Staaten er gereiset war. Er ergrif bey seiner Ankunft in Frankreich gerade die Parthey, die ihm war widerrathen worden, und versagte den Protestanten den Frieden, darum sie ihn flehentlich und mit Thränen baten. Es gereuete ihn aber sein voreiliger Schritt gar bald, und er gewährete den Protestanten das Pacificationsedict; auf welches eine siebenjährige Ruhe erfolgte, die nur durch kleine Streifereyen gestöret wurde, bis es den Feinden der Ruhe unerträglich fiel, daß Frankreich einen so langen Frieden geniessen solte, daher sie, und zwar höchst unzeitig, einen kläglichen Krieg anspønnen, darein sich der König durch eine fatale Verblendung und durch die bösen Rathschläge derer, die um seine Person waren, einflechten lies. Und ob es wol anfänglich das Ansehen hatte, als ob der Hauptschlag Eure Majestät treffen solte, so fiel er doch auf ihn zurück. Ich erzittere, wenn ich an die entsetzliche Mordthat gedenke, die Frankreich einen ewigen Schandflecken angehenget hat; so wie es auch denen zur unauslöschlichen Schmach gereichen muß, die ihre Freude darüber bezeuget. Dieses Unglück würde den Staat

und die Religion in eine unwiederbringliche Zerrüttung gesetzet haben, wo GOtt nicht zu unserm Heil gewachet, und Ew. Maj. dem zerrütteten Staat zur Stütze geschenket, und das algemeine Unglück aufgehalten hätte. Sie haben in diesem erhabenen Stande durch Dero Beyspiel gelehret, daß, wenn auch alles andere menschlichen Gesetzen unterworfen ist, dennoch die Religion davon ausgenommen sey, die weder Gebot noch Zwang leidet. Denn nachdem Sie von Jugend auf unter den bürgerlichen Kriegen die grösten Widerwärtigkeiten erfahren, nachdem Sie von Kriegesheeren auf allen Seiten umringet gewesen, Schlachten gewonnen und verloren, zu einer Zeit, da es eben so gefährlich war, zu überwinden als unterzuliegen; so haben Sie sich doch von Ihrer Religion nicht abwendig machen, weder durch Hofnungen locken, noch durch Furcht zu Boden werfen lassen. Und da endlich Dero Tapferkeit alles weichen müssen, so haben Sie das demüthige Flehen Dero Unterthanen statt finden lassen. Und ob Sie wol nachher der Religion Ihrer Vorfahren wieder beygetreten; so haben Sie doch gegen Dero Unterthanen diejenige Mäßigung bewiesen, deren Nutzen sie selbst ehedem erfahren. Sie haben alle Edicte aufgehoben, die wider die Protestanten abgefasset worden; Sie haben so wol mit ihren Unterthanen als mit den Auswärtigen einen rühmlichen Frieden geschlossen, und die zum Vortheil der Protestanten abgefaßten zwey Edicte durch ein drittes bestätiget. Sie haben die Protestanten in ihre Häuser, in ihre Güter und Ehre eingesetzet; Sie haben einige derselben zu den höchsten Würden erhoben,

den, in der Hofnung, daß dadurch der Haß und die Bitterkeit werde gedämpfet, die anbefohlne Einträchtigkeit befördert, die Heiterkeit der Gemüther wieder hergestellet und alles dicke Gewölke widriger Leidenschaften völlig zerstreuet werden, u. s. w. So hat sich Thuanus erkläret, dieser grosse Staatsmann und Geschichtschreiber, der, ob er gleich der Römischen Religion ergeben gewesen und geblieben, dennoch wohl erkant, daß die Proceduren seiner Kirche nicht nur wider Vernunft und Religion, sondern auch wider das wahre Interesse des Vaterlandes stritten.

Bey so kundbarer Ungerechtigkeit und Ungöttlichkeit des Verfolgungsgeistes möchte man wol die Gründe kennen lernen, deren sich die Glieder dieser Kirche bedienen, um ihrem Feuereifer den Schein des Rechten zu geben. Es gestattet der enge Raum dieser Vorrede nicht, sie nach der Reihe anzuführen. Wer sie in ihrer grösten Stärke vorgetragen, aber auch völlig entwafnet sehen will, der lese nur des sel. Canzler von Mosheim dissertat. de pœnis Hæreticorum, die er dem Stephanus Javorsky, einem Rußischen Prälaten, entgegen gestellet, der aller Feindschaft, die er als ein Glied der griechischen Kirche gegen die lateinische geheget, ungeachtet, dennoch kein Bedenken getragen, in seinem 1728 herausgegebenen Buche, das den Titel: Petra fidei, führet, die Gründe, die den Verfolgungsgeist unterstützen sollen, aus dem Bellarminus auszuschreiben und sie seinen Russen als was ganz neues vorzulegen. Jetzo sollen nur drey oder vier solcher Gründe angezeiget und

beantwortet werden, die einigen Schein haben, und die sonderlich den Grossen dieser Welt nahe ans Herz geleget werden, deren Arm die fromme Kirche, die kein Blut sehen an, wider die Ketzer zu rüsten suchet.

1. Wir haben, sagt man, die Warheit auf unserer Seite. Unsere Kirche ist die wahre Kirche JEsu Christi, die Mutter aller Christen, ausser deren Schoosse keine Seligkeit zu erlangen ist; folglich gebühret es derselben auch, diejenigen in ihren Schoos zusammen zu zwingen, die sich davon entfernet haben. Wer siehet aber nicht, daß dieses ein Cirkel im Erweis sey, und daß man dasjenige als sicher und unstreitig voraus setzet, das doch erst erwiesen werden muß? Macht nicht eine jegliche Religionsparthey diesen Anspruch? Und wenn die daraus hergeleitete Folge gelten soll, so muß die christliche Kirche eine hobbesianische Republik werden, in welcher der Stärkere den Schwächern unterdrücket und verschlinget. Allein, wir wollen eine Zeitlang diesen Anspruch gelten lassen, wir wollen annehmen, daß die Römische Kirche nach ihrer gegenwärtigen Verfassung die wahre Kirche sey, daß sie von JEsu Christo selbst und von seinen Aposteln gegründet worden, und daß keine andere Particularkirche sich dieses Vorzugs rühmen könne; ja wir wollen noch weiter gehen, und eine Zeitlang einräumen, daß diese Kirche infallibel sey, (welches Vorrecht ihr von ihren eigenen Lehrern nicht durchgängig zugestanden wird,) daß der Papst kraft eines göttlichen Rechtes der algemeine Monarch der

Kir-

Kirche sey, daß seine Aussprüche lauter Orakel sind, und daß alle Bischöfe und alle Christen sich denselben ohne Widerspruch unterwerfen müssen. Wird denn aber auch daraus folgen, daß man Irgläubige und Ketzer verfolgen und sie gewaltthätiger Weise in den Schoos dieser Kirche bringen müsse? Nichts weniger als dieses. Denn hoffentlich wird man doch JEsu Christo und seinen Aposteln eben diese Vorrechte nicht streitig machen? Man wird doch wol so ehrlich seyn und zugestehen, daß der Heiland und seine Jünger, so lange sie auf Erden gewesen, eben die Vorrechte besessen, welche die Römische Kirche von ihnen geerbet zu haben vorgiebt? Es stelleten *also* die Apostel die algemeine Kirche vor. Sie hatten nicht einen Statthalter JEsu Christi, sondern JEsum Christum selbst in eigener Person zu ihrem Anführer, der *unstreitig* das Haupt der Kirche ist. Sie empfiengen von ihm den heiligen Geist, der sie in *alle* Warheit leitete, und der sie in ihren Aussprüchen untrüglich machte. Sie waren mit einer göttlichen Kraft, Wunder zu thun, von oben her ausgerüstet, mit welcher sie den Ketzern und falschen Aposteln entsetzlich hart hätten fallen können. Aber *was haben* sie von diesen Vorzügen für einen Gebrauch gemacht? Haben sie sich derselben auch je bedienet, den Gewissen Gewalt anzuthun, und die verirrten Schaafe unter den Juden und Heiden mit Waffen, mit Feuer und Schwert in den Schaafstal Christi zusammen zu treiben? Haben sie nicht vielmehr durch ihre Worte so wol als durch ihr Exempel gelehret, daß ein solches Verfahren in ihren Augen was verabscheuungswürdiges gewesen? Nimt

 man

nen, oder auch durch ihre Kleidung verdächtig mach-ten: Die Zanksucht, der Haß, die Gunst, die Furcht, die Unbeständigkeit, die Faulheit, der Müßiggang, der Stolz derer, welche die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in den Händen hatten, zertheilten das Königreich in Factionen, und setzten durch die Zerrüttung des Staats selbst die Religion in Gefahr. = = Es ist schwer zu sagen, wer dabey am meisten gelitten habe, der bürgerliche Staat oder die Religion; nachdem die Spaltung einmal geschehen und eben dadurch bevestiget worden, da diejenigen keine helfende Hand angeleget, die derselben abhelfen können und sollen. Ich sage dieses nicht deswegen, daß ich die Frage, darüber so lange gestritten worden, wieder rege machen wolte: ob die Ketzer am Leben gestrafet werden müßten. Denn es schickt sich dieselbe weder zu meinem Stande, noch zu den Zeiten, darin wir leben. Mein Zweck ist nur, zu zeigen, daß diejenigen Fürsten, welche diese Religionshändel lieber glimpflich, auch wol mit einigem Verlust tractiren, als es durch Gewalt der Waffen und durch Religionskriege zwingen wollen, überaus klug und nach dem Muster der alten Kirche gehandelt haben. Dieses begrif der Kayser Ferdinand, dieser vernünftige und weise Regent, sehr wohl; der bey den heftigen und langwierigen Kriegen, die sein Bruder Carl V wider die Protestanten in Deutschland so unglücklich geführet, sich solche reife Anmerkungen gemachet, daß er, da er kaum die Regierung angetreten, den Protestanten durch einen feyerlichen Reichsschluß den Frieden gewährete, und denselben auch zu verschiedenenmalen bestätigte. Und

da

da er wahrgenommen, daß Religionssachen sich weit besser durch gütliche Unterredungen beylegen lassen, so entschloß er sich kurz vor seinem Tode und unmittelbar nach geendigtem Tridentinischen Concilio, dem Rath seines Sohnes Maximiliani II, eines sehr weisen Fürsten, zu folgen; und weil die Protestanten bey diesem Concilio nicht zugegen seyn können, so wolte er denselben zu Liebe eine andere Unterhandlung anordnen: zu welchem Ende er den George Cassander, einen eben so gelehrten als bescheidenen Mann, aussuchte, mit welchem die protestantischen Lehrer sich in eine liebreiche Unterhandlung einlassen, und die streitigen Artikel der Augspurgischen Confession untersuchen solten. Allein, der schlechte Gesundheitszustand dieses Mannes und der bald darauf erfolgte Tod des Kaysers, beraubte Deutschland einer der Früchte, die man sonst von dieser Veranstaltung hätte erwarten können. Dem Exempel der Deutschen folgten die Magnaten in Polen, und machten eben eine solche Veranstaltung in ihrem Lande. Und obwol Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, nachdem er durch Hülfe der Krone Frankreich wieder zur Regierung gelanget, einen schädlichen Krieg mit den Einwohnern in den Piemontischen Thälern anfieng, entweder damit man in Italien von ihm reden, oder damit er gegen einige Leute sich gefällig erweisen möchte; so verbesserte er doch nachher diesen Fehler, und bewilligte diesen armen Leuten, deren Lebenswandel unschuldig war, die Gewissensfreyheit, und hielt ihnen auch den geschenkten Frieden heilig. Ich komme nun auf uns selbst, und getraue mir eine solche Wunde zu berühren, daß

ich

ich fast besorgen muß, mir blos deswegen Händel zuzuziehen, daß ich mich unterstanden, mich derselben mit dem Finger zu nähern. Weil ich aber einmal angefangen habe, so will ich auch ausreden und frey heraussagen, weil es unter Ew. Maj. Regierung erlaubt ist, daß der Krieg kein rechtmäßiges oder zureichendes Mittel sey, den Religionsspaltungen abzuhelfen. Denn die Protestanten dieses Königreichs, deren Anzahl zu den Friedenszeiten sehr mäßig war, hat sich unter den wider sie geführten Kriegen gewaltig vermehret; und die unsrigen haben einen gefährlichen Fehler begangen, da sie entweder aus einem unvernünftigen Religionseifer, oder aus einem Triebe der Eitelkeit und Neuerungssucht, zur grösten Gefahr der Religion einen blutigen Krieg veranstaltet, der bald geendiget, bald wieder von neuem angefangen worden. Was braucht man hier viel Worte; die Sache redet ja von sich selbst. Es wurde nach einem blutigen Kriege der Friede 1563 (nemlich zu Amboise) hergestellet, und er war der Religion so vortheilhaft, als den guten Seelen angenehm, die darnach geseufzet hatten. Es wurden bey dieser Gelegenheit Gesetze gemachet, die Frankreich sich niemals hätte sollen gereuen lassen. Aber durch ein Geschick, das unserer Wohlfarth feind war, wurden wir in vier Jahren unserer öffentlichen Sicherheit schon überdrüßig, wir verwarfen alle Friedensvorschläge, wir liessen uns in einen neuen Krieg ein, der sowol für das Volk als für die Urheber desselben unglücklich war. Diejenigen, die sich dessen erinnern, was bey der fatalen Zusammenkunft zu Bayonne vorgefallen, werden auch

wol

wol wissen, worauf ich ziele. Denn von der Zeit an wurden durch den Betrug der Auswärtigen lauter leichtfertige Ränke gespielet, die Krieg und Zerrüttung nach sich zogen. Hier wurde es beschlossen, daß der Herzog von Alba mit einer mächtigen Armee nach Flandern geschicket werden solte, welcher der Herzogin von Parma die Regierung abnehmen mußte, die sie in diesen Provinzen jederzeit mit grosser Mäßigung geführet. Darauf verwüstete er alles mit Feuer und Schwert; er legte auf allen Grenzen neue Citadelle an; er beschwerete freye Länder mit ausserordentlichen Abgaben, um die Kriegskosten zu bestreiten; er nahm reichen Städten ihre Freyheiten, und setzte sie in den Zustand eines starken Körpers, dem man die Nahrung entzogen hat. Auf diese gewaltthätigen Anschläge folgte die Verzweifelung und endlich die Empörung der Völker, die ganz unersetzlichen Schaden nach sich gezogen. Zur Verhütung dieses Unglücks hatte Franciscus **Baudouin**, der berühmteste Rechtsgelehrte seiner Zeiten, den Ständen dieser Provinzen angerathen, daß man dem Könige Philipp II eine Bittschrift übergeben und ihn ersuchen möchte, den Protestanten die Gewissensfreyheit zu schenken, und sie von den Inquisitionsmartern zu befreyen; er schrieb auch einen Tractat in französischer Sprache, darin er zeigete, daß die Religionsstreitigkeiten weit besser durch freundschaftliche Unterredungen und Beobachtung gegenseitiger Billigkeit beygeleget werden könten, als durch gewaltthätige Mittel; und daß er, wenn man fortführe, diese zu gebrauchen, vorhersähe, daß die Macht der Protestanten, die jetzo noch getheilet wäre,

re, sich vereinigen und den gefährlichsten Krieg nach sich ziehen würde. = = Wir haben gewiß nicht Ursache, uns des Religionseifers derjenigen Leute zu rühmen, die niemals einen Tractat mit den Ketzern unterzeichnen wollen. Sie sehen es nun, worauf ihre schönen Anschläge hinausgelaufen. Sie haben tausend Ursachen, den Verlust so viel schöner Provinzen und die Zerstreuung ihrer eigenen Reichthümer zu beseufzen. Wie gerne würden sie nun so klug seyn, als diejenigen, die sie sonst tadelten! Wie gerne würden sie die vielen Jahre zurückkaufen, die sie mit bürgerlichen Kriegen zugebracht! Aber ist es nicht sehr zu besorgen, daß man diese Unvorsichtigkeit, die wir an den Spaniern tadeln, uns selbst vorwerfen könne? Da wir theils durch die eigene Wuth, theils durch die vorhin erwehnte böse Rathgeber, uns die allerbetrübtesten Zerrüttungen zugezogen, und uns in Kriege eingelassen haben, darin die Städte zerstöret und die Tempel umgestürzet worden, derer in den vorhergehenden Kriegen noch war geschonet worden; darin wir unsere eigenen Provinzen verwüstet, den Haß, der durch den ersten Frieden war gedämpfet worden, in voller Wuth ausbrechen lassen; so, daß es schien, als ob wir nur darum die Waffen niedergeleget, um sie mit desto heftigerer Gewalt wieder zu ergreifen. Es kam zwar wieder zu einem Frieden; aber je angenehmer und schätzbarer derselbe war, desto mehr wurde er durch eine Thathandlung und Verrätherey verletzet, von der ich wünschte, daß sie in einer ewigen Vergessenheit begraben liegen möchte. Ich ziele damit auf das grausame (Parisische) Blutbad, das zwey Jahr nachher angestellet wurde,

und

und in welchem Ew. Maj. um ein Haar wären mit hingerissen worden. Die göttliche Rache verfolgte uns, und strafte die Sünde Frankreichs durch den Tod seines Königs, der mehr durch anderer Leute Anhetzung als durch seine eigene Neigung zu dieser Grausamkeit war verleitet worden. Was that sein Nachfolger (Heinrich III)? Er kehrete sich nach seiner Zurückkunft aus Polen nicht an den weisen Rath des Kaysers Maximilianus II und der Republik Venedig, durch deren Staaten er gereiset war. Er ergrif bey seiner Ankunft in Frankreich gerade die Parthey, die ihm war widerrathen worden, und versagte den Protestanten den Frieden, darum sie ihn flehentlich und mit Thränen baten. Es gereuete ihn aber sein voreiliger Schritt gar bald, und er gewährete den Protestanten das Pacificationsedict; auf welches eine siebenjährige Ruhe erfolgte, die nur durch kleine Streifereyen gestöret wurde, bis es den Feinden der Ruhe unerträglich fiel, daß Frankreich einen so langen Frieden geniessen solte, daher sie, und zwar höchst unzeitig, einen kläglichen Krieg anspon̄en, darein sich der König durch eine fatale Verblendung und durch die bösen Rathschläge derer, die um seine Person waren, einflechten lies. Und ob es wol anfänglich das Ansehen hatte, als ob der Hauptschlag Eure Majestät treffen solte, so fiel er doch auf ihn zurück. Ich erzittere, wenn ich an die entsetzliche Mordthat gedenke, die Frankreich einen ewigen Schandflecken angehenget hat; so wie es auch denen zur unauslöschlichen Schmach gereichen muß, die ihre Freude darüber bezeuget. Dieses Unglück würde den Staat

und die Religion in eine unwiederbringliche Zerrüttung gesetzet haben, wo GOtt nicht zu unserm Heil gewachet, und Ew. Maj. dem zerrütteten Staat zur Stütze geschenket, und das algemeine Unglück aufgehalten hätte. Sie haben in diesem erhabenen Stande durch Dero Beyspiel gelehret, daß, wenn auch alles andere menschlichen Gesetzen unterworfen ist, dennoch die Religion davon ausgenommen sey, die weder Gebot noch Zwang leidet. Denn nachdem Sie von Jugend auf unter den bürgerlichen Kriegen die grösten Widerwärtigkeiten erfahren, nachdem Sie von Kriegesheeren auf allen Seiten umringet gewesen, Schlachten gewonnen und verloren, zu einer Zeit, da es eben so gefährlich war, zu überwinden als unterzuliegen; so haben Sie sich doch von Ihrer Religion nicht abwendig machen, weder durch Hofnungen locken, noch durch Furcht zu Boden werfen lassen. Und da endlich Dero Tapferkeit alles weichen müssen, so haben Sie das demüthige Flehen Dero Unterthanen statt finden lassen. Und ob Sie wol nachher der Religion Ihrer Vorfahren wieder beygetreten; so haben Sie doch gegen Dero Unterthanen diejenige Mäßigung bewiesen, deren Nutzen sie selbst ehedem erfahren. Sie haben alle Edicte aufgehoben, die wider die Protestanten abgefasset worden; Sie haben so wol mit ihren Unterthanen als mit den Auswärtigen einen rühmlichen Frieden geschlossen, und die zum Vortheil der Protestanten abgefaßten zwey Edicte durch ein drittes bestätiget. Sie haben die Protestanten in ihre Häuser, in ihre Güter und Ehre eingesetzet; Sie haben einige derselben zu den höchsten Würden erhoben,

den, in der Hofnung, daß dadurch der Haß und die Bitterkeit werde gedämpfet, die anbefohlne Einträchtigkeit befördert, die Heiterkeit der Gemüther wieder hergestellet und alles dicke Gewölke widriger Leidenschaften völlig zerstreuet werden, u. s. w. So hat sich Thuanus erkläret, dieser grosse Staatsmann und Geschichtschreiber, der, ob er gleich der Römischen Religion ergeben gewesen und geblieben, dennoch wohl erkant, daß die Proceduren seiner Kirche nicht nur wider Vernunft und Religion, sondern auch wider das wahre Interesse des Vaterlandes stritten.

Bey so kundbarer Ungerechtigkeit und Ungöttlichkeit des Verfolgungsgeistes möchte man wol die Gründe kennen lernen, deren sich die Glieder dieser Kirche bedienen, um ihrem Feuereifer den Schein des Rechten zu geben. Es gestattet der enge Raum dieser Vorrede nicht, sie nach der Reihe anzuführen. Wer sie in ihrer grösten Stärke vorgetragen, aber auch völlig entwafnet sehen will, der lese nur des sel. Canzler von Mosheim dissertat. de pœnis Hæreticorum, die er dem Stephanus Javorsky, einem Rußischen Prälaten, entgegen gestellet, der aller Feindschaft, die er als ein Glied der griechischen Kirche gegen die lateinische geheget, ungeachtet, dennoch kein Bedenken getragen, in seinem 1728 herausgegebenen Buche, das den Titel: Petra fidei, führet, die Gründe, die den Verfolgungsgeist unterstützen sollen, aus dem Bellarminus auszuschreiben und sie seinen Russen als was ganz neues vorzulegen. Jetzo sollen nur drey oder vier solcher Gründe angezeiget und

beantwortet werden, die einigen Schein haben, und die sonderlich den Grossen dieser Welt nahe ans Herz geleget werden, deren Arm die fromme Kirche, die kein Blut sehen an, wider die Ketzer zu rüsten suchet.

I. Wir haben, sagt man, die Warheit auf unserer Seite. Unsere Kirche ist die wahre Kirche JEsu Christi, die Mutter aller Christen, ausser deren Schoosse keine Seligkeit zu erlangen ist; folglich gebühret es derselben auch, diejenigen in ihren Schoos zusammen zu zwingen, die sich davon entfernet haben. Wer siehet aber nicht, daß dieses ein Cirkel im Erweis sey, und daß man dasjenige als sicher und unstreitig voraus setzet, das doch erst erwiesen werden muß? Macht nicht eine jegliche Religionsparthey diesen Anspruch? Und wenn die daraus hergeleitete Folge gelten soll, so muß die christliche Kirche eine hobbesianische Republik werden, in welcher der Stärkere den Schwächern unterdrücket und verschlinget. Allein, wir wollen eine Zeitlang diesen Anspruch gelten lassen, wir wollen annehmen, daß die Römische Kirche nach ihrer gegenwärtigen Verfassung die wahre Kirche sey, daß sie von JEsu Christo selbst und von seinen Aposteln gegründet worden, und daß keine andere Particularkirche sich dieses Vorzugs rühmen könne; ja wir wollen noch weiter gehen, und eine Zeitlang einräumen, daß diese Kirche infallibel sey, (welches Vorrecht ihr von ihren eigenen Lehrern nicht durchgängig zugestanden wird,) daß der Papst kraft eines göttlichen Rechtes der algemeine Monarch der

Kir-

Kirche sey, daß seine Aussprüche lauter Orakel sind, und daß alle Bischöfe und alle Christen sich denselben ohne Widerspruch unterwerfen müssen. Wird denn aber auch daraus folgen, daß man Irgläubige und Ketzer verfolgen und sie gewaltthätiger Weise in den Schoos dieser Kirche bringen müsse? Nichts weniger als dieses. Denn hoffentlich wird man doch JEsu Christo und seinen Aposteln eben diese Vorrechte nicht streitig machen? Man wird doch wol so ehrlich seyn und zugestehen, daß der Heiland und seine Jünger, so lange sie auf Erden gewesen, eben die Vorrechte besessen, welche die Römische Kirche von ihnen geerbet zu haben vorgiebt? Es stelleten also die Apostel die algemeine Kirche vor. Sie hatten nicht einen Statthalter JEsu Christi, sondern JEsum Christum selbst in eigener Person zu ihrem Anführer, der unstreitig das Haupt der Kirche ist. Sie empfiengen von ihm den heiligen Geist, der sie in alle Warheit leitete, und der sie in ihren Aussprüchen untrüglich machte. Sie waren mit einer göttlichen Kraft, Wunder zu thun, von oben her ausgerüstet, mit welcher sie den Ketzern und falschen Aposteln entsetzlich hart hätten fallen können. Aber was haben sie von diesen Vorzügen für einen Gebrauch gemacht? Haben sie sich derselben auch je bedienet, den Gewissen Gewalt anzuthun, und die verirten Schaafe unter den Juden und Heiden mit Waffen, mit Feuer und Schwert in den Schaafstal Christi zusammen zu treiben? Haben sie nicht vielmehr durch ihre Worte so wol als durch ihr Exempel gelehret, daß ein solches Verfahren in ihren Augen was verabscheuungswürdiges gewesen? Nimt

man das Exempel des Ananias und der Sapphira aus, die aber gewiß nicht als Ketzer bestrafet worden, so finden wir keine Spur, daß sich die Apostel ihrer Macht bedienet haben solten, einen einzigen Ketzer zu tödten, ohnerachtet die Kirche schon damals gefährlich von einigen derselben beunruhiget wurde. Sie predigen, sie schreiben wider dieselben, sie warnen vor dem ansteckenden Gift ihrer Irthümer, sie brauchen alle Vorsichtigkeit, die reinen Glieder der Kirche gegen sie zu verwahren, und schliessen sie höchstens aus der Gemeinschaft der Kirche aus, nachdem sie ein oder zweymal vergeblich ermahnet worden. Niemals aber haben sie es zu solchen Thätlichkeiten kommen lassen, die erst etliche Jahrhunderte nach ihrem Tode in der Römischen Kirche Mode geworden.

2. Man muß, sagt man weiter, einen Unterschied machen zwischen einem Heiden und einem Ketzer, zwischen einem Ungläubigen und Sectirer. Gegen jene muß man freylich nicht Zwang und Martern gebrauchen, sondern man muß sie mit Glimpf und Sanftmuth unterweisen. Aber so gelinde muß man mit den Ketzern und die sich aus dem Schoos der Kirche losgerissen haben, nicht verfahren; diesen muß man mit aller Strengigkeit auf den Hals fallen, und es ihnen zu fühlen geben, daß sie Ketzer sind. Allein, nicht zu gedenken, daß dieser Grund diejenigen harten und grausamen Verordnungen zu Boden wirft, die von Päpsten, Concilien und Kaysern wider die Juden und Heyden gemachet worden; so ist derselbe auch

auch schon durch dasjenige widerleget und entkräftet, was oben im Anfange der Vorrede von den Samaritern angeführet worden. Denn was waren diese Samariter für Leute, über welche die Jünger JEsu wolten Feuer vom Himmel fallen lassen? Waren es nicht Ketzer und Abtrünnige, die eine ärgerliche Spaltung in Israel verursachet und die Jüdische Kirche in ihrem langwierigen und uralten Besitz gestöret hatten? Mit dieser Spaltung hatten sie noch dazu die Abgötterey verbunden. Denn als Antiochus die grausame Verfolgung wider die Juden anfieng, so schwuren sich die Samaritaner, um von derselben nicht getroffen zu werden, von dem Gesetze Mosis los; sie entsagten der Beobachtung desselben, und ihr Tempel wurde dem Jupiter Olympius geweihet. Man ersiehet demnach aus dem, was die Geschichte von ihrer Religion lehren, daß sie theils abergläubige Götzenknechte gewesen, die JEsus selbst dafür erkläret, und daher seinen Jüngern bey ihrer ersten Aussendung untersaget, daß sie nicht in die Städte der Samariter gehen sollen, Matth. 10, 5; theils, daß sie Abtrünnige gewesen, die einen Altar dem andern entgegen gestellet, und, wider den ausdrücklichen Befehl GOttes, einen besondern Tempel auf dem Berge Garizim gebauet; theils daß sie gottlose Menschen gewesen, die, um ihre Ungerechtigkeiten zu vertheidigen, alle übrige Schriften des alten Testaments, bis auf die fünf Bücher Mosis, verwarfen; theils, daß sie sich dem HErrn JEsu selbst widersetzet, und ihm nicht gestatten wollen, nach Jerusalem zu reisen, um alda dem Osterfeste nach göttlicher Ordnung beyzuwohnen. Hier fraget man bil-

billig diejenigen Glieder der Römischen Kirche, die sich vom Verfolgungsgeist beherschen lassen, ob sie dergleichen wider die Protestanten, die der Hauptgegenstand ihres Eifers sind, dergleichen statthaft anführen oder erweisen können? Haben sie sich etwa der Abgötterey schuldig gemachet? Ist auch in ihrem Gottesdienste was anzutreffen, das eine solche Beschuldigung veranlassen könte? Wo hat JEsus, wo haben seine Apostel jemals gesaget, daß diejenigen, die nicht mit der Römischen Kirche in Gemeinschaft stehen, todeswürdige Ketzer sind? Ist denn die Spaltung, so man ihnen vorwirft, ihr eigenes Werk? Haben sie was weiter gethan, als daß sie die Irthümer und den Aberglauben abgestellet, die durch die Länge der Zeiten in die Kirche eingeschlichen? Hat nicht die Christenheit über hundert Jahr nach einer solchen Reformation geseufzet? Haben nicht Käyser, Könige und Prälaten dieselbe gesuchet, aber vor den Ränken des Römischen Hofes nicht dazu gelangen können? Hat sie nicht der Papst Leo X durch eine entsetzliche Bannbulle aus der Kirche verstossen, ehe sie sich eine Absonderung zu Sinne kommen lassen? Wenn aber auch dieses alles nicht so wäre, wie es gewiß und warhaftig ist, so fraget man billig die Verfolger weiter: In welchem Gesetz oder Evangelio sie gelernet, daß man die Ketzer mit Feuer und Schwert verfolgen müsse, und daß die grausamsten Martern noch zu gelinde für diejenigen wären, die im Grunde des Glaubens irren? Hat JEsus, haben seine Apostel jemals eine solche unmenschliche Lehre vorgetragen? Hat sie im Verhalten der ersten Kirche auch nur den Schatten von einem

nem Grunde? Nicht JEsus, sondern Mohammed, nicht die Apostel, sondern die barbarischen Nordischen Völker, haben diese Wildheit der Verfolgung eingeführet, und der Stolz samt dem Geitz haben die Nachahmung derselben angerathen. Diese Völker haben mit der Zeit ihre Wildheit abgeleget; nur zu Rom allein hat man den Satz beybehalten, daß Menschen um der Religion, Glaubens und Gewissens willen gemartert und getödtet werden müßten. JEsus hatte ein Mitleiden mit den Samaritanern, die Götzendiener, die Ketzer, die Abtrünnige, die Gottlose waren; aber der Römische Verfolgungsgeist martert und tödtet diejenigen, die an GOtt und JEsum Christum glauben, die ihre Obrigkeiten ehren, und die sich von denselben nur Gewissensfreyheit und den Schutz der öffentlichen Gesetze erbitten. Welch eine Verantwortung wird das vor dem Richterstuhl JEsu nach sich ziehen!

3. Die Beförderung der göttlichen Ehre, sagt man, muß einem jeglichen Rechtgläubigen nahe am Herzen liegen, und diesem heiligen Triebe muß alles aufgeopfert werden. Ist dieses wahr, so ist nicht abzusehen, warum JEsus seinen Jüngern nicht verstattet, daß die Samariter durch Feuerflammen verzehret werden dürfen. Denn die Bitte, so sie an ihn thaten, rührete warhaftig aus einem Eifer um seine Ehre her. Und wenn jemals die göttliche Ehre auf solche Unkosten und durch dergleichen Mittel befördert werden dürfen, so würde es dismal haben geschehen müssen. Die Samariter hatten alle strafbare Eigenschaften an sich, wie vor-

hin ist angezeiget worden. Sie versündigten sich unmittelbar an der Person des hochgelobten Sohnes GOttes. Sie wolten ihn nicht nach Jerusalem lassen, GOtt zu dienen; und da dieses seine letzte Reise nach Jerusalem war, so wolten sie auch die Vollendung seines Erlösungwerks, ob wol unwissend, verhindern. Der Eifer der Apostel war also nicht zur unrechten Zeit angebracht. Und dennoch mußten sie aus der Bestrafung JEsu erkennen, daß er an dem Mittel, dadurch sie seine Ehre retten wolten, den gerechtesten Abscheu habe. Es ist nichts so gefährlich und der menschlichen Geselschaft schädlich, als der Eifer um die Ehre GOttes, wenn er die Unwissenheit, den Eigennutz, den Ehrgeitz, den Geist der Partheylichkeit und die Rachbegierde zu Anführern hat; und wer diesen Führern folget, der dienet nicht GOtt, sondern er ist ein Diener seiner eigenen wütenden Leidenschaften. Die vörnehmsten Kenzeichen des wahren Eifers sind Gottseligkeit, Sanftmuth und Gehorsam gegen seinen Willen. So lange der Religionseifer dieses Bild und Ueberschrift nicht an sich führet, muß er uns verdächtig vorkommen. Pauli Exempel solte billig alle blinde Religionseiferer in heiliges Schrecken setzen. Er war ein Mann, der grossen Verstand, Gelehrsamkeit, Gaben, Unsträflichkeit im Wandel und einen grossen Eifer um die Religion seiner Väter hatte; und dennoch wurde ihm vom Himmel und durch JEsum selbst gesaget, daß es ihm werde schwer fallen, wider den Stachel zu lecken. Würde das zum Grunde gesetzet, daß dem Eifer um die Beförderung der göttlichen Ehre alle Mittel erlaubt wären; so würde das menschliche Geschlecht, so wür-

würden insonderheit die Christen in die grausame Nothwendigkeit gesetzet werden, sich unter einander zu erwürgen, und diejenigen würden für die grössen Heiligen gehalten werden müssen, die die grösten Blutströme verursachet und die meisten Scheiterhaufen angezündet. Ist das ein Eifer um GOttes Ehre, der die Regungen der Menschlichkeit und des natürlichen Mitleidens ersticket, und den Menschen zu Wildheiten antreibet, deren sich ein Barbar zu schämen hat? Ist das ein Eifer um GOttes Ehre, der die Regenten in den Reichen dieser Welt gegen ihre Unterthanen in Entrüstung setzet, die sie um ihren Schutz und Gnade bitten, und eine Treue gegen sie besitzen, die alle Proben aushält? Ist das ein Eifer um GOttes Ehre, die Feuerkammern, Blutgerichte anordnet, und ein Ungeheur zu einem Vertheidiger des Glaubens machet, ein Ungeheur, das sich rühmet, mehr als zwanzigtausend arme Protestanten den Händen des Henkers übergeben zu haben? Ist das ein Eifer um GOttes Ehre, der in Erfindung der Martern unerschöpflich ist, der Quaalen ersinnet, die tausendmal ärger sind, als der Tod? Ist das ein Eifer um GOttes Ehre, der die Hände an die Gesalbten des HErrn, an Könige und Fürsten leget, wenn sie entweder nicht orthodox oder blutdürstig genug sind? Ist das ein Eifer um GOttes Ehre, der den vorgeblichen Statthalter Christi antreibet, die Brunnen in den Ländern der Protestanten vergiften zu lassen, oder das Parisische Blutbad für einen Triumph der streitenden Kirche zu erklären, und in seinem Vatican ein Dankfest deswegen anzustellen?

Hof-

Hoffentlich wird man hiebey nicht noch fragen: Ob denn dergleichen geschehen sey? Denn wer nur diese Schicksale der Protestanten lieset, der wird auch die Beweise davon finden. Und wie groß würde die Anzahl dieser Beweise werden, wenn sie aus allen Schriften solten zusammen getragen werden, die die langwierige Verfolgung vorstellen, so die Protestanten in andern Ländern, in Piemont, in den Niederlanden, u. s. w. ausgestanden haben. Wolte GOtt! daß endlich einmal diesen Unmenschlichkeiten ein Ziel gesetzet würde, dadurch die Religion des hochgelobten Erlösers JEsu CHristi geschändet wird. Wolte GOtt! daß man endlich einmal erkennen lernte, daß dadurch die Ehre GOttes gehindert, das Leben vieler tausend Menschen zu einem Angststall gemachet, und denen, die draussen sind, Gelegenheiten zu Lästerungen gegeben werde. Was hat doch wol die christliche Religion in einem grossen Theil von America so stinkend gemachet, als der rasende Eifer derer, die die armen Heiden mit der äussersten Gewalt und mit Martern zur Annehmung einer Religion zwingen wollen, von der sie nur aus den Gewaltthätigkeiten urtheilen können, die an ihnen von solchen Menschen verübet worden, die des Namens der Christen völlig unwürdig gewesen? Wer dieses ausführlich wissen will, der darf nur das Buch des Mailänders, Petrus Martyr, de rebus oceanicis ac novo orbe, ingleichen des Spanischen Bischofs Barthol. de Casas Bericht, von den in Westindien verübten Grausamkeiten lesen. In dem gegenwärtigen zweyten und letzten Theile der Schicksale der Protestanten kommen solche Exempel vor, die diesen Verfol-

gungsgeist in seiner Abscheulichkeit vorstellen, und die ihn zufälliger Weise dadurch noch entsetzlicher machen, da er unter einem Volke gewütet, das sich unterwindet, anderer Völker Lehrer in guten Sitten zu seyn; und zu einer Zeit, in welcher sich auch wirklich die Wildheit der Sitten unter vielen Völkern verloren. Nur der Verfolgungsgeist ist sich selbst gleich geblieben. Ist der erste Theil dieser Schrift mit Vergnügen und Beyfall gelesen worden, so weit als beydes bey einem Buche statt finden kan, das einen traurigen Schauplatz nach dem andern eröfnet; so zweifle nicht daran, daß auch dieser zweyte Theil die Aufmerksamkeit der Leser an sich ziehen werde. Die drey Abschnitte der ersten Abtheilung sind aus des Bendit Histoire de l'Edit de Nantes T. IV, des Claude Plaintes des Protestans cruellement opprimez dans le Royaume de France, und einer besondern Schrift, die den Titel führet: la France interessée à retablir l'edit de Nantes, genommen worden; die zweyte Abtheilung aber enthält die vor dem Jahr erst herausgekommene Historie, eines zu den Galeeren verurtheilten Protestanten. Sie ist einfältig und natürlich geschrieben; sie bildet uns einen Mann ab, der, ob er wol nicht mit unter die Gelehrten gezählet werden kan, dennoch einen gesunden Verstand bewiesen, alle Vorfälle genau bemerket, und mit dem Maas der Erkentniß, so er von der Warheit gehabt, unter den härtesten Drangsalen treu gewesen, und der endlich nach einer dreyzehenjährigen Trübsal seine Freyheit durch Vermittelung der Königin von England, Anna, erlan-

erlanget. Es kommen zwar darin einige Stellen vor, die denen zur Schande gereichen, die sich längstens als die vornehmsten Werkzeuge des Verfolgungsgeistes signalisiret haben; allein, da ihre Thaten laut reden, warum sollen andere nicht davon schreiben? Uebrigens wünsche, daß die Leser dieses Theils dadurch erwecket werden mögen, GOtt für die Freyheit ihres Gewissens zu danken, bey dem Genuß derselben gute Früchte zu bringen, und diejenigen, die um der Warheit willen die äussersten Härtigkeiten erfahren müssen, GOtt im Gebet zu empfehlen. Halle den 9ten April 1760.

Fried. Eberh. Rambach.



In-

Inhalt
beyder Theile vom Schicksal der Protestanten in Frankreich

Erster Theil, bestehet aus zwo Abtheilungen.

 NB. Woselbst in einigen Exemplarien auf der neunten Zeile statt Natur zu lesen ist Nation.

Zwey-

Zweyter Theil,

bestehet aus einer doppelten Abtheilung.



Schick-

Schicksal
der
Protestanten
in Frankreich.

Zweyter Theil.

wisser massen eine ganz neue Materie ist, so glaube ich nirgendswo besser als hier einige allgemeine Anmerkungen über dieses Edict machen zu können, die zur Einsicht der Stärke und Beschaffenheit desselben nicht wenig beitragen werden; zumal da sie der Leser, wenn er sich anders die schon erzälten Begebenheiten bekant gemacht, worauf ich meine Betrachtungen gründen werde, ohne die Grundsätze, woraus ich meine Folgerungen herleiten will, von weiten herzuholen, leichtlich wird begreifen und die Warheit derselben bemerken können. Ich werde demnach von dreyen Stücken reden. **Erstlich** will ich kürzlich der Vorwürfe gedenken, welche damals die meisten Catholiken gegen die Reformirten ausstiessen, und welche nachher so oft wiederholet worden sind: **Zweitens** wil ich mit wenig Worten die Antworten erzälen, deren sich die Reformirten zu ihrer Vertheidigung bedienten. **Endlich** wil ich weitläuftigere Betrachtungen über die Billigkeit, Nützlichkeit und Wichtigkeit dieses Edicts anstellen, und daraus den Schlus herleiten, daß es sowol an und für sich selbst, als seiner Natur und Beschaffenheit nach, unwiederruflich sey, wenn es auch gleich diesen Titel nicht geführet. Zum Beschluß wil ich auch noch einige Einwürfe beantworten, welche die erste Gelegenheit zu allen auf die Umstürzung desselben abzielenden Unternehmungen der Geistlichkeit gegeben haben. Ich werde diese Sache vermittelst historischer Anmerkungen abhandeln und es den Rechtsgelehrten überlassen, sie mit solchen Beobachtungen zu erläutern, die ihren Grundsätzen gemäs sind.

§. 2.

Es kamen nemlich zur Zeit dieses Edicts für und gegen dasselbe gerichtete Abhandlungen und Schriften zum Vorschein. Man griff die Reformirten mit verschiedenen Vorwürfen an; und die Reformirten vertheidigten sich in verschiedenen Schutzschriften. Die eifrigen Catholiken, welche mit Verdruß sahen, daß sich eine ihnen so verhaßte Parthey, auf eine nicht zu erschütternde Weise, festsetzte, rächeten sich dieserhalb mit Schmähungen; und die Reformirten,

mirten, welche das Edict in Sicherheit setzte, thaten weiter nichts, als daß sie sich mit Worten gegen sie vertheidigten. Allein der Hauptgrund, der die Catholiken zu diesen verschiedenen Beschuldigungen reitzte, war dieser, daß dieses Edict zu ihrer Schande das Andenken der Ligue zu erhalten schien, welche sie unter sich geschmiedet hatten, um ihren rechtmäßigen Prinzen, unter dem Vorwande der Religion, vom Thron auszuschliessen. Es ist an dem, das Edict verbot, das Andenken vergangener Dinge zu erneuern; man weis aber auch, daß diese Arten von Verboten nicht verhindern können, daß die Nachwelt nicht von Dingen unterrichtet werde, die man durch diese Vorsichtigkeit dem Andenken entreissen wil. Das Vergessen der Beleidigungen ruft die verziehenen Verbrechen wieder ins Gedächtnis zurück. Die Friedensverträge sind Denkmäler der Kriege, die durch sie geendiget worden. Kurz, diese Maasregeln, die man zur Unterdrückung solcher Begebenheiten, deren Andenken verhaßt ist, ergreifet, können wohl die Untersuchungen und Nachforschungen verhindern, die man rechtlicher oder thätlicher Weise deswegen anstellen könte; allein weit gefehlet, daß sie diese Begebenheiten aus dem Andenken der Menschen solten austilgen können, vielmehr werden sie dadurch mit unauslöschlichen Charactern in ihren Geist eingegraben. So blieb auch dieses Edict, ob es gleich die Erneuerung vergangener Dinge verbot, dem ohnerachtet ein Denkmal, welches sie den Gedanken als gegenwärtig vorstellete. Man ersahe aus demselben, daß sich Feindseligkeiten, Haß, Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen ereignet hatten; und wenn auch gleich die Reformirten dieserhalb denen Catholiken keine Vorwürfe gemacht hätten, als welche die Urheber von dem grösten Theil dieses Unglücks und durch ihre Grausamkeiten und Brechung so vieler Verträge, die Gelegenheit zu dem übrigen gewesen waren; so schien ihnen doch dieses Edict allein einen um so viel verdrieslichern Vorwurf dieserhalb zu machen, weil es ewig war. Es ist eine Stimme vorhanden, welche jederzeit von

den geschehenen Unmenschlichkeiten, Massacren und Verrätherenen redet, nemlich die Gesetze, welche die weitere Ausübung derselben untersagen.

§. 3.

Die Catholiken fiengen also an, sich der geschehenen Dinge zu schämen, und da sie wohl wußten, daß sie sich nie zu ihrem Vortheil erklären könten, so bemüheten sie sich, in dem Betragen der Reformirten auch etwas strafbares zu finden, damit durch eine Art der Aufhebung beide Theile für gleich schuldig oder unschuldig erfunden werden möchten. Daher wolten sie auch dieses Edict den Reformirten zur Schande anrechnen und eine fortdaurende Urkunde eines strafbaren Betragens gegen sie daraus machen. Sie suchten sowol in den Zeitumständen, als auch in der Art und Weise, wie sie ein so günstiges Edict erhalten, allerley dazu dienlichen Vorwand. Sie wußten wohl, daß die Reformirten die Gelegenheit bey der Belagerung von Amiens ergriffen, sich hervor zu thun und von dem aus Noth gezwungenen Könige die vortheilhaftesten Bedingungen zu erhalten. Es schien ihnen als ob die Reformirten, wegen der Kaltsinnigkeit die sie damals bezeigten, allen Ruhm ihrer vormaligen Dienste verloren hätten; und diese Art von Desertion hielten sie für so strafbar als alle ungerechte Unternehmungen der Ligue. Man kan aber sehen, daß sich die Reformirten dieser Beschuldigung wegen sehr wohl vertheidigten, wie ich schon an seinem Orte gemeldet habe. Man warf ihnen auch vor, daß es ein Halsverbrechen wäre, mit seinem Könige einen Frieden zu schliessen; daß dasjenige, was man durch die Waffen erhielt, ein ewiges Denkmal einer Rebellion bliebe, so vortheilhaft es auch sonst scheinen möchte; daß ein König mit seinen Unterthanen keinen Frieden machen könte, ohne unter dem Anschein, daß ihn seine Unterthanen bekrieget: daß er ihnen nicht verzeihen könte, wo man nicht voraus setzte, daß sie Verbrecher gewesen. Man warf ihnen ferner vor, daß sie sich anfänglich unbewafnet versamlet und gerühmet, als ob sie GOtt für diejenigen anriefen,

sen, die sie Verfolger nanten, und weit davon entfernet wären Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; endlich aber hätten sie die Waffen ergriffen, um sich furchtbar zu machen. Nach dem ersten Kriege hätten sie sich mit dem königlichen Worte zum Unterpfande und zur Bürgschaft des Friedens begnüget; jetzo aber hätten sie Städte, Besatzungen, getheilte Kammern und hundert andere Versicherungen verlanget. Man zog hieraus wieder einen neuen Vorwurf, daß nemlich ihre Religion in eine Faction ausgeartet sey; daß sie in dem Staat einen andern Staat errichten wolten, und daß sie sich vermittelst besonderer Freyheiten den allgemeinen Gesetzen zu entziehen suchten.

§. 4.

Der gröste Theil dieser Einwürfe war eine Wiederholung derjenigen, die zu Zeiten Carl des IX zum Vorschein gebracht und auch damals gründlich widerleget worden waren; allein es hatten sich seit dieser Zeit noch so viel neue Vorfälle ereignet, welche das Recht der Reformirten vermehret und die Gerechtigkeit ihrer Klagen in ein neues Licht gesetzt hatten, daß sich leicht urtheilen läßt, daß die Catholiken diese elenden Vorwürfe in keiner andern Absicht wieder hervor suchten, als weil sie keine bessere ausfündig machen konten. Die Reformirten gestunden einen grossen Theil dieser Vorwürfe zu und vergrösserten sie so gar selbst; sie behaupteten aber, entweder, daß es nichts ungerechtes sey, weil sie nichts gethan hätten, das sich nicht auf das Naturgesetz gründe; oder wenn es auch unrecht wäre, so hätten sie sich dessen nicht schuldig gemacht, und man müßte den wahren Anstiftern davon die Schuld beymessen; sähe man sich genöthiget einen Feind Gefahr lauffen zu lassen, so müßte der Vorwurf dieserhalb nicht auf denjenigen fallen, der sich vertheidigungsweise hielte, sondern auf den gewaltsamen Angreifer; die Nothwendigkeit der Bürgschaften und Versicherungen müsse nicht denen zugerechnet werden, so dieselben verlangten, sondern denen, deren Treulosigkeit die andern zur Forderung derselben zwängen. Die Friedensverträge

 der

der Unterthanen mit ihren Königen könten als Urkunden der Untreue angesehen werden, wenn diese Könige jederzeit Väter ihrer Unterthanen oder billige Erhalter der Rechte und Freyheiten gewesen wären, die ihnen von Natur oder von Geburt wegen zukämen; weil, dieses voraus gesezt, sonst die Waffen ohne einen rechtmäßigen Vorwand hätten ergriffen werden müssen. Dieweil aber der Krieg in keiner andern Absicht unternommen worden, als um sich zu vertheidigen; da die Prinzen ihren Namen und ihre Autorität den Grausamkeiten und Meineid der Verfolger dargeliehen hätten; da sie dieselben zur Ausrottung der vorgeblichen Kezer bewafnet; da sie sich sogar zu Oberhäuptern dieser verderbenden Parthey erkläret; da sie ihre eigene Unterthanen ohne Barmherzigkeit zu stürzen geschworen; da sie versprochen, das Blut und das Leben dieser Unglücklichen dem Interesse einer fremden Macht aufzuopfern, die keinen andern Grund zum Hasse gegen diese vorgeblichen Kezer hatte, als weil sie ihre Tyranney verabscheuten und das Haupt der Könige von ihrem Joche befreyen wolten; da sie sogar geschworen, ihnen nicht anders als mit Gewalt Wort zu halten, und die Friedensverträge nicht länger zu beobachten, bis sie mit Vortheil Krieg gegen sie anfangen könten; so habe man damals rechtmäßiger Weise die Waffen ergriffen und sie folglich nicht anders niederlegen dürfen, als durch einen Friedensvertrag, worinnen die unterdrückte Parthey hinlängliche Sicherheit gefunden.

§. 5.

Die Reformirten antworteten ferner, sie hätten niemals die Waffen ergriffen, so lange als man nur einiger massen gerecht mit ihnen verfahren wäre, so lange als man ihnen die Mittel gelassen, von ihrem Glauben Antwort zu geben und ihre Lehre gegen die Beschuldigungen ihrer Widersacher zu erklären; sie hätten alles Unglück geduldig ertragen, das man ihnen beynahe dreyßig Jahr lang durch blutige Edicte zugefüget hätte, welche alle Arten von Leuten gegen sie aufwiegelten und sie aller Zuflucht beraubten;

sie

sie hätten sich immer gleich standhaft bewiesen, da man sie von einem Gericht ins andere geschleppet; da man ihnen Richter von ihrer eigenen Parthey gegeben, nemlich Geistliche, deren Haß sie sich dadurch zugezogen, daß sie das Verderben ihrer Lehre, ihrer Kirchen-Zucht und ihrer Sitten aufgedecket; da man sogar neue Tribunale gegen sie aufgerichtet, und sie den Inquisitoren überliefert hätte. Sie hätten ihre Geduld nicht verloren, da man sie vermittelst förmlicher, obwol ungerechter und grausamer Arrets zu tausenden hätte hinrichten lassen; ob man gleich mehr als acht tausend Todesurtheile aus den Registraturen hätte auszeichnen können, ohne von den Gefangenschaften, Einziehungen der Güter, Verweisungen und vielen andern Martern, womit man sie beleget, zu reden. Man hätte die Waffen nicht eher ergriffen, als bis das erste Edict von der Gewissensfreyheit vom Hofe auf vielerley Weise verletzet worden; allein man habe sie bey diesen und bey allen andern Gelegenheiten, bey den ersten Friedensvorschlägen wieder niedergeleget; wobey man den Kunstgriff der Catharina von Medicis nicht vergessen, welche sich kein Gewissen daraus machte, ihnen ihr gegebenes Wort zu brechen, weil sie, wenn sie ihre Rechnung nicht bey ihrem Meineide fand, jederzeit ein gewisses Mittel hatte, sie zu entwafnen; indem sie ihnen, wie sie zu sagen pflegte, erlaubte, sich recht satt zu predigen. Sie zeigten, daß dieses erste Edict vor dem Anfange des Krieges gegeben worden, und daß man es nicht anders als durch Bittschriften und Unterredungen erhalten; daß das Unternehmen zu Amboise eine blosse Staatssache gewesen, ohne daß die Religion darein gemischet worden, weil die Religion der Oberhäupter beyder Partheyen verschieden gewesen; daß die Meyneide und die Grausamkeiten und vornemlich das schreckliche Blutbad 1572 zu erkennen gegeben, daß man sich des königlichen Worts als einer Schlinge bediene, die Unschuld und Redlichkeit der Reformirten zu überraschen; daß es nothwendig gewesen, und daß man, ohne sich über die Welt aufzuhalten, nicht sagen könte, daß es unge-

in dem ganzen Königreiche angerichtet hatten. Das Land war gänzlich ruiniret; die Häuser, die Schlösser, die Städte befanden sich in einem allgemeinen Verfall: man sah überall nichts als alte Mauren und Trümmern; und selbst die Orte die man befestiget, waren vielmehr halb wieder hergestellte Ruinen, wohin man sich der Sicherheit wegen begab, als Plätze die den Glanz und die Schönheit einer Stadt gehabt. Es konte sich niemand auf seine Einkünfte Staat machen; des Adels und der Soldaten ihre bestunden in einer Art der Plünderung, welche die Nothwendigkeit autorisirte. Der Bürger ihre, die nur aus Ländereyen oder Häusern bestehen oder nur an andere gewiesen sind, hiengen von dem Stärkern ab, und diesem waren sie durch eine feindliche Streiferey genommen worden. Die Einnahmen der Kaufleute waren beynahe ganz und gar aus, weil der Handel in einem ruinirten Staate nicht blühen konte. Auch die Geistlichen beklagten sich, daß man ihnen ihre Güter entrissen oder sich derselben unrechtmäßig angemasset; und so wie eine Parthey des Staats nicht mehr den Willen hatte, ihnen ihre Zehenten und Pachtgelder zu geben, so hatte die andere das Vermögen nicht mehr dazu. Der König war noch ärmer als seine Unterthanen: seine Domainen waren verpfändet: seine Steuren wurden schlecht bezahlet; alle seine Rechte waren ungültig geworden; und anstatt daß er sich prächtig und königlich aufführen sollen, so hatte er bey der Belagerung von Amiens nicht so viel, daß er seinen Tisch decken und sich nur als einen schlechten Edelman kleiden konte. Man durfte nur den bürgerlichen Krieg fortsetzen, wenn man dasjenige, was schon so weit gekommen, ausführen und einem Staat vor Elend umkommen lassen wolte, dessen Glieder, welche sonst die muntersten zu seyn schienen, schon an dem Rande eines gänzlichen Untergangs kraftlos seufzeten. Man kan auch leicht urtheilen, was die ungleiche Verwaltung der Gerechtigkeit für Verwirrung in den Familienangelegenheiten anrichtete, und was so viele unruhige Jahre, die beynahe überall die gerichtlichen Hand-

lungen

lungen unterbrochen und woraus folglich Verjährungen, Streitigkeiten wegen der Gerichtsbarkeit, Ungewisheit in dem Besitz an sich gebrachter oder auf verschiedene Weise verfallener Sachen, entstunden, für verworrene Händel verursachet hatten, die niemals würden haben entschieden werden können, wenn der Lauf dieser Unordnungen nicht durch eine glückliche Veränderung wäre gehemmet worden. Die königliche Autorität hatte während diesen langen Spaltungen solche grausame Stösse bekommen, daß sie nichts weiter mehr als ein blosser Titul war, der weder gewisse Wirkungen, noch Stärke genug mehr hatte, sich zu behaupten: und der Staat, der viele Jahrhunderte einen so herrlichen Rang in Europa gehabt, war um den Fremden, in so fern sie Antheil an den Angelegenheiten Frankreichs nahmen, weiter nichts als ein Gegenstand des Mitleidens oder der Verachtung. Dieses Königreich, das so lange eine Freystadt der Unterdrückten gewesen, war nun ein Spiel der Unterdrücker, und der Schauplatz, wo die mächtigsten durch ihre Intriguen die blutigsten Trauerspiele aufführen liessen.

§. 7.

Kaum aber war dieses Edict öffentlich bekant gemacht worden, so sahe sich Frankreich durch den Frieden wieder hergestellet, und, daß ich so reden mag, innerhalb vier und zwanzig Stunden von vierzigjährigen Unordnungen befreiet. Der Ueberflus und die Glückseligkeit kehrten nach und nach wieder in die Familien zurück. Die Ordnung und Genauigkeit nahmen in den Staatsangelegenheiten wieder ihren Anfang. Man fieng wieder an das Land zu bauen; und die Hofnung einer anhaltenden Ruhe machte jederman Muth, die Trümmern seines Eigenthums wieder in guten Stand zu setzen. Es gelangete jederman zum Besitz seiner Güter, und suchte seine Rechte, seine Ansprüche und seine Forderungen wieder vor. Die Geistlichkeit hatte hiervon nicht weniger Nutzen als andere. Der König gewan mehr dabey, als sonst jemand. Der Glanz und die Majestät kehreten wieder in sein Haus zurück. Er erhielt seine Autorität

rität über seine Völker wieder. Die Fremden fiengen wieder an, den aufblühenden Staat entweder mit Ehrfurcht oder mit Schrecken anzusehen. Die Ruhe von Frankreich versetzte Europa wieder ins Gleichgewicht. Der König, der eifrig auf sein Versprechen hielt, gewan alsbald das Zutrauen seiner Bundesgenossen: und da er keinen andern Ehrgeiz besas, als zum Glück der ganzen Welt, ohne etwas unrechtmäßig an sich zu reissen, ohne Grausamkeit, ohne List, zu herschen, so war er beinahe zu gleicher Zeit, als man ihn ruhig sahe, die Liebe seiner Unterthanen, der Schiedsrichter christlicher Prinzen und die Bewunderung seiner Feinde. Die Staatsklugen befürchteten seine Macht; und aus Furcht, daß sie allzugroß werden möchte, hielten sie es für rathsam, ihn durch einen verfluchten Meuchelmord von der Seite zu schaffen. Man kan aus der kurzen Zeit, die sie ihren König leben liessen, nachdem er seinen Völkern den Frieden geschenket, schliessen, wie schnell diese glückliche Wiederherstellung von statten gegangen. Es waren kaum zehen Jahre nach Wiederherstellung der innern Ruhe verflossen, als man sich zu dieser entsetzlichen That entschlos; und wenn er auch so lange lebte, so rührete es nicht daher, daß man seinem Leben nicht eher durch grausame Zusammenverschwörungen nachgestellet. Da man keinen bessern Beweis von dem Nutzen einer Sache haben kan, als ihre Wirkungen, so kan man aus diesen von dem Edict das Urtheil fällen, daß niemals Könige ihren Unterthanen ein heilsamer Gesetz gegeben haben. Daher kömt es, daß die vornehmsten Gründe, deren man sich zu Befriedigung derer bediente, bey denen man sich wegen des Edicts entschuldigen muste, jederzeit von der Nützlichkeit hergenommen wurden. Diejenigen, deren Wunsch oder Interesse es am meisten mit sich brachte, daß die Reformirten nicht zu groß würden, wurden blos hierdurch bewegет. Sie sahen ein, daß der Staat einen innern Frieden nöthiger hatte, als einen äussern; und da alles wegen der langwierigen Spaltungen seinem Untergange nahe gekommen, so könne man

man nie durch etwas anders als durch Einigkeit wieder dazu gelangen.

§. 8.

Dieses war auch um so viel nothwendiger, weil, da es die Religion betraf, die Kriege, denen sie zum Vorwand dienet, jederzeit grausamer sind, als die so von andern Ursachen herrühren, indem der Haß bitterer ist und von Tage zu Tage, durch den Eifer der ihn belebet, heftiger wird. Die wildeste Grausamkeit kan bisweilen von der Vernunft beherrschet werden: allein die andächtige oder fromme Grausamkeit will davon nichts hören, was ihrer Heftigkeit Grenzen setzen könte; weil sich diejenigen, die von diesem Caracter sind, eine Pflicht aus ihrer Grausamkeit machen, und sich leichtlich überreden, daß sie GOtt desto wohlgefälliger ist, je übertriebener sie ist. Wenn daher dieses Edict den Kriegen von dieser Art nicht ein gewisses Ende gemacht hätte, so würde sich der Staat nimmermehr von einem algemeinen Verderben haben erretten können; weil die schwächste Partey noch stark genug war, diejenigen bis aufs äusserste zu bringen, so sich würden unterfangen haben, sie zu ruiniren, und also würde die Helfte des Staats, so die andere ausgetilget, nach diesem nicht Stärke genug mehr besessen haben, sich selbst zu behaupten. Alles was man dem entgegen sagen kan, bestehet darin, daß ein Staat durch die Verschiedenheit der Religion verunstaltet werde: daß diese Verschiedenheit der Gesinnungen in den Gemüthern eine geheime Abneigung unterhalte, die den Staat nach und nach, wie eine innerliche Krankheit, verzehre; daß sie zur Erneuerung eines bürgerlichen Krieges jederzeit ein Thor offen lasse, weil sie in dem Staat einen unsterblichen Saamen zu Factionen unterhalte. Ich bekenne es, und es wäre zu wünschen, daß sich mehr Gleichförmigkeit in dem Christenthum befinden möchte: allein da ich diese Materie nicht als ein Gottesgelehrter abhandeln darf, so will ich nur so viel sagen, daß es nur eine Art der Verschiedenheit giebt, welche die Staatsklugheit verdammen kan, nemlich diejenige,

ge, so böse Folgen nach sich ziehet und einer Partey Gelegenheit zur Unterdrückung der andern giebt. Findet sich aber eine Verschiedenheit, deren üble Folgen durch gute Gesetze verhindert werden, so ist sie nicht zu verdammen. Es würde dem Staat schädlich gewesen seyn, zweierley Religionen darinnen zu dulden, wenn man ihnen verstattet, daß sie sich immer in Haaren liegen und die eine durch Unterdrückung der andern sich wechselsweise empor zu schwingen suchen dürften. Man hatte aber nichts in Ansehung des Staats zu befürchten, da man die verschiedenen Parteien zu einer gegenseitigen Duldung verpflichtete. Es verhält sich mit verschiedenen Religionen, wie mit verschiedenen Profeßionen. Wenn man Personen von verschiedener Lebensart sich zu bekriegen erlaubte, wenn, zum Exempel, die Rechtsgelehrten die Kaufleute oder Arbeitsleute mit offenbarer Gewalt richten dürften, so würde der Schade, welchen der Staat dabey litte, augenscheinlich seyn; läßt man sie aber im Frieden leben, so verlieret der Staat nichts dabey und sie sind sogar einander nützlich. Eben so unmöglich ist es, daß ein Staat, der verschiedene Religionen zu dulden gezwungen ist, nicht Schaden davon haben solte, wenn man der einen glauben lässet, daß sie die andere rechtmäßig verfolgen und stürzen könne. Dieses giebt Gelegenheit zu den Parteien und Factionen; denn die Zusammenverschwörung des einen Theils, setzet den andern in die Notwendigkeit, sich zu seiner Vertheidigung zu vereinigen. Hat man ihnen aber gleiche oder billige Gesetze gegeben, so dürfen diese nur beobachtet werden, wenn man das Unglück, so die verschiedenen Gesinnungen anrichten könten, verhüten will. Die Unterthanen sind in einem Staat dasjenige, was die Kinder oder Hausgenossen in einer Familie sind, und die verschiedenen Gesinnungen sind den verschiedenen Temperamenten oder Neigungen ähnlich. Wie nun die Verschiedenheit der Gesinnungen die Ruhe der Familie nicht störet, wenn die oeconomischen Gesetze darinnen weislich und treulich beobachtet werden; so beunruhiget auch die Verschiedenheit der Religionen

gionen einen Staat nicht, wenn sich die Glieder desselben unter einander als Kinder Eines Vaters oder als Knechte Eines Herrn ansehen; und wenn ihnen das Oberhaupt, dieser Verschiedenheit ohnerachtet, gleiches Recht wiederfahren läßet, und dafür sorget, daß die Gesetze des Friedens, die er ihnen gegeben, von allen Seiten beobachtet werden.

§. 9.

Daher kömt es, daß in denjenigen Ländern, wo die Duldung groß und vielleicht gar zu algemein ist, eine nicht geringere Ruhe herrschet, und daß die Verschiedenheit der Religionen in Frankreich selbst, nicht verhindert, daß der Staat einer funfzigjährigen Glückseligkeit genossen und zu einem Grade der Macht gelanget, der bey nahe ganz Europa Fesseln angeleget. Was nun also, daß ich als ein Staatskluger reden mag, der Ruhe eines Staates nicht schadet, was den Lauf seines Glücks nicht hemmet, was seinen Anwachs nicht hindert: das verunstaltet ihn auch niemals. Es ist in der Regierung nichts anstößig und heßlich, als was schädlich ist. Alles ist schön darinnen, wenn es nur *nützlich ist*; alles ist zum wenigsten erträglich darinnen, *wenn es nur* kein Unglück verursachet. Dieses kan in Dingen, *welche* weder das göttliche Recht, noch die Billigkeit, *noch die* natürliche Ehrbarkeit umstossen, nicht streitig gemacht werden. Folglich hat dieses in Ansehung der Religionsduldung seine Richtigkeit. Sie verunstaltet einen Staat nicht, wenn sie nicht auf Religionen ausgedehnet wird, die den wahren Grund der Gottseligkeit über den Haufen werfen. Ja sie kan so gar für eine Zierde gehalten werden, weil sie ein friedsames und liebreiches Wesen, eine der herrlichsten Eigenschaften des Menschen, über das Betragen der Völker ausbreitet. Nun ist aber die Religion der Reformirten, gesetzt auch sie hätte die Reinigkeit, so sie sich zueignet, nicht, zum wenigsten eine von denen Religionen, die man nicht beschuldigen kan, daß sie den geringsten Grund der Gottseligkeit umstiesse. Man kan ohne Verleumdung weder ihre Sittenlehre verderbt, noch ihre Leh-

re gottlos, noch ihre Kirchenzucht verführerisch nennen. Wenn es richtig wäre, daß sie einen Fehler hätte, so würde dieses eine gewissenhafte Zärtlichkeit seyn, welche sie hindert, dasjenige zu glauben und auszuüben, wovon sie überzeugt ist, daß es GOtt weder gebiete, noch billige. Erträgliche Zärtlichkeit, wenn dergleichen jemals statt gefunden! denn das Gewissen muß gegen nichts mehr auf seiner Huth stehen, als gegen die Lehren oder Gebräuche, die sich zum Nachtheil der Befehle GOttes, unter dem Namen der Religion, einschleichen. Folglich kan sie geduldet werden, ohne daß ihre Freyheiten den Staat, worinnen sie erlaubt ist, verstellen solte.

§. 10.

War dieses Edict überaus nützlich: so war es auch nicht weniger billig. Die Billigkeit erfordert nicht, unmenschlich zu seyn; ist man es aber bisweilen aus Vorurtheilen, aus blindem Eifer, aus Leidenschaft gewesen: so ist es der Billigkeit gemäs, es nicht immer zu seyn. Es ist noch billiger, weder treulos noch verrätherisch zu seyn: und wenn sich die Vernunft bisweilen so weit verirret, daß wir es geworden, so ist es eine nothwendige Gerechtigkeit, sich so bald als möglich der Redlichkeit wieder zu befleißigen. Grausamkeit und Meineyd sind eine Schande der menschlichen Natur: Mitleiden und Aufrichtigkeit sind die festesten Bande der Geselschaft. Wenn sie ihr durch Betrug und Unmenschlichkeit, die ihren Platz eingenommen, geraubt worden, so ist nichts gerechter, als sie ihr wiederzugeben, und die Aufrichtigkeit und Menschlichkeit so bald als möglich wieder in ihre Rechte zu setzen. Nun hatte man in Absicht der Reformirten schon seit langer Zeit beydes aus den Augen gesetzt, und sie trafen in den Gemüthern der Catholiken weder Barmherzigkeit noch Aufrichtigkeit mehr an. Seit mehr als funfzig Jahren richtete man sie mit allen nur ersinlichen Todesstrafen hin; seit mehr als fünf und dreyßig Jahren führete man einen unbarmherzigen Krieg mit ihnen, und machte in keiner andern Absicht Frieden mit ihnen, als

desto

desto bessere Maasregeln und schicklichere Gelegenheiten zu ihrer Vertilgung ergreifen zu können. Selbst der Eifer der Catholiken hätte nach so vielen vergeblichen Bemühungen, wenn er vernünftig gewesen, ermüden müssen. Wenn auch etwas religieuses oder evangelisches bey diesen Grausamkeiten statt gefunden, so hätten die Catholiken zur Befreyung ihres Gewissens genug in diesem Stück gethan. Es war billig, zu gelindern Mitteln zu schreiten: es war Zeit, diese Strengigkeit zu mäßigen, worunter sich die Reformirten nur vermehret hatten. Man hatte durch alle rechtmäßige und unrechtmäßige Mittel, die nur erdacht werden können, diese vorgeblichen Irrgläubigen vergebens zu unterdrücken gesucht; ja man hatte hierdurch das blühendeste Reich der Christenheit bey nahe gänzlich zu Grunde gerichtet. Ueberredungen, Verheissungen, Wohlthaten, Schriften, Predigten, Unterredungen Drohungen, Todesstrafen, Blutbäder, Ungerechtigkeiten, Betrügereyen, Verräthereyen, alle Kunstgriffe eines arglistigen Friedens, alle Gewaltthätigkeiten eines unbarmherzigen Krieges, waren vergeblich angewendet worden. Man hatte verbannet und wieder zurück berufen; geraubet und wiedergegeben; und alles, was nur den den Namen eines Reformirten führete, in allen geistlichen und weltlichen Gerichten, ja so gar durch die Grausamkeit der Inquisitoren, verfolget. Es war unbillig, daß die Religion so vielen Verwirrungen länger zum Vorwande dienen solte; es war folglich billig, daß die Redlichkeit und Menschlichkeit ihren Rang wieder in der Welt erhielten, und daß man irrenden Gewissen sich nach ihren Einsichten zu betragen erlaubte, nachdem man so vergebens daran gearbeitet hatte, sie anderer ihren zu unterwerfen.

§. 11.

Ueberdem hatten diese vorgebliche Irrende, welche dem Staat kein ander Unglück zugefüget, als daß sie die Waffen ergriffen, um sich gegen die ungerechten Unterdrückungen zu vertheidigen, eben diesem Staate lange und getreue Dienste geleistet; welches alle Acten der damaligen

Zeit, die das Andenken derselben erhalten, bezeugen, und alle billige Geschichtschreiber bekennen, und welches blos von Missionarien streitig gemacht wird, deren Unverschämtheit allen ehrlichen Leuten zur Schande gereichet. Nun ist es aber gerecht und natürlich billig, Belohnungen mit Verdiensten zu verbinden; und die Wuth, welche diejenigen, die uns nützlichen Beistand und heilsame Dienste geleistet, verfolget, unterdrücket und ausrottet, muß als eine übertriebene Ungerechtigkeit angesehen werden. Die Reformirten, so zur Zeit des Edicts alle catholische Franzosen zu Zeugen ihrer Treue hatten, theils weil sie von ihrem Beystande Nutzen gehabt; theils weil sie diesen gegen sie der andern Partey geleistet; redeten öffentlich von ihren langen und wichtigen Diensten, und es fanden sich unter diesen beiden Parteien der Catholiken einige, die sich keine Schande daraus machten, ihnen beizustimmen. Als Henrich III. den Herzog und den Cardinal von Guise hatte hinrichten lassen, so waren die rebellischen Catholiken weit stärker, als diejenigen, die im Gehorsam blieben; und diese letztern würden bald überwältiget worden seyn, wenn sie nicht anderswoher Beystand erhalten hätten. Da sich aber die Reformirten zur Partey des Königes schlugen, so veränderten die Sachen ihre Gestalt, und die gute Partey sahe sich in Stand gesetzt, die andere zu besiegen. Man darf nur ein wenig Recht und Billigkeit besitzen, wenn man überzeugt seyn will, was diejenigen für ein Antheil an der Erhaltung des Staats gehabt, die sich mit ihrem Könige vereinigten und seinen Sachen nicht nur das Gleichgewicht, sondern so gar das Uebergewicht verschaffen. Ja man könte, ohne jemanden Unrecht zu thun, behaupten, daß sie ihn allein erhalten, weil sie auch sogar die Catholiken, die nachmals mit ihnen an ein und eben derselben Sache gearbeitet, erhalten haben. Allein ich will nur sagen, daß sie Ihn zum wenigsten erhalten helfen; daß sie mit den getreuen Catholiken die Ehre getheilet, die Krone zu unterstützen und sie auf dem Haupte desjenigen, dem sie von Rechts wegen gehörete, zu befestigen;

gen; daß sie, nachdem dieses in Ansehung Henrichs des III geschehen, seinem Nachfolger zur Erhaltung derselben behülflich gewesen, und seine Rechte gegen die Wuth der Ligue und gegen die Spanische und Italiänische Zusammenverschwörung vertheidiget. Es war demnach billig, daß sie auch, wie die andern, Antheil an der Belohnung hätten nehmen sollen; und daß sie, wie sie die Strapazen und Gefährlichkeiten des Krieges mit ihnen getheilet, also auch Theil an der Ruhe und an den Annehmlichkeiten des Friedens hätten haben sollen. Dieses ist nun alles, was das Edict von Nantes in Ansehung ihrer ausgerichtet.

§. 12.

Unterdessen kan noch etwas mehreres gesagt werden. Wenn man von Belohnungen redet, so verstehet man etwas darunter, das einen Menschen von dem andern unterscheidet; wenn man einem wegen seiner Verdienste oder wegen seiner geleisteten Dienste etwas ertheilet, das ein anderer nicht erhält, oder dem man es nicht aus eben dem Grunde ertheilen kan. Wenn ein Prinz einem Unterthanen eine Belohnung ertheilet, so empfängt der letztere etwas mehreres, als ihm der erstere, in so fern er ein Unterthan ist, schuldig war, und er wird aus der Gleichheit, worinnen er sich mit andern befindet, hervorgezogen. Wenn es nun billig und in den unumstöslichsten Grundsätzen des natürlichen Rechts gegründet ist, daß man getreuen Dienern solche Belohnungen ertheile, die sie von andern unterscheiden und ihnen einen Vorzug geben; wie weit billiger ist es nicht, ihnen dasjenige als eine Belohnung zuzugestehen, wodurch sie nur andern gleich gemacht und in einerley Zustand mit ihnen versetzet werden? Nun sind aber die Gnadenbezeugungen und Freyheiten dieses Edicts weiter nichts, als eine Belohnung von dieser letztern Art. Die Reformirten erhalten durch dieses Edict nichts, das sie, in so fern sie Unterthanen sind, von andern unterscheide, und als ein Merkmal eines Vorzugs angesehen werden könne. Es verstattet ihnen blos die Sicherheit ihrer Personen, ihrer Güter und

ihres Lebens, die Freyheit ihrer Gewissen, das Recht GOtt zu verehren und nach ihren Einsichten an ihrer Seeligkeit zu arbeiten, einen gleichen Antheil mit andern an dem Schutze der Gesetze und an Verwaltung der Gerechtigkeit zu haben; sich gleicher Mittel und Wege bedienen zu können, durch Verdienste Bedienungen zu erhalten, und durch Tüchtigkeit und Fähigkeit in Profeßionen und Handwerke aufgenommen zu werden; sich, wie sie, zur Berathschlagung versamlen und einander in Religions- und Andachtshandlungen helfen zu können; gleiches Antheil mit ihnen an dem Rechte zu haben, welches die Natur den Vätern über ihre Kinder, oder den Herren über die, so in ihrem Besold stehen, ertheilet; so lange als sie leben an der gegenseitigen Hülfe der Geselschaft, und nach ihrem Tode an der letzten Ehre des Begräbnisses Theil zu nehmen. Kurz, es wird den Reformirten in diesem Edict nichts zugestanden, was die andern Unterthanen nicht auch haben. Im Gegentheil werden die meisten dieser gemeinschaftlichen Rechte den Reformirten mit gewissen Einschränkungen zugestanden, die deutlich genug anzeigen, daß die Regierung und Herrschaft auf Seiten der Catholiken gewesen, und daß die Reformirten nur durch einen Duldungsvertrag diesen Vortheilen gleichsam beygesellet worden. Die gegebenen Versicherungen selbst sind ein Beweis, daß keine vollkommene Gleichheit vorhanden war, und daß sich die Macht und der Credit nicht auf Seiten der Reformirten befunden: man suchet nur gegen solche, die stärker oder überaus verdächtig sind, Versicherungen zu erhalten, und selbst diejenigen, so sie verlangen, geben dadurch eine Art der Oberherrschaft bey denen zu erkennen, die sie ausstellen.

§. 13.

Da dieses alles nun seine Richtigkeit hat, so erforderte es die natürliche Billigkeit, den Reformirten wegen ihrer geleisteten Dienste diese Gnade, wodurch sie nur andern Unterthanen gleich gemacht wurden, zu erweisen. Dieses hieß, ihnen eigentlich nichts geben. Sie erhielten weiter nichts,

nichts, als das ihrige; man ließ sie bey ihren Natur- und Geburtsrechten, wie alle andere, die einerley Luft mit ihnen athmeten und einerley Prinzen gehorchten. Es findet sich nichts, das man gerecht oder billig nennen könne, wenn man die Erhaltung dieser allgemeinen Rechte in Ansehung derer nicht mit diesem Namen beleget, die ihrem Vaterlande zum wenigsten eben so viel Dienste geleistet hatten, als ihre übrigen Mitbürger. Man setze einen Augenblick zum voraus, daß diese Vortheile den Reformirten nach ihren geleisteten Diensten verweigert worden; oder man setze vielmehr gar nichts voraus; sondern man erwege, was sie vor Bekanntmachung dieses Edicts gewesen, und was sie nach Widerrufung desselben sind. Man wird sehen, daß Catholiken und Reformirten zum wenigsten gleich gehorsam sind; daß sie gleiche Auflagen tragen; daß sie gleichen Antheil an den Bedürfnissen des Staats nehmen; daß sie bey sich ereignenden Gelegenheiten gleich bereit sind, ihrem Prinzen zu dienen; daß sie einerley bürgerliche Gesetze, einerley Verpflichtungen, einerley Interesse und einerley Feinde haben. Eine so grosse Gleichheit in allen diesen Stücken erfordert, daß sie auch in allen andern statt finde. Allein man wird nichts davon gewahr werden, so bald als man seine Augen auf die Reformirten richtet, die der Vorzüge dieses Edicts beraubet worden. Man wird sie als solche erblicken, deren Personen gemishandelt und deren Güter ruiniret werden; die von Ehrenstellen oder einträglichen Bedienungen ausgeschlossen, aus ihrem Vaterlande verbannet, aller Rechte des Gewissens und der Natur beraubet sind; und die, so viel Verdienste und Geschicklichkeit sie auch immer besitzen mögen, aller Gleichförmigkeit mit andern entbehren müssen, die keine bessere Unterthanen als sie sind, weit gefehlt daß sie vorzügliche Belohnungen erhalten solten. Gewiß, man kan sich nicht den geringsten Begrif von Billigkeit bey dieser wunderbaren Ungleichheit, bey dieser gewaltsamen Trennung der Verdienste und Belohmungen vorstellen; indem diejenigen, die auf ihre Verdienste Staat machen könten,

 nicht

nicht einmal ihren Unterhalt und ihre Sicherheit, als Früchte ihrer Mühseligkeiten und Arbeiten, finden, da ihnen doch eben die Gnade wiederfahren solte, die man andern, so sich in gleichem Falle befinden, erweiset. Kan die Gerechtigkeit wol verstatten, daß derjenige Theil des Staats, der sich mit dem andern zur Erhaltung desselben vereiniget, von eben demselben unterdrückt, gestürzt, mit Feuer und Schwerdt verfolgt werde, da er doch ohne jenen nicht hätte erhalten werden können? Es kömt eben so heraus, als wenn ein Prinz, der durch Hülfe seiner Soldaten grosse Eroberungen gemacht, befehlen wolte, daß die eine Helfte seiner Armee die andere zur Belohnung in Stücken hauen solte.

§. 14.

Ich muß gestehen, daß nach allen diesen Betrachtungen noch eine Schwierigkeit übrig seyn würde, wenn man, um den Protestanten diese Gnadenbelohnungen zu erweisen, dieselben erstlich andern wegnehmen müssen. Die Gerechtigkeit verstattet nicht, daß man einen beraube, um den andern zu bereichern; weil ihr Hauptgeschäfte darin bestehet, daß ein jeder bey dem Seinigen erhalten werde. Allein der Friede der Reformirten entwandte den Catholiken nichts. Die Natur- und Geburtsrechte sind solche Güter, die man ungetheilt besitzt; und wenn sie der eine geniesset, so geschiehet einem andern dadurch kein Abbruch. Die Freiheit eines Menschen mag so groß seyn als sie nur immer will, so werden der Freyheit seines Nebenmenschen dadurch dennoch keine engere Gränzen gesetzt; sie können alle beide gleich frey seyn. Wenn man dem einen das Recht giebt, durch Verdienste und Dienstleistungen nach Würden und Belohnungen zu streben, so lässet man einem jeden andern eben das Thor offen, sich auf diesen Stuffen dahin zu schwingen. Ein Vater verliert nichts von seiner rechtmäßigen Gewalt und Ansehen über seine Kinder und Familie, obgleich alle andere Väter eben diese Gewalt haben. Das Gewissen eines Catholiken ist deswegen nicht weniger frey,

obgleich

obgleich des Reformirten seines nicht gefoltert wird. Kurz, alle diese Vortheile sind so beschaffen, daß sie der eine erhalten kan, ohne daß der andere etwas dabey verliere; gleichwie das Bürgerrecht, das man jemanden ertheilet, das Bürgerrecht anderer deswegen nicht schmälert, ihnen auch nichts dadurch entzogen wird; eben so hat vermöge der Freiheit, welche die Natur einem jedweden giebt, eben die Luft zu athmen und von eben der Sonne beschienen zu werden, einer so wol Antheil an der Luft und an dem Sonnenlichte, als der andere. Allein ausser dem gebrauchten die Catholiken auch alle nur ersinliche Vorsicht, damit sie nichts dabey verlieren möchten. Sie verschaften ihrer Religion alles dasjenige wieder, was ihr durch den Krieg entzogen worden. Die Zeit hat gelehret, daß sie viel durch dieses Edict gewonnen. Sie hatte in Frankreich vorher weit weniger Pomp und Glanz, als sie nachher erhalten: und dieses ist nichts geringes für sie, weil diese weltliche Pracht einer der vornehmsten Gegenstände ist, worauf ihre Politesse ihr Augenmerk gerichtet hat. Ferner erhielt sie durch dieses Edict ihre Herrschaft, ihre Kirchen, ihre Häuser, ihre Einkünfte, ihre Gottesäcker, ihre Ceremonien, und gelangete dadurch vielmehr zu neuen Freyheiten, als daß sie welche von den ihrigen hätte verlieren sollen. Da nun also die durch dieses Edict verliehene Freyheiten in der Natur der Sachen selbst und in den bürgerlichen Rechten, so die Geburt begleiten, gegründet waren; dasjenige überdem auch niemand raubten, was sie so vielen tausend rechtmäßigen Gliedern des Staats erhielten: so war es höchst billig und gerecht, daß die Reformirten derselben auch theilhaftig wurden. Es fand hier keine Ausschliessung von dem Recht, das andere besitzen, und welcher die Könige von Frankreich sonst in allen ihren Briefen ausdrücklich gedachten, Platz, und sie muß natürlicher Weise in allen glaubwürdigen und rechtmäßigen Acten, wo derselben nicht ausdrücklich Meldung geschiehet, vorausgesetzet werden. Da nun die den Reformirten erwiesene Gnadenbezeigungen so beschaffen sind,

daß die andern nichts dabey verlieren, so hat sich nie jemand mit Recht darüber beklagen, oder dagegen setzen können.

§. 15.

Wenn diese beiden Eigenschaften des Edicts, wovon ich bisher geredet, mit einander verbunden werden, so entstehet daraus eine dritte, nemlich daß es ewig und unwiderruflich ist, weil dieses Gesetzen und Verträgen, deren Billigkeit und Nutzbarkeit nicht streitig gemacht werden kan, ganz natürlicher Weise zukömt. Ich bin nicht willens mich bey diesen beyden Worten aufzuhalten, in so fern sie in dem Edict selbst gebraucht worden. Ich weiß wohl, daß es eine Sache von wichtigen Folgen seyn würde, wenn es, um Gesetze ewig und unveränderlich zu machen, hinreichend wäre, ihnen diesen Namen zu geben. Obgleich die Eidschwüre und Gelübde die stärksten Verpflichtungen sind, die ein Mensch auf sein Gewissen nehmen kan: so finden sich doch solche, die ein Kennzeichen der Nullität und Untauglichkeit an sich haben, welches ihre Verbindlichkeit aufhebet. Dahin gehören diejenigen, wodurch man sich zu ungerechten oder unmöglichen Dingen verpflichten kan. Sie werden jederzeit den Namen einer Unbesonnenheit behalten: allein, sie können nicht unwiderruflich seyn, und wenn man auch alle Worte, die dieses anzeigen können, dabey gebraucht hätte. So giebt es auch Gesetze, welche an und für sich selbst widerruflich sind, ob sich gleich derjenige, der sie giebt, förmlich verpflichtet, sie nie zu widerrufen. Von dieser Beschaffenheit sind die Gesetze, so zur Ungerechtigkeit oder Grausamkeit verpflichten; ingleichen die Verträge, welche die schliessenden Theile zur Verletzung der Menschlichkeit oder Ehrbarkeit zwingen. So ist das Edict beschaffen, worinnen Ludewig der XIV das Edict von Nantes widerrufen hat, weil es im Grunde nichts anders, als eine feyerliche Versicherung ist, einem grossen Theile seiner Unterthanen nie Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Man nenne diese Acten unwiderruflich, so lange als man will; sie bleiben dem ohnerachtet widerruflich, weil sie untauglich sind; und man kan den juri-

sti-

tischen Grundsatz, von den Eidschwüren, auf sie anwenden, daß man nemlich dieselben in schändlichen Dingen nicht zu halten verbunden sey. Unterdessen muß man sich nicht einbilden, als ob diese Ausdrücke unnütz und gewissen Clauseln ähnlich wären, die man blos der Formalität wegen bey den Contracten gebraucht; wodurch aber dieselben weder vollkommener noch gewisser gemacht werden. Man darf nicht glauben, als ob diese Worte alsobald ihre so bekante Bedeutung verlören, wenn sie in einem Edict gebraucht werden, und weiter nichts sagen wolten, als daß die Sache so lange bleiben werde, als es dem Stärkern beliebte. Das heist alle Bande der bürgerlichen Geselschaft zerreissen und alle Gründe der Redlichkeit niederreissen, wenn man die ausdrücklichsten Worte zu leeren Blendwerken machet, deren man sich bedienet, diejenigen zu betrügen, welche sie in ihren natürlichsten Bedeutungen nehmen. Man muß zum wenigsten zugestehen, daß dasjenige, was in Dingen, die nichts ungerechtes, nichts unmenschliches, nichts unanständiges an sich haben, als unwiderruflich versprochen worden, auch als unwiderruflich beobachtet werden müsse. Diese Worte sind alsdann von grossem Gewichte, und geben den Gesetzen, in welchen sie sich befinden, eine grosse Stärke: vornemlich wenn diese Gesetze nicht aus eigener Bewegung des Gesetzgebers, ohne daß ihn jemand darum ersucht und gebeten, gegeben worden. Man möchte hierbey sagen, wenn ein Fürst ein Gesetz blos deswegen giebt, weil es ihm beliebet, so können die Vortheile, die er seinen Unterthanen darinnen zugestehet, und die blos von ihm abhangen, nach seinem Willen eingeschränkt werden, und nur so lange dauren, als er es für zuträglich hält. Allein wenn solche Gesetze nach langen und reifen Ueberlegungen, nach vieljährigen Unterhandlungen und Berathschlagungen gesucht, verlanget, begehret, erhalten worden; wenn man sie mit dem Titul unwiderruflich publiciret, so müssen sie es auch in der That seyn, weil unstreitig ist, daß sie unter dieser Eigenschaft gesuchet und zugestanden worden. Widrigenfalls würden die verliehenen Freyheiten

ten

ten der Regenten niemals zuverläßig, und der Zustand der Unterthanen nie sicher und gewiß seyn. Und da es jederzeit viele Familien giebt, deren häusliche Niederlassung sich auf diese ertheilte Freyheiten gründet; so würden sie beständig in Furcht eines nahen Umsturzes schweben, wenn sie nicht auf den Titul der Unwiderruflichkeit, den ihnen der Fürst gegeben, Staat machen könten. Alles dieses muß noch unstreitiger gewiß seyn, wenn die verliehenen Rechte billig und nützlich sind; wenn sie zu jemandes Besten und Vortheil gereichen, ohne einem andern Tort zu thun; wenn sie sogar gewisser massen eine Schuldigkeit und nothwendig sind, entweder weil sie diejenigen, so sie erhalten, verdient haben, oder weil sie ohne dieselben weder ihrer Ruhe noch ihres Lebens versichert seyn können.

§. 16.

Allein ich will mich nicht länger bey den Worten aufhalten, weil ich noch viele andere Betrachtungen über die Sachen selbst anzustellen habe. Ich behaupte daher, daß die Natur der Sache selbst die Unwiderruflichkeit der Edicte erfordere, wenn die darin enthaltene Materie entweder von Natur gerecht und billig ist, oder wenn sie die Stelle eines aufrichtigen Vertrages vertreten, und die Stärke eines solchen Vertrages haben. Beydes findet bey dem Edict von Nantes statt. Die in demselben verordnete Sache ist von Natur gerecht und billig, wie ich dieses noch durch Betrachtungen, die von den schon gemachten unterschieden sind, darthun kan. Man kan den ganzen Inhalt desselben auf zwey Stücke bringen: und diese sind die den Reformirten zugestandene Gewissensfreyheit, und die Erhaltung ihrer natürlichen und bürgerlichen Rechte. Die Gewissensfreyheit ist eine so unstreitig gerechte und billige Sache, daß es selbst in dem Schoos der römischen Kirche, die sich eine Schuldigkeit daraus machet andere zu verfolgen, Lehrer giebt, die nicht der Meinung sind, daß man in Ansehung des Gewissenszwangs zu Extremitäten schreiten müsse. Es ist zum wenigsten so viel gewiß, daß dasselbe nicht gezwungen werden

muß,

muß, weil es nicht gezwungen werden kan. Man thue einander noch so viel Gewalt an, so wird man doch nicht von ihm erhalten können, daß er dasjenige nicht denke, was er denket; und daß er die Sachen nicht für gut oder böse halte, nachdem er sich dieselben seinen Einsichten gemäs vorgestellet. Das Gewissen ist blos von GOtt abhänglich gemacht, auf den sich auch alle seine Bewegungen vermöge der Natur und Beschaffenheit desselben beziehen: und es ist gleichsam ein Zugeordneter von der ewigen Gerechtigkeit, der GOtt von dem menschlichen Herzen Rechenschaft ableget, und sonst niemand. Wenn man daher gleich einem Menschen die äussere Genehmigung solcher Dinge mit Gewalt abzwinget, die das Gewissen verdammet, so protestiret es zu gleicher Zeit gegen das, was man den Mund sagen lässet: und es behält selbst während der Tortur und unter den Händen der Soldaten die Freyheit zu sehen und zu urtheilen, daß man den Menschen zur Sünde zwinget, indem man ihn etwas thun lässet, was er unmöglich gut heissen kan. Ist dieses nun nicht der höchste Grad der Ungerechtigkeit, wenn man dem Menschen dasjenige rauben will, worum ihn selbst der Zwang und die äusserste Gewalt nicht bringen können? Man kan hierdurch nur eine von beiden folgenden Wirkungen hervorbringen: entweder man zwinget ihn zu einer abscheulichen Heucheley, indem man ihn gegen dasjenige eine Ehrerbietung bezeigen läßt, was er verabscheuet; oder man sezt ihn Grausamkeiten aus, die sich nur mit seiner Standhaftigkeit oder mit seinem Leben endigen werden. Es finden sich in den Gewissensrechten solche heilige Dinge, die GOtt selbst, dem es doch allein unterworfen ist, niemals verletzet; und selbst bey der Bekehrung menschlicher Herzen, bedienet er sich der Wirkungen und Siege seiner Gnade so weislich, daß er dieser verborgenen Freyheit nie Gewalt anthut. Hieraus folget nun, daß sich die Menschen, die keine Gerichtsbarkeit über das Gewissen besitzen, nie unterfangen können, dasselbe zu zwingen, ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen. Allein es fliesset noch eine zwote Folge hieraus: weil es nemlich, unge-

ungerecht ist, das Gewissen zu zwingen, so ist es im Gegentheil gerecht, dasselbe bey seinen Rechten zu lassen. Wenn nun die in dieser Gerechtigkeit gegründete verliehene Freyheiten so ewig und unveränderlich seyn müssen, wie die Gerechtigkeit selbst, die sie autorisiret: so kan es nimmermehr unwiderruflichere Edicte geben, als solche, die dem Gewissen die Freyheit erhalten, welche ihm die Natur verleihet, und die es von allem Zwang befreyen.

§. 17.

Gleiche Bewandniß hat es mit den Edicten, die zur Erhaltung der Unterthanen gegeben werden, und ihre Personen, Güter und Rechte sicher stellen. Die Erhaltung derselben ist der natürliche Zweck der Gesellschaften. Nie haben Völker, wenn sie sich unter gewisse Regierungen begeben, jemanden eine Macht, sie zu Grunde zu richten, gegeben oder nehmen lassen. Nie haben sie der Unabhänglichkeit entsaget, worinnen sie geboren worden, als weil sie in ihrer Vereinigung zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung, oder in dem Schutz eines Mächtigern, mehrere Sicherheit gefunden haben. Sie haben von der Unterwerfung, die ihnen einen Theil ihrer Freyheit raubet, keine andere Belohnung, als die gewisse Versicherung durch diesen kleinen Verlust ihre übrigen Freyheiten zu erhalten. Es ist demnach eine natürliche Pflicht der Souverains, sie denenjenigen, welchen sie zugehören, ohne Unterscheid zu erhalten; weil sie nur in der Absicht Souverains sind, daß sie dieselben erhalten sollen, und weil die Erhaltung der Unterthanen die erste und vornehmste Pflicht ihrer Crone ist. Ihre Macht ist ein Bild der göttlichen Vorsehung, die nur deswegen regieret, um zu erhalten. Nichts als eine Rebellion bringet die Creaturen um den erhaltenden Beystand der Vorsehung, und die Unterthanen beraubet sie des Antheils, den sie an dem öffentlichen Schutz haben. Was aber friedliche, gehorsame, getreue, und wegen ihrer Verdienste und geleisteten Dienste empfehlungswürdige Unterthanen anbetrift, so läßt sich nicht begreifen, wie es erlaubt sey, ihnen die Freyheiten zu nehmen, die sie erhal-

ten;

len; noch wie ein Souverain, der vermöge seiner Würde sie zu erhalten verbunden ist, jemals die Edicte widerrufen könne, die zu ihrer Vertheidigung nothwendig sind. Entweder er muß denen, die unter der Freyheit dieser Edicte leben, den Namen der Unterthanen, welchen ihnen die Geburt giebt, dessen wesentliches Kennzeichen ihr Gehorsam ist, entziehen; oder er muß ihnen, wie den andern, alles das lassen, was ihnen als solchen zukömt. Allein wie könte man ihnen den Namen der Unterthanen rauben? sie sind weder Ausländer, noch Feinde. Sie sind keine Ausländer, weil sie in einerley Luft mit den andern geboren sind; sie stehen unter eben dem Schutz, unter eben den Gesetzen: sie sind keine Feinde, weil sie gehorchen. Wenn sie nun Unterthanen sind, so kan man sich die Edicte nicht als widerruflich vorstellen, die sie in den Privilegiis ihres Standes erhalten; wo man sich nicht zu gleicher Zeit den Begrif macht, daß ein Prinz einen Staat, der ihm gehorchet, rechtmäßiger Weise zu Grunde richten könne; oder daß sich unter denen, die Glieder eines Staates sind, eine Parten finde, der es erlaubt sey, die andere ohne alle Gerechtigkeit oder Menschlichkeit zu unterdrücken.

§. 18.

Wenn aber dergleichen Edicte vermöge der Natur und Beschaffenheit der Sachen selbst unwiderruflich sind, so müssen sie es noch vielmehr kraft des Vertrages seyn, den sie gewöhnlicher Weise mit einschliessen. Man kan überhaupt sagen, daß alle Schutzedicte, die ein Regent seinen Unterthanen giebt, eben so viel gelten als Verträge; weil sie nichts anders als eine Erneuerung des ursprünglichen und Fundamentalvertrages sind, worauf sich alle Gesellschaften gründen. Man drehe die Sache herum wie man will, so kan man doch ohne geflissentliche Verblendung nicht leugnen, daß die Macht der Regenten von einem ausdrücklichen oder stummen Vertrage herrühre, vermöge welchem ihm seine Unterthanen ihre Personen und ihr Vermögen mit der Bedingung unterwerfen, daß er ihnen von innen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und sie von aussen beschütze. Selbst bey Erobe-

rungen läßt sich der Schwächere mit dem Stärkern wegen der Bedingungen, unter welchen er sich ergeben will, in Unterhandlung ein; und die, so sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben, thun hiermit weiter nichts, als daß sie ihn zum Herrn von den Bedingungen machen, unter welchen er sie, wie sie hoffen, erhalten will. So bald er nun entschlossen ist, auf was Art und Weise er ihnen begegnen will, so werden die Gesetze, die er ihnen giebt, zu einem Vertrage, wodurch er sich verpflichtet, ihnen entweder ihr Vermögen, oder das Leben, oder die Freyheit unter der Bedingung zu lassen, daß sie ihm die Pflichten leisten sollen, die er ihnen als nothwendig aufleget. Widrigenfalls ist es unbegreiflich, wie Menschen ihr Leben dem Stärkern in sein Belieben stellen könten, wenn sie sich nicht den Trost vorbehielten, sich durch den tiefsten Gehorsam erhalten zu können. Die Knechtschaft ist der Natur zuwider: und nach der Meinung vieler Rechtsgelehrten, stehet es nicht im Vermögen eines Menschen, sein Leben den Phantasien und Einfällen eines Herrn ohne Bedingung zu unterwerfen. Allein, ich will sie hier lieber nicht auf einer so verhaßten Seite, sondern als einen Grad der tiefsten Unterwerfung, als die genaueste Verbindung, in welche ein Mensch in Absicht eines andern treten kan, vorstellen. Auch in diesem Fall, sage ich, fasset sie etwas gegenseitiges in sich: und der Sclave giebt seinem Herrn in Ansehung seiner kein Recht über Leben und Tod, als im Fall einer Frevelthat oder einer Empörung; gesetzt aber, daß der Sclave gehorsam und treu ist, so hat er auch gewisse Rechte, die der Herr zu beobachten verbunden ist. Der Sclave opfert ihm seine Freyheit blos wegen der Erhaltung seines Lebens auf: er bekomt daher die Rechte seiner Freyheit wieder, wenn ihn sein Herr, bey aller nur möglichen Treue, verfolget und nach dem Leben stellet. Die Freyheit ist privilegiret. Da sie eine der natürlichsten Wohlthaten des Menschen und von ihm unzertrennlich ist, so erhält sie alsobald ihre Rechte wieder, wenn sie derjenige, dem man sie unterworfen, zum Verderben derer misbrauchet, die sich unter seine Gesetze begeben. Finden sich Beyspiele eines gegenseitigen Betragens in der Welt, so

ruh-

rühret dieses nicht vom Recht her, denn dieses kan die Tyranney nie autorisiren; sondern von der Gewalt des Stärkern, der die Stürme der Natur und Unschuld durch Schrecken betäubet. Ueberdem findet man dieses nur unter solchen Völkern, wo die Barbarey die Stelle der Natur eingenommen hat, und bey denen die Macht die Grundsätze der Gerechtigkeit nicht respectiret. Dem zu Folge nun gründen sich überall, wo man den Lehren der Gerechtigkeit und Natur Gehör giebt, die Verhältnisse der Souverainität und der Unterwürfigkeit auf eine ursprüngliche Bedingung, zu Folge welcher einer seits alle Macht zur gemeinschaftlichen Erhaltung angewendet, anderer seits aber aller Gehorsam mit dem Schutze belohnet werden muß. Da dieses nun ein förmlicher oder stummer Vertrag ist, dessen Artikel, nach der verschiedenen Einrichtung der Staaten, sehr mannigfaltig und verschieden sind; so sind alle Edicte, worinnen dieser Schutz versprochen wird, oder die zur Vergewisserung desselben nöthig sind, blosse Erneuerungen dieser natürlichen Verbindlichkeit, als worinnen die natürliche Pflicht der Souverainität bestehet. Es sind also Verträge, weil es wirkliche Bestätigungen des Vornehmern sind; und sie sind so wenig widerruflich, als die Fundamentalbedingung der höchsten Gewalt.

§. 19.

Allein, ohne meine Zuflucht zu diesen Betrachtungen zu nehmen, so sage ich insbesondere, daß niemals jemand die Festigkeit solcher Verträge in Zweifel gezogen, wobey die wesentliche Stücke beobachtet worden, die zwischen zusammen gehörenden Theilen, von fähigen Personen, mit völliger Einsicht, nach reifer Ueberlegung, ohne Betrug, ohne Gewalt geschlossen worden. Wenn sich nun alles dieses bey dem Edict von Nantes befunden, so kan man nicht leugnen, daß es eben so unwiderruflich sey, als der feyerlichste Tractat, von dem jemals geredet worden. Selbst die eifrigsten Catholiken haben ihm den Namen eines Vertrages oder Tractats beigeleget, nemlich die Jesuiten, so in diesen letztern Jahren an der Vernichtung desselben gearbeitet; die haben eingestanden, daß

die Unterhandlungen ganze Jahre vor seiner Bekanntmachung gedauert. Die Geschichte zeiget dieses auch in der That deutlich genug. Man bemerket in derselben solche Parteyen, die verschiedene Ansprüche haben, die Abgeordnete schicken, die Unterredungen anstellen, die sich mit einander streiten und vergleichen. Es verstrichen vier Jahre über diesen Unterhandlungen, wenn man ihren Anfang in die Versamlung zu Sainte Foy setzet, wo man den ersten Grund zu diesem Werke legte. Es verflossen zum wenigsten zwey Jahr, wenn man von der Zeit zu rechnen anfängt, da der König Commissarien mit Verhaltungsbefehlen und Vollmachten dahin abzuschicken versprach. Nie hat der Tractat eines Königes mit einem Könige, oder eines Staats mit einem Staate, mehrere Merkmale und mehrere Umstände eines ächten Tractats gehabt, als dieser. Es ist an dem, man hat ihm bey der Bekantmachung nicht den Namen eines Tractats, wol aber eines Edicts beygeleget. Unterdessen ändert der Name in der Sache nichts: und wenn der äusserliche Titul zwischen einem Edict und Vertrage einigen Unterschied machet, so ist doch zum wenigsten dem Wesen nach ein solches Edict und ein Vertrag nicht von einander verschieden. Selbst die Tractaten, so mit Fremden errichtet werden, bekommen bisweilen die Form eines Edicts, wenn man sie in dem Königreiche publiciret. Also machte man in den ersten bürgerlichen Kriegen, aus einem an der Spitze der Armeen geschlossenen Tractate, ein Edict, welches die Frucht war, so die Reformirten von dem Kriege einerndeten. Ueberdem dienet die Form eines Edicts in dergleichen Fall nur dazu, daß es der Sache eine neue Stärke giebt, weil sie der Festigkeit eines Vertrags die Majestät eines Gesetzes noch beyfüget. Hieraus mache ich nun den Schluß, daß ein Edict, in welchem sich diese beiden Charactere vereinigen, wie in dem Edict von Nantes, um so viel unwiderruflicher seyn müsse, da es zu gleicher Zeit ein gerechtes, weises, ehrwürdiges Gesetz, und ein aufrichtiger Vertrag ist.

§. 20.

§. 20.

Um aber diese Materien noch in ein grösseres Licht zu setzen, so will ich diesen Vertrag in zweyerley Absichten betrachten: entweder in so fern er zwischen dem Könige und seinen reformirten Unterthanen; oder zwischen den Reformirten und Catholiken als ein Compromiß unter den Händen des Königes errichtet worden, weil er in dieser Absicht der oberste Richter und Schiedsrichter aller Streitigkeiten ist, die unter seinen Unterthanen entstehen. Diese beiderley Absichten widersprechen sich auch nicht, und können natürlicher Weise zu ein und eben derselben Acte gehören. Das Edict ist daher zugleich ein Vertrag, worinnen sich der König und die Reformirten gegenseitig zu gewissen Dingen verpflichten, und worinnen die Streitigkeiten der Catholiken und Protestanten durch die Entscheidung des Königes, als des rechtmäßigen Schiedrichters ihrer gegenseitigen Forderungen, beygeleget werden. Die Sache ist wichtig genug, daß sie in beiderley Absichten untersuchet zu werden verdient. Wenn man sie erstlich als einen Tractat zwischen dem Könige und den Reformirten betrachtet; so hatte sie der König, als er zur Krone gelangte, zweyer Gründe wegen in den Waffen angetroffen. Einmal hatten sie beynahe zwanzig Jahr lang beständig ihre Güter und ihr Leben blos gestellet, um ihn gegen die zu vertheidigen, so ihm das Seinige rauben wolten. Sodann hatten sie sich zu ihrer eigenen Erhaltung gegen Leute bewahret, die sie beynahe ganzer dreyßig Jahre auf die ungerechteste und grausamste Weise verfolget hatten. Dieser mit ihm zu errichtende Tractat dienete daher theils zur Belohnung ihrer geleisteten Dienste, theils zur Sicherstellung gegen diese unversöhnlichen Feinde, nach deren Erhaltung sie die Waffen niederlegen konten. Hieraus folget nun, daß der ganze Inhalt des Edicts weiter in nichts bestehet, als daß sie wegen ihrer Forderungen befriediget werden, und solche Sicherheit erhalten sollen, die sie in ihren Waffen oder in ihrem Muthe würden haben finden können. Sie legten auf diese Weise ihre Waffen gewisser massen in die Hände des

Königes nieder, und er nahm im Gegentheil ihre Vertheidigung auf sich. Da sie ihm also die Sorge ihrer Beschützung redlich übertrugen, so verpflichtete er sich mit gleicher Redlichkeit, sie für den Nachstellungen und Gewaltthätigkeiten derer zu schützen, die so viele Jahre hindurch an ihrem Verderben gearbeitet hatten. Er konte sich also dieses versprochenen Schutzes nicht entledigen, ohne die Redlichkeit zu verletzen, welche die Seele der Gesellschaften und das einzige Band ihres Bestehens ist.

§. 21.

Wolte man hiegegen einwenden, es sey nicht an dem, daß sie ihre Waffen in des Königes Hände niedergeleget, weil sie so viele veste und mit Besatzungen versehene Oerter inne behalten, und daß dieses eigentlich so viel hiesse als in den Waffen bleiben, mittlerweile daß ganz Frankreich unbewafnet gewesen; so ist dieses eine Schwierigkeit, die sich leicht heben lässet. Erstlich sahen die Reformirten, daß ihre Feinde über sehr viele Plätze Herren waren, worinnen man dem Könige nur in so fern Gehorsam leistete, als es denen gefiel, die darüber zu befehlen hatten. Sodann war die königliche Autorität, ob sie gleich wieder etwas Leben zu bekommen anfieng, noch sehr wankend. Der König wurde von den Catholiken seines Hofes mehr belagert als bedienet, und hierunter befanden sich vornemlich eine grosse Anzahl solcher, die an der Ligue Antheil gehabt. Er war mehr zu ihren Diensten, als sie zu den seinigen. Die Erfahrung dessen, was geschehen, lehrete die Reformirten, was aufrührische und übelgesinnte Unterthanen mit einem Könige vornehmen können, wenn seine Person in ihren Händen ist. Sie befürchteten, und zwar nicht ohne Grund, man möchte ihn zwingen, ihr Leben ihren Feinden aufzuopfern, damit ihre Feinde dem seinigen nicht nachstellen möchten. Endlich war die Besetzung dieser Plätze nur ein Pfand, welches gleich nach Verlauf der bestimten Zeit ein Ende nehmen muste: und wolten die Catholiken vermeiden, daß die Reformirten nicht um Verlängerung desselben anhielten, so durften sie nur brüderlich mit ihnen

en leben, und die Edicte redlicher beobachten, als gewöhnlich. Erweget man dieses genau, so erhellet offenbar, daß die Besetzung dieser Städte, die nur ein Unterpfand waren, welches der schwächere Theil zu seiner Sicherheit nahm, nicht verhinderte, daß der Tractat von Seiten der Reformirten nicht aufrichtig gewesen wäre: gleichwie die Unterpfänder, die man unter Privatpersonen bis zur Vollziehung des Contracts einander giebt, nicht verhindern, daß der Vertrag deswegen nicht aufrichtig sey, und ihm nichts von seiner Stärke benehmen.

§. 22.

Man kan hiegegen nichts einwenden, als daß es eine ganz andere Beschaffenheit mit solchen Verträgen habe, die ein König mit seinen Unterthanen eingehe, als mit denen, die unter Privatpersonen errichtet werden: theils weil die Verbindlichkeit der Könige gegen ihre Unterthanen von ihrem Belieben abhänge; theils weil die Ungleichheit, die sich zwischen den Fürsten und Unterthanen befindet, schuld daran sey, daß sie keine Verträge mit einander eingehen könten, als deren Verbindlichkeit von beiden Seiten gleich seyn müste. Allein keines von beiden ist wahr. Diese Grundsätze sind nur für diejenigen gut, welche alle politische Macht in Tyranney verwandeln wollen. Da die gröste Ehre der Regenten darin bestehet, daß sie GOttes Bild sind; so muß man sie nie zu überreden suchen, als ob es ihnen unanständig sey, ihren Unterthanen so zu begegnen, wie GOtt in Ansehung der Menschen thut. Nun machet aber GOtt keine Schwierigkeiten, sich mit Menschen in Verträge einzulassen, sich ihnen zu verbinden, und sie hinwiederum sich durch gegenseitige Bedingungen zu verpflichten; und nie bedienet er sich seiner Grösse oder der Unterwürfigkeit der Creaturen zum Vorwand, die mit ihnen eingegangene Verträge zu vereiteln. Nichts destoweniger herschet er mit unumschränktern Rechte über die Menschen, als die Regenten über ihre Unterthanen; und es findet sich keine Regierung, so despotisch und willkührlich sie auch seyn mag, die so viel Macht habe, als GOtt über die Welt

hat; sowol wegen seiner unendlichen Vollkommenheiten, als weil er derselben ihr Daseyn gegeben. Man darf sich daher nicht einbilden, als ob die Erhabenheit eines Königes über seine Unterthanen ihn der Beobachtung eines Vertrages überhebe, weil GOtt dieses gegen seine Geschöpfe nicht einmal thut. Daher zweifelt die Geistlichkeit auch ganz und gar nicht an der Möglichkeit der Errichtung solcher Verträge zwischen zwoen Partenen. Und ohne jetzo von denen zu reden, die sie täglich mit den Königen errichten, kraft welcher sie, vermittelst gewisser Steuren, die sie von ihr ohne Vertrag, wie von allen übrigen Unterthanen, fordern könten, gewisse Bewilligungen von ihnen erhält; ohne jetzo, sage ich von diesen täglichen Contracten zu reden, so hat sie die Freyheiten, die sie zu verschiedenen Zeiten durch die Gütigkeit der Prinzen erhalten, in Verträge verwandeln lassen. Die Rechtsgelehrten, so zu ihrem Vortheil geschrieben, haben diese Anmerkung gemacht, weil sie durch diese Mittel ihre Privilegien desto gewisser und dauerhafter zu machen geglaubet; folglich haben sie auch eingestanden, daß Regenten und Unterthanen sich mit einander auf eine rechtmäßige und gültige Weise in Unterhandlung einlassen könten. Daher komt es, daß die Könige, um die gegenseitigen Verbindlichkeiten dieser Tractaten zu erneuern, bey ihrer Salbung einen Eid ablegen, die Geistlichkeit bey ihren Freyheiten zu erhalten; und alle diejenigen, so Beneficien haben, schwören den Königen bey ihrer Wahl die Treue, ehe sie dieselben in Besitz nehmen. Die Könige von Frankreich zweifeln selbst nicht an der Gültigkeit dieser Verträge. Dieses erhellet aus dem Betragen Ludewigs XIII. Dieser vermied während den Religionskriegen, die beynahe zehn Jahr unter seiner Regierung dauerten, jederzeit den Namen eines Vertrages, sowol in den Accordspuncten bey Uebergebung der Städte an ihn, als auch in den Edicten, womit er das leichtgläubige Volk hintergieng, weil er Herr von den Vortheilen bleiben wolte, die er den Reformirten zugestund; damit, wie er sich ausdruckte, alle Freyheiten, die er ihnen würde geniessen lassen, von seinem Willen und Wort abhän-

gen

gen möchten. Es ist hieraus offenbar, daß er geglaubet, wenn er vermittelst eines Tractats in etwas willigte, so würde er nicht mehr Herr darüber seyn; daß er also überzeugt gewesen, daß die Tractaten der Könige mit ihren Unterthanen die erstern eben so wol verpflichteten, als bey andern Menschen; und daß der Prinz, wenn sich solche Verträge zwischen ihm und seinen Unterthanen finden, eben so wenig Recht habe, sie zu übertreten, als die Unterthanen selbst.

§. 23.

Dieses ist darinnen gegründet, daß, ohnerachtet der grossen Ungleichheit, die sich zwischen dem Souverain und den Unterthanen befindet, dennoch eine Gleichheit zwischen ihnen statt findet, welche durch die Verschiedenheit eines Beherrschers und eines Unterthanen nicht aufgehoben werden kan; nemlich die Verbindlichkeit, gerecht, billig und redlich zu seyn, weil sie sich ohnedis unmöglich dasjenige gegenseitig leisten können, was sie sich schuldig sind. Nun ist aber diese Gleichheit hinlänglich zu Verträgen, weil ihre Festigkeit auf diesen Gründen beruhet. Verlanget man aber, daß Unterthanen zum wenigsten gewöhnlicher und ordentlicher Weise durch Bittschriften und Vorstellungen Unterhandlung pflegen und die Entscheidung von ihren Königen erwarten sollen, ohne sie zu erhandeln und durch Verträge zu suchen; so gebe ich gern zu, daß dieses gewöhnlicher Weise und bey solchen Angelegenheiten, die sich dem ordentlichen Laufe der Regierung gemäs ereignen, seine Richtigkeit habe. Allein es giebt unstreitig Fälle, wo sich die Sache umkehret, und wo die Unterthanen einen Tractat fordern, und dasjenige, was sie auf diese Weise erhalten, dafür ansehen können. Hiervon geben uns die bürgerlichen Kriege einen unstreitigen Beweis. Denn in denselben ergeben sich auch sogar die Rebellen, deren Waffen ungerecht sind, nicht jederzeit auf Gnade und Ungnade, sondern sie begeben sich unter gewissen Bedingungen, deren wegen sie mit dem Prinzen übereinkommen, wieder in Gehorsam. Nun würde es offenbar abgeschmackt seyn, wenn die Rebellion den Unterthanen das Recht gäbe,

sich mit ihren Souverains in Unterhandlung einzulassen, und wenn sonst nichts anders die Verträge getreuer Unterthanen autorisiren könte. Dieses hiesse so viel, als, die Unterthanen jederzeit, wenn sie ihrer Freyheiten vergewissert seyn wolten, zur Empörung einladen, und vorgeben, daß sie die Bestätigung derselben nicht anders durch Verträge erhalten könten, als wenn sie sich empöreten. Wenn sich nun jemals Gelegenheiten ereignet haben, wo die Unterthanen Verträge errichten können, so behaupte ich, daß die Gelegenheit des Vertrages, in welchem das Edict von Nantes gegeben worden, eine dergleichen ist.

§. 24.

Erstlich hatte sich eine Parthey des Königreichs gegen die andere erkläret, und dieselbe auf alle nur mögliche Art und Weise, deren die gröste Todfeindschaft fähig ist, verfolget: und diese Verfolgung hatte zur Zeit der Bekantmachung dieses Edicts über funfzig Jahre gedauret. Man hatte sich nicht einmal an den Drangsalen und Chicanen, um diese unterdrückte Parthey zu beunruhigen, begnügen lassen; man war sogar zu Extremitäten geschritten, man redete von nichts anders als von Ausrotten, und man hatte das Blut dieser vermeinten Ketzer überall und auf alle mögliche Art und Weise vergossen. 2. Diese Gewaltthätigkeiten hatten die Verfolgten genöthiget, sich zur Vertheidigung ihres Lebens mit einander zu vereinigen, und die Waffen ihrer Feinde durch die ihrigen abzuwehren; da nun dieses im Recht der Natur selbst gegründet ist, so können es nur solche Köpfe als etwas unrechtmäßiges ansehen, die da glauben, daß die Unschuldigen ihre Unschuld verlören, wenn sie sich nicht die Gurgel ohne Vertheidigung abschneiden liessen. 3. Es waren also damals wirklich zwo Partheyen vorhanden, wovon die eine den angreifenden und die andere den vertheidigenden Theil ausmachte; da sie nun ein so entgegenstehendes Interesse hatten, als Verderben und Erhalten mit sich führeten, und ihre Macht auch nicht so ungleich war, daß die eine Parthey die andere, ohne sich halb so viel Gefahr auszusetzen, hätte

hätte vertilgen können, so würden sie entweder den Staat mit einem ewigen Krieg verwüstet haben, oder sie mußten sich zum Besten eines allgemeinen Friedens mit einander in Unterhandlung einlassen. 4. Die Könige hatten Antheil an diesen Streitigkeiten genommen: nicht allein weil man unter ihrem Namen so viel arme Leute zu den schrecklichsten Martern verdamt hatte; sondern auch weil sie Armeen zu ihrer Vertilgung angeworben, die Verträge gebrochen, die Friedensedicte widerrufen, und die Niedermetzelungen befohlen und vollzogen hatten. 5. Henrich III war noch weiter gegangen. Er hatte feyerlich geschworen, die Reformirten zu stürzen und niemals Frieden mit ihnen zu machen. Er hatte sich zum Oberhaupt von der Ligue, die unter dem Vorwand, sie zu stürzen, geschmiedet worden, erkläret; und auf diese Weise war er, nach der Anmerkung der verständigsten Männer, aus einem Könige ein Oberhaupt einer Parthey, und aus einem gemeinschaftlichen Vater, der Feind eines Theils seiner Unterthanen geworden. Damals nun wurden diese verfolgten Unterthanen, wenn sie auch vorher nicht das Recht gehabt, autorisiret, eine Parthey zu machen, die sich rechtmäßig vertheidigen konte, weil ihnen ihr Prinz selbst einen Krieg ohne Barmherzigkeit ankündigte und sie der Wuth ihrer alten Feinde als Schlachtopfer bestimte. Man konte demnach ihre Waffen nicht mehr als solche ansehen, die gegen die Autorität eines Königes ergriffen worden, sondern gegen die Gewalt eines Verderbers, gegen einen Feind selbst, auf den sie sich ganz und gar nicht mehr verlassen konten; weil er geschworen hatte, die mit ihnen zu errichtende Friedensverträge nur so lange zu halten, bis sich eine günstige Gelegenheit zeigte, dieselben zu brechen. 6. Die durch den Tod der Guisen und des Königes erfolgte Veränderung hatte der Verschiedenheit dieser Partheyen kein Ende gemacht. Denn da die Catholiken, die sich vormals zur Bekriegung der Reformirten mit einander vereiniget gehabt, nunmehro unter sich getheilet waren, so waren die Reformirten auch damals wirk-

lich mit denen in Krieg verwickelt, die dem Herzog von Mayenne zugethan waren, und lebten mit den andern in einer geheimen Feindschaft, die unter dem Namen eines Stillstandes versteckt lag. Auf der einen Seite daurete der Krieg noch, und auf der andern war er nur aufgeschoben. Damals hatten diese Partheyen nun ein Recht, welches sie in Stand setzte, sich mit einander in Unterhandlung einzulassen, um ihren Spaltungen durch einen Frieden ein Ende zu machen. Als Heinrich IV aber den Reformirten seinen Schutz entzog, und sich an die Spitze der Catholiken, deren Religion er annahm, stellete: so befanden sich die Reformirten mit ihm in eben dem Zustande, worinnen sie sich mit seinem Vorfahren befunden hatten, das ist, man hielt sie für Feinde der andern Unterthanen, deren Sicherheit von der Redlichkeit eines Stillstandes abhieng.

§. 25.

Es ist wahr, er wolte den Character eines gemeinschaftlichen Vaters wieder annehmen, allein dieses konte nicht anders geschehen als durch Wegräumung der Ursachen des Krieges, und durch Wiederherstellung der Einigkeit durch einen Vertrag, der das Vertrauen erweckte. Ich sage noch mehr, die Reformirten waren unter seiner Regierung weit eher im Stande, mit ihm Unterhandlung zu pflegen, als unter Heinrich III. Erstlich, weil er ihnen Macht gegeben, einen besondern Haufen auszumachen; weil er sie ermahnet, sich zu ihrer Vertheidigung zu vereinigen, und ihnen die Erlaubnis zu Rathsversamlungen ertheilet hatte, die er, daß ich so reden mag, durch Patentbriefe legitimiret hatte, gesetzt daß sie ohne dis nicht hätten rechtmäßig seyn können. Er war der erste Urheber ihrer Vereinigung gewesen, weil er sich an die Spitze derselben gestellet, um sie gegen Henrich III zu vertheidigen, und in so fern folglich ihre Vereinigung unter der Regierung dieses Prinzen gerecht gewesen, in so fern war sie es auch noch unter der folgenden Regierung, weil sie mit Heinrich IV eben die Streitigkeiten, wie mit seinem Vorfahren, zu ent-

entschieden hatten. Zweytens hatte er diese Versamlungen für solche erkant, die einer Unterhandlung mit ihm fähig wären, weil er Commissarien dahin abgeschickt hatte, die sich, ihren Instructionen und Vollmachten gemäs, mit ihnen in Unterhandlung einlassen solten; und weil er erlaubet, daß man, wie bey Tractaten gewöhnlich, die von beyden Theilen gethane Vorschläge überlegen, bestreiten, erklären und endlich einen Entschluß fassen solte. Nun konte der König aber nur in zweyerley Absichten Antheil an diesem Vertrage nehmen; erstlich als Oberhaupt der Catholiken, deren Einwilligung, wie jetzo gleich erhellen wird, er zur Schliessung eines Friedens hatte, der den Unordnungen und Klagen auf ewig ein Ende machte: sodann als König, dem der Staat gehörete, und der alle Glieder, woraus er bestund, in Einigkeit erhalten mußte. In der ersten Absicht kan dasjenige, was zwischen seinen und der Reformirten Abgeordneten geschah, nicht anders angesehen werden, als ein Mittel, die einander entgegen stehenden Forderungen der Reformirten und Catholiken mit einander zu vereinigen, und die gegenseitigen Bedingungen, unter welchen sie leben solten, zu bestimmen; denn aus diesen Verträgen wolte man ein neues Recht machen, das zu einem ewigen Gesetz ihrer Einigkeit in dem bürgerlichen Leben dienen solte. Da man nun bey dieser Unterhandlung dergestalt auf das Interesse der gegenseitigen Partheyen sahe, daß keine zum merklichen Nachtheil der andern etwas erhielt, und daß sie in Ansehung ihrer Vortheile und ihrer Unbequemlichkeiten einander beynahe gleich gemacht würden: so kan man nicht leugnen, daß sich nicht alles, was zu einem ächten Tractat gehöret, hiebey befunden habe. Dem zu Folge nun, was ich von dem Zustande gesagt, worinnen der König das Reich nach dem Tode Henrichs III angetroffen, ist es so unstreitig gewiß, daß er sich als Oberhaupt der catholischen Parthey mit den Reformirten in einen Vertrag eingelassen, entweder weil er der Nachfolger eines Prinzen war, der diese Würde feyerlich angenommen,

nommen, oder weil er sich nach seiner Vereinigung mit der römischen Kirche, selbst an die Spitze dieser Parthey stellete, daß es unnütze seyn würde, mich länger hiebey aufzuhalten.

§. 26.

Ich schreite nun zur Betrachtung der zwoten Absicht fort, in so fern er als König diesen Vertrag eingieng, der seinen Unterthanen alle Versicherungen des ihnen schuldigen Schutzes, und alles was Gnade, Freyheiten und Privilegien heisset, geben konte. Nun ist gewiß, daß der Character eines Königes den Character eines gemeinschaftlichen Vaters mit in sich fasset, der, wenn Streitigkeiten unter seinen Unterthanen entstehen, das Gleichgewicht zwischen ihnen hält, und ihren Unternehmungen gegen einander, vermittelst seiner väterlichen Gerechtigkeit, Gränzen setzet; wenn dieses nun mit Einsicht der Sache geschiehet, so wird es eine richterliche Entscheidung, und seine Macht ist Bürge von dem Ausspruch, den er als zuträglich gethan hat. Dieses ist es, was mir vorher Gelegenheit zu sagen gegeben, daß das Edict als ein Tractat zwischen den Catholiken und Reformirten, unter der Autorität des Königes als ihres natürlichen Schiedsrichters, angesehen werden müsse, und daß seine Majestät zur Garantie des Edicts gegen die Eingriffe, die man auf beyden Seiten thun konte, verpflichtet blieb. Diese Garantie war auch deutlich genug in dem Edict ausgedruckt, daß nemlich die Generalprocureurs im Namen des Königs auf die Verletzungen desselben acht haben sollen: weil es natürlich ist, daß man, wenn Tractaten von einer Macht garantiret werden, die man für mächtig genug hält, sie beobachten zu lassen, im Fall der Verletzung seine Zuflucht zu denen nimt, die sie garantiren, und ihnen die Bestrafung derer aufträgt, die sie verletzen. Ich sage daher, die Catholiken und Reformirten sind die Partheyen, zwischen welchen der König, als ihr rechtmäßiger Oberherr, als ihr geborner Schiedsrichter, als ihr gemeinschaftlicher Vater, nach Einsicht der Sache, den Frieden durch sein Edict veranstaltet

anstaltet und garantiret, nachdem er die Aussprüche und Entschuldigungen untersuchet, und auch, in so fern als es nöthig, die Einwilligung der Interessenten erhalten hat. Man siehet, daß die Reformirten und Catholiken die Partheyen in diesem Vertrag waren, weil sie die Früchte desselben, nemlich Einigkeit und Frieden, erhielten, und weil die Streitigkeiten, so bald als das Edict vollzogen wird, unter ihnen aufhörten. Man siehet, daß der König in Ansehung ihrer einen Ausspruch thut, weil er es ist, der in dem Edict redet, und weil alle Entscheidungen streitig gewesener Sachen von ihm herrühren. Man siehet, daß er es mit Einsicht der Sache thut, weil er von den Forderungen der Reformirten vermittelst ihrer Acten, Bittschriften und Abgeordneten, und von den Ansprüchen der Catholiken, vermittelst ihrer Widersprüche und Widersetzungen, eine Kentniß hat. Man siehet endlich aus verschiedenen historischen Gründen, daß er hinlängliche Merkmale einer beyderseitigen Einwilligung gehabt.

§. 27.

Die Einwilligung der Protestanten erhellet deutlich genug daraus, daß sie so lange Ansuchung um Erhaltung dessen thaten, was ihnen von den königlichen Commissarien zugestanden worden; und ich werde ein gleiches von Seiten der Catholiken darthun, wenn ich vorher angemerket, daß ihre Einwendungen ihre Einwilligung nicht aufheben. Es ist ein gewöhnliches Verfahren, daß sich, der Streitigkeiten vor einem Richter ohnerachtet, die Urheber derselben dennoch zur Vollziehung dessen bequemen, was der Richter ausspricht, und diese Streitigkeiten klären nur die Begebenheiten auf, und geben dem, der die Sache untersuchet, ein grosses Licht. Gleicher Weise sind auch die Einwendungen der Catholiken nichts anders als eine gerichtliche Contestation in Ansehung dessen gewesen, worüber sie der König richten solte, und dieses hinderte ihre Einwilligung in seine Aussprüche nicht. Ich behaupte demnach, daß man viele Merkmale von der Einwilligung der Catholiken in das Edict,

wel-

gen Jahrhunderts, diesen Proceß angefangen hatte, so setzte die Geistlichkeit alle Triebfedern in Bewegung, um zu verhindern, daß die Sache nicht unter den Händen dieser Richter blieb, welche viele ihrer Freyheiten für unrechtmäßige Anmaßungen hielten. Sie erhielt, daß der König diesen Proceß über sich nahm, und nachdem ihn sein Rath länger als funfzig oder sechzig Jahre unentschieden gelassen, so verlor endlich die Geistlichkeit ihren Proceß und der König erkante sich die Regalien durch sein ganzes Königreich zu. Der wichtige Grund, dessen sich die eine Parthey der Geistlichkeit bedienete, um die andere zur Einwilligung zu bewegen, war dieser: das Parlament sey nicht der gehörige Richter dieser Sache. Es entscheide nur Privatrechtshändel, nicht aber solche, die gänzlich einen von den Ständen und zwar den ersten Stand des Königreichs, anbeträfen. Der König sey allein der rechte Richter dieser wichtigen Streitigkeiten. Die Sache ist auf Verlangen der Geistlichkeit bey ihm anhängig gemacht worden. Man hatte bis dahin Recht gehabt zu contestiren: aber nunmehr ist die Sache geendiget. Der oberste Schiedsrichter hat das Urtheil gesprochen; das Orakel hat geredet, und nun darf nichts mehr gesagt werden.

§. 29.

Gleichergestalt fand sich auch in Ansehung dieses Edicts sonst kein rechtmäßiger Richter in dem Königreiche, als der König. Es war nicht die Sache Eines Standes, sondern dreyer, die insgesamt in die Religionsstreitigkeiten eingeflochten waren. Die Sache wurde einerseits durch die Bittschriften, und andererseits durch die Widersprüche oder Einwilligungsacten beym Könige anhängig gemacht. Die Sache hat sich unter seinen Händen viele Jahre lang verzogen; unterdessen ist sie genau untersucht und in ein helles Licht gesetzt worden. Endlich hat er das Urtheil gefället, er hat das Gesetz gegeben, er hat die Einigkeit unter den Partheyen, vermittelst der Bedingungen die er ihnen vorgeschrieben, wieder hergestellet; und dieses ist nun eine geschehene

schehene Sache, die nie wieder rückgängig gemacht werden kan. Die Folge ist um so viel nothwendiger, da sich zwischen den Regalien und dem Edict eine Verschiedenheit findet, die diesem letztern vortheilhaft ist, ohne von andern zu reden, die dabey angemerkt werden können. Die Geistlichkeit hält dasjenige, was der König, als oberster Schiedsrichter, in seiner eigenen Sache entschieden, für einen Schluß; in dem Edict aber richtete der König eben als ein solcher, ohne Verdacht der Partheylichkeit, in der Sache seiner Unterthanen, woran er keinen persönlichen Antheil hat und die ihn weiter nichts angehet, als daß er ein gemeinschaftlicher Schiedsrichter und ein Vater des Vaterlandes ist. Nun ist offenbar, daß sich der König in einer so wichtigen Sache, deren Entscheidung alle Glieder des Staats mit einander vereinigte und durch einen glücklichen Frieden ihre langen und traurigen Spaltungen endigte, zum Garant von der Einigkeit machte, welche dieser Vertrag unter seinen Unterthanen wieder herstellete, so wie er ihn durch seine Autorität befestiget. Es ist ein Privilegium der Oberherschaft solche Dinge, wo sie sich dazwischen gelegt, zu garantiren und aufrecht zu erhalten. Die Kraft der Privatverträge gründet sich darauf, daß der Name und das Siegel des Königes hinzu komme; daß er die Partheyen mit ihrer Einwilligung richte; daß er, als Garant der Rechte eines jeden Unterthanen, die Schlüsse, die seine Macht autorisiret und die in seinem Namen gemacht worden, zum Besten der Redlichkeit und der Unschuld wider die Chicanen des Betrugs und der Ungerechtigkeit, in ihrer Stärke erhalte. Wenn nun der König vermittelst dieser Schlüsse, worinnen er blos deswegen für einen Richter gehalten wird, weil sein Name darinnen stehet, als oberster Schiedsrichter aller Angelegenheiten seiner Unterthanen eine stumme Garantie eingehet, die sie fest und unverletzlich machet; wie viel gewisser muß dieselbe bey einem Vertrage statt finden, der die Partheyen des Staats nach einem langen Kriege wieder vereiniget, und dessen Artikel der König mit seinem eigenen Munde

ausgesprochen hat? Dieser Vertrag müßte demnach den Partheyen unverletzlich seyn, und sie mußten sich damit begnügen lassen, nachdem das Orakel geredet hatte; allein er mußte auch dem König selbst unverletzlich seyn, weil er sowol natürlicher Weise der Garant von Beobachtung der Verträge seiner Unterthanen, als der oberste Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten ist. Nun ist es unbegreiflich, daß ein Prinz rechtmäßiger Weise zuerst Verträge brechen könne, deren Garantie ihm anvertrauet ist: und ob gleich redliche Verträge niemals ohne Schande verletzet werden können, so würde solche doch in Ansehung dessen nicht so groß seyn, der nicht als Parthey an dem Vertrage Antheil genommen, wie sie in Ansehung desjenigen seyn würde, der Garant der allgemeinen Treue, und als ein solcher verpflichtet wäre, den Vertrag von andern beobachten zu lassen. Hieraus folget nun, daß der König, der einerseits, als Oberhaupt der Catholiken, Parthey mit den Reformirten in diesem Vertrage war, worauf das Edict von Nantes gegeben worden; andererseits aber die Beobachtung desselben zwischen den Reformirten und Catholiken, in so fern er König und gemeinschaftlicher Vater war, als ein Werk seiner väterlichen Liebe, seiner Klugheit, seiner Gerechtigkeit und seiner königlichen Autorität, garantiren mußte; dieser König, sage ich, konte die Widerrufung desselben niemals, weder als Parthey, noch als Garant, befehlen oder zulassen.

§. 30.

Wolte man hier sagen, dieses könne nur Henrich den IV, den Urheber dieses Edicts, angehen; in Ansehung seiner Nachfolger aber, die die Sachen verändert gefunden, verhalte es sich ganz anders; und diese hätten, nach der neuen Beschaffenheit der Umstände, neue Maasregeln nehmen können; so antworte ich hierauf: diese Sache werde zu einer andern Zeit ihren Platz finden können, wenn ich Betrachtungen über die Widerrufung des Edicts anstellen werde. Ich will nur beyläufig hier so viel sagen: daß die Nachfolger, wenn sie das, was ihre Vorfahren gethan, gut heissen,

heissen, in alle ihre Verbindlichkeiten treten; und daß man die Dinge nicht als verändert ansehen muß, wenn noch eben die Gründe der Gerechtigkeit und Menschlichkeit vorhanden sind; wenn der Nutzen noch eben so groß ist; wenn die intereßirten Parthenen weder ausgegangen, noch dessen unwürdig geworden, was man ihnen zugestanden. Die Kinder vertreten hier die Stelle der Väter; und dieses ist der Grund, warum gewisse Freyheiten in den Familien beständig bleiben, weil man voraus setzet, daß derjenige, der sie erhalten, nicht stirbet, so lange als er eine Nachkommenschaft hinterlässet, in welcher er wieder auflebet. Nun ist es aber gar leicht, die Anwendung von diesen Warheiten auf das Edict zu machen, daß es unnütze seyn würde, hier mit weitläuftigen Betrachtungen auszuschweifen, die anderswo wiederholet werden müssen.

§. 31.

Ich komme nun zu dem letzten Stück, das ich mir abzuhandeln vorgesetzet, und welches mit wenigen Worten geschehen wird. Es betrift nemlich die Einwürfe, die man gegen dieses Edict gemacht, und die sich beynahe insgesamt auf einen Hauptpunct gründen, den man daraus herleitet: daß es ein unvollkommener Vertrag sey, wozu die vornehmsten Catholiken nicht eingeladen worden; daß man das Edict ausgefertiget, ohne die Parlemente zu hören, ohne der Geistlichkeit Gelegenheit zur Vorstellung und Vertheidigung ihres Interesse zu geben, ohne die Genehmigung, oder zum wenigsten die Einwilligung des Papstes zu haben, die doch, wegen der Rechtmäßigkeit der Catholiken ihrer, in Religionssachen nothwendig sey. Allein dieser Einwurf ist der schwächste und der ungegründeteste unter allen; er ist der schwächste, weil er, wenn er auch wahr wäre, keine Folgen nach sich ziehen könte; er ist der ungegründeteste, weil alle diese Parthenen auf eine so öffentliche und so formelle Weise, als nur immer möglich, Antheil daran gehabt. Ich sage, wenn dieser Einwurf wahr wäre, so würde er von keiner Folge seyn, weil er aufs höchste nur ein Formalitäts-

D 2 fehler

Fehler seyn würde, der in solchen wichtigen Dingen, als die sind, womit sich das Edict beschäftiget, zum Nachtheil der Sachen selbst nicht in Betrachtung kommen muß, wenn sie sonst gerecht und nothwendig sind. In bürgerlichen Angelegenheiten zwischen Privatpersonen kan ein solcher Fehler denjenigen, der ihn begehet, wol gewisser Vortheile berauben, die ihm nach dem genauesten Verfahren zugekommen wären: allein, seiner Rechte beraubet er ihn nicht. In solchen Angelegenheiten aber, die das Leben der Menschen betreffen, würde es noch seltsamer seyn, wenn man einen Unglücklichen, wegen einer blossen Unterlassung der Formalität, sterben lassen wolte, und die Natur würde seufzen, wenn sie jemand umkommen sähe, dessen Unschuld sonst am Tage läge und dessen Verdammung sich nur auf ein Vergehen dieser Art gründete. Wie noch seltsamer würde es seyn, wenn man in einer Sache, wobey es auf das Leben und auf die Sicherheit so vieler tausend tapfern, getreuen und in dem Dienst ihres Fürsten standhaften Unterthanen ankäme; und deren ganzes Verbrechen, selbst nach dem Geständniß ihrer Feinde, blos darin bestünde, daß sie ein allzu zärtliches Gewissen hätten, als daß sie es der Gewalt eines andern unterwerfen solten? wie noch seltsamer würde es seyn, sage ich, wenn man bey einer solchen Sache Grund zu haben glaubte, dasjenige, was man diesen armen Leuten versprochen, unter dem Vorwande nicht zu halten, daß sie ihre Feinde nicht förmlich aufgefordert, vor Gericht mit ihnen zu erscheinen, um die unter ihnen obwaltenden Streitigkeiten beyzulegen? Unterdessen aber war doch die Sache öffentlich bekant. Es war unmöglich, daß weder die Geistlichkeit, noch die Parlamente, nicht davon hätten benachrichtiget seyn sollen, daß man mit den Reformirten Unterhandlung pflegte. Man sahe ihre Versamlungen, ihre Abgeordneten, ihre Schriften, und wie die königlichen Commissarien hin und her giengen. Das ganze Königreich redete davon; es geschah unter den Augen von ganz Europa. Bey einer so ruchtbaren Angelegenheit durften nur diejenigen, so Antheil

daran

daran zu haben vorgaben, dazwischen kommen: und wenn sie es nicht gethan hätten, so würde der Mangel ihrer Dazwischenkunft blos von einer erzwungenen Nachläßigkeit oder von einer unredlichen Unwissenheit hergerühret haben.

§. 32.

Zum andern ist dieser Einwurf aber auch ungegründet. Die dazu gehörigen und daran Theil habenden Partheyen sind dazwischen gekommen; nicht zu spät, und da die Sache nicht mehr zu ändern gewesen, sondern ehe das Edict verificiret wurde, das ist folglich, ehe das Edict bestätiget und zu einem richterlichen Ausspruche wurde. Dieses ist so gewiß, daß man wegen ihrer Dazwischenkunft viele Dinge änderte, die zu Nantes zugestanden worden. Ich will mich hier nicht darauf berufen, daß einer von den königlichen Commissarien ein Parlamentsglied war; sondern ich will nur so viel sagen, daß die Dazwischenkunft dieses Senats daraus erhellet, daß er verschiedene Abgeordnete an den König abfertigte, nachdem man ihm das Edict überschickt, um dasselbe zu registriren. Man gab seinen Vorstellungen Gehör, man brachte seine Einwürfe in Ueberlegung, und ehe man einen absoluten Befehl ertheilete, das Edict zu registriren, so gestund man ihm einige seiner Anforderungen zu, und übrigens befriedigte man ihn mit Gründen. Man kan also den darauf erfolgten Befehl für nichts anders, als für ein nach Verhörung der Partheyen gefältes Urtheil ansehen, weil er gegeben worden, nachdem man die Partheyen gerichtlich verhöret und ihre Forderungen und Beantwortungen überleget. Die Geistlichkeit hat sich auch dazwischen geleget. Sie hat ihre Vorstellungen und Einwendungen, wie das Parlament, gemacht. Ja sie hat es noch öffentlicher und zeitiger gethan. Sie versamlete sich kurz nach der Schliessung des Edicts, da der Legate noch in Frankreich war. Sie lies den König durch Abgeordnete complimentiren; sie überreichte ihm Acten und Bittschriften; sie that nichts ohne Beystimmung des Legaten, und nach seiner Abreise geschahe ein gleiches mit dem Nuntius.

Die Generalagenten giengen sogar in ihren Widersprüchen weiter als dieser Prälat, und brachten sie mit so weniger Ehrerbietung vor, daß sie ungeschliffene Worte ausstiessen. Ihre Vorstellungen hatten unterdessen doch eines Theils die Wirkung, die sie verlangten. Sie erhielten für die Geistlichkeit Freyheiten und Gnadenbezeugungen, und brachten es dahin, daß einige Artikel in dem Edict verändert wurden. Man kan also nach diesem nicht ohne Unverschämtheit sagen, daß sie nicht angehöret worden. Wenn auch der König nicht alles eingieng, was die Geistlichkeit verlangte, und einen Theil ihrer Forderungen vereitelte; so bleibt es dem ohnerachtet gewiß, daß er sie angehöret und die Streitigkeit mit völliger Einsicht der Sache entschieden. Das Murren und Klagen der Geistlichkeit, daß sie nicht angehöret worden, findet nach abgethaner Sache so wenig statt, als bey einem Menschen, der, wenn er seinen Proceß gerichtlich verloren, sagen wolte, die Richter hätten seine Urkunden nicht gesehen. Hierzu komt noch, daß die Geistlichkeit in vielen Stücken mehr Vortheile von dem Edict hatte, als die Reformirten selbst. Wenn sie auch daher von aller Unterhandlung wegen des Edicts ausgeschlossen worden wäre, so würde sie doch sonst keine Ursache zu klagen gehabt haben, als daß man ihre Angelegenheiten zu ihrem Besten besorgt, ohne sie darum zu bemühen.

§. 33.

Endlich hatte der Papst auch seine Einwilligung, in so fern man es verlangen konte, dazu gegeben. Man hatte ihm damals, als man an der Aussöhnung des Königes mit ihm arbeitete, zu wissen gethan, daß sich dieser Prinz nicht zur Ausrottung der Reformirten verpflichten würde. Selbst seine Procuratores bedienten sich in den Artikeln, worüber sie einig geworden, gewisser allgemeinen Clauseln, die eine Einwilligung in das Edict, das man in Ansehung der Gewissensfreyheit geben könte, in sich enthielten. Zum wenigsten versicherten diese Procuratores den König ausdrücklich, daß dieses der Sinn dieser unbestimten Ausdrücke wäre,

womit

womit man sich begnügen lassen müssen, weil der Papst andere weder zugeben können noch dürfen. Dieses will so viel sagen: da sich die Römische Kirche eine Schuldigkeit und Ehre daraus machet, diejenigen, die sie für Ketzer hält, auf alle nur mögliche Art und Weise auszurotten, zu massacriren und zu verbrennen; so hielt es der Papst nicht für anständig, in förmlichen Ausdrücken dahin einzuwilligen, daß man sie in Frieden leben liesse, und folglich hatte er sich dunkeler Ausdrücke bedienen müssen. Das Zeugniß des Königes, der das Parlament versicherte, daß der Papst alles, was er thäte, billige, ist in dieser Sache ein klarer Beweis, und dasjenige, was sich einige Zeit nach der Bestätigung des Edicts ereignete, bekräftiget dieses auch. Der Papst drang heftig auf die Bekantmachung des Tridentinischen Concilii, und bediente sich, um dieses zu erhalten, des Versprechens, das er dieserwegen im Namen des Königes thun lassen, ehe er ihm die Absolution ertheilet. Der Canzler antwortete unter andern auf dieses Anersuchen, daß dieser Artikel den König nur in so fern verpflichte, als es die Ruhe des Reiches zuliesse. Diese Antwort, welche dem Papst von solchen hinterbracht wurde, die ihn gern gegen Frankreich aufhetzen wolten, wurde dergestalt herum gedrehet, daß sie ihn einigermassen verdroß. Allein d'Ossat, der ihm allen Vorwand zum Verdruß benehmen wolte, sagte zu ihm: der Canzler hätte unter diesen Worten eben das verstanden, was du Perron und er dem Papst selbst gesagt hätten, da sie sich mit ihm wegen der Absolution des Königs besprochen; nemlich, daß durch die Bekantmachung des Concilii die Friedensedicte nicht aufgehoben, die Ketzer zur Beobachtung desselben nicht gezwungen, und der König nicht genöthiget werden solte, sich in Krieg mit ihnen einzulassen. Eben dieserwegen hätte du Perron und er die Clausel nicht wollen paßiren lassen, die man in das Formular des Glaubensbekäntnisses einzuschieben willens gewesen, nemlich daß derjenige, der es ablegte, gehalten seyn solte, es von allen seinen Unterthanen ablegen zu lassen.

§. 35.

Nunmehr schickte sich alles in dem Königreiche an, diesem Edict nachzukommen, und die Commissarien, denen die Besorgung hievon in den Provinzen aufgetragen worden, fiengen an daran zu arbeiten, und fertigten auf die vorfallenden Einwendungen eine grosse Anzahl Verordnungen aus. Ja man fieng, ehe sie noch den ersten Schritt in ihrem Amte gethan, schon an, die Hauptfrucht des Edicts zu empfinden, nemlich die allgemeine Ruhe, deren Süßigkeit gute Hofnung zum übrigen machte. Unterdessen ereignete sich eine sehr wichtige Sache, worüber die Catholiken triumphireten, als ob sie den Untergang der reformirten Religion erhalten hätten, ob sie gleich im Grunde weiter nichts gewonnen hatten, als die Ehre, daß sie besser eine Schlinge zu legen verstünden, als sich die klügsten Reformirten davor zu hüten wüßten. Das Buch des **du Pleßis**, vom heiligen Abendmahl, gab hiezu Gelegenheit *). Die Catholiken machten viel Lermens darüber. Es stunden, ich weiß nicht wie viel, Schriftsteller auf, die sich dasselbe zu widerlegen unterfiengen. **Fronton du Duc**, ein sehr berühmter Jesuit, nahm es über sich, eine förmliche Antwort darauf zu verfertigen, nachdem **Dafis** den Vorschlag derer verworfen, daß man dieses Buch verbrennen lassen solte. Allein, es fanden sich viele weniger berühmte Schriftsteller, die sich in diesen Streit mischten und das Publicum mit einer Menge kleiner Schriften überhäuften, die mehr Schmähschriften gegen den Verfasser, als Antworten auf sein Werk waren. Die Facultät zu Paris verdammete es öffentlich. Verschiedene Privatpersonen gaben Register von verfälschten Stellen, Verzeichnisse von ausgelassenen nöthigen Worten und viele andere kleine Bücher von dieser Art heraus. Der Grund dieser grossen Bewegungen war, ausser der Wichtigkeit der Materie, ausser den Verdiensten des Verfassers, ausser der wenigen Ehrerbietung, die er darinnen gegen die Geheimnisse der römischen Religion bezeigte, und ausser der Art und Weise es ans Licht zu stellen,

noch

noch die Methode, nach welcher die Sache darinnen abgehandelt wurde. Du Pleßis blieb nicht, wie man bisher gethan, innerhalb den Gränzen der Schrift. Er hatte sich in das weite Feld der Tradition gewaget, und in seinem Buche mehr als viertausend Stellen aus scholastischen Lehrern, oder aus solchen, die man Kirchenväter nennet, angeführet. Dieses hieß den Krieg bis in das Herz der Römischen Kirche spielen, sie in ihren äussersten Verschanzungen angreiffen und ihr die letzten Waffen aus den Händen reissen. Es würde ihr nichts mehr zu ihrer Vertheidigung übrig seyn, wenn sie sich, nachdem man ihr die Schrift genommen, die sie den Reformirten, wie sie diese beschuldigten, gleichsam abgetreten hatte, auch noch die Kirchenväter und die Quellen der Tradition, zu denen sie ihre letzte Zuflucht nimt, nehmen liesse.

*) Du Pleßis gab 1598 im Monat Julius dieses Buch, vom heiligen Abendmahl, heraus. Der Papst wurde darinnen sehr gemishandelt, weil er der Antichrist genant wurde, und die römische Kirche hatte wenig Bücher von den Händen ihrer Widersacher gesehen, worinnen man weniger Gefälligkeit gegen ihre Irthümer bewiesen, als in diesem. Du Pleßis hatte seinen Namen und alle seine Würden auf das Titelblat gesetzt, und unter andern auch den Titel eines Staatsraths. Der Name des Verfassers, der einer von den Männern seiner Zeit war, welche die gröste Gelehrsamkeit und Gründlichkeit besassen und die am besten schrieben, obgleich seine Schreibart sehr nach der Latinität schmeckte, und die Würdigkeit des Gegenstandes verursachten, daß das Werk so gleich von den Neugierigen gelesen wurde. Das Gerücht hievon breitete sich bis nach Rom aus, und der Papst beklagte sich hauptsächlich darüber, daß der Verfasser den Titel eines Staatsraths führete; denn es schien, als ob ihm dieser Schimpf von dem Staatsrath selbst angethan würde, weil es von einem seiner Mitglieder geschähe, und als ob der König Antheil an den Beleidigungen nähme, weil sie von einem seiner vertrautesten Freunde herrühreten. Der König erzürnte sich auch selbst darüber, weil er befürchtete, der durch diese Beleidigung aufgebrachte Papst möchte wegen seiner Ehescheidung, woran man mit Ernst zu arbeiten anfieng, noch mehrere Schwierigkeit machen.

Er bezeugte dieserhalb seinen Unwillen und Verdruß darüber; und dieses war der Anfang zur Ungnade des du Plessis, welche die grösten Folgen nach sich zog. Es schien als ob dieses Misvergnügen des Königes und des Papstes alles dasjenige autorisiren müste, was der Eifer der Catholiken wider dieses Buch, oder wider den Verfasser desselben, unternehmen würde. Da unterdessen die Jesuiten, die sich zu Bourdeaux behauptet hatten, dieses Buch daselbst zum Feuer verdammen wolten, so setzte sich Dafis, der erste Präsident, dagegen, und befahl ihnen, dasselbe blos zu widerlegen, wenn sie es für gut befänden. Da Boulanger, einer von des Königes Almoseniers, eine Censur über die Vorrede gemacht und sie einer Verfälschung der angeführten Stellen beschuldiget, so gab ihm der Erzbischof von Bourges dieserhalb einen sehr derben Verweis. Selbst der päpstliche Legate verlangete nicht, daß man allzustreng gegen diese Schrift verfahren solte. Er begnügte sich blos damit, daß er bey seiner Abreise aus Frankreich sechs Exemplarien davon mitnahm, und den Bellarminus zur Widerlegung desselben zu vermögen versprach. Allein man ersann ein anderes Mittel, den du Plessis zu kränken; und es war den Catholiken leichter, den Verfasser in Ungnade zu bringen, als sein Buch zu widerlegen. Die Prediger zogen in diesem Jahr und in der folgenden Fastenzeit gegen dieses Buch los, und rächeten den Papst und die römische Religion vermittelst allerley Verleumdungen und Schmähreden gegen den du Plessis. Man glaubte auch, dieser Herr würde während der ersten Heftigkeit dieser Wuth nicht öffentlich erscheinen dürfen, ohne sein Leben zu wagen. Er hütete einige Tage lang das Haus, um dieses Ungewitter vorüber gehen zu lassen; solte aber das Volk so sehr aufgebracht werden, daß es ihn in seinem Hause anfallen wolten, so erbot sich Madame gegen ihn, ihn in ihr Haus aufzunehmen und ihn in Sicherheit zu setzen. Es scheinet, als ob man bey dieser kleinen verstelten Mäßigung entweder die Absicht gehabt, zu zeigen, daß die Freyheit der Reformirten zu Folge des Edicts groß sey, weil sie dergleichen Schriften verkaufen dürften, ohne daß man den Catholiken erlaube, sich dieserhalb anders, als auf die gewöhnliche Weise der Widerlegung, zu rächen, oder zu verhindern, daß das Misvergnügen derer, welche das Edict nicht ihrer davon gemachten Hofnung gemäs fänden, und die verdrieslich wären, daß die Bestätigung desselben so lange aufgeschoben würde, nicht vermehret würde, wenn man dem ersten Buche von ihrer Religion, das nach Beschliessung des Edicts heraus-

herausgekommen, auf eine solche harte Weise begegnete. Da aber die Bigoten nicht überall hatten unterdruckt werden können: so geschahe es das folgende Jahr, daß sie das Buch des du Plessis in einem Untergerichte zum Feuer verdammen liessen; und das Urtheil wurde auch vollzogen. Die Versammlung, so sich noch zu Chatelleraud befand, wurde sehr darüber aufgebracht; und da dieses gleich anfangs bey der Vollziehung des Edicts geschehen war, so glaubte sie die Sache von grosser Folge zu seyn, wenn sie es so hingehen liesse, ohne sich darüber zu beklagen.

Ob sie aber gleich gänzlich entschlossen war, ihren Unwillen darüber zu bezeugen, so wolte sie doch dieserhalb vorher an den du Plessis, als den vornehmsten Interessenten, schreiben, um von ihm zu erfahren, was er für gut in dieser Sache befände. Dieses beweiset, daß man wohl gethan, daß man die Obergerichte an Ausfertigung gleicher Schlüsse gegen diese Schrift gehindert; weil es gewiß ist, daß die Reformirten, indem der Schimpf empfindlicher gewesen seyn würde, wenn er von dieser Seite hergerühret, noch ein grösseres Lermen darüber angefangen haben würden. Allein du Plessis, der sein Buch durch die Hitze seiner Widersacher nicht beschimpft zu seyn glaubte, war nicht sehr darüber aufgebracht. Er bezeugte in seiner Antwort, daß ihm die Sache wichtig schiene, indem man, da die Lehre der Reformirten vermittelst des Edicts von dem Namen der Ketzerey befreyet worden, die Bücher, so dieselben vortrügen, nicht verbrennen dürfe, weil nur allein ketzerische Bücher zu dieser Schande verdamt werden müßten: es sey daher rathsam, daß man von diesem Gericht lieber an die Edictkammer appellirte, als an den geheimen Rath, wo man die Sache gewis unterdrücken würde; unterdessen halte es schwer, diesem Uebel abzuhelfen, weil schon das Urtheil vollzogen worden, und was geschehen wäre, könne nicht rückgängig gemacht werden.

§. 36.

Allein alles Lermen der Prediger und Schriftsteller diente nur dazu, daß das Buch verkauft und der Ruhm seines Verfassers vergrössert wurde. Man grif ihn so schwach an, daß es, wie mich deucht, der Römischen Kirche vortheilhafter gewesen seyn würde, wenn sie ihn in Ruhe gelassen. Unterdessen kamen die von Rom aus versprochenen Widerlegungen nicht an, und der Papst ärgerte sich, daß

er

er sich von einem so ansehnlichen Manne und der es in den Staatsangelegenheiten so weit gebracht hatte, als du Pleßis, auf eine so schimpfliche Weise muste begegnet sehen. Dieses gab ihm Gelegenheit, daß er, um den König zur Ehrbegierde anzureizen, ein grosses Mistrauen wegen seiner Aufrichtigkeit in Bekennung der catholischen Religion blicken ließ. Es befand sich damals ein Deutscher zu Rom, der sich rühmete, dieses Geheimniß von einem Protestanten zu Augspurg gehöret zu haben, und sagte: Bongars, der königliche Gesandte bey den Protestanten in Deutschland, gäbe ihnen die Versicherung, daß er in seinem Herzen die Religion nicht geändert hätte; und d'Ossat, der es wegen der Ehre des Königs für wichtig gehalten, dem Lauf dieser Gerüchte Einhalt zu thun, hatte bis auf den Grund entdecken wollen, was zu Ausbreitung derselben Gelegenheit gegeben. Dieser wegen that er gegen das Ende dieses Jahrs dem Könige zu wissen, was er von ihrem Ursprunge in Erfahrung gebracht. Diese Gerüchte waren nicht neu, und seit der Bekehrung des Königes hatte man sie nur täglich wieder erneuert: der Papst hatte daher Gelegenheit genug, dieses zu erfahren, entweder weil ihm die Reden dieses Deutschen lange Zeit vorher, ehe der Cardinal deswegen an ihn geschrieben, zu Ohren gekommen waren; oder weil er von den Spionen, die er an den Höfen aller Prinzen hatte, Nachricht davon erhalten hatte. Es war dem König daran gelegen, daß diese Gerüchte keinen Eindruck in die Gemüther der Catholiken machten, ob sie ihm gleich vortheilhaft waren, das Vertrauen der Protestanten gegen sich zu erwecken; denn seine Politik erforderte, daß er deren Alliance erhielte, es möchte auch kosten was es wolte. Da ihm aber die Gunst des Römischen Hofes in den gegenwärtigen Umständen nöthig war, so wolte er den Papst befriedigen und den du Pleßis und die Reformirten durch eine öffentliche Handlung kränken, welche dem Römischen Hofe glauben machen könte, daß sie seine Gnade verloren. Das Buch des du Pleßis diente ihm daher zum Vorwand;

wand; und er bereitete diesem Herrn durch Kunstgriffe, die der Grösse eines Königs so höchst unanständig wären, daß man sagen kan, diese Handlung sey nicht die beste in seinem Leben gewesen, eine Beschimpfung zu. Die Sache trug sich folgendergestalt zu.

§. 37.

Alle diejenigen, so wider den du Pleßis schrieben, kamen, ohnerachtet der Verschiedenheit des Schwunges, der in ihren Strafpredigten herschete, darinnen überein, daß sie ihn falscher Anführungen beschuldigten: und, weil diese Beschuldigungen in Ansehung derer schwer abzulehnen sind, die sich nicht im Stande befinden, die Sachen und die Schriftsteller gründlich zu untersuchen; so bediente man sich derselben, als des einzigen zur Verführung derer dienlichen Beweisgrundes, die man zur Religionsänderung zu bewegen suchte. Auf diese Weise gehet man mit dem Volk in Dingen um, die über ihren Begrif sind. Man legt ihnen Schwierigkeiten vor, wovon sie nicht zu urtheilen im Stande sind, und man überredet sie bisweilen, daß sie unmöglich gehoben werden könten, weil sie nicht die Fähigkeit dazu haben. Dieser Betrug hat in dem Betragen der Französischen Controversisten von Anfang bis zu Ende geherschet. So oft als ein vortrefliches Buch ans Licht getreten, so oft haben die Mißionarien einen Vorwand darinnen angetroffen, den Verfasser eines Versehens zu beschuldigen, womit sie dem Volke den Kopf zerbrechen können: gleich als ob alles dasjenige, was nicht von ihm verstanden oder widerleget werden konte, ein Kennzeichen von der Falschheit seiner Religion wäre: und das leichtgläubige und leichtsinnige Volk nahm diese Vorwürfe bisweilen als Gründe an, die der Lehre zum Nachtheil gereichten, da sie doch, wenn sie gegründet gewesen, blos die Ehre des Verfassers hätten betreffen müssen. Allein, diese Betrügereyen dieneten hauptsächlich dazu, diejenigen, die schon wanketen und nur einen Vorwand ihrer Religionsveränderung suchten, vollends zu Boden zu werfen. Unter denen von diesem Character

racter ließ sich damals **Sancta Maria du Mont**, ein Edelmann, der seine Religion zu ändern entschlossen war und zum Schein nur darauf wartete, daß man dem **du Pleßis** zu Fontainebleau übel begegnen solte, vom **du Perron** und von andern überreden, daß **du Pleßis** eine grosse Anzahl Stellen fälschlich angeführet hätte; und als er sich mit ihm zu Paris bey der Prinzeßin von Oranien befand, so behauptete er gegen ihn, daß er viele dergleichen Stellen in seinem Buche angetroffen hätte. Dieser Edelmann war einer von denen, welche eine mehr als mittelmäßige Gelehrsamkeit sehr aufgeblasen macht, und da er sich entschlossen hatte, catholisch zu werden, so fand er alle Gründe, die man ihm in dieser Absicht eingeflösset, für unumstöslich. Allein **du Pleßis**, der allen Stürmen, die ihm sein Buch zugezogen, Widerstand gethan hatte, konte den Vorwurf, als ob er ein Schriftverfälscher wäre, nicht ertragen, und es erforderte es seine Ehre, die Richtigkeit seiner Anführungen zu behaupten. Er gab also gegen das Ende des Monats Merz eine Schrift heraus, worinnen er seine Ankläger einlud, sich mit ihm zu vereinigen, um dem König eine Bittschrift zu überreichen und Commissarien von ihm zu verlangen, von denen man die Stellen von Zeile zu Zeile untersuchen könte. **Du Perron** erhielt wenig Tage nachher eine von diesen Schriften und antwortete darauf, daß er die Ausforderung annähme, und erbot sich, in dem Buche des **du Pleßis** nach einer genauen Rechnung, ohne Vergrösserung, fünfhundert erstaunende Verfälschungen zu zeigen; er schrieb auch zu gleicher Zeit an den König und bat ihn wegen der Unterredung. **Du Pleßis** wolte diese Grospralerey nicht unbeantwortet hingehen lassen; allein, aus Furcht daß diese vielen Schriften das Project zu einer Unterredung vereiteln möchten, verhinderte **Villeroi** den Bischof, darauf zu antworten. Unterdessen schrieb **du Pleßis** an den König, und ließ ihm seine Bittschrift durch den Marschal von **Bouillon** überreichen. Der König, der ein Verlangen nach dieser Unterredung trug, gestand sie

ihm

ihm gerne zu; und zu Anfange des Aprils ertheilte er dem Canzler Befehl, die Maasregeln zu Veranstaltung derselben zu nehmen.

§. 38.

Es fanden sich aber hierbey gleich anfangs grosse Schwierigkeiten, welche die Sache lange Zeit in Ungewisheit liessen. Der päpstliche Nuntius suchte sie zu hintertreiben, weil er, wegen Ernennung der Commissarien in einer Religionsangelegenheit, behauptete, daß es ein Privilegium der Kirchengewalt wäre, welchem der König Eintrag thun würde, wenn er sich die Ernennung derselben zueignete: und überdis glaubte er, man würde dadurch auf die Gedanken gebracht werden, als ob der König noch an der Warheit der Römischen Lehre zweifelte. Der Erzbischof von Bourges stellte dem König auch die Folgen hievon vor. Benedict, der zum Bischof von Troyes ernant worden, dem aber der Papst seine Bullen nicht zugestehen wolte, weil er allzugut Französisch war und zu wenig Hochachtung gegen den Römischen Hof hegete, machte auch seinerseits Schwierigkeiten über diese Sache. Der Bischof von Joris, Cardinal von Gondi, wurde darüber ganz in Schrecken gesetzt, daß man sagte, diese Unterredung solte in seinem Kirchsprengel gehalten werden. Es setzten sich auch noch mehrere, wiewol nicht heftig, dagegen. Allein der König befriedigte sie insgesamt, indem er ihnen die Versicherung gab, daß man sich nicht mit der Lehre beschäftigen würde; daß die Commissarien nichts, was die Religion anbeträfe, beurtheilen solten; daß sie blosse Zuschauer, Zeugen und Bürgen von der Warheit der Acten abgeben solten; daß sie blos ihre Meinung von der Bedeutung der Worte sagen solten, indem es blos die Sache des du Plessis anbeträfe, um zu wissen, ob seine Anführungen falsch wären. Er versprach auch, solche Vorsicht gebrauchen zu lassen, daß die Römische Religion nichts dabey verlieren solte. Auf der andern Seite gab es viele Leute, welche dem du Plessis riethen, die Sache nicht weiter zu treiben, und

zu ihm sagten, man liesse ihm doch, zur Rettung seiner Ehre, noch Stellen genug übrig, deren Warheit ihm nicht streitig gemacht würde, wenn er auch die andern fahren ließ. Allein, er konte das Wort, falsch, nicht ausstehen, und er war von seiner Genauigkeit so gewiß versichert, daß er, aller Ränke und Griffe des Bischofs ohnerachtet, nicht beschimpft werden zu können glaubte. Er verließ sich vornemlich auf die Gerechtigkeit des Königes; und ob er ihn gleich wegen der Herausgebung seines Buchs erzürnt zu haben glaubte, so hoffete er doch, daß der Prinz bey Erinnerung seiner geleisteten Dienste, und aus Furcht die Reformirten in Harnisch zu bringen und die königliche Majestät durch ein so unredliches Verfahren zu verletzen, nicht verstatten würde, daß man ihn im geringsten vervortheilete. Die Unterredung wurde von beyden Theilen verlanget: jeder erwartete den Triumph seiner Partey, und freuete sich schon vor dem Treffen über die Niederlage seines Gegners. Es fanden sich daher von beyden Seiten sehr viele Leute, welche die Gründe derer umstiessen, so diese Unterredung verhindern wolten. Sie ward also beschlossen, und du Plessis hatte sich schon zu weit eingelassen, als daß er sie hätte ablehnen können. Allein von Seiten des Königes nahm man seine Maasregeln so klüglich, daß es unmöglich war, daß du Plessis mit Ehren hätte davon kommen können. Hätte er die Unterredung zerreissen wollen, so würde man ihm Schuld gegeben haben, daß er aus Furcht, mit Schanden zu bestehen, den Streit vermieden hätte; ließ er sich aber in dieselbe ein, so hatte man ihm so listig einen Fallstrick gelegt, daß er denselben unmöglich vermeiden konte. Es ist schwer zu bestimmen, ob es vielmehr die Absicht des Königes war, die Unterredung zu zerreissen, als sie im Ernst zu veranstalten; allein, so viel ist doch gewiß, daß man dem du Plessis so harte Bedingungen vorschrieb, daß es scheinet, als ob man sie ihm blos in der Absicht vorgeleget, um ihn zu nöthigen, seinen Vorsatz fahren zu lassen; und daß man lieber über seine Flucht triumphiret, als sich im Ernst

mit

mit einem Manne in eine Unterredung eingelassen haben würde, der im Stande war, sich zu vertheidigen. Dieses wird aus der Erzählung der vornehmsten Umstände erhellen.

§. 39.

Nachdem man die Schwierigkeiten, welche die Vornehmsten von der Geistlichkeit gemacht, gehoben und für gut befunden, die Unterredung lieber zu Fontainebleau als zu Paris zu halten; entweder aus Gefälligkeit gegen den dasigen Bischof, oder zu verhindern daß sich der Pöbel nicht in dieselbe mischte, oder den du Pleßis des Beystandes zu berauben, den er von den Bibliotheken oder von gelehrten Personen, womit die Stadt angefüllet ist, haben konte: so schrieb der Canzler an den du Perron, sich nach Hofe zu verfügen; allein dem du Pleßis ertheilte er keine Nachricht, ein gleiches zu thun, ob er gleich vom König Befehl dazu erhalten hatte. Er wolte sich, wenn der König nach der Ursache hievon fragen würde, damit entschuldigen, daß er nicht gewußt, daß der König diese Absicht gehabt. Da aber die Ausdrücke, in welchen ein solcher Befehl abgefasset ist, nicht zweydeutig seyn können, vornemlich in einer Sache, wo es ein natürliches Recht erfordert, daß die intereßirten Personen auf gleiche Weise davon benachrichtiget werden: so kan man leicht einsehen, daß es eine List des Canzlers war, damit es, wenn du Pleßis nicht am bestimten Tage erschiene, das Ansehen haben möchte, als ob du Pleßis die verlangte Unterredung vermied, welches würde haben [illegible]ben lassen, daß er sich nicht auf seine Sache verlassen konte; dahingegen der Bischof, wenn er zuerst an dem bestimten Orte erschien, durch diese Eilfertigkeit; seiner Sache noch vergewisserter zu seyn schien. Allein du Pleßis folgte dem Bischof, seinem Gegner, so bald nach, daß man ihm dieserhalb keinen Vorwurf machen konte. Der eine kam den sieben und zwanzigsten, und der andere den darauf folgenden Morgen an. Du Pleßis wolte die Art und Weise der Unterredung so gleich reguliren, und über-

reichte dieser wegen dem Könige eine Bittschrift. Er verlangte, daß man die Stellen seines Buches nach der Ordnung untersuchen möchte, damit diejenigen, deren wegen man ihn keiner falschen Anführung beschuldigen könte, für ächt gehalten würden: und überdem wolte er, daß ihm der Bischof die fünfhundert Stellen, die er einer Verfälschung beschuldigte, mit eigener Hand geschrieben geben solte. Der Bischof wolte in die erste Forderung nicht einwilligen: allein der Grund seiner Weigerung war sehr kindisch. Er hätte, sagte er, die Gründe dieser Weigerung in seiner Antwort auf die erste Ausforderung, so du Plessis bekant gemacht, angeführet; da ihn nun du Plessis nochmals zu erscheinen aufgefordert, ohne seine Gründe zu widerlegen noch sich seine Vertheidigung vorzubehalten, so habe er dieses Recht durch eine stumme Einwilligung verloren; und daraus schloß er, daß er es nicht wieder hervorsuchen könne. Diese Gründe in seiner Antwort betrafen blos die Länge der Zeit, die nothwendig erfordert würde, wenn man alle diese Stellen, nebst den Anmerkungen des Bischofs, abschreiben solte: als wenn die Länge der Zeit in Betrachtung gezogen zu werden verdiente, wenn es auf die allerwichtigsten Sachen ankomt. Diese Ausflucht, die man bey Hofe in Sachen von geringern Folgen ausgezischet haben würde, gieng doch hier als gut durch, weil die Redlichkeit diese kleine Formalitäten hieraus verbannen muste. Es ist wahr, du Perron fügte, um diese schwache Chicane zu unterstützen, hinzu: es sey jetzo nicht die Sache, das Buch von Anfang bis zu Ende zu untersuchen, und er erböte sich, nach abgethaner Hauptsache sechs Monate Stand zu halten, um diese Untersuchung anzustellen. Dieses scheinbare Anerbieten war so viel als nichts. Der König konte sich weder so lange Zeit mit einer solchen Unterredung beschäftigen, noch zugeben, daß sie in seiner Gegenwart gehalten würde; und man wußte auch wohl, daß sie zerrissen werden würde, ehe man zum Buche selbst käme. Was aber die zwote Forderung des du Plessis anbetrift, so erbot sich

der

der Bischof, die fünfhundert Stellen unter die Hände des Königes niederzulegen, mit dem Vorbehalt, daß er täglich funfzig derselben, die ihm beliebten, zur Untersuchung herausnehmen dürfte. Die Absicht dieses Kunstgriffes lag am Tage. Hätte man die Stellen dem du Pleßis gegeben, so hätte er sie andern mittheilen und von ihnen unterstützt werden können, und folglich hätte er mit mehrerer Vorbereitung die Unterredung vornehmen können. Da überdem der Bischof an jedem Unterredungstage die Stellen selbst wählen konte, so war er dadurch in Stand gesetzt, den du Pleßis in einer beständigen Ungewisheit zu erhalten, weil er nicht wußte, auf was vor einer Seite er ihn angreifen würde; er konte also niemals länger Zeit zu seiner Vorbereitung haben, als ihm sein Gegner zu geben belieben würde. Endlich konte der Bischof unter den fünfhundert angegriffenen Stellen diejenigen aussuchen, die den grösten Anschein einer falschen Anführung hatten, um die Gemüther durch diesen Kunstgrif einzunehmen und sie zu überreden, daß die andern eben so beschaffen wären. Auf diese Weise wird die Welt eingenommen: die ersten Eindrücke sind fast jederzeit die tiefsten; und wenn ein Mensch anfangs seiner Ehrlichkeit wegen in Verdacht komt, so kan derselbe durch alle Beweise seiner Aufrichtigkeit fast nicht wieder abgelehnet werden.

§. 40.

Du Pleßis, der die Schlinge, die man ihm durch diesen Kunstgrif legte, wohl sahe, wolte mit diesen Anerbietungen des Bischofs nicht zufrieden seyn, und verlangete vermittelst einer neuen Bittschrift, daß man die Stellen zum wenigsten zween vom Könige dazu ernanten Commissarien unter die Hände geben möchte; allein, du Perron wolte nicht darein willigen. Du Pleßis blieb noch einige Zeit standhaft, und führete als einen Grund hievon an, daß er wohl einsähe, daß man, wenn etwan fünf oder sechs Stellen für falsch befunden worden, Mittel ausfündig machen würde, die Unterredung zu zerreissen, damit in den Gemüthern eine gleiche

Meinung von den übrigen erweckt werden möchte. Hierzu fügte er noch dieses: daß die Religion des Königes, der Vornehmen und des grösten Theils derer, die der Unterredung beywohnen würden, ihm Ursach sich zu fürchten gäbe. Der Canzler antwortete schwach auf diese Vorstellungen; man bat aber den du Perron, eine Partey zu ergreifen, wodurch dem du Pleßis der Verdacht dieser hinterlistigen Nachstellung benommen werden könte. Der Bischof that den Vorschlag, jetzo gleich funfzig Stellen zu untersuchen, und verpflichtete sich, innerhalb zwo Stunden ihre Unrichtigkeit zu zeigen; in Ansehung der vierhundert und funfzig übrigen aber wolte er ein gleiches die neun folgenden Tage thun; er erbot sich auch, nicht eher von Fontainebleau wegzureisen, bis die Sache abgethan worden. Du Pleßis fand seine Schwierigkeiten durch diesen Vorschlag nicht gehoben. Allein, der Canzler nebst den vier Commissarien, die der König ernant hatte, und dem Roni, der bey dieser Berathschlagung die Stelle des Calignon vertrat, der der fünfte seyn solte und der allein nicht verdächtig war, thaten den Ausspruch, daß sich du Perron billig würde finden lassen. Du Pleßis gab diesem Urtheil kein Gehör, weil dessen Parteilichkeit allzumerklich war. Allein der Canzler, der ihn überreden wolte, sich damit zu begnügen, ließ ihm zu verstehen geben, daß der König die Warheit dieser Sache zu wissen verlangte; man würde sie also untersuchen lassen, du Pleßis möchte gegenwärtig oder abwesend seyn; es würde ihm viel vortheilhafter seyn, wenn dieses in seiner Gegenwart geschähe; sein Abtrit würde für eine Flucht gehalten werden, er würde ihm zur Schande gereichen, auf was vor Art und Weise er auch ausgelegt würde; man würde ihn entweder im Verdacht haben, daß er in heiligen Dingen gelogen, oder man würde ihm schuld geben, daß er die Sache seiner Religion, in Dingen die er als wahr behauptete, aufgegeben. Der König hatte selbst dem Canzler aufgetragen, ihm zu sagen, daß er, seiner Abwesenheit ohnerachtet, dennoch die Stellen, die man falsch

falsch angeführet zu seyn beschuldigte, würde untersuchen lassen. Man zwang also gewissermassen diesen Herrn, sich entweder seinem Gegner auf Gnade und Ungnade zu ergeben, oder sich den nachtheiligsten Urtheilen blos zu stellen, die man von seinem Werke fällen könte, wenn es untersucht würde, ohne daß sich jemand darbey befände, der es vertheidigte. Da er aber wohl wußte, daß rechtschaffene Leute die Klugheit, die er gebrauchet, sich nicht blindlings in eine offenbare Falle zu stürzen, nicht für eine Flucht halten würden, so blieb er bey der Rede des Canzlers unbeweglich. Er fragte unterdessen noch den **Roni** und **Casaubonus** um Rath, die ihn seine Meinung nicht ändern liessen. **Roni**, der nicht böse darüber wurde, wenn **du Pleßis** ein wenig gezüchtiget würde, damit er seinen Credit verlöre, und der eifrigst daran arbeitete, ihn von den Staatsangelegenheiten zu entfernen, bezeigte sich hierinnen nicht redlicher, als die andern, und gab sich alle nur ersinnliche Mühe, diesen armen Herrn zu stürzen. Daher komt es auch, daß er sich, um der vorgeblichen Entziehung des **du Pleßis** noch einen grössern Schein zu geben, in seinen Merkwürdigkeiten, nach dem Bericht derer, die sie zusammen geschrieben, rühmet, daß er es mit der Unterredung dahin gebracht, daß sie zerrissen worden; daß **du Perron** darein gewilliget, nichts weiter zu reden; daß **du Pleßis** halsstarrig gewesen und nie in etwas willigen wollen.

§. 41.

Alles dieses hatte sich bis zum dritten May zugetragen, da der König des Morgens, als er die Standhaftigkeit des **du Pleßis** sahe, befahl, daß man die Untersuchung der Stellen nicht länger als bis drey Stunden nach der Mittagsmahlzeit aufschieben solte. Allein, man verschob sie, ich weis nicht unter was vor einem Vorwand, bis auf den andern Morgen früh um sieben Uhr. Unterdessen behielt der König den Bischof den ganzen Tag über bey sich, und beredete sich mit ihm, wie er sich bey dieser Sache zu verhalten hätte. Auf der andern Seite verursachte die Trennung

der Unterredung den Reformirten bey Hofe einige Unruhe, entweder weil sie, wie Roni, Antheil an dem Geheimniß hatten, oder weil sie allzu sehr in die Unterredungen verliebt waren; wie dieses fast bey allen Menschen statt findet. Castelnau, Chambret, Beaupre und einige andere, unterfiengen sichs, dieselbe wieder anzufangen, und setzten dem du Plessis von so vielen Seiten zu, daß sie ihn zur Einwilligung der, wiewol sehr ungerechten, Bedingungen brachten. Du Perron mußte dem du Plessis sogleich funfzig oder sechzig Stellen unter der Bedingung überschicken, daß er den folgenden Morgen um sieben Uhr auf alle antworten solte; daß es in der Ordnung geschehen solte, die ihnen du Perron gegeben; daß man ihm die Bücher, die er verlangte, geben solte, und daß es Genever, Heidelberger oder Baseler Ausgaben seyn solten. Da diese Unterhandlung bis gegen neun Uhr des Abends gedauret hatte, so konten die Bücher und die Stellen dem du Plessis erst gegen eilf Uhr überbracht werden; daß er sich also, an statt zu ruhen, genöthiget sahe, die Nacht mit Untersuchung seiner Anführungen zuzubringen. Zur Belohnung wegen dieser Vervortheilung schickte ihm du Perron an statt der versprochenen sechzig Stellen, ein und sechzig. Des andern Morgens nun erklärte du Plessis, daß er von den überschickten Stellen nur neunzehn untersuchen können: er versichere aber bey seinem Leben, daß seine Anführungen ächt wären. Du Perron beklagte sich sehr, daß man nicht alle Stellen untersuchet hätte; als wenn es der Billigkeit gemäs gewesen wäre, von einem Menschen zu verlangen, daß er sechzig Stellen mit den Verfassern, woraus sie genommen, vergliche, und ihre Verbindung mit dem Vorhergehenden und Folgenden untersuche, und zwar in einer Zeit, die beynahe nicht hinreichend war, sie zu lesen. Ueberdem wolte der Bischof nicht mit denen Stellen, die du Plessis verglichen hatte, anfangen, sondern mit andern, weil er glaubte, daß er ihre Unrichtigkeit besser würde beweisen können. Allein, er machte diese Schwierigkeit, theils um sich bitten zu lassen; theils,

daß

daß er nach Untersuchung der erstern Gelegenheit zu sagen hätte, es wären noch andere vorhanden, deren Unrichtigkeit weit unstreitiger wäre. Er gab also endlich nach, und die Eröfnung der Unterredung wurde bis um ein Uhr Nachmittags aufgeschoben.

§. 42.

Der König hatte drey Catholiken und zween Reformirten zu Commissarien und Richtern in dieser Sache ernant, damit dem du Perron die Mehrheit der Stimmen gewiß wäre. Thou, Pithou und le Fevre, Hofmeister des Prinzen von Conde, waren die drey Catholiken. Calignon und Casaubonus waren die Reformirten. Allein der König nahm mit zween von diesen Abgeordneten eine Veränderung vor. Mortin, einer seiner Aerzte, erhielt die Stelle des le Fevre, und du Frene Canaye, der den Tag vor der Unterredung erst bey Hofe ankam, des Calignon seine. Es würde billiger gewesen seyn, daß die Partheyen ihre Schiedsrichter selbst erwählet hätten; allein es war sicherer, daß sie der König ernante, damit nicht allzu unerschrockene und muthige Reformirten dazu gelangeten. Aus diesem Grunde befand man es für gut, den Calignon davon auszuschliessen, und den du Frene Canaye an seine Stelle zu setzen, der blos deswegen nach Hofe kam, daß er seine Religion ändern wolte; welches auch einige Zeit nachher geschah. Er hatte schon vor seiner Religionsänderung auf die Ausrottung der Reformirten gedacht, wie dieses aus dem Vorschlag erhellet, den er dem Könige wegen ihrer Ausrottung that; er wolte nemlich ihren ganzen Adel auf seine Seite bringen, und verband sich dieses zu thun, wenn man ihm nur eine Summe Geldes in die Hände gäbe, die etwas weniger ausmachte als sein Vermögen, welches zur Sicherheit dieser Summe verpfändet bleiben solte. Man saget, der König, der klüger war als er, habe nichts davon hören wollen und ihm geantwortet, wenn es keine Edelleute unter den Reformirten gäbe, so müßte man dergleichen dahin schicken, weil ihm ihr Adel jederzeit vortrefliche

Dienste geleistet hätte. Casaubonus war ein schwacher und wankelmüthiger Geist, den du Perron durch seine Liebkosungen auf seine Seite gebracht hatte. Er hatte seine Religion zu ändern versprochen: allein man hatte ein so genaues Auge auf ihn, und man wußte sich der Vorschläge, die ihm der König von England that, um ihn zu sich zu berufen, so wohl zu bedienen, daß er zum wenigsten dem Scheine nach standhaft blieb. Es ist wahr, ehe er sich zu diesem Prinzen begab, so gab er dem du Perron zu verstehen, daß er ihn weit besser gewinnen würde, wenn er bey der reformirten Religion blieb, als wenn er sie verlies: daß man also nicht sagen kan, ob seine Standhaftigkeit allzu aufrichtig gewesen. So viel ist zum wenigsten gewiß, daß die Religion seiner Familie ihm nicht allzu sehr am Herzen lag; weil es ausgemacht ist, daß einer von seinen Söhnen noch vor seinem Tode catholisch wurde. So waren diejenigen beschaffen, deren Händen du Pleßis seine Ehre anzuvertrauen genöthiget wurde. Er hatte mehr von der Aufrichtigkeit des Thou und Pithou zu erwarten, als selbst von denen, die seiner Religion waren, und deren Schuldigkeit es zu seyn schiene, ihm am geneigtesten zu seyn. Als die Stunde heran kam, so begab man sich an den bestimten Ort zur Unterredung; und nachdem sich ein jeder an seinen gehörigen Ort gestellet, so legte man die Bücher auf den Tisch, um sich derselben in der Folge der Handlung bedienen zu können. Ich will nicht dafür Bürge seyn, was von einigen gesagt worden, als ob du Perron, nachdem er dem du Pleßis schon einen listigen Streich gespielet gehabt, indem er ein Titelblat von der Baseler oder Genever Ausgabe vor anderswo gedruckte Bücher gesetzt, dergleichen noch einmal gethan, und, um ihn vollends aus seiner Fassung zu bringen, ganz andere Bücher auf den Tisch legen lassen, als diejenigen gewesen, worinnen er die ganze Nacht gearbeitet. Dieser grobe Betrug war vielleicht nicht nöthig, einen abgematteten Menschen, der die ganze Nacht gewachet und noch darzu den ganzen Morgen mit beschwerlichen Unterhandlungen

Handlungen zugebracht hatte, verdächtig zu machen. Allein man stellete ihm, unter dem Vorwand unnöthige Ausdrücke zu vermeiden, eine noch weit listigere Schlinge; weil der König verlangte, daß man sich im Reden der Ausdrücke falsch und Verfälschung enthalten solte. Also eröfnete man dem du Perron ein weites Feld, und er konte die Unterredung drehen wie er wolte. Sie war auf eine Anklage wegen Verfälschungen in Vorschlag gebracht worden, und du Perron hatte sich anheischig gemacht, den du Plessis erstaunender Unrichtigkeiten zu überführen: dem ohnerachtet überhob man ihn dieser Mühe, und er konte sich aus der Sache heraus wickeln, wenn er dem du Plessis ganz andere Dinge aufbürdete, als daß er die streitigen Stellen falsch angeführet; daß er sie nemlich unrecht verstanden, unrichtig übersetzt, übel angewandt u. s. w. und kurz, alles was man Fehler nennen kan, die aber nicht für Verfälschungen ausgegeben werden müssen. Du Plessis hingegen war um so viel weniger geschickt, sich zu vertheidigen, da man ihm, unter dem Vorwande sich verhaßter Ausdrücke zu enthalten, tausend unerwartete Einwürfe machen konte; und an statt, daß er geglaubet genug gethan zu haben, wenn er zeigte, daß die Schriftsteller das, was er aus ihnen angeführet, gesagt hätten; so drehete man die Sache so herum, daß man wissen wolte, ob er auch wol dasjenige, was sie sagen wollen, verstanden hätte.

§. 43.

Der Canzler, der bey dieser Handlung für den König präsidiren mußte, erklärete, daß diese Unterredung nicht das, was recht sey, oder die Lehre anbeträfe; sondern das, was geschehen wäre, und die angeführten Stellen: welches auch der König in eben den Ausdrücken mündlich bekräftigte. Du Perron hielt dem König darüber eine sehr lange Lobrede, daß er sich nicht in Kirchengeschäfte und Glaubenssachen mischen wolte, welches er auch nicht thun dürfte. Hierauf betheuerte er, den du Plessis zu ehren und ihn wegen der falsch angeführten Stellen in seinem Buche nicht zu tadeln,

läugnete, sondern er gab den Leuten die Schuld, so ihm Auszüge gemacht hätten. Er machte also den du Plessis, um ihn von der Beschuldigung einer Unredlichkeit frey zu sprechen, durch eine andere lächerlich, wodurch er zu einem Unbedachtsamen gemacht wurde, der sich ohne Prüfung auf die angeführten Stellen eines andern verlassen, und seine Bücher aus Zeugnissen von Schriftstellern zusammen gesetzet, die er nicht einmal zu lesen die Mühe genommen. Hierzu kamt noch, daß die Beschuldigung dadurch noch schlimmer wurde, weil sie sich über alle Lehrer seiner Parthey ausbreitete, als von welchen, wie er glaubte, du Plessis seine Stellen bekommen hatte: nicht anders, als ob die Reformirten, um die Römische Kirche desto besser anzugreifen, eine Art der Zusammenverschwörung angesponnen hätten, die alten Schriftsteller falsch anzuführen. Du Plessis betheurete hingegen, daß dieses blos eine Sache sey, die ihn allein anbeträfe, und was geschehe, müsse weder den Kirchen noch ihrer Lehre zum Nachtheil gereichen. Hierauf nahm nun die Unterredung ihren Anfang, und man beobachtete folgende Ordnung: daß, wenn du Perron seine Einwürfe und du Plessis seine Gründe vorgetragen hatte, sich der Canzler mit den Commissarien auf die Seite begab, und nach einer kurzen Ueberlegung ihre Meinung bekant machte, die beständig auf Eins hinaus lief. Es gieng alles so friedfertig hiebey zu, als sichs bey einer solchen Sache nur immer thun lässet. Es ereignete sich nur eine einzige Unterbrechung, die aber keine Folgen hatte. Ein gewisser unter den Umstehenden konte sich nicht entbrechen, bey Gelegenheit einer Stelle aus dem Chrysostomus ein Wort zu sagen: worauf er sich weg begab; und der König sagte, ohne sich zu erzürnen, er sey wie ein Reuter, der nach losgeschossenem Gewehr die Flucht nähme. Man sagt, du Plessis habe sich schlecht vertheidiget; und dieses ist sehr glaublich. Denn er hatte durch Wachen und Studiren seine Lebensgeister erschöpft; die Merkmale des königlichen Unwillens konten ihn bestürzt machen; die Gesinnung derer, die da gegenwär-

tig

tig und größtentheils wider ihn waren, konte ihn erschrecken; und er war weit geschickter eine Schrift zu durchdenken und mit Ueberlegung zu bestreiten, als sogleich auf eine scholastische Weise über critische Spitzfindigkeiten zu reden. Du Perron im Gegentheil hatte, ausser der Gnade des Königes und derer, die sich dabey befanden, Zeit genug gehabt, sich auf seinen Vortrag vorzubereiten: seine überaus majestätische Miene, der Ton seiner Stimme, die zugleich etwas angenehmes und gebieterisches hatte, seine ungezwungene und freye Handlung und die Leichtigkeit seiner Ausdrücke, betrogen gewissermassen den Zuhörer und zogen ihn auf seine Seite, ehe er noch seine Gründe gehöret. Dem sey unterdessen aber wie ihm wolle, so verdamten die Richter den du Pleßis neun Stellen halber, die man untersucht hatte: sie würden sich aber vielleicht nicht unterstanden haben, sie für falsch angeführt zu erklären, wenn man sich genau an die Ausforderung gehalten hätte. Bey den zwo ersten Stellen von der Transsubstantiation, davon die eine aus dem Scotus und die andere aus dem Durandus war, sagte man, der Einwurf sey an statt der Antwort genommen worden. Bey zwo andern aus dem Chrysostomus, und bey einer dritten aus dem Hieronymus, urtheilete man, daß Worte ausgelassen worden, die nothwendig angeführt [illegible] den sollen. Eine andere aus dem Cyrillus solte sich [illegible] darinnen finden. Die siebente hätte du Pleßis aus dem Crinitus angeföret: weil sich aber Crinitus bey Anführung derselben aus dem Codex geirret, so sagte man, du Pleßis hätte sie nicht auf Glauben eines neuern und eben nicht allzu ansehnlichen Schrifftstellers allegiren sollen. In Ansehung der achten verdammete man ihn unter dem Vorwand, daß er zwo Stellen des Bernhardus nicht durch ein Zeichen von einander abgesondert hätte, weil sie, wie er sie angeführet, nur eine zu seyn schienen. Die neunte, so aus dem Theodoretus genommen war, gab Gelegenheit, daß man über den Unterschied eines Bildes und eines Götzen disputirte, und man that den Ausspruch, daß dieser Kirchenvater

ten von den Götzenbildern des Heidenthums, und nicht von den Bildern der Christen rede.

§. 44.

Ich würde die Gränzen meines Vorhabens überschreiten, wenn ich mich hier bey der Entschuldigung des du Pleßis wegen dieser neun Stellen aufhalten wolte. Ich schreibe keine Schutzschrift für ihn, sondern es wird dieser merkwürdigen Unterredung hier nur beyläufig gedacht. Allein, ich muß zur Ehre der Warheit überhaupt sagen, daß man ihn in dieser Sache betrog; daß man nicht das geringste fand, so man nur reelle, geschweige erstaunende Verfälschungen hätte nennen können; daß die Art, Stellen anzuführen, damals weit freyer war, als nachher; daß man blos die Stellen anzeigte, ohne sie ganz abzuschreiben; daß man gewöhnlicher Weise nur einige Worte, die man für wesentlich hielt, anführete; daß man diese Arten von Anführungen keine Verfälschungen nante, weil sie auf einen Schriftsteller verwiesen, wo man die Stelle ausführlich finden konte; daß sich die Controvertisten, wenn sie oftmals nicht im Stande waren die Stellen gründlich zu widerlegen, nach und nach bey Umständen aufhielten, und über die Art, die Stellen anzuführen, zu übersetzen und abzuschreiben, zu grübeln a[illegible]n; daß man, um diese Ausschweifungen, wobey m[illegible] Hauptsache aus dem Gesichte verlor, zu vermeiden, die Bücher mit langen Anführungen und den Anmerkungen des Grundtextes anfüllen und die Streitigkeiten verewigen mußte, weil die langen Stellen Gelegenheit zu einer weit grössern Anzahl von Chicanen geben konten. Insbesondere kan man bisweilen aus einem Schriftsteller den Einwurf, den er widerleget, anführen, ohne eine Verfälschung zu begehen; entweder um zu zeigen, daß diese Schwierigkeiten schon zur Zeit des angezogenen Lehrers bekant gewesen, oder um seine Neigung zu einer gewissen Meinung zu beweisen, ob ihn gleich eine höhere Macht zum Gegentheil bestimte; welches vornemlich bey den scholastischen Lehrern statt findet, als welche bisweilen solche Meinungen ange-

angenommen haben würden, die ihrer Kirche ihren gerade entgegen gewesen seyn würden, wenn sie nicht der Schreck des Kirchenbannes zu einem blinden Beyfall in Ansehung ihrer Entscheidungen gezwungen hätte. Man kan noch oft eine gewisse Reihe Worte anführen, ohne deswegen lange Auszüge zu machen, wenn die Stücken einer Stelle, die man auslässet, nicht wesentlich sind; und beym du Plessis fand unstreitig ein solcher Fall statt, wie er in einem Buche, das er zwey Jahr nach dieser Unterredung heraus gab, dieses weitläuftig darthat. Er meldete auch darinnen, daß er nicht die eigenen Worte des Cyrillus angeführet hätte, sondern nur einen kurzen Auszug seiner Gedanken, und also könte man es ihm nicht zur Last legen, daß sich diese Stelle nicht mit eben den Worten darinnen befände. So sagte er auch, weil er nur den Crinitus angeführet; so hätte man auch seine Anführung aus demselben beurtheilen sollen; da er nun ein catholischer Priester gewesen, so könte man ihn nicht im Verdacht haben, daß er diese Stelle verfälschet; so dürfte man ihm auch aus der Auslassung eines ꝛc. zwischen den verschiedenen Stellen des Bernhardus kein Verbrechen machen, weil dieses nichts zur Sache thäte, und weil er überdem aus diesem Schriftsteller weit stärkere Stellen zum Beweis derjenigen Meinung angeführet hätte, die er, wie man vorgäbe, unter dieser Auslassung verbergen wollen. Endlich sey der Unterschied zwischen den Götzenbildern der Heiden und zwischen den Bildern der Catholiken so gering, daß man dasjenige recht wohl auf die letztern anwenden könte, was Theodoretus und die andern Lehrer seiner Zeit von den erstern gesaget. Hierzu käme noch, daß der Bilderdienst zur Zeit dieser Kirchenväter den Christen so etwas unbekantes gewesen, daß sie nicht anders als in einem prophetischen Geist hätten davon reden können.

§. 45.

Ob sich aber gleich die Sache so verhielt, so wurde doch du Plessis dadurch, daß er sich in dieser Sache so betrügen lassen mußte, dergestalt gerühret, daß er krank wurde und des andern

andern Tages, ohne Abschied zu nehmen, von Fontainebleau abreisete. Da unterdessen der König sowol als du Perron hatten, was sie wünschten, und der leztere das Buch des du Pleßis durch diesen Betrug genugsam vernichtet zu haben glaubte: so brauchte man die Krankheit des du Pleßis zum Vorwand, die Unterredung zu zerreissen, und man ließ die Commissarien, ohne seine Abreise zu erwarten, noch denselben Abend von einander gehen; damit man, wenn auch du Pleßis wieder gesund würde, eine Entschuldigung an der Hand hätte, sie nicht wieder anzufangen. Du Pleßis konte nicht umhin, sich darüber zu beklagen. Sein Sohn, ein junger Herr von grosser Hofnung, redete dieserhalb noch dreister. Sie sagten die Warheit freyer heraus, als man es wünschte; und es war so offenbar, daß der König den du Pleßis seiner Begierde, dem Pabst zu gefallen, aufgeopfert hatte, daß ihm der Vorwurf dieser Ungerechtigkeit nothwendig Verdruß erwecken muste. Der Canzler that dem du Pleßis dieserhalb Vorstellungen; allein dieses hinderte ihn nicht, noch weit freyer davon zu reden, als er sich an einen Ort begeben hatte, wo er nichts mehr befürchtete. Unterdessen trieb der König den Schimpf so hoch, als es nur gehen wolte, und man bemerkte, daß er dem Herzog von Espernon, ob er ihn gleich nicht liebte, in solchen freudigen und vertraulichen Worten, wie er sie an einen seiner Bekanten schreiben können, Nachricht von diesem glücklichen Erfolg ertheilete. Roni beschimpfte diesen Unglücklichen, wie die andern, und trieb so gar mit dem Könige seinen Scherz über ihn. Man triumphirte zu Rom hoch über diesen Vortheil, wo ein glücklicher Erfolg jederzeit für rechtmäßig gehalten wird, er mag sich nun ereignen wie er will. Man sahe hierdurch einen gefährlichen Ketzer des Herzens und Vertrauens des Königes beraubet, seines Credits verlustig, und seinen Ruhm verdunkelt: und man sahe es vornemlich, daß der König den Reformirten abgeneigt war, weil er sich zu einer Zeit, da es schiene, daß sie das meiste von seiner Gunst zu hoffen hätten, ent-

schlies-

schliessen können, ihnen so grosse Ursach zum Mißvergnügen zu geben.

§. 46.

Ob aber gleich diese Unterredung zerrissen worden, so wurde doch noch eine lange Zeit viel Lermen davon gemacht. Diejenigen, so Antheil daran gehabt, schrieben dieserwegen wider einander. Du Perron gab die Acten von dieser Unterredung heraus; und damit er einen wichtigen Zeugen hätte, so lies er sich von dem Canzler einen Brief schreiben, der eine Erzählung dieser ganzen Streitigkeit in sich fassete und worinnen er hoch und theuer versicherte, daß er redlich handele. Du Pleßis verfertigte hingegen seiner Seits eine Schutzschrift und entdeckte alle Betrügereyen und Ungerechtigkeiten, die man wider ihn vorgenommen. Er rechtfertigte vornemlich die Anführung der neun Stellen in einem sehr grossen Buche, welches er, wie schon gesagt worden, zwey Jahr nachher herausgab, und worinnen er nicht allein ihre richtige Anführung erwies, sondern auch durch eine grosse Anzahl anderer Stellen zeigte, daß er so viel gegründetes Recht, als erwiesene Aufrichtigkeit hätte, und daß er die angeführten Schriftsteller nichts anders sagen lassen, als was sie würklich sageten. Er warf darinnen vornemlich dem du Perron die Verfälschung der Acten dieser Unterredung vor, als welche er selbst gemacht, und vor ihrer Herausgebung zu verschiedenenmalen verändert hätte. Daß er sie zu Lion gewissen Personen gezeiget; und da sie nicht dazu schweigen können, so habe er sie zerrissen, um andere zu machen und sie heraus zu geben. Allein Du Perron bekümmerte sich wenig um diese Vorwürfe. Er setzte seinen Ruhm nicht darein, ein ehrlicher Mann zu seyn, sondern nur sein Glück zu machen. Es ist wol nie jemand mehrerer Betrügereyen, Verfälschungen, Unwissenheit, Widersprüche und aller Fehler, worein nur ein Schriftsteller fallen kan, beschuldiget worden, als er; allein, das Vergnügen einen Cardinalshut zu tragen und seinen Gegner in der Ungnade des Königes

zu sehen, tröstete ihn leicht wegen dieser kleinen Beschimpfungen. Aubigné, der sich so sehr hervorthat als er nur konte, wolte die Unterredung gegen ihn wieder anfangen, und man verfertigte auf beiden Seiten etliche Schriften, die dem Könige überreicht wurden; allein es blieb dabey. Aubigné war nicht so wichtig als du Plessis, und du Perron wolte seinen erlangten Ruhm gegen ihn nicht aufs Spiel setzen. Es ereignete sich unterdessen ein Vorfall, der dem Könige Unruhe verursachte. Die Versamlung zu Chatellerou war seit dem 25 November des abgewichenen Jahres nach Saumur verlegt worden. Sie hatte daselbst den ganzen Winter gedauret, ohne viel ins Werk zu richten, weil der geheime Rath nach der Ankunft des Herzogs von Savoyen in Frankreich, beständig beschäftiget war. Allein es schien, als ob sie sich nicht eher trennen wolte, bis das Edict im ganzen Königreiche vollzogen worden, weil sie befürchtete, die Vollziehung möchte auf eine nachtheilige Weise geschehen, wenn niemand vorhanden wäre, der darauf Acht hätte. Es ist an dem, daß das Edict dergleichen Versamlungen verbot; und es schien als ob die zu Saumur diesen Artikel förmlich entgegen handele: allein sie glaubte sich nicht verbunden zu seyn, das Edict zuerst zu vollziehen, da die Catholiken demselben von allen Seiten tausend Hindernisse in den Weg legten. Sie befand sich zur Zeit der Unterredung noch zu Saumur. Der Ort und die Zeit machten sie verdächtiger als jemals, und man konte nicht anders urtheilen, als daß die Beleidigungen des du Plessis vermögend wären, in dieser Versamlung etwas zu würken. Dieser Vorfall zu Fontainebleau setzte auch wirklich die Gemüther in eine sehr grosse Unruhe; allein weil du Plessis aus seinen persönlichen Angelegenheiten eine allgemeine gemacht hatte, so behauptete er auch hierbey diesen Character und bedienete sich der Gelegenheit nicht, denen, die ihm auf eine so unanständige Weise begegnet, Verdruß zu verursachen. Das algemeine Beste der Religion gestattete auch nicht, daß man aus dem vermeinten Nachtheil einer Privatperson, eine algemeine Sache machte, weil man besorgte, es möchte die eingebildete Niederlage zuletzt der Lehre der Parthey selbst zur Last fallen. Es funden aber sowol Du Plessis als die Reformirten nachher Gelegenheit, sich an dem Papst zu rächen, und den römischen Hof rechtschaffen zu quälen. Indes gieng die Versamlung nicht so gleich aus einander, und es wurde der König und der Hof erst im folgenden Jahr von der Furcht neuer Zänkereyen befreyet.



Zweyter

Zweyter Abschnitt. (§. 1.)

darin die Drangsalen, die mit der Aufhebung des Edicts von Nantes verbunden gewesen und darauf gefolget, samt den schändlichen Mitteln, deren man sich dabey bedienet, vorgestellet werden.

§. 47.

Die Wuth und Ungerechtigkeit, welche man seit einiger Zeit an den Protestanten in Frankreich ausgeübet, sind so fürchterlich groß, daß man sich nicht wundern muß, wenn die Urheber derselben alle erdenkliche Mittel anwenden, sie so viel als nur möglich zu verringern, und der Welt die richtige Kentniß davon zu entziehen. Wenn man nicht wüßte, daß dieses ein Entwurf wäre, den sie schon seit langer Zeit geschmiedet und woran alle ihre ungerechte Leidenschaften, die dabey hervorgeleuchtet, aus wohlbedachter Ueberlegung einen Antheil gehabt; so könte man vielleicht sagen, daß selbst dieses, daß sie dieselben verringern, ein Kennzeichen sey, daß sie solche verdammten, und ein Misfallen darüber bezeigten. Allein, wenn die Menschen mit kaltem Blut handeln, und wenn die heftigen Ausbrüche ihrer Leidenschaften wohl überlegt sind, so ist es etwas ungewöhnliches, daß sie eine Reue darüber empfinden solten, solten auch ihre Handlungen noch so unregelmäßig seyn. Man muß daher vielmehr sagen, daß dieses, wo nicht aus einer Regung der Schamhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, zum wenigsten doch aus einem Ueberrest der Hochachtung und Ehrerbietung gegen die Welt, herrühret, daß sie sich nicht erkühnen, ihr diese Gewaltthätigkeiten in ihrer wahren und natürlichen Gestalt vor Augen zu legen, sondern denselben zur Verminderung ihrer Abscheulichkeit eine andere Gestalt zu geben suchen. Man mag unterdessen diesem Betragen eine noch so günstige Wendung geben, so muß man doch zugestehen, daß es eine unbegreifliche Verwegenheit ist, wenn man den

ganzen Erdkreis in Ansehung so ungezweifelter und weltkundiger Begebenheiten, als diese hier sind, hintergehen will, und wenn man sich unterstehet, ganz Europa von solchen Vorfällen ein Blendwerk vorzumachen, die es nicht durch Zeitungen oder Briefe erfähret; sondern, welches weit authentischer ist, durch eine fast unendliche Anzahl von Flüchtlingen, welche ihre Thränen und ihr Elend bis zu den entferntesten Nationen bringen.

§. 48.

So muß man auch eingestehen, daß, nachdem man Unschuldige in ihrem Vaterlande unterdrückt, dieses die Unterdrückung zu weit getrieben heisse, wenn man noch dazu ihre Klagen in den entfernten Ländern ersticken und ihnen ein Mitleiden rauben will, welches die blossen Triebe der Natur nie Elenden verweigern. Dieses thun unterdessen heut zu Tage unsere Verfolger in Frankreich: sie lassen den Betrug nach der Grausamkeit auf den Schauplatz treten, nicht allein damit der Betrug das Unglück, welches die Grausamkeit angerichtet, bedecke, sondern damit er sogar dasselbe noch vergrössere und ihm den noch schwachen Trost raube. Man würde nicht rechtschaffen handeln, wenn man ihnen diesen zweiten Versuch so wie den erstern glücken liesse; und daher haben wir, in Erwartung einer genauen und ausführlichen Nachricht von dem, was sich in den verschiedenen Auftritten dieses Trauerspieles zugetragen, jetzo den Vorsatz, überhaupt das vornehmste hiervon anzumerken; so dann wollen wir Betrachtungen darüber anstellen, welche Gelegenheit an die Hand geben werden, richtiger und billiger davon zu urtheilen. Wie wir, in Absicht der Begebenheiten, nichts sagen werden, als was eine gewisse und offenbare Warheit ist: so werden wir auch in den Betrachtungen nichts vorbringen, was nicht nach dem Sinne und Begrif der ganzen Welt sey.

§. 49.

Um nun mit den Begebenheiten den Anfang zu machen, so ist es eine jederman bekante Sache, daß kurz darauf,

darauf, nachdem Ludwig der XIV den Thron Frankreichs bestiegen, in diesem Königreiche ein sehr hartnäckigter und hitziger bürgerlicher Krieg entstand, welcher den Staat beynahe gänzlich über den Haufen stürzte. Man weiß auch, daß diejenigen von der reformirten Religion, mitten unter allen diesen Unruhen, eine so unverletzliche Treue beobachteten, und dieselbe mit einem so ausserordentlichen und so glücklichen Eifer begleiteten, daß sich der König für verpflichtet hielt, öffentliche Merkmale, vermittelst einer im Jahr 1652 zu St. Germain ausgefertigten Declaration, davon an den Tag zu legen. Damals geschahe es, da die Vornehmsten so wol bey Hofe, als bey den Kriegsheeren, den Protestanten Loblieder sangen, und da selbst des Königes Mutter die erste war, welche ein Beyspiel davon abgab und eingestand, daß sie den Staat von seinem Umsturze errettet. Dieses weiß jederman. Allein man wird vielleicht Mühe haben es zu glauben, was uns unsere Feinde tausendmal gesagt, und was uns die Folgen nur allzusehr bestätiget haben, daß nemlich eben dieses die vornehmste und wesentlichste Ursache unsers Verderbens, und alle des Unglücks sey, so wir seit dem erdulden müssen. Man suchte dem Könige und seinen Ministern diese wichtigen Dienste verhaßt zu machen, und überredete sie, daß, wenn diese Parthey bey der Gelegenheit den Staat erhalten können, dieses so viel sagen wolle, als daß sie denselben auch wol umstürzen können, wenn sie sich zur andern Parthey geschlagen hätte, und dieses könne vielleicht auch noch geschehen, wenn sich eine ähnliche Gelegenheit darbieten solte. Man müste daher auf ihren Untergang bedacht seyn, und das Gute, so sie gethan, nicht anders ansehen, als einen Vorboten von dem Unglück, welches sie dereinst anzurichten fähig seyn würde. Ob nun diese Vorstellung, welche die gröste Bosheit ausgeklügelt, und die so weit gehet, daß sie so gar die Unterthanen ihren Fürsten zu dienen zurückhält, wenn sie sich, anstat der verdienten Belohnungen, keine Züchtigungen zuziehen wollen, als ein vortreflicher

Staatsgrif Beyfal erhalten, dieses können wir nicht anders als aus den Wirkungen erkennen. So bald der in den pirenäischen Gebirgen geschlossene Friede wieder in dem Königreiche hergestellet war, fieng man an, den Entwurf von dem Untergange der Protestanten in Ordnung zu bringen; und um ihnen desto besser verstehen zu geben, daß sie ihr Eifer ins Verderben gestürzet, so machte man mit denjenigen Städten den Anfang, welche die grösten Proben davon abgelegt. Man donnerte zuerst, unter einem sehr geringen Vorwand, auf Rochelle, Montauban und Millau los: drey Städte, worinnen sich diese Religionsverwandten am meisten für das Interesse des Hofes hervorgethan hatten. Zu Rochelle wurden eine grosse Anzahl verbannet, und Montauban und Millau wurden von den Soldaten geplündert.

§. 50.

Da dieses aber nur besondere Streiche und Vorspiele waren, die nichts entschieden, so säumte man nicht lange, die grossen und algemeinen Maschinen, deren man sich zur Beförderung des vorhabenden Werks und zur gänzlichen Ausführung desselben bedienen wolte, zum Vorschein zu bringen. Die Anzahl dieser Werkzeuge hat sich so sehr vermehret, daß es schwer halten würde, ein richtiges Verzeichnis von allen denselben zu verfertigen; denn der menschliche Witz hat sich nie so fruchtbar gezeiget. Jeden Tag wurden neue erdacht, und der Vorrath hat sich seit so langen Jahren noch nicht erschöpfet. Wenn wir nur der vornehmsten und weltkundigsten gedenken wollen, so lassen sie sich in sechs Classen bringen. Einmal gehöret dahin, das Verfaren und die Kunstgriffe bey dem so genanten gewöhnlichen Lauf der Gerechtigkeit. Zum andern, die Beraubung aller Ehrenämter und Bedienungen, und überhaupt aller Mittel, sein Leben zu erhalten. Zum dritten, die Schwächungen und Verletzungen des Edicts unter dem Namen der Erklärungen. Zum vierten, die neuen Gesetze und Verordnungen. Zum fünften, die Betrügereyen

reyen und kurzweilige Blendwerke; und endlich zum sechsten, die Mittel, deren man sich bedienete, das Volk zu reitzen und demselben Haß und Feindschaft gegen uns einzuflössen. Dieses sind beynahe die beträchtlichsten Mittel, deren sich die Verfolger zur Erreichung ihrer Endzwecke bedienet, und die grossen Hauptstrassen, auf welchen sie viele Jahre lang einher gegangen sind. Ich sage viele Jahre lang; denn, da dieses ihr Vorhaben keine so leichte Sache war, so wurde Zeit dazu erfordert, dieses Werk gehörig einzuleiten, ohne der Hinderungen und Unterbrechungen, welche einige auswärtige Kriege veranlasset, zu gedenken, und deren glücklicher Fortgang ihren Muth nicht wenig vergrössert und sie in dem einmal gefasten Entschluß bestätiget.

§. 51.

I. Das erste von diesen Mitteln hat sich fast unendlich weit erstrecket. Man muß gleich anfangs alle die Verdammungen der Kirchen, oder die Unterdrückungen der Religionsübungen und alle andere Drangsale hieher rechnen, welche nach Einsetzung der Commissarien von beiden Theilen, erfolget sind. Diese Sache mit den Commissarien war eine sehr künstlich gelegte Schlinge. Unmittelbar nach dem Friedenstractat in den Pirenäischen Gebirgen, schickte sie der König, unter dem Vorwand die Uebertretungen des Edicts von Nantes abzustellen, in die Provinzen. Der Römischcatholische Commissarius war jederzeit ein Intendant seiner Majestät, das ist, ein geschickter Mann, der mit aller königlichen Gewalt versehen war und um das Geheimniß wußte. Der andere Commissarius war entweder ein vom Hofe erkaufter verhungerter Officier oder sonst ein armer Edelman, der gemeiniglich weder die zu solchen Sachen erforderliche Einsicht, noch die Freyheit hatte, seine Gedanken zu entdecken. Die Geistlichkeit hatte sie einsetzen lassen; und ihr unruhiger Geist war es, der sie in Bewegung brachte oder ruhen lies, nach dem sie es für gut befand. Unterdessen wurden doch auch ihre Syndici bey

allen unsern Angelegenheiten, als förmliche Partheyen, vor sie gelassen. Die Vorforderungen geschahen in ihrem Namen, die Untersuchungen desgleichen, und die Spaltungen der Commissarien so wol, als auch die Appellationen wegen ihrer Verordnungen, mußten zuletzt in dem königlichen Rathe entschieden werden.

§. 52.

Auf diese Weise wurden überhaupt alle Kirchenrechte, in Ansehung der Religionsübung, der Gotteshäuser, der Gottesäcker und anderer solcher hieher gehörigen Dinge, von neuem wieder durchgesehen, und folglich neuen Chicanen der Geistlichkeit und der bösen Absicht der Richter blosgestellet; und hiebey war nicht ein Funke von Billigkeit anzutreffen. Denn da das Edict einmal nach der Absicht dessen, der es gegeben, war vollzogen worden, so war es nicht nöthig, nochmals darnach zu sehen. Ausserdem war es ganz und gar nicht wahrscheinlich, daß sich die Protestanten, welche jederzeit die leidende Parthey in dem Königreiche gewesen, darinnen hätten etwas unrechtmäßiger Weise anmaßen, oder ihre Grenzen weiter ausdehnen sollen, als ihnen erlaubt gewesen. Allein man hatte ganz andere Gedanken, als diesen Vergehungen gegen das Edict abzuhelfen. Durch diese Verordnung geschah es, daß sich die meisten Kirchen, welche wegen des Beweises ihrer Rechte vor Gericht gefordert wurden, kurz nachher, eine nach der andern, durch Rathsschlüsse verdamt sahen, so gültig und hinlänglich ihre Rechte und so stark auch nur ihre Vertheidigungsgründe seyn mochten. Es giengen wenig Wochen vorüber, da man nicht eine Menge solcher Schlüsse zum Vorschein kommen sahe; und wenn die Schamhaftigkeit der Richter einige derselben, wegen der allzugrossen Erweislichkeit ihrer Rechte, erhielt, als welches sich bisweilen zugetragen hat; so geschahe es, (obwol ihre Anzahl in Vergleichung mit den verdamten sehr klein war,) dennoch, daß die Richter oftmals ausdrückliche Befehle erhielten, zu verdammen, da sie doch be-

zeuge-

zeugeten, daß sie es nicht mit gutem Gewissen thun konten.

§. 53.

Allein, in Ansehung dieser Art von Unterdrückungen blieb man nicht bey der blossen Verdammung der Kirchen stehen, sondern die Privatpersonen musten auch Antheil daran nehmen. Wo es in den gewöhnlichen und bürgerlichen Angelegenheiten zwischen einem Römischcatholischen und zwischen einem Protestanten auf ein Stück Land, auf einen Weinberg oder sonst auf eine Geldsache ankam, so machte die Religion jederzeit eins der wichtigsten Stücke im Processe aus. Das Ansuchen der Mönche, der Missionarien, der Beichtväter und des ganzen Schwarms von Klosterleuten und Nonnen war ganz ausgelassen. Die Ordensbrüderschaften mischten sich auch mit darein, und man hörte vor den Gerichten nichts als lauter solche Reden: **Ich klage einen Ketzer an, ich habe mit einem Menschen zu thun, der von einer dem Staat verhaßten Religion ist, und die der König ausrotten will.** Auf diese Weise war fast keine Gerechtigkeit mehr zu hoffen: wenig Richter konten dem falschen Eifer, oder der Furcht sich den ganzen Schwarm auf den Hals zu ziehen, oder für Gönner der Ketzer gehalten zu werden, widerstehen. Man solte fast nicht glauben, wie viele ungerechte Urtheilssprüche und Arrets dergleichen Vorurtheile veranlasset haben, noch wie vieles Vermögen auf diese Weise zu Grunde gerichtet und wie viele Familien dadurch ins Verderben gestürzt worden. Wolte man sich darüber beklagen, so war man gleich mit der Antwort fertig: **Ihr habt die Hülfe in euren Händen; warum werdet ihr nicht catholisch?**

§. 54.

Allein, alles dieses wäre noch nichts gewesen, wenn es mit der Verfolgung hiebey sein Bewenden gehabt, und wenn man nicht gar so weit gegangen wäre, daß die Ehre, die Ruhe, die Freyheit, und selbst das Leben der Leute, durch

eine, daß ich so reden mag, allgemeine Ueberschwemmung von Criminalprocessen und andern auf die Unterdrückung abzielenden Vorfällen, angegriffen worden. Man sahe zu Paris gedruckte Schriften, die nach allen Städten und nach allen Kirchspielen des Königreichs, auch nach den allerkleinesten, geschickt wurden, und worinnen den Pfarrern, Küstern und andern befolen wurde, alles, was die so genanten Protestanten, so wol in Ansehung der Religion als sonst, seit zwanzig Jahren gethan oder geredet hätten, genau zu erforschen, bey den Richtern ihres Orts dieserhalb gerichtlich gegen sie zu verfahren, und sie ohne einige Gnade zu verfolgen.* So hat man auch viele Jahre lang, als eine Folge dieser Verordnungen, die Parlaments- und andere Gefängnisse überall mit diesen so genanten Verbrechern angefüllet gesehen. Die falschen Zeugen wurden dabey nicht geschonet; und was das schrecklichste war, so wurden sie noch dazu von den Richtern unterstützet und beschützet, ohnerachtet diese überzeugt waren, daß sie falsche Zeugnisse ablegten. Ja, bisweilen wurden diese falschen Zeugnisse eingesehen und dafür erkant; allein, demohnerachtet verdamten sie Unschuldige und rechtschaffene Leute zur Peitsche, zu den Galeeren, zur Landesverweisung, zu einer schimpflichen Kirchenbusse; und wenn sie manchmal noch ein Ueberrest von Ehre und Gewissenhaftigkeit daran verhinderte, so konten doch zum wenigsten die falschen Zeugen gewiß versichert seyn, daß sie nicht bestraft würden.

§. 55.

Diese Art von Verfolgung hat vornemlich die Prediger betroffen, weil sie seit langer Zeit niemals mehr predigten, ohne einen Haufen von Priestern, Mönchen, Mißionarien und anderer solcher Leute, zu Zuhörern, oder, besser zu sagen, zu Laurern zu haben, welche sich kein Gewissen daraus machten, ihnen Dinge aufzubürden, die sie nicht gesaget hatten, und andern einen verkehrten Verstand zu geben. Ja sie giengen so weit, daß sie die Ge-

Gedanken errathen wolten, um Verbrechen daraus zu machen. Denn so bald ein Prediger von Egypten, vom Pharao, von den Israeliten, von den Gottlosen und Frommen geredet hatte; da es doch bey der Erklärung der Schrift sehr schwer ist, nicht davon zu reden: so sagten diese Spions, daß sie unter Egypten und unter den Gottlosen die Katholiken, unter Pharao den König, und unter den Israeliten, die so genanten Protestanten verstanden hätten. Die Richter stimmeten hiemit ein; und was noch das bewundernswürdigste dabey war, so wolten so gar die Staatsminister diese Erklärungen der Gedanken für sehr vortrefliche Beweise ansehen. Aus solchen Grundsätzen fülleten die Landgerichte und Parlementer ihre Gefängnisse mit diesen armen Leuten an: sie wurden ganze Jahre lang darinnen verwahret, und oftmals zu den härtesten Strafen verurtheilet.

§. 56.

II. Man siehet schon aus dieser ersten Art der Verfolgung, wie man den Protestanten in Frankreich begegnete, ehe man zu äussersten Gewaltthätigkeiten schritte; allein dieses wird aus dem, was wir jetzo von Beraubung der Ehrenämter, der Bedienungen, und überhaupt der Mittel ihr Leben zu erhalten, beyfügen werden, noch weit deutlicher erhellen. Und dieses ist das zweite Mittel, dessen man sich, wie oben schon gesagt worden, zu ihrem Umsturz bedienet. Es ist leicht zu begreifen, daß sich in einem so grossen Königreiche, als Frankreich ist, und worinnen sich die Protestanten überall ausgebreitet, eine unbeschreibliche Menge derselben finden mußte, die daselbst weder ihr Leben noch ihre Familie auf eine andere Weise erhalten konten, als durch die Freyheit, dem gemeinen Wesen entweder in Ehrenämtern und Bedienungen, oder in Künsten und Handwerken, oder in den Facultäten, jeder nach seinem Berufe, zu dienen. Heinrich der Grosse hatte die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit dieser Sache so wohl eingesehen, daß er dieserhalb einen ausdrücklichen Artikel machte, welcher viel-

vielleicht der feyerlichste und deutlichste unter allen in seinem Edict ist. Auf diese Weise nun glaubten die Verfolger die gröste Verwüstung anrichten zu können; und sie schoneten auch nichts, ihren Endzweck hierin zu erreichen. In dieser Absicht machten sie mit den Künsten und Handwerkern den Anfang. Diese wurden den Protestanten gleich anfänglich unter verschiedenem Vorwand, theils wegen der Schwierigkeiten Meister zu werden, theils wegen der erstaunenden Kosten, die man anwenden mußte, wenn man darunter aufgenommen werden wolte, fast unzugänglich gemacht; und es bewarb sich keiner darum, der nicht dieserhalb lange und schwere Processe führen mußte, worinnen sie gröstentheils unterlagen. Allein, dieses war noch nicht genug; denn vermöge der 1699 bekantgemachten Erklärung wurden sie in den Städten, wo sich die Protestanten in weit grösserer Anzahl befanden, als die andern, um den Drittheil verringert, und es wurde verboten, dergleichen eher wieder anzunehmen, bis diese Verminderung zu Stande gebracht worden. Also wurde allen denen, welche darnach strebeten, die Thüre auf einmal verschlossen.

§. 57.

Einige Zeit nachher jagten sie schlechterdings alle Protestanten aus den Rathsversamlungen, und aus allen andern bürgerlichen Ehrenämtern in den Städten; dieses hieß, ihnen die Kentniß ihrer eigenen Angelegenheiten und ihres eigenen Interesse entziehen, um blos und allein Catholiken damit zu bekleiden. Im Jahr 1680 machte der König eine Verordnung bekant, wodurch sie überhaupt aller Arten von Bedienungen, sowol in Ansehung der Pachtungen, als der Finanzen, von den grössesten bis zu den kleinsten und geringsten, auch die Schreiber, Gerichtsdiener und dergleichen nicht ausgenommen, beraubt wurden. Man erklärete sie auch zu allen Verrichtungen bey den Posten, bey öffentlichen Landkutschen, zum Botschaftgehen und andern dergleichen Dingen, untüchtig. Im Jahr 1681 setzte man im ganzen König-

Königreiche alle Notarien, Anwalden, Advocaten, Thürhüter und Gerichtsdiener ab, welche der Protestantischen Religion zugethan waren. Ein Jahr nachher wurden alle Bediente der Grossen, der Edelleute, und Oberrichter verabschiedet, und dabey verboten, sich derselben zu bedienen; sie solten sie bey Urtheilssprüchen in Processen weder als Beysitzer noch als Rathgeber gebrauchen, und dieses aus keinem andern Grunde, als ihrer Religion wegen.

§. 58.

Im Jahr 1683 setzte man gleichfals alle Bedienten des königlichen Hauses und der prinzlichen Häuser vom Geblüte, welche Tafelgelder genossen, ab. Ein gleiches geschahe mit den Räthen und andern Bedienten in den Steuer- und Rechnungskammern, mit den Ritterhauptleuten, mit den Landrichtern, mit den Landvoigten, mit den königlichen Gerichtshaltern, mit den Admirals, mit den Schatzmeistern, Einnehmern und andern, welche bey den Zöllen oder Finanzwesen in Bedienung stunden. Alle diese Leute erhielten Befehl, sich ihrer Bedienungen zu begeben, damit man die Catholiken in dieselben einsetzen könte. Im Jahr 1684 setzte man alle so wol Titular- als wirkliche Secretarien des Königes, des königlichen Hauses und der Krone Frankreichs, samt ihren Wittwen, ab, und hob ihre Privilegia, sie mochten beschaffen seyn wie sie wolten, auf. So wurden auch alle diejenigen, die sich zur Treibung irgend einer Profeßion Privilegia gekauft hatten, als Kaufleute, Wundärzte, Apotheker, Weinhändler und alle andere, ohne Ausnahme abgesetzt. Ja man gieng hierinnen so weit, daß man keine protestantische Wehmütter mehr leiden wolte, und vermittelst einer ausdrücklichen Erklärung befahl, daß unsere Weiber ins künftige bey ihrem Wochenbette keine andere, als catholische Personen gebrauchen solten. Es läßt sich nicht beschreiben, wie viel sie Personen und Familien durch alle diese seltsame und unerhörte Mittel zur äussersten Armuth gebracht hatten.

§. 59.

§. 59.

Da sich aber noch immer einige erhielten, so muste man neue Unterdrückungsmittel ausfindig machen. In dieser Absicht liessen sie in dem Staatsrathe ein Arret ausfertigen, kraft dessen die Neubekehrten, wie sie solche zu nennen pflegten, auf drey Jahre von der Bezahlung ihrer Schulden befreiet wurden. Dieses traf grösstentheils die Protestanten. Denn da sie mit diesen so genanten Neubekehrten wegen ihrer gemeinschaftlichen Religion in einer ganz besondern Verbindung, in Ansehung ihrer Angelegenheiten und ihres Interesse, gestanden hatten, so wurden sie zu ihren vornehmsten Gläubigern. Durch diese Verordnung hatte man das Geheimniß entdeckt, diejenigen, welche ihre Religion veränderten, auf Unkosten derer, so dieses nicht thaten, zu belohnen. Und dieses bewerkstelligte man auch noch auf eine andere Weise. Denn sie befreieten diese Neubekehrten von allen Schulden, welche die Protestanten gemeinschaftlich gemacht, und welche folglich auf die andern fielen. Hierzu kam noch das Verbot, das Vermögen unter keinerley Vorwand weder zu verkaufen noch sonst zu veräussern; und der König erklärete alle in dieser Absicht verfertigte Contracte für nul und nichtig, wo nicht erweislich gemacht werden konte, daß sie nach Ausfertigung dieser Acten noch ein ganzes Jahr in dem Königreiche geblieben wären. Und solchergestalt wurde ihnen die Hofnung, sich in der äussersten Noth mit ihren eigenen Gütern zu helfen, auch noch geraubet. Ja man raubete ihnen noch eine andere, welche die letzte zu seyn schien, die ihnen noch übrig war; nemlich das Mittel ihr Brodt anderswo zu suchen, und sich in entfernte Länder zu begeben, um daselbst zu arbeiten und ihr Leben zu erhalten, da ihnen dieses in Frankreich nicht möglich war. Denn der König lies ihnen durch verschiedene Arrets unter den schärfsten Strafen verbieten, nicht aus seinem Königreiche zu gehen. Und dieses brachte sie zur äussersten Verzweifelung, weil sie sich zu der fürchterlichen Nothwendigkeit gezwungen sahen,

vor

vor Hunger in ihrem Vaterlande zu sterben, ohne sich anderswo niederlassen zu dürfen.

§. 60.

Die Grausamkeit unserer Verfolger lies es nicht einmal hiebey bewenden. Denn da noch einige Aehren in den Provinzen aufzulesen übrig waren, ohnerachtet sie sehr dünne und zum wenigsten so mager waren, als die im Traume des Pharao: so erhielten die Intendanten, ein jeder in seinem Bezirk, Befel, die Protestanten mit Steuren und Auflagen zu drücken. Dieses geschahe auch, indem man ihnen entweder die Steuren der neuen Catholiken, als welche durch ihre Bekehrung davon befreyet wurden, auferlegte, oder indem man unerschwingliche Auflagen ansetzte, die man Taxes d'Office nante: nemlich, wer sich zum Exempel in dem Steuerregister ordentlicher Weise mit vierzig oder funfzig Livres befand, der würde durch diese Auflage auf sieben bis achthundert gesetzt. Also wußte man nicht mehr, woran man sich halten solte; denn es wurde alles der Strenge der Intendanten zum Raube. Sie trieben ihre Auflagen durch wirkliche Einquartierungen der Soldaten oder durch Gefangenschaft ein, wovon man nicht eher befreyet wurde, bis man den letzten Heller bezahlet.

§. 61.

III. Dieses waren die beiden ersten Werkzeuge, deren sich die Geistlichkeit gegen uns bediente. Sie fügten aber noch ein drittes hinzu, welches wir die Schwächungen und Uebertretungen des Edicts von Nantes, unter dem Vorwande der Erklärungen, genant haben. Diejenigen welche die Anzahl und Beschaffenheit derselben gerne wissen wollen, dürfen nur die Bücher, die so wol von dem Jesuiten Maynier, einem wegen seiner Chicanen berühmten Schriftsteller, als auch von einem gewissen Fillau, aus der Stadt Poitiers, und von einem Namens Bernhard, Bedienten bey dem Landgericht zu Besiers in Languedoc, von dieser Materie geschrieben und herausgegeben worden, lesen. Man wird

wird darinnen alles finden, was die niederträchtigste und unanständigste Sophisterey für Wendungen ausfindig machen kan, die deutlichsten Stellen dieses Edicts zu entkräften und seine Gültigkeit zu schwächen. Da wir hier blos einen kurzen Entwurf von unsern Drangsalen vor Augen zu legen willens sind, so wollen wir nur einige der vornehmsten berühren, die aus dieser Quelle entstanden sind.

§. 62.

Was war wol, zum Exempel, in dem Edict deutlicher und unstreitiger, als dieses: daß es nemlich in der Absicht gegeben worden, die Protestanten in allen den Rechten zu schützen, welche die Natur und die bürgerliche Gesellschaft den Menschen verliehen? Hierüber disputiren wollen, das würde offenbar chicaniren heissen. Unterdessen wurde, unter dem Vorwand, daß das Edict nicht ausdrücklich enthielte, daß die unehelichen Kinder in der Gewalt ihrer Väter und Mütter gelassen und in ihrer Religion erzogen werden solten, vom Könige, ohne darauf zu achten, daß dieses eines von den ersten und unverletzlichsten Naturrechten ist, und als ob das Edict nicht das geringste davon enthielte, eine Declaration im Januario 1682 bekant gemacht und befohlen, daß alle uneheliche Kinder (beyderley Geschlechts, von was für Alter und Stand sie nur wären) in der katholischen Religion unterrichtet und erzogen werden solten. Es ist eine Sache von Wichtigkeit, diese Ausdrücke zu bemerken, von was für Alter sie nur seyn möchten, denn hieraus entstunden unzählige Verfolgungen. Man war nicht damit zufrieden, diese Verordnung in Zukunft gelten zu lassen, sondern man suchte alle, ja sogar achtzigjährige Bastarte auf, die ihre ganze Lebenszeit in der reformirten Religion zugebracht hatten: man zog sie gefänglich ein und that ihnen unter dem Vorwand Gewalt an, daß sie ihre Geburt zwänge, catholisch zu werden.

§. 63.

Eben dieses mus auch von einer andern Declaration im Monat Junius 1681 gesagt werden, wo es heisset: **daß die Kinder in einem Alter von sieben Jahren die protestantische Religion abschwören, und die katholische annehmen könten**, unter dem Vorwand, daß das Edict nicht genau bestimme, daß sie bis zu diesem Alter in der Gewalt ihrer Eltern seyn solten. Wer siehet nicht, daß dieses die gröste unter allen Chicanen ist, weil einestheils das Edict verbot, die Kinder weder mit Gewalt noch durch Zureden aus den Händen ihrer Eltern zu reissen; welches ohne Zweifel so viel sagen wolte, nicht eher bis sie ein vernünftiges und volljähriges Alter aus denselben befreiete; und weil anderntheils das Edict alle natürliche Rechte voraus sezte und bestätigte, wovon dieses hier unstreitig eins der heiligsten ist? Ist wol je eine Schwächung des Edicts augenscheinlicher und offenbarer gewesen, als diejenige, welche den Protestanten, die zur römischen Religion übergetreten waren, verbot, wieder zu der, die sie verlassen, zurückzukehren, und zwar unter dem Vorwande, daß ihnen das Edict diese Freyheit nicht förmlich und mit ausdrücklichen Worten verstatte? Denn wenn das Edict überhaupt allen Unterthanen des Königes die Gewissensfreiheit verstattet, und sie zu plagen, zu unterdrücken, und zu etwas zu zwingen, was dieser Freyheit entgegen wäre, verbietet; wer siehet nicht, daß diese Ausname der so genanten Abgefallenen ganz und gar keine Erklärung des Edicts, sondern eine offenbare Verlezung desselben ist? Hieher gehöret auch das die Römischcatholischen betreffende Verbot, ihre Religion zu verändern, und die protestantische anzunehmen. Denn wo in dem Edict die Gewissensfreiheit verstattet wird, da heisset es mit ausdrücklichen Worten: **für alle diejenigen, welche von besagter Religion sind und seyn werden.** Unterdessen, wenn man hierinnen der Geistlichkeit glauben will, so war dieses die Absicht Heinrichs des Grossen nicht, und er wolte sie nur denen ver-

verstatten, die zur Zeit seines Edicts dieser Religion zugethan waren.

§. 64.

Die Protestanten hatten vermöge des Edicts von Nantes das Recht, allenthalben, wo man ihnen ihre Religionsübung zugestanden, kleine Schulen zu haben; und unter diesen Worten, kleine Schulen, hatte man nach der gewöhnlichen Erklärung jederzeit solche verstanden, worinnen man lateinisch und die so genanten Vorbereitungswissenschaften lehren konte. Und dieses ist die Bedeutung, welche man jederzeit diesem Ausdruck in dem ganzen Königreiche gegeben hatte, und welche man ihm noch beyleget, wenn von Römischcatholischen die Rede ist. Inzwischen schränkte man durch eine ganz neue Erklärung diese Erlaubnis auf die blosse Freyheit ein, lesen, schreiben und rechnen lehren zu dürfen; gleichsam als ob die Protestanten unwürdig gewesen, etwas mehreres zu lernen. Und hiebey hatte man keine andere Absicht, als die Väter und Mütter zu ermüden und sie in die harte Nothwendigkeit zu versetzen, daß sie nicht wüßten, was sie mit ihren Kindern anfangen solten, oder daß sie dieselben von Catholiken erziehen lassen müsten. Das Edict verstattete ihnen die Freyheit, allenthalben, wo sie freye Religionsübung hatten, ihre Kinder öffentlich und unter andern in dem zu unterrichten, was die Religion anbetraf. Hierdurch erhielten sie offenbar das Recht, ihre Theologie lehren zu dürfen, weil ihre Theologie nichts anders als ihre Religion ist. Und was die Collegia anbetrift, wo man die freyen Künste und die philosophischen Wissenschaften lehren konte, denn dieses nennet man eigentlich Collegia, so versprach das Edict in dieser Absicht förmliche Patentbriefe. Allein, allem diesem ohnerachtet gab man doch vor, daß das Edict den Protestanten kein Recht gebe, weder ihre Theologie zu lehren, noch Collegia zu haben; und unter diesem Vorwand verdamte man drey Academien, die ihnen noch zu Saumur, zu Puilaurens und zu Die übrig waren. Ja die zu Sedan wurde

de auch, ohnerachtet sie durch ein besonderes Edict gegründet worden, wie die übrigen, und noch vor den übrigen unterdrücket.

§. 65.

Unter den Schwächungen des Edicts von dieser Art ist keine offenbarer und feierlicher gewesen, als die Widerrufung oder Aufhebung der Kammern. Heinrich der Grosse hatte bey ihrer Errichtung, die gleichsam von ewiger Dauer seyn solte, keine andere Absicht gehabt, als daß vermittelst derselben seinen Unterthanen ohne Vorurtheil und Partenlichkeit Gerechtigkeit widerfahren und sein Edict heilig beobachtet werden solte. Unterdessen muste dieses, daß gesagt worden, die zu Castres und Bourdeaux konten wieder mit ihren Parlamentern vereiniget werden, wenn die Ursachen, die Seine Majestät bewogen sie zu trennen, nicht mehr statt fänden, zu einem Vorwand dienen, daß der König durch sein Edict die zu Paris und zu Rouen unterdrückte, und einige Zeit nachher durch ein ander Edict die zu Grenoble, zu Toulouse und zu Bourdeaux aufhub, und auf diese Weise seine protestantische Unterthanen den Leidenschaften und Ungerechtigkeiten der Parlementer und Unterrichter blos stellete. Ja, man kan sich gar nicht vorstellen, wie viel sie Drangsale seit dieser Zeit so wol überhaupt als insbesondere erduldet haben.

§. 66.

IV. Allein, wir müssen weiter gehen; und weil wir bey diesem kurzen Entwurf den Vorsatz haben, das vornehmste von dem anzuzeigen, womit man unsere Geduld geübet hat, ehe die äusserste Wuth zum Ausbruch gekommen; so müssen wir die neuen Verordnungen oder die neuen Gesetze nicht vergessen, die gleichsam so viel neue Erfindungen gewesen, uns zu martern. Die erste von diesen Verordnungen welche zum Vorschein kam, betraf die Art der Beerdigungen oder die Leichenbegängnisse. Man schränkte die Anzahl der dabey befindlichen Personen, in denjenigen Oertern, wo sie wirklich freie Religionsübung hatten, auf dreyßig, und wo sie dergleichen nicht hatten, auf zehen ein. Man machte nachmals fast in allen Stücken dergleichen

neue Verordnungen, und hatte keine andere Absicht dabey, als uns zu unterdrücken. So machte man dergleichen, um die Gemeinschaft zwischen den Provinzen vermittelst der Circularschreiben, oder auf sonst eine andere Weise zu verhindern. Man machte dergleichen, um die Almosen, welche sie einander ertheileten, abzustellen. Man machte dergleichen, um zu verbieten, daß zwischen den zu haltenden Synoden keine Unterredungen angestellet werden solten, ausgenommen in zween Fällen: wenn nemlich die Kirchen nach dem Hintrit ihrer Prediger wieder mit neuen versehen, und wenn einigen Aergernissen abgeholfen werden solte. Man machte dergleichen, um den sogenanten Lehnsübungen alle Merkmale einer öffentlichen Religionsübung zu benehmen, als die Glocken, die Canzel und andere dergleichen Dinge. Man verbot auch, keinen Prediger in die Synoden aufzunehmen, so daß er eine Stimme darinnen hätte, noch dergleichen in das Verzeichnis der Kirchen zu setzen.

§. 67.

Man machte ferner dergleichen neue Verordnungen, worinnen man den Predigern untersagte, den Titel der Pastorum zu führen, und sich blos Diener der so genanten reformirten Religion zu nennen erlaubte. Man machte dergleichen, um das Singen der Psalmen in den Privathäusern zu verbieten. Man machte dergleichen, um dasselbe so gar in den Tempeln währendem Abendmal und unter irgend einer Procesßion abzustellen. Man machte dergleichen, um die Hochzeiten zu den in der römischen Kirche verbotenen Zeiten zu verhindern. Man machte dergleichen, um den Predigern das Predigen an andern Orten, wo sie sich nicht eigentlich aufhielten, zu verbieten. Man machte dergleichen, um ihnen zu untersagen, daß sie sich nirgendswo niederlassen solten, wo sie nicht von den Synoden dahin geschickt worden, und wenn sie auch gleich die Consistoria förmlich beriefen. Man machte dergleichen, um die Synoden zu verhindern, daß sie nicht mehr Prediger in die Kirchen schickten, als sich bey der vorhergehenden Synode daselbst befunden. Man machte dergleichen, um diejeni-

gen,

gen, welche sich zum Predigtamt geschickt machen wolten, zu verhindern, daß sie nicht auf ausländische Academien giengen. Man machte dergleichen, um alle fremde Prediger zu verjagen, ob sie gleich in dem Königreiche in das Predigtamt aufgenommen worden, und ihre gröste Lebenszeit daselbst zugebracht hatten. Man machte dergleichen, um den Predigern und Candidaten zu untersagen, daß sie sich nicht an solchen Orten aufhielten, wo die Religionsübung verboten wäre, ja daß sie sich sechs Meilen von denselben entfernt halten solten. Man machte dergleichen, um dem Volk zu verbieten, daß es sich nicht unter dem Vorwand zu beten, zu lesen oder Psalmen zu singen, in den Gotteshäusern versamlete, als in Gegenwart eines von der Synode geschickten Predigers. Man machte eine dergleichen, welche sehr lächerlich war, nemlich daß man in den Kirchen alle Lehnbänke wegnehmen und sie alle einander gleich machen solte. Man machte noch eine andere, worinnen man den etwas stärkern Gemeinden verbot, den schwachen in Unterhaltung ihrer Prediger und in andern Bedürfnissen beyzustehen.

§. 68.

Ingleichen machte man eine solche Verordnung, welche die Väter und Mütter nöthigte, ihren Kindern, so die Religion verändern würden, ein schweres Kostgeld zu erlegen. Eine andere untersagte die Ehen zwischen Personen von verschiedener Religion, auch wenn sie einander auf eine *unerlaubte* Weise beygewohnet. Eine andere verbot den Protestanten, in Zukunft einiges römischcatholisches Gesinde oder Bediente bey sich zu haben. Eine andere beraubte sie der Freyheit, Vormünder oder Curatores zu werden, und folglich kamen auf diese Weise alle minderjährige Kinder, deren Eltern als Protestanten gestorben waren, unter die Gewalt und unter die Erziehung der Catholiken. Eine andere verbot den Predigern und Aeltesten, die Personen von ihrer Heerde nicht an Ergreifung der römischen Religion weder mittelbar noch unmittelbar zu verhindern,

§. 70.

V. Alle diese Unternehmungen waren so gewaltsam, daß sie nothwendig einen starken Eindruck auf die Gemüther der Reformirten machen mußten. Man brauchte weder einen grossen Verstand noch tiefe Einsichten, die Absicht dieses Betragens zu entdecken. Es fanden sich auch viele, welchen die Augen aufgiengen und die im Ernst auf ihre Sicherheit bedacht waren, indem sie sich aus dem Königreiche theils in dieses, theils in jenes Land begaben, nachdem sie einen bequemen Aufenthalt finden konten. Unterdessen wolte man doch dieses aus mehr als einem Grunde bey Hofe nicht; und um es zu verhindern, so erneuerten sie von Zeit zu Zeit die oben schon gedachten Arrets, welche unter den härtesten Strafen, ohne Erlaubnis aus dem Königreiche zu gehen, verboten, und man brauchte auch in dieser Absicht sehr viel Vorsicht auf den Gränzen. Allein, alle diese Vorsicht war vergebens, und man hielt es für besser, dem Volk Staub in die Augen zu werfen, und von einer Zeit zur andern etwas zu thun, das uns einige Hofnung zu einer Linderung machen oder uns zum wenigsten ihre grosse Absicht einigermassen verbergen könte. In dieser Absicht geschahe es also, daß man durch die Declaration vom Jahr 1669 den König viele gewaltsame Arrets widerrufen lies, welche schon in seinem Rathe gegeben worden. Und dieses hatte auch seine erwünschte Wirkung. Denn, obgleich die verständigsten bald einsahen, daß diese geringe Mäßigung aus keinem guten Grunde herrühre, und daß man doch in der Folge eben diese Arrets vollziehen würde; so bildeten sich demohnerachtet die meisten Leute ein, daß man in Ansehung unserer noch Maasse brauchen wolte und daß man auf keinen gänzlichen Untergang bedacht wäre.

§. 71.

Wir haben oft dergleichen Schlußfolgen aus verschiedenen ausdrücklichen Erklärungen gemacht, die mehr als einmal aus dem Munde des Königes selbst geflossen sind; als, er verlange uns keine Gnade zu erweisen; sondern

dem er wolle uns völlige Gerechtigkeit widerfahren und uns die Edicte in ihrem ganzen Umfange geniessen lassen: er würde es mit Vergnügen sehen, wenn sich alle seine Unterthanen zur katholischen Religion bekenneten, und er würde sein möglichstes dabey thun; allein, unter seiner Regierung solte man dieserhalb kein Blut verspritzen, noch Gewalt ausüben sehen. Diese ausdrückliche und so oft wiederholte Declarationes liessen hoffen, daß sie der König nicht ganz und gar vergessen und uns zum wenigsten, in Ansehung der wesentlichen Stücke, die Wirkungen seiner Billigkeit empfinden lassen würde. Man hofte dieses um so viel mehr, da Seine Majestät in einem Briefe an den Churfürsten von Brandenburg, wovon die Staatsminister viele Abschriften in der Welt ausstreuen liessen, demselben bezeugten, daß sie sehr zufrieden mit dem Betragen ihrer protestantischen Unterthanen wären, und weil sie bey ihrem königlichen Worte versprochen, sie bey ihren Freyheiten zu erhalten, so sey es auch ihre Absicht, daß sie dieselben in ihrem ganzen Umfange geniessen solten. Hieraus müssen wir natürlicher Weise folgern, daß der König nie auf unsern gänzlichen Umsturz bedacht wäre.

§. 72.

Hierzu komt noch die Behutsamkeit, deren man sich bisweilen im Rathe bediente. Man erhielt in demselben Kirchen, da man im Gegentheil andere verdamte, um glaubend zu machen, daß sie nach Recht verführen, und daß diejenigen, so sie verdamten, nicht mit gutem Fug gegründet wären. Bisweilen milderten sie die übertriebenen und allzustrengen Arrets der Parlementer in den Provinzen. Bisweilen stelleten sie sich auch an, als ob sie die Gewaltthätigkeiten, welche die Intendanten und Unterobrigkeiten ausübten, nicht gut hiessen, ja sie gaben so gar Befele, um dieselben zu lindern. Auf diese Weise verhinderten sie die Vollziehung eines Arrets, welches von dem Parlement zu Rouen herrührete, und worinnen den Pro-

testanten befolen wurde, auf die Knie niederzufallen, wenn sie dem Sacramente begegneten. So thaten sie dem Unternehmen eines Unterrichters zu Charenton Einhalt, welcher befolen hatte, daß man ein Gebet für die Gläubigen, so unter der Tyranney des Antichrists seufzeten, aus unserer Liturgie wegnehmen solte. So bewiesen sie sich auch gegen eine andere Verfolgung nicht allzugünstig, die in dem Königreiche gegen die Priester allgemein zu werden anfieng, indem man sie zu Leistung eines Eids der Treue zwingen wolte, in welchen man doch Sätze eingerückt hatte, die dem gerade entgegen liefen, was die Prediger ihrem Amte und ihrer Religion schuldig waren. So verhinderten sie auch die Vollstreckung einiger andern Arrets, die sie selbst gegeben hatten, und vermittelst welcher den Predigern eine Steuer auferleget, oder wodurch sie genöthiget werden solten, sich eben an demjenigen Orte aufzuhalten, wo sie ihre Religionsübung hätten. In eben dieser Absicht brauchten die Syndici der Geistlichkeit die Vorsicht, daß sie die vornehmsten Kirchen im Königreiche in einiger Ruhe liessen, ohne sie wegen ihrer Religionsübung zu beunruhigen, da sie doch unterdessen alles auf dem Lande zu Grunde richteten. So liessen sie auch die Verurtheilung der Academien noch anstehen und spareten sie bis zuletzt. So geschahe es auch endlich in dieser Absicht, daß man sich anfänglich bey Hofe anstellete, als ob man die Ausschweifungen, die ein gewisser Movillac, Intendant von Poitou, ein berüchtigter und blutdürstiger Mensch, der sich besser zu einem Strassenräuber als zu einem Intendanten einer Provinz schickte, in seinem Bezirk ausübte, nicht glauben und zuletzt nicht billigen könte, da man ihm doch wirklich ganz und gar allein in dieser Absicht als einem tollen Hunde seine Freyheit gelassen hatte.

§. 73.

Unter allen diesen Blendwerken aber verdienen fünf bis sechs der vornehmsten besonders hier angemerkt zu werden. Das erste war, daß eben damals, als sie bey Hofe

alle

alle Arrets, Declarationen und Edicte, wovon wir vorher geredet, bekant machten, und als sie dieselben mit aller möglichen Strenge vollziehen liessen; eben damals, als sie die Kirchen verboten, als sie die Gotteshäuser niederreissen liessen, Privatpersonen ihrer Ehrenämter und Bedienungen entsetzten; als sie die Leute in die gröste Hungersnoth brachten, sie in Gefängnisse warfen, sie mit Geldstrafen belegten, sie des Landes verwiesen, und kurz, als sie fast alles verwüsteten; daß, sage ich, eben damals die Intendanten, die Statthalter, die Obrigkeiten und andere Bediente in Paris und im ganzen Königreiche, ganz gelassen und mit einer ernstlichen Miene sagten, daß der König ganz und gar nicht die Absicht hätte, dem Edict von Nantes zu nahe zu treten, und daß er es ganz heilig beobachten wolte. Das andere war, daß sie in eben das Edict, worinnen der König den Römischcatholischen die protestantische Religion zu ergreifen verbot, und welches im Jahr 1682, das ist, zu einer Zeit bekant gemacht wurde, wo sie es mit unserm Umsturz schon sehr weit gebracht hatten, folgende förmliche Clausel einrücken liessen: **daß er das Edict von Nantes bestätigte, in so fern es nöthig wäre oder seyn würde.** Das dritte war, daß der König in den Circularschreiben, welche er an die Bischöfe und Intendanten ergehen lies, daß sie den Consistoriis die Pastoralerinnerung der Geistlichkeit bekant machen möchten, zu denselben mit ausdrücklichen Worten sagte: **daß es ganz und gar nicht seines Willens Meinung wäre, daß man etwas unternähme, welches demjenigen zum Nachtheil gereichen könte, was denen von der so genanten protestantischen Religion durch gewisse zu ihrem Vortheil gegebene Edicte und Declarationen zugestanden worden wäre.**

§. 74.

Das vierte war, daß der König in einer ausdrücklichen Declaration, die gegen das Ende des Jahres 1684 bekant gemacht wurde, befal, **daß die Prediger nicht länger bey einer Kirche bleiben solten, als drey Jahr;** daß

daß sie auch nicht eher als nach zwölf Jahren wieder zu der ersten zurückkehren, und also von einer Kirche an die andere versetzt werden solten, und zwar müsten sie zwanzig Meilen von einander liegen. Dieses setzte nun durch eine offenbare Folge voraus, daß er die Absicht hätte, die Religionsübung und die Prediger zum wenigsten noch zwölf Jahr in dem Königreiche zu erhalten; ob man gleich in der That damals schon mit der Widerrufung des Edicts umgieng, und dieselbe in dem Rath so gar schon beschlossen worden war. Das fünfte bestund in einer Bittschrift, welche eben damals dem Könige von der Clerisey überreicht wurde, als man an diesem Widerrufungsedict von Nantes arbeitete, und als sich dasselbe unter den Händen des Generalprocureurs, um ihm seine gehörige Gestalt zu geben, befand, und in dem Arret, welches auf diese Bittschrift erfolgte. Die Clerisey beklagte sich über gewisse Beschuldigungen, welche die protestantischen Prediger der römischen Kirche zu machen pflegten, als welcher sie, wie sie vorgaben, Lehren aufbürdeten, die sie nicht hätte; und sie baten Seine Majestät, dieser Sache abzuhelfen. Allein sie erkläreten sich auch ausdrücklich, daß sie die Widerrufung des Edicts noch nicht verlangten. Hierauf verbot der König durch sein Arret den Predigern ausdrücklich, in ihren Predigten von der römischen Kirche weder im Guten noch Bösen, weder unmittelbar noch mittelbar zu reden; und setzte voraus, wie ein jeder einsiehet, daß er gesonnen sey, sie noch predigen zu lassen. Hat man wol je dergleichen Betrügereyen und Blendwerke gesehen? Allein, ist wol jemals eins grösser gewesen, als das, so sie in das Edict selbst, wovon wir reden, eingerückt haben? Nachdem nemlich der König das Edict von Nantes und alle Folgen desselben aufgehoben und für null und nichtig erkläret hatte; nachdem er auf ewig alle Religionsübung verboten hatte; nachdem er alle Prediger auf immerdar aus seinem Reiche verbant hatte: so erkläret er sich darinnen ausdrücklich, daß es seine Willensmeinung sey, daß seine andern Unterthanen,

nen, so die Religion nicht verändern wolten, mit aller möglichen Freyheit in seinen Staaten bleiben, ihre Güter darinnen geniessen, und den gewöhnlichen Handel und Wandel darinnen treiben könten, ohne unter dem Vorwand ihrer Religion gedruckt zu werden, bis es GOtt gefiel, sie zu erleuchten und zu bekehren. Betrug und Schlingen für die Leichtgläubigen! wie man nachher gesehen, und wie man noch täglich aus dem grausamen Verfahren gegen sie gewahr wird, und wovon wir in der Folge reden werden.

§. 75.

Ehe wir aber damit den Anfang machen, so müssen wir erst noch ein Wort von einer andern Vorbereitungsmaschine sagen, welche die Verfolger zu Erreichnng ihrer Absicht in Bewegung gesetzt haben, und die von uns als die sechste in der Ordnung angesetzt worden ist. Sie bestund nemlich darin, daß man das Volk unvermerkt und nach und nach zubereitete, unsern Untergang zu wünschen, denselben, wenn er sich ereignen würde, mit Beifall aufzunehmen und in ihren Gemüthern den Abscheu zu vermindern, welchen sie natürlicher Weise gegen die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, womit die Verfolger umgiengen, gehabt haben würden. Und hiezu hat man sich verschiedener Mittel bedienet. Die ersten und gewöhnlichsten sind die Reden der Mißionarien und anderer Controversprediger gewesen, womit man schon seit einigen Jahren das Königreich unter dem Titel der königlichen Mißionen bedeckt hatte. Man erwählet in Frankreich zu einem solchen Handwerke gemeiniglich hitzige Köpfe. Man giebt ihnen nachmals eine Erziehung, wodurch sie nicht besänftiget, sondern erst recht in Feuer und Flammen gesetzt werden; so daß sich leicht begreifen lässet, was sie für eine Rolle spielen, indem man sie nicht allein mit ihrem Wissen unterstützet, sondern auch noch dazu anfeuret, und indem sie ausdrückliche Befele haben, ihren Zuhörern Zorn und Galle einzuflössen. Ja sie vollzogen auch diese ihre Befele so wohl, daß sie dieses

ses oft kaum in Ansehung derselben gethan hatten, als man sich den Pöbel in den grossen Städten, und selbst in Paris in Bewegung setzen und vor Wuth brennen sahe, wenn ihnen die Obrigkeiten keinen Einhalt gethan hätten. Denen Predigern muß man noch die Beichtväter und die Gewissensräthe, die Mönche, die Pfarrer und überhaupt alle Geistliche, vom ersten bis zum letzten, beyfügen. Denn da ihnen die Gesinnungen des Hofes in dieser Absicht nicht unbekant waren, so liessen sie den grösten Eifer und den grösten Abscheu gegen die protestantische Religion blicken, weil ein jeder seine Rechnung dabey fand, und weil dieses ein sicherer Weg war, sein Glück zu machen. Eben in dieser Absicht, um den Pöbel aufzuwiegeln, geschahe es auch, daß kein Tag vorbey gieng, da man nicht in den Gassen so wol Parlamentsschlüsse, Edicte und Erklärungen gegen die so genanten Protestanten, als auch viele von den satyrischen und aufrürischen Schriften bekant machte, wonach man in den Städten Frankreichs so begierig ist.

§. 76.

Allein, dieses war nur etwas für den gemeinen Haufen, und die Verfolger musten mit Verdruß gewahr werden, daß ihr Vorhaben und ihr Betragen von allen vernünftigen und über den Pöbel erhabenen Leuten gemisbilliget wurde. Sie bedienten sich daher der Feder einiger Schriftsteller, die sich schon Ehre und Ansehen in der Welt erworben hatten; und unter andern erwähleten sie sich dazu den Verfasser *) der **Geschichte Theodosii des Grossen**, und den ehemaligen Jesuiten **Maimbourg**. Dieser letztere gab seine **Geschichte des Calvinismi** heraus; allein die heftigen und lebhaften Widersprüche, die er dieserhalb erdulden muste, machten, daß er sichs nachher gereuen lies. Dieser ihrem Beyspiele folgeten viele andere nach, die weniger berühmt waren; und **Arnaud**, der sich in alles mischte, wo nur Gift und Galle auszuspeyen und Unglück anzurichten war, verlor diese Gelegenheit nicht, sein Müthgen zu

*) Herr **Fleschier**, Bischof zu **Nimes**.

zu kühlen, und suchte sich zu gleicher Zeit bey
Gunst zu setzen. Ob aber gleich seine Schutzsch
die Catholiken ein mit solchem Feuer und mit sol
angefülltes Werk war, als es nur die Catholiken immer
wünschen konten: so war es doch nicht angenehm, weil es
seine Person nicht war. Er wurde so schlecht dafür bezah-
let, daß er sich bey dem Erzbischofe von Rheims in einem
Briefe *) darüber beklagte, wovon man Abschriften in
ganz Paris herumgehen lies. Unter andern Dingen stelle-
te er sein Unglück darinnen überaus groß vor, und verglich
sich mit einem andern Manne **), der für weit geringere
Dienste vom Könige zwanzigtausend Livres zur Belohnung
erhalten hatte. Hieraus wurde die Gesinnung und der
Character des unbekanten Verfassers immer mehr und mehr
kenntbar. Dem sey unterdessen wie ihm wolle, so
konte man seiner gar wohl entrathen, denn es war kein
Mangel an heftigen Scribenten. Unter denselben muß
man einen gewissen Soulier nicht vergessen, der, wie man
sagte, ein Schneider war, und nachher die Geschichte
der Pacificationsedicte schrieb. Ingleichen müssen wir
des Herrn Nicole, einen vormaligen grossen Jansenisten
und nachmaligen Proselyten des Erzbischofs von Paris,
auch nicht vergessen, als welcher der Verfasser von dem
Buche ist, das den Titel führet: die einer Spaltung
überführte Protestanten ***). So müssen wir auch des
Verfassers vom Journal des Savans gedenken, der in seinen
gewöhnlichen Zeitungsblättern öffentlich behauptete, daß
man den catholischen Glauben mit Feuer und Schwerdt ein-
führen müste, und führte zum Beweis das Beyspiel eines
Königes von Norwegen an, der die Grossen seines Landes
damit bekehrete, daß er ihre kleinen Kinder vor ihren Au-
gen zu ermorden drohete, wenn sie nicht bekenneten, daß sie
getauft

*) Dieser Brief befindet sich im ersten Theil de l' Esprit de Mr. Arnaud p. 9.

**) Der Graf von Soissons.

***) Les pretendus Reformez convaincus de Schisme.

getauft wären, und wenn sie sich nicht selbst taufen liessen. Man sahe eine lange Zeit hindurch in Paris und an andern Orten fast nichts als solche Schriften; einen solchen hohen Grad hatte der Eifer erreichet.

§. 77.

Unterdessen muß man sich nicht vorstellen, als ob unter der Zeit, da alles dieses, was wir bisher erzählet, in Frankreich vorfiel, und da man sich dem Ende mit starken Schritten näherte, die Protestanten ihr gemeinschaftliches Interesse gänzlich verabsäumet, und nicht alles nöthige zu einer billigen und rechtmäßigen Vertheidigung angewendet hätten. Sie schickten öfters aus den innersten Provinzen ihre Abgeordneten nach Hofe. Sie behaupteten ihre Rechte im Staatsrathe. Sie brachten von allen Seiten her ihre Klagen daselbst an. Sie liessen ihren Generaldeputirten so wol vor den Richtern und Staatsministern, als vor der Person des Königs selbst agiren. Bisweilen überreichten sie auch allgemeine Bittschriften, worinnen sie ihre Drangsale mit aller Demuth und mit allem Respect, die Unterthanen ihrem Oberherrn schuldig sind, vorstelleten. Allein, an statt sie anzuhören, so vergrösserte man ihr Elend von Tage zu Tage, und ihr nachfolgender Zustand wurde schlimmer als der vorhergehende. Die letztere Bittschrift, welche dem Könige im Monat Merz des Jahrs 1684 von dem Generaldeputirten überreicht wurde, war in den allerunterwürfigsten und in solchen Ausdrücken abgefasset, die vollkommen fähig waren, Mitleiden zu erregen; wie ein jeder dieses selbst sehen kan, weil es nachher gedruckt wurde. Unterdessen hatte dieses keine andere Frucht, als daß man dasjenige beschleunigte, was man schon seit langer Zeit beschlossen gehabt, nemlich offenbare Gewalt zu unserm gänzlichen Untergange zu gebrauchen.

§. 78.

Dieses erfolgte auch wirklich einige Monate nachher, und zwar auf eine so schreckliche und weltkundige Weise, daß sich, wie wir schon oben gesagt haben, wenig Personen

in

in Europa, so entfernt sie auch von den Begebenheiten der Welt seyn mögen, finden, denen dieses nicht zu Ohren gekommen wäre. Allein die Umstände hievon sind vielleicht nicht jederman bekant; und daher wollen wir hier mit wenig Worten etwas davon berühren, und zwar um keiner andern Ursache willen, als der Unverschämtheit dererjenigen das Maul zu stopfen, die da ausstreuen, daß man in Frankreich keine Gewaltthätigkeiten ausgeübet, und daß die Bekehrungen daselbst freywillig und ungezwungen geschehen wären. Man nahm gleich anfangs die nöthigen Maasregeln, alle Provinzen fast zu gleicher Zeit mit Kriegsvölkern zu bedecken, und man bediente sich vornemlich der Dragoner dazu, welches die verwegensten Truppen im Königreiche sind. Man lies Schrecken und Entsetzen vor ihnen hergehen, und ganz Frankreich wurde gleichsam auf einmal und in einem Augenblick mit der Nachricht angefüllet: **Der König wolte die Hugenotten nicht länger in seinen Staaten dulden, und sie müsten sich zur Religionsänderung entschliessen; nichts könte sie davon befreyen.** Man machte mit Bearn den Anfang, allwo die Dragoner ihre erste Executionen verrichteten. Hierauf kam die Reihe an Ober- und Unterguienne, an Xaintonge, Auntx, Poitou, Oberlanguedoc, Vivarets und Dauphine. So dann traf es Lionnois, Cevennes, Niederlanguedoc, Provence, die Thäler, und Gex. Hierauf gieng es so durchs ganze Königreich durch; und die Normandie, Bourgogne, Nivernois, Berri, Orleanois, Touraine, Anjou, Bretagne, Champagne, die Picardie und Isle de France, selbst Paris nicht ausgenommen, haben ein gleiches Schicksal gehabt.

§. 79.

Das erste was die Intendanten zu thun Befehl hatten, war dieses, daß sie die Städte und Gemeinheiten vorfordern solten. Diese liessen nun die Einwohner derselben, so der protestantischen Religion zugethan waren, zusammenkommen, und hier machten sie ihnen den Willen des Königs

getauft wären, und wenn sie sich nicht selbst taufen liessen. Man sahe eine lange Zeit hindurch in Paris und an andern Orten fast nichts als solche Schriften; einen solchen hohen Grad hatte der Eifer erreichet.

§. 77.

Unterdessen muß man sich nicht vorstellen, als ob unter der Zeit, da alles dieses, was wir bisher erzählet, in Frankreich vorfiel, und da man sich dem Ende mit starken Schritten näherte, die Protestanten ihr gemeinschaftliches Interesse gänzlich verabsäumet, und nicht alles nöthige zu einer billigen und rechtmäßigen Vertheidigung angewendet hätten. Sie schickten öfters aus den innersten Provinzen ihre Abgeordneten nach Hofe. Sie behaupteten ihre Rechte im Staatsrathe. Sie brachten von allen Seiten her ihre Klagen daselbst an. Sie liessen ihren Generaldeputirten so wol vor den Richtern und Staatsministern, als vor der Person des Königs selbst agiren. Bisweilen überreichten sie auch allgemeine Bittschriften, worinnen sie ihre Drangsale mit aller Demuth und mit allem Respect, die Unterthanen ihrem Oberherrn schuldig sind, vorstelleten. Allein, an statt sie anzuhören, so vergrösserte man ihr Elend von Tage zu Tage, und ihr nachfolgender Zustand wurde schlimmer als der vorhergehende. Die letztere Bittschrift, welche dem Könige im Monat Merz des Jahrs 1684 von dem Generaldeputirten überreicht wurde, war in den allerunterwürfigsten und in solchen Ausdrücken abgefasset, die vollkommen fähig waren, Mitleiden zu erregen; wie ein jeder dieses selbst sehen kan, weil es nachher gedruckt wurde. Unterdessen hatte dieses keine andere Frucht, als ... beschleunigte, was man schon ... habt, nemlich offenb... tergange zu gebr...

... auch ein ...

in Europa, ſo entfernt ſie auch von den Begebenheiten der Welt ſeyn mögen, finden, denen dieſes nicht zu Ohren gekommen wäre. Allein die Umſtände hievon ſind vielleicht nicht jedermann bekant; und daher wollen wir hier mit wenig Worten etwas davon berühren, und zwar um keiner andern Urſache willen, als der Unverſchämtheit derjenigen das Maul zu ſtopfen, die da ausſtreuen, daß man in Frankreich keine Gewaltthätigkeiten ausgeübet, und daß die Bekehrungen daſelbſt freywillig und ungezwungen geſchehen wären. Man nahm gleich anfangs die nöthigen Maasregeln, alle Provinzen faſt zu gleicher Zeit mit Kriegsvölkern zu bedecken, und man bediente ſich vornemlich der Dragoner dazu, welches die verwegenſten Truppen im Königreiche ſind. Man lies Schrecken und Entſetzen vor ihnen hergehen, und ganz Frankreich wurde gleichſam auf einmal und in einem Augenblick mit der Nachricht angefüllet: **Der König wolte die Hugenotten nicht länger in ſeinen Staaten dulden, und ſie müſten ſich zur Religionsänderung entſchlieſſen; nichts könte ſie davon befreyen.** Man machte mit Bearn den Anfang, allwo die Dragoner ihre erſte Executionen verrichteten. Hierauf kam die Reihe an Ober- und Unterguienne, an Xaintonge, Aunis, Poitou, Oberlanguedoc, Vivarets und Dauphine. So dann traf es Lionnois, Cevennes, Niederlanguedoc, Provence, die Thäler, und Gex. Hierauf gieng es ſo durchs ganze Königreich durch; und die Normandie, Bourgogne, Auvergne, Berri, Orleanois, Touraine, Anjou, Bretagne, Champagne, die Picardie und Iſle de France, [illegible] gleiches Schickſal [illegible]

[illegible] thun Befehl hat[illegible] Gemeinheiten vor[illegible] Einwohner derſelben, [illegible] waren, zuſammen[illegible] Willen des Königs [illegible] bekant,

bekant, der darin bestund: daß sie ohne Verzug catholisch werden solten; und wenn sie es nicht freywillig thun wolten, so würde man sie mit Gewalt dazu zwingen. Die armen leute, die über einen solchen Vortrag erschraken und erstauneten, antworteten: daß sie bereit wären, dem Könige ihre Güter und ihr leben aufzuopfern; allein, da ihr Gewissen GOtt angehöre, so könten sie damit nicht ein gleiches thun. Dieses war genug, die Dragoner, die nicht weit entfernt waren, alsobald heran rücken zu lassen. Die Truppen bemächtigten sich gleich der Zugänge und Stadtthore: sie stelleten auf allen Wegen Wachen aus, und öfters drungen sie mit dem Degen in der Faust in die Plätze ein und schrien: Sterbet, sterbet, oder werdet catholisch. Man quartirte sie bey den Protestanten ein, und lies sie daselbst auf Discretion leben. Es wurde unter grossen und harten Strafen verboten, weder aus dem Hause zu gehen, noch etwas von dem Hausgeräthe und Effecten in Sicherheit zu bringen. Die Catholiken durften sie nicht aufnehmen, und ihnen auch nicht einmal in der geringsten Sache hülfliche Hand leisten. Die ersten Tage wurden damit zugebracht, daß sie ihren Wirthen alles, was sie von lebensmitteln hatten, verschleuderten, und ihnen alles, was sie an Silber, Ringen, Weiberschmuck, und überhaupt alles, was sie an Geldes werth besassen, raubten, und wenn sie es auch in den Eingeweiden versteckt gehabt hätten. So dann plünderten sie die Häuser, und riefen nicht allein die Catholiken an denjenigen Oertern, sondern auch aus den benachbarten Städten und Flecken zusammen, daß sie ihnen das Hausgeräthe, das Vieh und alles andere, was sie zu Gelde machen konten, abkaufen solten. Endlich vergriffen sie sich auch an den Personen selbst; und da war keine Gottlosigkeit und Abscheulichkeit, die sie nicht ausübten, um sie zur Veränderung ihrer Religion zu zwingen.

§. 80.

Unter vielen tausend Verwünschungen und Gotteslästerungen hiengen sie die leute, so wol Männer als Weiber,

bey

bey den Haaren oder bey den Beinen oben an die Decken der Zimmer oder in die Camine, und räucherten sie so lange mit nassem Heu, bis sie es nicht mehr aushalten konten. Alsdann liessen sie dieselben herunter, und wenn sie ihre Religion nicht ändern wolten, so wurden sie alsobald wieder aufgehangen. Sie rissen ihnen so lange die Haare aus dem Barte und aus dem Kopfe, bis sie ganz kahl waren. Sie warfen sie in grosse Feuer, die sie in dieser Absicht angezündet hatten, und nahmen sie nicht eher wieder heraus, bis sie halb gebraten waren. Sie banden ihnen Stricke unter die Arme, und tauchten sie in Sümpfe unter, zogen sie wieder heraus und tauchten sie nochmals unter, und nahmen sie nicht eher wieder heraus, bis sie versprachen, ihre Religion zu ändern. Sie schraubten dieselben auf eine solche Weise an, wie man mit Uebelthätern, denen man die Tortur giebt, zu thun pflegt; und in dieser Lage gossen sie ihnen vermittelst eines Trichters so lange Wein ein, bis sie von den Ausdünstungen des Weins ihres Verstandes beraubt wurden, in welcher Sinlosigkeit sie sagen musten, daß sie catholisch werden wolten. Sie zogen sie ganz nackend aus; und nachdem sie tausenderley Schandthaten mit ihnen verübet, so durchstachen sie dieselben von oben an bis unten aus mit Nadeln. Sie zerschnitten sie mit Messern, und zuweilen fasseten sie dieselben mit glühenden Zangen bey der Nase, und führeten sie so lange im Zimmer herum, bis sie versprachen catholisch zu werden, oder bis sie das Schreyen dieser Elenden, die in diesem Zustande GOtt zu ihrem Beystande anriefen, nicht mehr mit anhören konten. Sie schlugen sie mit Stöcken, und schleppten sie ganz zerrissen und zerfleischt in die Kirchen, wo ihre blosse erzwungene Gegenwart schon für eine Abschwörung gehalten wurde. Sie liessen sie sieben oder acht Tage lang nicht schlafen, und einer nach dem andern von ihnen mußte Tag und Nacht ein wachsames Auge auf sie haben. Damit sie nun ja nicht schlafen möchten, so goß man ihnen entweder Wasser übers Gesicht, oder man marterte sie auf tausenderley

andere Arten, oder man hielt ihnen umgekehrte Kessel über den Kopf, und lärmete so lange auf denselben herum, bis diese Unglücklichen Sinnen und Verstand verlohren hatten.

§. 81.

Wenn Leute, so wol Männer als Weiber, wegen heftiger und hitziger Fieber bettlägericht waren, so waren sie so grausam gegen dieselben, daß sie ein Dutzend Trommelschläger zusammenkommen, und ganze Wochen lang ohne Aufhören um ihre Betten herum lermen liessen, wo sie nicht ihr Wort von sich gaben, die Religion zu ändern. Ja an manchen Orten banden sie so gar die Väter und Ehemänner an die Bettpfosten, deren Weiber und Töchter sie vor ihren Augen nothzüchtigen, ohne daß sie deshalb im geringsten bestraft wurden. Sie rissen ihnen die Nägel von Händen und Füssen; welches die unerhörtesten Schmerzen verursachen mußte. Sie bliessen auch Männer und Weiber so lange mit Blasebälgen auf, bis sie zerplatzten. Wenn sich nach diesen auf das schrecklichste verübten Grausamkeiten noch einige fanden, die ihre Religion nicht ändern wolten, so warf man sie in Gefängnisse, und suchte recht finstere und stinkende Löcher dazu aus, wo man alle Arten der Unmenschlichkeit gegen sie ausübte. Unterdessen riß man ihre Häuser nieder, man verwüstete ihre Güter, man hieb ihre Waldungen ab, bemächtigte sich ihrer Weiber und Kinder, und steckte sie in die Klöster. Wenn die Soldaten in einem Hause alles aufgefressen und verzehret hatten, so reichten ihnen die Domainenpächter ihren Unterhalt dar; und um sich nun dafür schadlos zu halten, so liessen sie im Namen der Gerichte die liegenden Gründe der Wirthe verkaufen, und nahmen dieselben in Besitz. Wenn einige, um ihre Gewissen zu bewahren, und um der Tyranney dieser Rasenden zu entgehen, sich mit der Flucht zu retten suchten, so verfolgte man sie auf den Feldern und in den Waldungen. Man gab Feuer auf sie, wie auf wilde Bestien. Die Gerichtsdiener streiften dieserhalb auf den Strassen herum, und die Obrigkeiten jedes Orts hatten Befehl,

Befehl; dieselben ohne Unterschied anzuhalten. Man führete sie wieder dahin, wo sie hergekommen waren, und begegnete ihnen als Kriegsgefangenen.

§. 82.

Man muß sich übrigens nicht einbilden, als ob dieses Ungewitter nur den Pöbel betroffen. Nein, der Adel und die Herren vom vornehmsten Stande waren davon eben so wenig ausgenommen. Sie haben wirklich eben solche Einquartierungen gehabt, wie die Bürger und Bauren, und sie haben gleiche Wuth erfahren müssen. Man hat ihre Güter verwüstet, ihre Häuser geplündert, ihre Schlösser niedergerissen, ihre Kinder entführet, und ihre Personen selbst sind eben der Grausamkeit und Tyranney der Dragoner ausgesetzt gewesen, wie andere. Man hat weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand geschonet. Ueberall wo man einigen Widerstand gegen den Befehl, die Religion zu ändern, angetroffen, hat man gleiche Grausamkeiten ausgeübet. Es fanden sich auch noch einige Parlamentsbediente, die ein gleiches erdulden musten, nachdem man sie vorher ihrer Bedienungen entsetzt; und selbst die Kriegsbedienten, die wirklich in Diensten waren, erhielten Befehl, ihre Stellen und Standquartiere zu verlassen und sich unverzüglich nach ihren Häusern zu begeben, um daselbst ein gleiches Ungewitter zu erfahren, wo sie nicht, um dasselbe zu vermeiden, catholisch werden wolten. Als verschiedene Edelleute und andere Personen von Stande, und viele Damen von einem hohen Alter und von sehr vornehmer Herkunft, alle diese Ausschweifungen sahen, so hoften sie in Paris oder am Hofe selbst einige Zuflucht zu finden; denn sie konten sich nicht vorstellen, daß sie die Dragoner auch so gar unter den Augen des Königes aufsuchen würden. Allein diese Hofnung war eben so vergebens, als alle andere. Es wurde alsobald ein Parlamentsschluß ausgefertiget, worinnen ihnen befohlen wurde, sich innerhalb vier Tagen von Paris und vom Hofe wegzubegeben, und unverzüglich nach Hause zurückzukehren, mit dem Verbot, daß sie niemand

unter der schwersten Strafe aufnehmen oder in den Häusern verstecken solte. Da sich einige unterfiengen, dem Könige selbst Bittschriften zu überreichen, worinnen sie sich über dieses grausame Verfahren beklagten, und Seine Majestät demüthig baten, demselben Einhalt zu thun: so erhielten sie weiter keine Antwort, als daß sie nach der Bastille geschickt wurden, wo sie kurz nachher gleiche Verfolgungen erdulden musten.

§. 83.

Ehe wir weiter gehen, so ist es nöthig, daß wir zuvor einige Anmerkungen machen. Die erste ist diese: daß fast überall an der Spitze dieser höllischen Legionen, ausser den Befehlshabern und Kriegsbedienten, auch die Intendanten und die Bischöfe, ein jeder in seinem Kirchsprengel, nebst einem Haufen von Mißionarien, München und Geistlichen, vorhergezogen. Die Intendanten ertheilten, so wie sie es für gut befanden, die Befehle, theils um die Bekehrungen zu beschleunigen, theils um das natürliche Mitleiden und Erbarmen oder auch die natürliche Billigkeit zu unterdrücken, welche bisweilen in den Herzen der Dragoner oder ihrer Befehlshaber noch Platz fand, und welches oftmals geschah. Die Mißionarien und Geistlichen befanden sich deswegen dabey, daß sie die Soldaten zu einer für die Kirche so zuträglichen Execution, und die, wie sie sagten, GOtt und dem Könige so grosse Ehre machte, immer mehr und mehr anreitzten. Und was unsere Herren Bischöfe anbetrift, so war ihr Geschäfte dabey dieses, daß sie öffentliche Tafel hielten, die Abschwörungen anhöreten und eine strenge Oberaufsicht hatten, damit dabey alles den Gesinnungen und Absichten der Geistlichkeit gemäs zugienge. Zum andern mus man bemerken, daß man die Dragoner, wenn sie einige durch alle ihre Abscheulichkeiten, die sie ausübten, überwältiget hatten, alsobald ihre Quartiere verändern lies, und sie zu denjenigen hinschickte, die noch standhaft waren. Dieser Befehl wurde auf diese Weise bis ans Ende vollzogen. Und also bekamen die leztern, das ist, diejenigen,

gen, so die meiste Standhaftigkeit bewiesen, endlich alle die Dragoner allein über den Hals, die anfänglich bey allen Einwohnern eines Ortes vertheilet gewesen waren. Dieses war nun eine Last und Beschwerlichkeit, gegen die man unmöglich Stand halten konte. Die dritte Anmerkung, so man machen muß, bestehet darinne, daß man fast in allen beträchtlichen Städten, ehe man die Truppen dahin geschickt, durch die Intendanten oder durch sonst einen heimlichen und sichern Weg die Vorsicht gebraucht hatte, eine gewisse Anzahl Leute zu gewinnen, die nicht allein selbst, wenn es Zeit seyn würde, ihre Religion verändern, sondern auch in Ansehung anderer dazu behülflich seyn solten. Wenn also die Dragoner ihr Spiel genug getrieben hatten, so lies der Intendant nebst dem Bischofe und dem Befehlshaber der Truppen diese armen und schon ruinirten Einwohner nochmals versamlen, und ermahnete sie, dem Könige zu gehorchen und catholisch zu werden. Er fügte auch die fürchterlichsten Drohungen hinzu, wodurch sie zaghaft gemacht werden konten. Und alsdenn ermangelten diejenigen, die man schon vorher gewonnen hatte, nicht, ihrem Versprechen nachzukommen. Sie thaten dieses auch mit einem um so vielmehr glücklichen Erfolg, da das gemeine Volk noch ein Zutrauen auf sie gesetzt hatte.

§. 84.

Die vierte Anmerkung ist diese: Wenn nun ein Hausherr gehorchet, und dasjenige, was man von ihm verlanget, unterzeichnet hatte, weil er sich dadurch der Einquartierungen entledigen zu können geglaubet: so wurde er dieserhalb noch nicht befreyet, wenn seine Frau, seine Kinder und auch nur der geringste Hausgenosse nicht ein gleiches thaten. Und wenn sein Weib, oder eins von seinen Kindern, oder einer von seinen Hausgenossen entwich, so hörete man nicht eher auf ihn zu quälen, bis er sie wieder herbey geschaffet hatte. Da dieses aber oft unmöglich war, so half ihm die Religionsänderung nicht, und zog ihn nicht aus dem Abgrunde heraus. Wenn sich, fünftens, diese

ses oft kaum in Ansehung derselben gethan hatten, als man sich den Pöbel in den grossen Städten, und selbst in Paris in Bewegung setzen und vor Wuth brennen sahe, wenn ihnen die Obrigkeiten keinen Einhalt gethan hätten. Denen Predigern muß man noch die Beichtväter und die Gewissensräthe, die Mönche, die Pfarrer und überhaupt alle Geistliche, vom ersten bis zum letzten, beyfügen. Denn da ihnen die Gesinnungen des Hofes in dieser Absicht nicht unbekant waren, so liessen sie den grösten Eifer und den grösten Abscheu gegen die protestantische Religion blicken, weil ein jeder seine Rechnung dabey fand, und weil dieses ein sicherer Weg war, sein Glück zu machen. Eben in dieser Absicht, um den Pöbel aufzuwiegeln, geschahe es auch, daß kein Tag vorbey gieng, da man nicht in den Gassen so wol Parlamentsschlüsse, Edicte und Erklärungen gegen die so genanten Protestanten, als auch viele von den satyrischen und aufrürischen Schriften bekant machte, wonach man in den Städten Frankreichs so begierig ist.

§. 76.

Allein, dieses war nur etwas für den gemeinen Hausen, und die Verfolger musten mit Verdruß gewahr werden, daß ihr Vorhaben und ihr Betragen von allen vernünftigen und über den Pöbel erhabenen Leuten gemisbilliget wurde. Sie bedienten sich daher der Feder einiger Schriftsteller, die sich schon Ehre und Ansehen in der Welt erworben hatten; und unter andern erwähleten sie sich dazu den Verfasser *) der Geschichte Theodosii des Grossen, und den ehemaligen Jesuiten Maimbourg. Dieser letztere gab seine Geschichte des Calvinismi heraus; allein die heftigen und lebhaften Widersprüche, die er dieserhalb erdulden muste, machten, daß er sichs nachher gereuen lies. Dieser ihrem Beyspiele folgeten viele andere nach, die weniger berühmt waren; und Arnaud, der sich in alles mischete, wo nur Gift und Galle auszuspeyen und Unglück anzurichten war, verlor diese Gelegenheit nicht, sein Müthgen

zu

*) Herr Fleschier, Bischof zu Nimes.

zu kühlen, und suchte sich zu gleicher Zeit bey Hofe in Gunst zu setzen. Ob aber gleich seine Schutzschrift für die Catholiken ein mit solchem Feuer und mit solcher Hitze angefülltes Werk war, als es nur die Catholiken immer wünschen konten: so war es doch nicht angenehm, weil es seine Person nicht war. Er wurde so schlecht dafür bezahlet, daß er sich bey dem Erzbischofe von Rheims in einem Briefe *) darüber beklagte, wovon man Abschriften in ganz Paris herumgehen lies. Unter andern Dingen stellete er sein Unglück darinnen überaus groß vor, und verglich sich mit einem andern Manne **), der für weit geringere Dienste vom Könige zwanzigtausend Livres zur Belohnung erhalten hatte. Hieraus wurde die Gesinnung und der Character des unbekanten Verfassers immer mehr und mehr kenntbar. Dem sey unterdessen wie ihm wolle, so konte man seiner gar wohl entrathen, denn es war kein Mangel an heftigen Scribenten. Unter denselben muß man einen gewissen Soulier nicht vergessen, der, wie man sagte, ein Schneider war, und nachher die Geschichte der Pacificationsedicte schrieb. Ingleichen müssen wir des Herrn Nicole, einen vormaligen grossen Jansenisten und nachmaligen Proselyten des Erzbischofs von Paris, auch nicht vergessen, als welcher der Verfasser von dem Buche ist, das den Titel führet: die einer Spaltung überführte Protestanten ***). So müssen wir auch des Verfassers vom Journal des Savans gedenken, der in seinen gewöhnlichen Zeitungsblättern öffentlich behauptete, daß man den catholischen Glauben mit Feuer und Schwerdt einführen müste, und führte zum Beweis das Beyspiel eines Königes von Norwegen an, der die Grossen seines Landes damit bekehrete, daß er ihre kleinen Kinder vor ihren Augen zu ermorden drohete, wenn sie nicht bekenneten, daß sie getauft

*) Dieser Brief befindet sich im ersten Theil de l' Esprit de Mr. Arnaud p. 9.

**) Der Graf von Soissons.

***) Les pretendus Reformez convaincus de Schisme.

gekauft wären, und wenn sie sich nicht selbst kaufen liessen. Man sahe eine lange Zeit hindurch in Paris und an andern Orten fast nichts als solche Schriften; einen solchen hohen Grad hatte der Eifer erreichet.

§. 77.

Unterdessen muß man sich nicht vorstellen, als ob unter der Zeit, da alles dieses, was wir bisher erzählet, in Frankreich vorfiel, und da man sich dem Ende mit starken Schritten näherte, die Protestanten ihr gemeinschaftliches Interesse gänzlich verabsäumet, und nicht alles nöthige zu einer billigen und rechtmäßigen Vertheidigung angewendet hätten. Sie schickten öfters aus den innersten Provinzen ihre Abgeordneten nach Hofe. Sie behaupteten ihre Rechte im Staatsrathe. Sie brachten von allen Seiten her ihre Klagen daselbst an. Sie liessen ihren Generaldeputirten so wol vor den Richtern und Staatsministern, als vor der Person des Königs selbst agiren. Bisweilen überreichten sie auch allgemeine Bittschriften, worinnen sie ihre Drangsale mit aller Demuth und mit allem Respect, die Unterthanen ihrem Oberherrn schuldig sind, vorstelleten. Allein, an statt sie anzuhören, so vergrösserte man ihr Elend von Tage zu Tage, und ihr nachfolgender Zustand wurde schlimmer als der vorhergehende. Die letztere Bittschrift, welche dem Könige im Monat Merz des Jahrs 1684 von dem Generaldeputirten überreicht wurde, war in den allerunterwürfigsten und in solchen Ausdrücken abgefasset, die vollkommen fähig waren, Mitleiden zu erregen; wie ein jeder dieses selbst sehen kan, weil es nachher gedruckt wurde. Unterdessen hatte dieses keine andere Frucht, als daß man dasjenige beschleunigte, was man schon seit langer Zeit beschlossen gehabt, nemlich offenbare Gewalt zu unserm gänzlichen Untergange zu gebrauchen.

§. 78.

Dieses erfolgte auch wirklich einige Monate nachher, und zwar auf eine so schreckliche und weltkundige Weise, daß sich, wie wir schon oben gesagt haben, wenig Personen

in

in Europa, so entfernt sie auch von den Begebenheiten der Welt seyn mögen, finden, denen dieses nicht zu Ohren gekommen wäre. Allein die Umstände hievon sind vielleicht nicht jederman bekant; und daher wollen wir hier mit wenig Worten etwas davon berühren, und zwar um keiner andern Ursache willen, als der Unverschämtheit derer jenigen das Maul zu stopfen, die da ausstreuen, daß man in Frankreich keine Gewaltthätigkeiten ausgeübet, und daß die Bekehrungen daselbst freywillig und ungezwungen geschehen wären. Man nahm gleich anfangs die nöthigen Maasregeln, alle Provinzen fast zu gleicher Zeit mit Kriegsvölkern zu bedecken, und man bediente sich vornemlich der Dragoner dazu, welches die verwegensten Truppen im Königreiche sind. Man lies Schrecken und Entsetzen vor ihnen hergehen, und ganz Frankreich wurde gleichsam auf einmal und in einem Augenblick mit der Nachricht angefüllet: **Der König wolte die Hugenotten nicht länger in seinen Staaten dulden, und sie müsten sich zur Religionsänderung entschliessen; nichts könte sie davon befreyen.** Man machte mit Bearn den Anfang, allwo die Dragoner ihre erste Executionen verrichteten. Hierauf kam die Reihe an Ober- und Unterguienne, an Xaintonge, Aunix, Poitou, Oberlanguedoc, Vivarets und Dauphine. So dann traf es Lionnois, Cevennes, Niederlanguedoc, Provence, die Thäler, und Gex. Hierauf gieng es so durchs ganze Königreich durch; und die Normandie, Bourgogne, Nivernois, Berri, Orleanois, Touraine, Anjou, Bretagne, Champagne, die Picardie und Isle de France, selbst Paris nicht ausgenommen, haben ein gleiches Schicksal gehabt.

§. 79.

Das erste was die Intendanten zu thun Befehl hatten, war dieses, daß sie die Städte und Gemeinheiten vorfordern solten. Diese liessen nun die Einwohner derselben, so der protestantischen Religion zugethan waren, zusammenkommen, und hier machten sie ihnen den Willen des Königs

bekant, der darin bestund: daß sie ohne Verzug catholisch werden solten; und wenn sie es nicht freywillig thun wolten, so würde man sie mit Gewalt dazu zwingen. Die armen Leute, die über einen solchen Vortrag erschraken und erstauneten, antworteten: daß sie bereit wären, dem Könige ihre Güter und ihr Leben aufzuopfern; allein, da ihr Gewissen GOtt angehöre, so könten sie damit nicht ein gleiches thun. Dieses war genug, die Dragoner, die nicht weit entfernt waren, alsobald heran rücken zu lassen. Die Truppen bemächtigten sich gleich der Zugänge und Stadtthore: sie stelleten auf allen Wegen Wachen aus, und öfters drungen sie mit dem Degen in der Faust in die Plätze ein und schrien: Sterbet, sterbet, oder werdet catholisch. Man quartirte sie bey den Protestanten ein, und lies sie daselbst auf Discretion leben. Es wurde unter grossen und harten Strafen verboten, weder aus dem Hause zu gehen, noch etwas von dem Hausgeräthe und Effecten in Sicherheit zu bringen. Die Catholiken durften sie nicht aufnehmen, und ihnen auch nicht einmal in der geringsten Sache hülfliche Hand leisten. Die ersten Tage wurden damit zugebracht, daß sie ihren Wirthen alles, was sie von Lebensmitteln hatten, verschleuderten, und ihnen alles, was sie an Silber, Ringen, Weiberschmuck, und überhaupt alles, was sie an Geldes werth besassen, raubten, und wenn sie es auch in den Eingeweiden versteckt gehabt hätten. So dann plünderten sie die Häuser, und riefen nicht allein die Catholiken an denjenigen Oertern, sondern auch aus den benachbarten Städten und Flecken zusammen, daß sie ihnen das Hausgeräthe, das Vieh und alles andere, was sie zu Gelde machen konten, abkaufen solten. Endlich vergriffen sie sich auch an den Personen selbst; und da war keine Gottlosigkeit und Abscheulichkeit, die sie nicht ausübten, um sie zur Veränderung ihrer Religion zu zwingen.

§. 80.

Unter vielen tausend Verwünschungen und Gotteslästerungen hiengen sie die Leute, so wol Männer als Weiber,

bey

bey den Haaren oder bey den Beinen oben an die Decken der Zimmer oder in die Camine, und räucherten sie so lange mit nassem Heu, bis sie es nicht mehr aushalten konten. Alsdann liessen sie dieselben herunter, und wenn sie ihre Religion nicht ändern wolten, so wurden sie alsobald wieder aufgehangen. Sie rissen ihnen so lange die Haare aus dem Barte und aus dem Kopfe, bis sie ganz kahl waren. Sie warfen sie in grosse Feuer, die sie in dieser Absicht angezündet hatten, und nahmen sie nicht eher wieder heraus, bis sie halb gebraten waren. Sie banden ihnen Stricke unter die Arme, und tauchten sie in Sümpfe unter, zogen sie wieder heraus und tauchten sie nochmals unter, und nahmen sie nicht eher wieder heraus, bis sie versprachen, ihre Religion zu ändern. Sie schraubten dieselben auf eine solche Weise an, wie man mit Uebelthätern, denen man die Tortur giebt, zu thun pflegt; und in dieser Lage gossen sie ihnen vermittelst eines Trichters so lange Wein ein, bis sie von den Ausdünstungen des Weins ihres Verstandes beraubt wurden, in welcher Sinlosigkeit sie sagen musten, daß sie catholisch werden wolten. Sie zogen sie ganz nackend aus; und nachdem sie tausenderley Schandthaten mit ihnen verübet, so durchstachen sie dieselben von oben an bis unten aus mit Nadeln. Sie zerschnitten sie mit Messern, und zuweilen fasseten sie dieselben mit glühenden Zangen bey der Nase, und führeten sie so lange im Zimmer herum, bis sie versprachen catholisch zu werden, oder bis sie das Schreyen dieser Elenden, die in diesem Zustande GOtt zu ihrem Beystande anriefen, nicht mehr mit anhören konten. Sie schlugen sie mit Stöcken, und schleppten sie ganz zerrissen und zerfleischt in die Kirchen, wo ihre blosse erzwungene Gegenwart schon für eine Abschwörung gehalten wurde. Sie liessen sie sieben oder acht Tage lang nicht schlafen, und einer nach dem andern von ihnen mußte Tag und Nacht ein wachsames Auge auf sie haben. Damit sie nun ja nicht schlafen möchten, so goß man ihnen entweder Wasser übers Gesicht, oder man marterte sie auf tausenderley

andere Arten, oder man hielt ihnen umgekehrte Kessel über den Kopf, und lärmete so lange auf denselben herum, bis diese Unglücklichen Sinnen und Verstand verlohren hatten.

§. 81.

Wenn Leute, so wol Männer als Weiber, wegen heftiger und hitziger Fieber bettlägericht waren, so waren sie so grausam gegen dieselben, daß sie ein Dutzend Trommelschläger zusammenkommen, und ganze Wochen lang ohne Aufhören um ihre Betten herum lermen liessen, wo sie nicht ihr Wort von sich gaben, die Religion zu ändern. Ja an manchen Orten banden sie so gar die Väter und Ehemänner an die Bettpfosten, deren Weiber und Töchter sie vor ihren Augen nothzüchtigen, ohne daß sie deshalb im geringsten bestraft wurden. Sie rissen ihnen die Nägel von Händen und Füssen; welches die unerhörtesten Schmerzen verursachen mußte. Sie bliessen auch Männer und Weiber so lange mit Blasebälgen auf, bis sie zerplatzten. Wenn sich nach diesen auf das schrecklichste verübten Grausamkeiten noch einige fanden, die ihre Religion nicht ändern wolten, so warf man sie in Gefängnisse, und suchte recht finstere und stinkende Löcher dazu aus, wo man alle Arten der Unmenschlichkeit gegen sie ausübte. Unterdessen riß man ihre Häuser nieder, man verwüstete ihre Güter, man hieb ihre Waldungen ab, bemächtigte sich ihrer Weiber und Kinder, und steckte sie in die Klöster. Wenn die Soldaten in einem Hause alles aufgefressen und verzehret hatten, so reichten ihnen die Domainenpächter ihren Unterhalt dar; und um sich nun dafür schadlos zu halten, so liessen sie im Namen der Gerichte die liegenden Gründe der Wirthe verkaufen, und nahmen dieselben in Besitz. Wenn einige, um ihre Gewissen zu bewahren, und um der Tyranney dieser Rasenden zu entgehen, sich mit der Flucht zu retten suchten, so verfolgte man sie auf den Feldern und in den Waldungen. Man gab Feuer auf sie, wie auf wilde Bestien. Die Gerichtsdiener streiften dieserhalb auf den Strassen herum, und die Obrigkeiten jedes Orts hatten Befehl,

Befehl; dieselben ohne Unterschied anzuhalten. Man führete sie wieder dahin, wo sie hergekommen waren, und begegnete ihnen als Kriegsgefangenen.

§. 82.

Man muß sich übrigens nicht einbilden, als ob dieses Ungewitter nur den Pöbel betroffen. Nein, der Adel und die Herren vom vornehmsten Stande waren davon eben so wenig ausgenommen. Sie haben wirklich eben solche Einquartierungen gehabt, wie die Bürger und Bauren, und sie haben gleiche Wuth erfahren müssen. Man hat ihre Güter verwüstet, ihre Häuser geplündert, ihre Schlösser niedergerissen, ihre Kinder entführet, und ihre Personen selbst sind eben der Grausamkeit und Tyranney der Dragoner ausgesetzt gewesen, wie andere. Man hat weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand geschonet. Ueberall wo man einigen Widerstand gegen den Befehl, die Religion zu ändern, angetroffen, hat man gleiche Grausamkeiten ausgeübet. Es fanden sich auch noch einige Parlamentsbediente, die ein gleiches erdulden musten, nachdem man sie vorher ihrer Bedienungen entsetzt; und selbst die Kriegsbedienten, die wirklich in Diensten waren, erhielten Befehl, ihre Stellen und Standquartiere zu verlassen und sich unverzüglich nach ihren Häusern zu begeben, um daselbst ein gleiches Ungewitter zu erfahren, wo sie nicht, um dasselbe zu vermeiden, catholisch werden wolten. Als verschiedene Edelleute und andere Personen von Stande, und viele Damen von einem hohen Alter und von sehr vornehmer Herkunft, alle diese Ausschweifungen sahen, so hoften sie in Paris oder am Hofe selbst einige Zuflucht zu finden; denn sie konten sich nicht vorstellen, daß sie die Dragoner auch so gar unter den Augen des Königes aufsuchen würden. Allein diese Hofnung war eben so vergebens, als alle andere. Es wurde alsobald ein Parlamentsschluß ausgefertiget, worinnen ihnen befohlen wurde, sich innerhalb vier Tagen von Paris und vom Hofe wegzubegeben, und unverzüglich nach Hause zurückzukehren, mit dem Verbot, daß sie niemand

unter der schwersten Strafe aufnehmen oder in den Häusern verstecken solte. Da sich einige unterfiengen, dem Könige selbst Bittschriften zu überreichen, worinnen sie sich über dieses grausame Verfahren beklagten, und Seine Majestät demüthig baten, demselben Einhalt zu thun: so erhielten sie weiter keine Antwort, als daß sie nach der Bastille geschickt wurden, wo sie kurz nachher gleiche Verfolgungen erdulden musten.

§. 83.

Ehe wir weiter gehen, so ist es nöthig, daß wir zuvor einige Anmerkungen machen. Die erste ist diese: daß fast überall an der Spitze dieser höllischen Legionen, ausser den Befehlshabern und Kriegsbedienten, auch die Intendanten und die Bischöfe, ein jeder in seinem Kirchsprengel, nebst einem Haufen von Mißionarien, Mönchen und Geistlichen, vorhergezogen. Die Intendanten ertheilten, so wie sie es für gut befanden, die Befehle, theils um die Bekehrungen zu beschleunigen, theils um das natürliche Mitleiden und Erbarmen oder auch die natürliche Billigkeit zu unterdrücken, welche bisweilen in den Herzen der Dragoner oder ihrer Befehlshaber noch Platz fand, und welches oftmals geschah. Die Mißionarien und Geistlichen befanden sich deswegen dabey, daß sie die Soldaten zu einer für die Kirche so zuträglichen Execution, und die, wie sie sagten, GOtt und dem Könige so grosse Ehre machte, immer mehr und mehr anreitzten. Und was unsere Herren Bischöfe anbetrift, so war ihr Geschäfte dabey dieses, daß sie öffentliche Tafel hielten, die Abschwörungen anhöreten und eine strenge Oberaufsicht hatten, damit dabey alles den Gesinnungen und Absichten der Geistlichkeit gemäs zugienge. Zum andern mus man bemerken, daß man die Dragoner, wenn sie einige durch alle ihre Abscheulichkeiten, die sie ausübten, überwältiget hatten, alsobald ihre Quartiere verändern lies, und sie zu denjenigen hinschickte, die noch standhaft waren. Dieser Befehl wurde auf diese Weise bis ans Ende vollzogen. Und also bekamen die letztern, das ist, diejenigen,

gen, so die meiste Standhaftigkeit bewiesen, endlich alle die Dragoner allein über den Hals, die anfänglich bey allen Einwohnern eines Ortes vertheilet gewesen waren. Dieses war nun eine Last und Beschwerlichkeit, gegen die man unmöglich Stand halten konte. Die dritte Anmerkung, so man machen muß, bestehet darinne, daß man fast in allen beträchtlichen Städten, ehe man die Truppen dahin geschickt, durch die Intendanten oder durch sonst einen heimlichen und sichern Weg die Vorsicht gebraucht hatte, eine gewisse Anzahl Leute zu gewinnen, die nicht allein selbst, wenn es Zeit seyn würde, ihre Religion verändern, sondern auch in Ansehung anderer dazu behülflich seyn solten. Wenn also die Dragoner ihr Spiel genug getrieben hatten, so lies der Intendant nebst dem Bischofe und dem Befehlshaber der Truppen diese armen und schon ruinirten Einwohner nochmals versamlen, und ermahnete sie, dem Könige zu gehorchen und catholisch zu werden. Er fügte auch die fürchterlichsten Drohungen hinzu, wodurch sie zaghaft gemacht werden konten. Und alsdenn ermangelten diejenigen, die man schon vorher gewonnen hatte, nicht, ihrem Versprechen nachzukommen. Sie thaten dieses auch mit einem um so vielmehr glücklichen Erfolg, da das gemeine Volk noch ein Zutrauen auf sie gesetzt hatte.

§. 84.

Die vierte Anmerkung ist diese: Wenn nun ein Hausherr gehorchet, und dasjenige, was man von ihm verlanget, unterzeichnet hatte, weil er sich dadurch der Einquartierungen entledigen zu können geglaubet: so wurde er dieserhalb noch nicht befreyet, wenn seine Frau, seine Kinder und auch nur der geringste Hausgenosse nicht ein gleiches thaten. Und wenn sein Weib, oder eins von seinen Kindern, oder einer von seinen Hausgenossen entwich, so hörete man nicht eher auf ihn zu quälen, bis er sie wieder herbey geschaffet hatte. Da dieses aber oft unmöglich war, so half ihm die Religionsänderung nicht, und zog ihn nicht aus dem Abgrunde heraus. Wenn sich, fünftens, diese

Unglücklichen einbildeten, daß sie ihr Gewissen sicher stellen könten, wenn sie eine zweydeutige Abschwörungsformel unterschrieben, die man ihnen anfänglich, um sie ins Netz zu ziehen, vorgeleget hatte; so kam man einige Tage nachher wieder zu ihnen, und sie musten eine andere unterzeichnen, worinnen man sie zu ganz übertriebenen Dingen verpflichtete; und was noch das unverschämteste hiebey war, so lies man sie bekennen, daß sie die Römische Religion willig annähmen, und daß sie weder durch Vorstellungen noch durch Gewalt dazu gezwungen worden wären. Wenn sie nach diesem Schwierigkeiten machten, die Messe zu besuchen, wenn sie nicht communicirten, wenn sie den Proceßionen nicht beywohneten, wenn sie nicht beichteten, wenn sie ihren Rosenkranz nicht beteten, wenn sie einen Seufzer fahren liessen und dadurch den ihnen angethanen Zwang anzeigten; so belegte man sie mit Geldstrafen, und die Einquartierungen nahmen von neuem wieder ihren Anfang. Endlich ist, zum sechsten, noch zu bemerken, daß man, unterdessen daß die Truppen die Provinzen auf diese Weise verheereten und überall Verwüstung und Schaden ausbreiteten, solche strenge und abgemessene Befele in die Hafen und Gränzstädte geschickt hatte, sich der Pässe zu versichern, und alle diejenigen, so aus Frankreich gehen wolten, anzuhalten, daß fast keine Hofnung mehr übrig war, sich mit der Flucht retten zu können. Es konte niemand frey durchpaßiren, wo er nicht ein Attestat von seinem Bischofe oder Pfarrherrn hatte, daß er catholisch wäre. Die andern wurden in Gefängnisse geworfen, und als Staatsverbrecher angesehen. Man stellete genaue Untersuchungen auf den fremden Schiffen an; man bewachte die Küsten, die Brücken, die Passagen über die Flüsse und die Hauptstrassen. Die Nächte waren nicht günstiger als die Tage, und die Verfolgung gieng in dieser Absicht so weit, daß man einige benachbarte Staaten zwingen wolte, keine Flüchtlinge mehr aufzunehmen, und die, so sie schon aufgenommen, wieder zurück zu schicken. Ja man unterfieng

sich

sich so gar, einige aus den fremden Ländern wieder hinweg zu führen.

§. 85.

Unterdessen nun, daß alles dieses in dem ganzen Königreiche vorgieng, so war man bey Hofe darauf bedacht, den Protestanten den letzten Streich zu versetzen; der darin bestund, daß man das Edict von Nantes widerrufen wolte. Man berathschlagete sich einige Zeit so wol über den Inhalt als über die Einrichtung dieses neuen Edicts. Einige wolten, daß der König alle Prediger beybehalten, und sie, wie die Layen, zur Annehmung der catholischen Religion zwingen, oder sie zu einem ewigen Gefängniß verdammen solte. Sie führten zum Grunde hievon an, daß sie, wo er dieses nicht thäte, so viel geschworne Feinde seyn würden, als er nur bey fremden Nationen gegen sich haben könte. Andere behaupteten im Gegentheil, daß, so lange die Prediger im Frankreich blieben, dieselben das Volk jederzeit in ihrer Religion bestärken würden, so viel man auch immer Vorsichtigkeit gebrauchte, sie daran zu verhindern. Und gesetzt auch, daß sie ihre Religion verliessen und die catholische annähmen, so würden es so viel heimliche Widersacher seyn, welche die römische Kirche in ihrem Schoosse nährete, und die um so viel mehr zu befürchten seyn würden, da sie in den Streitigkeiten erfahren und geschickt wären. Diese letztere Parten behielt die Oberhand, und man beschloß, die Prediger zu verbannen, und ihnen nicht länger Zeit als funfzehn Tage zur Räumung des Königreichs zu lassen. Uebrigens wurde dem Generalprocureur des Parlements zu Paris dieses Edict übergeben, daß er es wieder durchsehen, und ihm die Form geben möchte, die er für die bequemste hielt. Allein, ehe man dasselbe bekant machte, hielt man erst für rathsam, zweyerley zu thun. Einmal, die versamlete Geistlichkeit zu nöthigen, daß sie bey ihrer Trennung dem Könige die Bittschrift übergäbe, wovon wir schon geredet haben, und worinnen sie zum Könige sagte, daß sie vor jetzo die Widerrufung des Edicts von Nantes nicht verlange;

lange; und zum andern, alle protestantische Bücher zu unterdrücken, und dieserhalb ein Arret bekant zu machen. Durch das erste Stück wolte sich die Geistlichkeit von den Vorwürfen befreyen, die man ihr irgend machen könte, daß sie Ursache von so vielem Unglück, Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen, so diese Widerrufung noch verursachen könte, wäre. Und durch das andere Stück wolten sie, wie sie sagten, die Bekehrungen noch sehr erleichtern, die noch rückständig wären, und diejenigen, so schon bewerkstelliget worden, dadurch bevestigen, wenn sie dem Volke alle Bücher aus den Händen rissen, woraus sie Unterricht schöpfen und in ihrer Religion bestärket werden könten.

§. 86.

Kurz, dieses Widerrufungsedict, welches dem von Nantes entgegen gesetzt war, wurde den 18 October an einem Donnerstage im Jahr 1685, als der Hof zu Fontainebleau war, mit des Königs Siegel publiciret. Man sagt, daß der damalige Canzler von Frankreich, le Tellier, eine ausserordentliche Freude bezeuget, als er das Siegel darunter gedrücket. Allein diese Freude daurete nicht lange. Denn dieses war das leztemal, daß er das Siegel in die Hand nahm. So bald er nach Hause zurück kam, wurde er bettlägericht und starb, nachdem er einige Tage krank gelegen. Sein Tod reichte sowol den Protestanten als auch andern, Stoff dar, lange Betrachtungen über das Schicksal der Verfolger anzustellen, unter welche ihn in seinen lezten Jahren vielmehr seine Politik als seine Neigung gesezt hatte. Das Edict wurde den Montag darauf, als den 22 dieses Monats, wider alles Recht, im Parlament zu Paris und in der Vacationskammer registriret; und es geschahe unverzüglich in allen andern Parlamentern ein gleiches. Es bestehet aus einer Vorrede und aus zwölf Artikeln. In der Vorrede erkläret der König, daß sein Grosvater, Heinrich der Grosse, das Edict von Nantes in keiner andern Absicht gegeben, und daß es sein Vater, Ludewig der XIII., in keiner andern Absicht durch sein Edict

von

von Nimes bestätiget habe, als mit desto grösserm Nachdruck an der Vereinigung ihrer so genanten protestantischen Unterthanen mit der römischen Kirche zu arbeiten. Er selbst habe auch bey seiner Gelangung zur Krone diese Absicht gehabt, wovon er aber durch die Kriege verhindert worden, die er mit den Feinden seines Staats zu führen gehabt. Allein, da er jezo mit allen Europäischen Mächten im Frieden lebte, so habe er alle seine Sorge und Fleis angewendet, diese Vereinigung glücklich zu Stande zu bringen. GOtt habe ihm auch die Gnade erzeiget, und ihm dieses sein Vorhaben gelingen lassen. Weil nun der beste und gröste Theil seiner Unterthanen von der gedachten Religion die catholische angenommen hätte; so wären die Edicte von Nantes und Nimes und andere nachher gegebene, ganz und gar unnüz. Im ersten Artikel unterdrückt und widerruft er dieselben in ihrem ganzen Umfange, und befihlt, daß alle Kirchen, die sich noch in seinem Königreich befänden, unverzüglich niedergerissen und der Erde gleich gemachet werden sollen. In dem II. verbietet er alle Versamlungen zur Uebung gedachter Religion, unter was für Vorwand solches auch geschehe. Der III. untersaget auch allen Herren, von was für Stande sie nur seyn mögen, diese Religionsübung, unter der Strafe, daß sowol ihre Personen als ihre Güter eingezogen werden solten. Der IV. verbannet alle Prediger aus seinem Königreiche und aus denen unter seiner Botmäßigkeit stehenden Ländern, und befihlet ihnen an, unter Strafe der Galeeren, dieselben in einer Zeit von funfzehn Tagen nach der Bekantmachung dieses Edicts, zu räumen. In dem V. und VI. verspricht er den Predigern und ihren Wittwen, so sich bekehren würden, Belohnungen und Vortheile. In dem VII. und VIII. verbietet er den Unterricht der Kinder in der so genanten protestantischen Religion, und verordnet, daß die, so geboren werden, in Zukunft in der catholischen Religion getauft und erzogen werden sollen. Er befihlet auch den Vätern und Müttern, dieselben unter einer Geld-

strafe

strafe von fünfhundert livres in die Kirchen zu schicken. Im IX. wird denen, die sich schon aus dem Königreiche begeben, eine Frist von vier Monaten bestimt, in welcher sie dahin zurückkommen können; nach Verlauf dieser Zeit aber sollen ihre Güter confisciret werden. Der X. verbieten nochmals allen seinen Unterthanen, ihren Weibern und Kindern von gedachter Religion, sich aus dem Königreiche zu begeben, und ihre Effecten aus demselben wegzuschaffen, unter Galeerenstrafe für die Männer, und unter der Strafe der Einziehung so wol ihrer Güter als Personen für die Weiber. Der X. bestätiget die vorher schon bekanntgemachten Erklärungen wider die Zurückgefallenen. Der XII. und letzte erklärt, daß seine andern Unterthanen von gedachter Religion, in Erwartung daß sie GOtt erleuchten werde, in den Städten seines Königreichs, und in den unter seiner Botmäßigkeit stehenden Ländern bleiben, ihr Gewerbe daselbst fortsetzen, und ihre Güter alda geniessen könten; daß sie unter dem Vorwand gedachter Religion weder beunruhiget noch verhindert werden solten; doch mit der Bedingung, weder freye Religionsübung noch andere Versamlungen, unter was für Vorwand, zu beten oder GOtt zu dienen, dasselbe auch geschehen möge, zu haben.

§. 87.

Um nun dieses Edict zu vollstrecken, so fieng man noch an dem Tage, da es registriret und zu Paris bekant gemacht wurde, an, die Kirche zu Charenton niederzureissen. Man befahl dem ältesten Prediger *), sich innerhalb vier und zwanzig Stunden aus Paris wegzumachen, und das Königreich alsobald zu räumen. In dieser Absicht gab man ihn einem königlichen Bedienten unter die Hände, der Befehl hatte, ihn nicht eher zu verlassen, bis er über die Gränzen wäre. Seinen Amtsgehülfen begegnete man nicht besser, als ihm; man lies ihnen zweymal vier und zwanzig Stunden Zeit, sich aus Paris zu begeben, und übrigens lies man sie auf ihr Wort gehen. Die andern Prediger

*) Dieses war Herr Claude, der Verfasser dieser Schrift selbst.

Prediger konten sich ihrer funfzehn Tage zu Nutze machen; allein es ist nicht auszusprechen, wie viel Drangsalen und Grausamkeiten sie ausgesetzt waren. Erstlich erlaubte man ihnen nicht, die nöthigen Verfügungen wegen ihres Vermögens zu machen, und sie durften nichts von ihrem Hausgeräth oder von ihren Effecten mit wegnehmen. Man machte ihnen so gar ihre Bücher und die Papiere ihres Cabinets unter dem Vorwand streitig, daß sie erst darthun müsten, daß diese Bücher und Papiere nicht den Consistoriis angehöret hätten, unter welchen sie gestanden; da doch keine Consistoria mehr vorhanden waren. Ueberdem wolte man ihnen weder Vater, noch Mutter, noch Bruder, noch Schwester, noch sonst jemanden von ihren Anverwandten verabfolgen lassen, ob sich gleich viele Schwache, Hinfällige und Arme darunter befanden, die ohne ihre Beyhülfe nicht leben konten. Ja man gieng so weit, daß man ihnen ihre eigene Kinder verweigerte, die sieben Jahr und drüber waren. Man nahm ihnen auch so gar solche weg, die unter sieben Jahren waren, und noch an den Brüsten ihrer Mütter hiengen. Man wolte ihnen für die erst gebornen Kinder keine Ammen verstatten, wenn sie die Mütter nicht ernähren konten. An einigen Gränzorten nahm man sie unter verschiedenem lächerlichen Vorgeben in Verhaft und warf sie ins Gefängniß. Bald solten sie beweisen, daß sie wirklich die Personen wären, für welche ihre Certificate ausgefertiget worden; bald wolte man erst wissen, ob sie nicht vielleicht in Criminalprocesse verwickelt oder sonst verklaget worden wären; bald solten sie erst darthun, daß sie nichts von dem mit hinwegnähmen, was ihren Gemeinden angehöret hätte. Nachdem man sie nun manchmal auf diese Weise aufgehalten und vexiret hatte, so sagte man wol zu ihnen, die funfzehn Tage des Edicts wären verflossen, und es stünde ihnen nicht mehr frey, sich wegzubegeben, sondern sie müsten auf die Galeeren wandern. Man lies keine Art von List und Unbilligkeit unversucht, um sie recht zu plagen.

§. 88.

§. 88.

Was diejenigen anbetrift, welche durch die Macht der Verfolgung gezwungen wurden, ihre Häuser und Güter zu verlassen und sich aus dem Königreiche zu begeben: so kan man sich gar nicht vorstellen, wie vielen Gefährlichkeiten sich dieselben blosstelleten. Nie sind strengere und schärfere Befehle ergangen, als die, so gegen sie gerichtet waren. Man verdoppelte die Wachen in den Häfen, in den Städten, auf den Hauptstrassen und an den Passagen über die Flüsse, und bedeckte das Land mit Soldaten. Man bewafnete so gar die Bauren, um die Vorbeygehenden anzuhalten, oder sie auch wol anzufallen. Man verbot allen Zolleinnehmern, keine Gerätschaften, Kaufmannswaaren und andere dergleichen Effecten paßiren zu lassen. Kurz, man vergas nichts von alle dem, was die Flucht der Verfolgten hindern konte; und es gieng so weit, daß beynahe aller Handel und Wandel mit den benachbarten Ländern unterbrochen wurde. Auf diese Weise wurden alsbald alle Gefängnisse im Königreiche mit Protestanten angefüllet. Denn das Schrecken der Dragoner, das Entsetzen, sich in seinem Gewissen gezwungen und seiner Kinder beraubt zu sehen, und in Zukunft in einem Lande zu leben, wo sie weder Gerechtigkeit noch Menschlichkeit in Ansehung ihrer zu hoffen hatten; dieses, sage ich, nöthigte einen jeden, auf seine Flucht bedacht zu seyn, und alles zu verlassen, um sich nur selbst zu retten. Allen diesen armen Gefangenen hat man nachher mit der unerhörtesten Schärfe begegnet. Man hat sie in finstere Gefängnisse geworfen, man hat sie mit grossen Ketten beschweret, man hat sie hungern lassen, und hat weiter niemanden zu ihnen kommen lassen, als ihre Verfolger. Viele sind in die Klöster gestecket worden, wo sie nicht weniger Grausamkeiten erdulten müssen. Viele sind so glücklich gewesen, mitten unter den Martern zu sterben; andere haben endlich unter der Last der Versuchung unterlegen, und einige erdulden sie durch einen ausserordentlichen Gnadenbeystand GOttes, noch mit einem Heldenmuthe.

§. 89.

§. 89.

So waren die Folgen dieses neuen Edicts in dieser Absicht beschaffen. Wer hätte aber nicht glauben sollen, daß zum wenigsten der zwölfte Artikel diejenigen Protestanten in Sicherheit setzen würde, die gerne noch im Königreiche bleiben wollen, weil sie dieser Artikel ausdrücklich versicherte, daß sie daselbst bleiben, ihr Gewerbe fortsetzen und ihre Güter geniessen könten, ohne unter dem Vorwandte ihrer Religion beunruhiget oder verhindert zu werden? Unterdessen liegt es am Tage, wie man nachher mit diesen Elenden umgegangen, und wie man noch mit ihnen umgehet. Man hat die Dragoner und andere Soldaten nicht wieder aus den Provinzen zurückgezogen, die man vor dem Edict dahin abgeschickt hatte. Im Gegentheil üben sie noch jetzo *) darinnen mit der grösten Wuth eben dieselben Ausschweifungen und eben dieselben Unmenschlichkeiten aus, die wir oben erwähnet haben. Ausserdem hat man auch noch die Provinzen damit überschwemmet, die bisher frey geblieben waren, als die Normandie, die Picardie, Champagne, Berri, Nivernois, Orleanois, Blesois und Isle de France. Sie verüben gleiche Grausamkeiten darinnen, und breiten eben die Schrecken darinnen aus, wie in den andern Provinzen. Paris selbst, wo man doch hätte glauben sollen, daß dieser Artikel des Edicts besser beobachtet werden würde, weil man daselbst unter den Augen des Königes und fast unmittelbar unter der Regierung des Hofes lebet; Paris selbst, sage ich, ist so wenig verschont geblieben, als das übrige Königreich. Noch an dem Tage der Bekantmachung dieses Edicts fiengen der Generalprocureur und einige andere Magistratspersonen ohne weitern Verzug an, den Häuptern der Familien Billets zuzuschicken, daß sie sich in ihre Behausungen verfügen möchten. Hier stelleten sie ihnen nun vor, daß es schlechterdings die Willensmeinung des Königes sey, daß sie ihre Religion ändern solten; daß sie nicht besser wären, als seine andern

*) Dieses ist zu Anfange des Jahrs 1686 geschrieben worden.

andern Unterthanen, und daß sich der König, wo sie es nicht freywillig thäten, der Mittel, die er in Händen hätte, bedienen würde, sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Zu gleicher Zeit verbannete man durch königliche Handschreiben die Aeltesten des Consistorii und einige andere, so die meiste Standhaftigkeit bewiesen; und um dieselben gänzlich zu zerstreuen, so wählete man die entlegensten und von aller Gemeinschaft entferntesten Oerter dazu, wo man ihnen nachher auf das grausamste begegnet ist. Einige haben endlich nachgegeben, andere aber beharren noch immer unter ihrem Leiden.

§. 90.

Da die Bemühungen der Generalprocureurs und der andern Magistratspersonen nicht den erwünschten Erfolg hatten, ob sie es gleich nicht an Drohungen und Schreckungen fehlen liessen; so wolte sich der Herr von Seignelai, Staatssecretair, der Paris mit in seinem Departement hatte, auch darein mischen. In dieser Absicht lies er ohngefehr hundert oder hundert und zwanzig Kaufleute und andere in seiner Behausung zusammen kommen; und nachdem man die Thüren desselben verschlossen hatte, so legte er ihnen so gleich ein Abschwörungsformular vor, und befal ihnen im Namen des Königes, dasselbe auf der Stelle zu unterschreiben. Er machte ihnen auch dabey bekant, daß sie nicht eher heraus gelassen werden würden, bis sie gehorchet hätten. In diesem Formular hies es nicht allein, daß sie der protestantischen Ketzerey entsagten und zur catholischen Kirche übergiengen; sondern auch, daß sie es freywillig thäten, ohne mit Gewalt dazu gezwungen worden zu seyn. Alles dieses geschahe mit Gewalt und mit einer majestätischen Miene. Unterdessen erkühneten sich doch einige, ihren Mund aufzuthun; allein man antwortete ihnen voller Hitze: jezt wäre es nicht Zeit zu reden und Einwürfe zu machen, sondern man müßte gehorchen. Und also unterschrieben sie sich alle, ehe sie sich weg begaben. Diesen Mitteln muß man noch fürch-

terlichere beyfügen, nemlich die Gefangennehmung, die wirkliche Einziehung der Effecten und Papiere, die Beraubung der Kinder, die Trennung der Männer und Weiber, und endlich das grosse Hauptmittel, nemlich die Soldaten und Besatzungen. Man schickte die Entschlossensten, und bey denen man den meisten Widerstand antraf, nach der Bastille und nach dem Fort l'Eveque. Man lies in ihren und in den Häusern derer, die sich versteckt hatten und die man nicht entdecken konte, alles versiegeln. Man lies vieler andern ihre ausplündern, und bemächtigte sich ihrer Personen so wol als an andern Orten. Also ist dieser zwölfte Artikel des Edicts, der einige Linderung und einigen Schatten der Freiheit versprach, weiter nichts als eine Betrügerey und List gewesen, die alzu leichtgläubigen zu hintergehen und sie zu verhindern, daß sie nicht auf ihre Flucht bedacht wären. Es war eine Schlinge, sie desto leichter zu erhaschen. Man hat beständig fortgewüthet, und ist so weit gegangen, daß man, mit der Verwüstung des Königreichs noch nicht zufrieden, dieselbe so gar in Orange, einem souverainen Fürstenthume, wo der König von Rechts wegen keine Gewalt hat, ausgebreitet hat. Man hat die Prediger daselbst wegführen und in Gefängnisse werfen lassen. Man hat Dragoner hingeschickt, die alle Arten der Grausamkeit ausgeübet, und die Einwohner desselben, so wol Männer als Weiber und Kinder, ja die Bedienten des Prinzen selbst, mit der grösten Gewalt zur Aenderung ihrer Religion gezwungen haben.

§. 91.

In diesem Zustande befanden sich die Angelegenheiten der Protestanten zu Ende des Jahrs 1685, und es ist erfüllet worden, was uns die Geistlichkeit drey Jahre vorher, zu Ende ihres so genanten Hirtenbriefes, drohete: **Ihr werdet noch ein weit erschrecklicheres und betrübteres Unglück zu erwarten haben, als dasjenige gewesen, das ihr euch bis hieher durch eure Empörung und durch eure Spaltung zugezogen habt.** Sie haben

ben ihr Wort redlich gehalten. Es sind noch einige in dem Königreiche übrig, die Stand halten, und man fähret gegen sie mit diesen Verfolgungen fort. Ja man erfindet selbst gegen diejenigen, die mit Gewalt zur Aenderung ihrer Religion gezwungen worden, noch täglich neue; weil man wohl siehet, daß sie unter ihrer harten Knechtschaft seufzen und ächzen, und daß ihr Herz dasjenige verabscheuet, was ihr Mund geredet oder ihre Hand unterzeichnet hat. Was die Geflüchteten anbetrift, deren Anzahl sich in den benachbarten Landen gewiß schon über hundert und funfzig tausend erstrecket, so begegnet man ihnen nicht mit mehrerer Achtung; denn man ziehet ihre Güter ein, welches aller Wahrscheinlichkeit nach der einzige Schade ist, den man ihnen für jetzo zufügen kan. Ich sage, für jetzo; denn es ist nicht zu zweifeln, daß die Verfolger diese Sache noch weiter zu treiben suchen werden. Allein, man muß von der Gütigkeit GOttes hoffen, daß er, ob sie gleich die Absicht haben, die protestantische Religion allenthalben auszurotten, ihnen doch ihr Vorhaben nicht gelingen lassen wird. Man wird endlich die Augen aufthun; und selbst dieses, was sie mit so vielem Stolz und Barbarey bis hieher ausgeführet, wird nicht allein den Protestanten, sondern auch vernünftigen, billigen und vorsichtigen Catholiken zu erkennen geben, was sie beiderseits von solchen Leuten zu erwarten haben. Mitlerweile wollen wir noch einen zuverläßigen Bericht mittheilen, was für unerhörte Drangsale auf die Aufhebung des Edicts von Nantes erfolget; zum Erweis, daß die Verfolger der Protestanten in Frankreich ihr vorhin angeführtes Wort, daß es den Protestanten künftighin noch weit schrecklicher ergehen solle, volkommen erfüllet. Wir wollen, jedoch nur das wenigste von dem, erzählen, was mit den Kindern vorgenommen worden; wir wollen aber auch melden, wie man mit erwachsenen Personen beyderley Geschlechts umgegangen, und wie weit man gegen beyde die Wuth getrieben, nachdem den Protestanten ihr königlicher Gnadenbrief geraubet, und das Edict von Nantes aufgehoben

hoben worden. Man gab zuförderst den Intendanten Befehle, daß sie die Eltern zwingen solten, ihre Kinder ordentlich in die Schule, die sich in ihren Parochien befanden, zu schicken: wo nicht, so wolte der König auf Unkosten der Väter und Mütter die Knaben in die Collegia und die Töchter in die Klöster bringen lassen. Diese Befehle hatten aber sehr verschiedene Wirkungen. An denen Orten, wohin die Väter Geldstrafe zu schicken verbunden waren, so oft sie ihre Kinder in die Schulen zu schicken unterliessen, gaben sie sehr oft, und ohne darüber einigen Unwillen von sich blicken zu lassen, diese Geldbusse. Die Intendanten, die sich über diesen Entschluß sehr verwunderten, wagten es nicht, die Sache noch weiter zu treiben, und liessen also nach und nach den Vätern und Müttern ihren Willen. An einigen Orten des Generalamts Orleans hörten die Väter, die mit Bezahlung der Geldstrafe und mit dem catholischen Unterricht bey ihren Kindern im geringsten nicht zufrieden waren, auf, gewisse Almosen, die meistentheils die armen Catholiken bekamen, auszutheilen. Als sich nach einigen Tagen diese Armen bey ihnen wegen der Vorenthaltung ihrer Gütigkeit beschwereten, so gaben ihnen die Protestanten zur Antwort, daß, da sie sich gezwungen sähen, die Geldstrafe zu erlegen, wenn sie ihre Kinder nicht in die Schule schickten, sie verbunden wären, das Geld hiezu aufzuheben, weil sie sich entschlossen hätten, niemals ihre Kinder diesen Unterrichtungen zu überlassen. Die Armen sahen dieses als eine Ankündigung an, daß sie vor Hunger sterben solten. Sie wurden unruhig, sie versamleten sich, sie begaben sich vor die Thüren der Priester, der Richter und des Intendanten, sie fleheten um Barmherzigkeit, und liessen so gar befürchten, daß diese Bewegung sich in einen Aufstand verwandeln möchte. Der Intendant, der nunmehr die Ursache dieser Unruhe wußte, besänftigte den Pöbel durch die schmeichelhaftesten Versprechungen, und hörte auch zugleich auf, die Protestanten wegen ihres Ungehorsams zu verfolgen. Anderswo befanden sich Protestanten, die sich

zwar den Befehlen unterwarfen, mit denen aber die Catholiken noch weit übler zufrieden wären, als mit denen, die sich weniger dienstwillig gegen sie bewiesen hatten. Der gröste Theil der Kinder wolte den catholischen Catechismum nicht lernen; und wenn der Prediger oder ein anderer sie frug, so antworteten sie oft das, was sie aus ihrem Catechismo erlernet hatten, und zwar mit einer Dreustigkeit, die den Prediger bestürzt machte und worüber sich die catholischen Zuhörer ärgerten. Da also die Mönche und selbst die Jesuiten bey dem Unterricht dieser Kinder so unglücklich waren, so versuchten sie es, sie durch spashafte Historien, durch kleine Geschenke von Münzen und Bildern zu gewinnen. Allein, ehrliche Catholiken schämeten sich, die Religion durch diese Nichtswürdigkeiten entheiliget zu sehen: und sie stelleten darüber an so vielen Oertern Klagen an, daß man die Protestanten von der Volziehung des Edicts stilschweigend lossprechen muste, weil man auch schon überdem wahrnehmen konte, daß sie es mit Widerwillen thaten, und daß sie in ihren Häusern heimliche Unterweisungen gaben, die das Mißionswerk über den Haufen stiessen. Man mußte in der That öfters erstaunen, Kinder zu hören, die aus der geringsten Entdeckung, die ihnen der Catechet gab, bewiesen, daß der Papst der Antichrist sey, daß die römische Kirche Abgötterey triebe, daß sie die Mutter der Greuel und der geistlichen Unkeuschheit und das mystische Egypten und Babylon sey: und die noch von andern Dingen redeten, die man ihnen unbedachtsamer Weise zu beantworten vorlegte, unter dem Vorwande, den Zuhörern zu erkennen zu geben, mit welchen Farben die Prediger ihren Gemeinden die catholische Vereinigung zu mahlen gewohnet wären. Die Catecheten behielten also endlich nur die Familien, die wirklich die römische Religion angenommen hatten, oder diejenigen, die das zarte Gewissen ihrer Kinder dem Eigennutz aufopferten, indem sie ihre Wilfährigkeit so weit zu treiben sich genötiget sahen, um nur Beförderungen, oder einiges Einkommen oder etwas Geld zur Erhal-

Erhaltung ihres Lebens zu bekommen. Doch man volzog das Edict auf eine andere Art wider die, welche man Rebellen nahte. Man nahm ihnen ihre Kinder und brachte sie in die Klöster und in die Häuser, die erst zur Unterhaltung der neubekehrten Catholiken errichtet waren. Man hatte schon seit einigen Jahren die jungen Leute, die sich durch die verschiedenen Vorstellungen der Mönche und Nonnen hatten einnehmen lassen, hineingesteckt; und da man anfänglich nur solche Kinder hinbrachte, die es freywillig thaten, nachdem sie durch die Bemühungen und durch die Höflichkeiten und Schmeicheleyen einiger Catholiken verführet worden waren, so lief die Sache bey nahe zum Vortheil der **Bekehrer** ab. Allein, als man erst anfieng, Kinder, die mit Gewalt aus den Armen ihrer protestantischen Eltern entrissen worden, in diese Häuser zu schleppen, so bekam die Sache auf einmal ein anderes Ansehen. Man fand bey diesen Kindern einen Widerstand, der über ihr Alter und über ihre Stärke zu seyn schien. Einige derselben unternahmen Handlungen, die von ihrer Herzhaftigkeit zeigten und die kaum Personen von dreißig Jahren würden gethan haben. Aus den Fenstern zu steigen, um zu entfliehen; von Mauren herunter zu springen; Lehrer und Prälaten durch gesetzte und kluge Antworten in Verwunderung zu setzen; tausend Martern standhaft zu erdulden: dis waren muthige Thaten, wovon Kinder von 10 bis 12 Jahren tausend Proben ablegen können. Was zwoen Töchtern des **Peter Mirats** und der **Charlotte Brouart**, die in der Landschlaft Brie, nahe bey Ferte unter Jouarre, wohneten, begegnete, ist bewundernswürdig. Sie verlohren in ihrer noch zarten Jugend ihren Vater und ihre Mutter; die älteste hatte damals das zehnte und die jüngste das achte Jahr erreichet. Man brachte sie bey einem rechtschaffenen Mann, Namens **Monceaux**, der ein Arzt war, und der ihre Großmutter geheyrathet hatte. Zu Anfang des Jahres 1683 entriß man sie ihm wegen eines falschen Gerüchts, das sich ausgebreitet hatte, daß sie catholisch wer-

werden wolten, gewaltthätiger Weise. Die Antworten, die sie dem Richter von Ferté gaben, bewiesen zwar das Gegentheil: man glaubte aber doch nicht, verbunden zu seyn, sie wieder nach ihren Eltern zurück zu schicken. Vielmehr sendete man eine Menge von Gerichtsbedienten nach diesem Mediciner, die sie ihm wegnehmen solten, ob man sie gleich schon in ein catholisch Haus gebracht hatte. Alle gegründete Vorstellungen waren unnütz. Er wurde mit noch drey bis vier andern Eltern gerichtlich angehalten, sie wieder zu suchen; und um sie dazu recht ernstlich zu zwingen, schickte man eine Wache in ihre Häuser, die in einer ziemlich langen Zeit einen entsetzlichen Aufwand machte. Endlich begab sich der Generallieutenant von Meaux zu dem Fiscalprocurator, wohin sie der Richter gebracht hatte, und nahm sie in eine Kutsche mit, um sie anderswo hinzubringen. Diese Kinder vertheidigten sich wie Löwinnen; sie zerstiessen die Glasscheiben; sie verwundeten sich gefährlich; sie droheten, aus der Kutschthüre herauszuspringen, und nöthigten dadurch den Generallieutenant, einige Gerichtsbediente in die Kutsche steigen zu lassen, um ihre Wuth zu bändigen. Er übergab sie ihrem Curator, einem Catholiken, wo sie in ihrer ersten Betrübniß blieben; und ob man sie wol aufs genaueste bewachte, so machten sie doch zu Ende des sechsten Monats ein Mittel ausfündig, zu entfliehen und sich zum Monceaux bringen zu lassen. Dieser Mann, der über ihren dreisten Entschluß erstaunete und wegen ihrer Sicherheit beunruhiget war, brachte sie nach Paris, um sich daselbst Raths zu erholen, was er machen solte. Man hielt für gut, sie dem Oberpräsident, auf dessen Befehle die Unterrichter diese That unternommen hatten, zu übergeben. Der Generaldeputirte verpflichtete sich, sie ihm vorzustellen, und versprach, daß er sie wieder zu ihren Eltern wolte schicken lassen, wenn er sie acht Tage bey sich gehabt hätte und wenn sie bey ihm bleiben würden. Er kam aber seiner Zusage sehr schlecht nach; und nach einem langen Verzug und unter nichtswürdigen Vorwänden ließ er

sie

sie in ein Nonnenkloster zu Charonne bringen, wo sie bis am Bußtage des Jahres 1684 blieben. An diesem Tage, da jederman in der Kirche war und Busse that, retteten sie sich unbeschädigt über die Gartenmauer. Sie liessen sich zu einem Kaufmann bringen, von dem sie wenige Tage vorher gehöret hatten, daß man ihm die Tochter wegnehmen wolte; und als sie sich ihm zu erkennen gaben, schlugen sie ihm ein Mittel vor, seine Tochter in Sicherheit zu setzen, und sie nebst ihnen an einen Ort zu bringen, wo man sie verborgen halten könte, bis man eine Gelegenheit fände, sie heimlich nach Holland überführen zu lassen.

§. 92.

Solche Vorfälle ereigneten sich oft, seit dem man sich in den Sin hatte kommen lassen, die Häuser, die zum Unterricht der weggenommenen Kinder bestimt waren, mit denselben anzufüllen; und es ist beynahe ein Wunder, daß aller Bemühungen der Mönche und Nonnen ohnerachtet, sie deren so wenig hatten, die durch ihre Kunstgriffe verführt, oder durch ihre Gewaltthätigkeiten erschreckt worden wären. Man kan viele dieser Kinder von beyderley Geschlecht aufweisen, die aus den neuen Gefängnissen, worein sie in ihrem fünften oder sechsten Jahre geführet worden waren, sieben oder acht Jahr nachher standhafter und in ihrer Religion besser unterrichtet gegangen sind, als wenn man sie unter der Aufsicht ihrer Väter gelassen hätte. Man weiß von vielen, daß sie die Wachsamkeit ihrer Hüter betrogen, und sich unter tausend Gefahren und Schwierigkeiten, die weit ältere Personen abzuschrecken vermögend gewesen seyn würden, aus diesen Häusern begeben haben. Man versuchte alles, sie wankend zu machen. Nie ist der Betrug geschäftiger und fruchtbarer als bey dieser Gelegenheit gewesen, wo die Einfalt dieser Kinder zu vielen Arten von Bewunderungen Anlas gab. Alles dessen, was zum Betrug, zum Aergernis und zur Furcht hinlänglich ist, bediente man sich jetzt. Falsche Erscheinungen, falsche Wunderwerke, nichts zu bedeutende Verurtheilungen, die man

wider die Halsstarrigen aussprach; Versprechungen, Drohungen, Wohlthaten, Strafen, Fasten, Züchtigungen, die zur grösten Unehre gereichten; Vorzüge, die man andern ertheilte, um ihnen die Eifersucht einzuflössen: dis waren die Werkzeuge, die man wider sie gebrauchte, sie zum Gehorsam zu bringen. Indessen sahe man Kinder von acht oder zehn Jahren, die allen diesen Versuchungen widerstanden, aus diesen Schlingen sich herauswickelten und nach allen diesen Prüfungen weit muthiger schienen, als vorher. Es waren viele durch diese harten Tractamente in den kläglichsten Zustand gesetzt worden, und einige litten sogar durch diese unaufhörlichen Verfolgungen an ihrem Verstande grossen Schaden. Eine Tochter eines ansehnlichen Kaufmanns zu Paris wurde durch die Furcht, die man ihr täglich verursachte, so beunruhiget, daß sie weder des Tages noch des Nachts allein seyn konte, indem sie beständig glaubte, diese erschrecklichen Ungeheuer, die man ihr sehr lebhaft und nach der Wahrheit abgemahlet hatte, als Ketzerfresser zu sehen: und weil man mit ihr von den Commissarien, die der Policey vorgesetzet sind, als von solchen Leuten geredet hatte, die sie gefangen nehmen solten, um die grausamsten Martern an sich zu erdulden, so hatte sie von diesem Schrecken so lebhafte Eindrücke bekommen, daß sie einen jeden Menschen, den sie sahe, für einen Commissarium hielt, und beym Anblick desselben das kläglichste Geschrey erhob und noch andere betrübte Zufälle erlitte. Ein junges Frauenzimmer von Belesme, die sich in einem Hause, das für die Kinder ihres Geschlechts zu Alençon errichtet war, eingeschlossen befand, zog sich durch ihre Standhaftigkeit den Haß der Nonnen zu, die darin die Aufsicht hatten. Als sie sich einstens einiger catholischen Verrichtungen weigerte, so volzogen diese scheinheiligen Schwestern ihre andächtige Grausamkeit auf eine so heftige Art über sie, daß sie ihren ganzen Körper mit Ruthenschlägen blutrünstig machten und sie nachher auf einen Boden warfen, ohne ihr im geringsten etwas von Nahrung zu geben. Dieses arme

Kind

Kind blieb den Tag und die folgende ganze Nacht, welche eine der kältesten im Winter war, ohne Feuer, ohne Brodt und ohne Decke daselbst. Man fand sie des Morgens halbtodt; ihr Körper war ungemein aufgeschwollen und ihre Wunden schwarzgelb und entzündet. Man hatte viel Mühe, sie wieder heilen zu lassen; und ob sie gleich von ihren Wunden wieder hergestellet war, so blieb sie doch den Zufällen einer fallenden Sucht unterworfen, wovon sie erst bey zunehmenden Jahren befreyet worden. Nachdem sie acht Jahre hindurch vieles Unglück ausgestanden hatte, so entflohe sie endlich aus diesem Hause und fand ein Mittel, sich nach Holland bringen zu lassen, wo sie der Ruhe ihres Gewissens und der Freyheit, ihre Religion auszuüben, still und freudig genoß. Diese groben und ungesitteten Aufseherinnen bekamen zwar darüber vom Intendanten einen Verweis: es trug aber zur Hauptsache nichts bey, indem man noch hie und da fortfuhr, die Kinder, die sich nicht konten verleiten lassen, mit den ärgsten Gewaltthätigkeiten zu verfolgen. Man schloß sie in heßliche, feuchte und dunkle Löcher ein, und man redete mit ihnen, wenn man sie in diese Gefängnisse warf, von nichts, als von bösen Geistern, die hieher kommen würden, von Kröten und Schlangen und von allem, was Furcht und Schrecken erregen kan. Wenn sie schrien, so stopfte man ihnen den Mund mit einer Menge von bittern und stinkenden Kräutern zu, die wie ein Knebel zusammen geleget waren, und man schlepte sie mit Gewalt zur Messe, wenn sie sich weigerten, willig dahin zu gehen. Man solte nicht glauben, wie oft es ihnen begegnet ist, daß die Kinder alles unternommen haben, was man bey den Catholiken für unanständig hält. Laut reden, singen, sich beständig bewegen, den Rücken an den Altar zukehren, aufstehen, oder sich mit kreutzweis zusammen gelegten Füssen niedersetzen, wenn die Catholiken sich vor dem Sacrament niederwarfen; dis waren ihre Spiele und gewöhnliche Belustigungen: und zu Hause ihre Bilder zu zerreissen, ihre Gebetbücher zu ver-

brennen, ihren Vorrath zu zerstreuen, in geheim etwas Speck in ihre Fastenspeisen zu werfen, war die Rache, wozu sie die Grausamkeit dieser Heuchler zwang. Sie trieben es so weit, daß sie oft ihre Vorgesetzten, die sich vor ihrer Bosheit sehr hüten mußten, um nur Musse zur Arbeit und zu ihrem Unterricht zu haben, zur Verzweiflung brachten. Die Knaben thaten in den Häusern das am wenigsten, was ihnen war vorgegeben worden; und wenn der Geiz die Priester, die über diese neue Seminaristen die Aufsicht hatten, nicht gezwungen hätte, sie zu schützen, so würde es das Interesse der Religion gar nicht gewesen seyn, alle diese Beschwerlichkeiten mit Gedult zu ertragen. Dieses daurete viele Jahre, und dauret noch an vielen Orten des Königreichs. Allein, ehe wir zu andern wichtigen Materien schreiten, so muß ich noch anmerken, daß die Personen von vornehmen Stande von dieser Strenge gar nicht ausgeschlossen waren. Man gieng mit den Kindern der Adlichen eben so, wie mit denen vom untersten Range, um; und damit diejenigen, die einiges Ansehen hatten, alle Hofnung verlieren möchten, sich bey dieser Gelegenheit desselben zu bedienen, so verfuhr man mit den angesehensten Standespersonen so hart, daß sie nicht hoffen durften, eine bessere Begegnung zu erhalten. Des Herzogs von Force wurde eben so wenig als der andern geschonet, und man lies ihm nicht das Recht, die väterliche Gewalt über seine Kinder auszuüben. Die Gräfin von Roye, die nach vielen Bemühungen endlich die Erlaubniß erhalten hatte, sich zu ihrem Gemahl nach Dännemark, wo er seit einiger Zeit über die Truppen das Commando führte, zu begeben, konte nur einige ihrer Kinder mit sich nehmen, und muste die übrigen entweder als eine Beute, die sie dem Eifer der Bekehrer überlies, oder als Geissel der Treue ihres Vaters, in Frankreich zurück lassen.

§. 93.

Es ist billig, zur Ehre des weiblichen Geschlechts zu bekennen, daß, da sie schon längst vermögend gewesen sind,

eben

eben solche Proben der Standhaftigkeit und Gottesfurcht von sich abzulegen, wie die Männer, sie auch bey dieser Gelegenheit sich nicht weniger heldenmüthig bewiesen haben. Es gab Frauen, die ihre Männer aufmunterten, herzhaft zu bleiben, und die, wenn sie dieselben unter ihrem Unglücke erliegen sahen, nicht unterliessen, sie durch ihr Exempel muthig zu machen. Ich werde von ihnen noch an einem andern Orte reden, um zu beweisen, daß sie nicht weniger erlitten haben, als die Manspersonen: hier werde ich aber nur der Bemühungen Erwehnung thun, die man anwendete, sie durch Bekantmachung eines Edicts, das im Januar wider sie herauskam, muthlos zu machen. Man lies weder den Frauen, die noch ihre Männer hatten, noch den Witwen einiges Recht über ihre Güter, weder durch ein Testament, noch durch Verschenkungen, noch durch andere Veräusserungen zu disponiren. Man beraubte sie aller derer Vortheile, die sie von ihren Männern gerichtlich oder sonst durch eine andere Verordnung würden haben bekommen können. Ehebündnisse, Morgengaben, Ansprüche auf eine Erbschaft in der Normandie, Vermehrungen des Heyrathsgutes, Wohnungen, Rechte ein gemeinschaftliches Gut zu theilen, Ehevergleiche und überhaupt alle andere Vorzüge ihrer Verheyrathung, wurden für ungültig erkläret. Und diese Vortheile, die man ihnen entzog, bekamen entweder diejenigen unter ihren Kindern zu geniessen, die die catholische Religion annahmen, oder man gab sie an ihrer Stelle den Hospitälern, die den Städten am nächsten gelegen waren. Das Eigenthum davon wurde nichtsdestoweniger den catholischen Erben dieser Frauen oder Witwen aufgehoben, wenn sie offenbar Recht zu der Erbschaft hatten; und falls, daß diese Unglücklichen, die sich nunmehr aller Vortheile beraubt sahen, keine hinlänglichen Mittel mehr hatten, sich zu erhalten, so schickte sie der König zu seinen Richtern, die ihnen einige Nahrungsmittel reichen mußten. Durch heimliche Befehle autorisirte man die Richter, diejenigen, die man durch eine entlehnte Ungerechtigkeit aus den

den alten Gesetzen und Kirchenordnungen wider die Ketzer an Bettelstab gebracht hatte, in ein algemeines Hospital oder Armenhaus zu werfen, um ihre Gedult durch diese verhaßte Gefangenschaft zu ermüden.

§. 94.

Inzwischen verübten die Truppen allenthalben die unerhörtesten Grausamkeiten. Alles war ihnen erlaubt, nur nicht zu tödten. Sie liessen öfters ihre Wirthe so lange tanzen, bis sie ohnmächtig hinsanken. Sie trieben mit ihnen ihre Lust, indem sie dieselben auf Decken in die Höhe schnelten, und hörten nicht eher auf, bis selbst ihre Kräfte erschöpft waren. Acht Dragoner, die zu Calais bey Abraham le Maire ihr Quartier hatten, beschwereten ihn mit allen ihren Stiefeln, deren Sporen in seinem Leib stacken, und liessen ihn auf diese Weise mit Gewalt herumspringen und tanzen. Wenn sie ihre Wirthe nicht zwingen konten, mit ihnen Tabak zu rauchen, so bliesen sie ihnen den Rauch davon in die Nase und in den Mund, und einige hielten sie, während daß die andern diese Marter an ihnen ausübeten. Sie liessen ihnen keine Ruhe, als bis sie sie ohnmächtig werden sahen. Hatte jemand Stärke und Kräfte genug, diese Qual auszustehen, so mußte er ganze Blätter vom Tobak hinunterschlucken, und um zur Wirkung dieses heftigen Krautes behülflich zu seyn, so liessen sie ihn so lange trinken, bis er es nicht mehr vermögend war. Vielen wurden Trichter in den Mund gesetzt, durch die man ihnen wider Willen Wein und Brandtewein eingoß: und wenn sie dieselben in einen Zustand versetzt hatten, worin sie ihrer Vernunft nicht mehr mächtig waren, so mußten sie einige Worte aussprechen, die sie für ein Werk der Bekehrung hielten. Oft bemüheten sie sich, diesen Unglücklichen, die wieder zu sich selbst gekommen waren, weis zu machen, daß sie während ihrer Betrunkenheit ihre Religion abgeschworen hätten und deshalb in die Kirche gebracht worden wären. Andern gaben sie Wasser zu trinken und zwangen sie, zwanzig bis dreyßig Gläser davon auszuleeren. Einigen gossen sie kochend

chend Wasser in den Mund. Vielen that man unter die Nase einen Strick, den man hinter dem Kopf zuband, und hieng sie an Balken, woran der zarteste Theil ihres Gesichts die Schwere ihres ganzen Körpers tragen muste. Andern banden sie Stricke unter die Arme und liessen sie in Brunnen so tief hinab, als es nur möglich war, ohne sie jedoch zu ersäufen. La Madelaine, ein Edelman von Angoumais, war einer von denen, an denen man diese Gewaltthätigkeit verübte. Das Wippen erkanten sie vielen zu; da sie aber glaubten, daß die gewöhnliche Art, womit diese Marter volzogen wird, nicht grausam genug sey, so sannen sie auf tausend neue Mittel, sie schrecklicher und schmerzhafter zu machen. Sie banden die grossen Zähen mit kleinen und feinen Stricken, die die Schwere eines Körpers zu tragen im Stande waren, und knüpften sie hinterwärts mit den Daumen oder mit der Hand zusammen und zogen sie so fest mit einander zu, daß die Stricke, die im Fleische eingeschnitten waren, darin versteckt blieben. Hierauf umwunden sie die Füsse und Hände mit einem grossen Stricke; und wenn sie denselben über einen Balken oder an einer Rolle aufgezogen hatten, so zogen sie den bedaurenswürdigen Gegenstand ihrer Wuth so hoch, als sie nur konten, und liessen ihn nachher mit dem Gesichte bis auf einen halben Fuß von der Erde wieder herunter fallen. Oft blieben sie in diesem Zustande hängen und wurden so lange herumgedrehet, als es das Seil auszuhalten schien, und in dieser starken Bewegung gelassen, bis der Strick wegen des vielen Herumdrehens von selbst stille stand. Vielen gab man unter den Füssen die Bastonnade, um zu prüfen, ob auch die Strafe so grausam sey, wofür man sie gemeiniglich ausgiebt. Man verbrante andern die Haare am Barte; und der holländische Agent, der sich zu Nantes aufhielt, machte mit dieser Plage zuerst eine Probe. Man bediente sich des Feuers als eines Instruments, das geschickt genug war, die schmerzhaftesten Qualen zu erregen. Als einige Soldaten, die zu Villeneuve d'Agenois bey Farinell einquartiret waren,

ren, ihren Wirth ganz nackend ausgezogen hatten, zündeten sie ein grosses Feuer an und stelten einen Bratspieß vor ihn, und zwungen ihn, denselben so lange herumzuwenden, bis das Fleisch völlig gebraten war. Diese Arbeit mußte er drey Tage lang thun. Andern branten sie mit einem Lichte die Haare von Armen und von den Beinen weg, oder sie steckten so nahe bey dem Gesichte derer, die sich ihnen widersetzten, Pulver an, daß ihre ganze Haut verbrennen mußte. Sie legten in die Hände glüende Kohlen und nöthigten sie, sie so lange zu halten, bis sie erloschen waren. Diese Probe, wovon auch die Frauenspersonen nicht ausgeschlossen waren, musten sie zu der Zeit, da sie das Vater Unser beten solten, aushalten; und wenn sie es geendiget hatten, so warfen sie ihnen vor, daß sie zu geschwinde geredet hätten, und fiengen also unter diesem Vorwande ihre Marter wieder an, oder sie zwangen sie, es zu wiederholen, um nach ihrem Gefallen diese Peinigung dauern zu lassen. Ein Frauenzimmer, das nahe bey S. Mairant wohnete, hielt diesen Schmerz mit einer so grossen Gedult aus, daß sie die Wuth der Dragoner ermüdete und sie so weit brachte, sie in Ruhe zu lassen. Vielen verbrante man die Füsse, indem man sie entweder lange Zeit über das Feuer hielt, oder eine glüende Schaufel unter dieselben legte, oder sie in Stiefeln steckte, die voll Fett waren, das man nach und nach an glüenden Kohlen zergehen lies. Peter Lambert zu Beauregard nahe bey Valence in Dauphiné, stand diese Strafe aus; seine gebrante Wunde wurde aber so groß, daß er mehr als vier Monate zubringen mußte, ehe er wieder gehen konte. Der Prediger zu Romans bey S. Mairant, der einen Bauer, Namens l'Ecale, in sein Haus gezogen hatte, lies ihm auf die beschriebene Art seinen Hals und seine Hände in Gegenwart seiner Tochter Louisa l'Ecale brennen, die 16 bis 17 Jahr alt und eine einfältige Hirtin war, und die zugleich mit den Händen und Füssen ausgespannet wurde; die aber bey diesen Grausamkeiten, die sie erduldete und die sie ihren Vater leiden sahe, den Muth nicht verlohr.

Nach

Nach fünf Tagen schändlicher Begegnungen und der Gefangenschaft, trennete man den Vater und die Tochter von einander. Der Vater blieb zu S. Maixant, und die Tochter schickte man nach S. Quentin, wo sie zwey Jahr in einem Kloster gefangen gehalten wurde, ohne sie jedoch weder durch Versprechungen noch durch Drohungen wankelmüthig machen zu können. Endlich wurde sie in Freyheit gesetzt, und starb auf eine sehr erbauliche Art zu Rotterdam. Dem Garnau zu Moncoustan, der ein angesehener Prediger in Poitu war, und einem Pächter des Herrn de la Massayn, eines bekanten Edelmans an den Grenzen von Poitu und Bretagne wurde fast auf gleiche Weise begegnet. Dieser Pächter, dessen Füsse und Hände man verbrant hatte, und dessen Finger dadurch so sehr zusammengezogen waren, daß er sie nicht mehr ausdehnen konte, wurde von seinem Herrn dem Intendanten vorgestellet. Der Intendant erschrack über diesen Anblick und bezeugte sein Mitleiden: alle Gerechtigkeit aber, die er ihm wiederfahren lies, war diese, daß er des morgenden Tages eine starke Wache zu diesem Edelman schickte. Einem Bauer zu Moncoustan verbrante man durch eine satanische Erfindung die Beine. Man brachte sie nehmlich in Stiefeln, die mit Fett angefüllet waren und die man in einem grossen Feuer so lange heiß machte, bis ihn der Schmerz aller seiner Kräfte beraubte. Zu Tonneins wurde einer, Namens Lescun, von den Soldaten völlig nackend ausgezogen und unter den Tisch, an welchem sie assen, geworfen, und während des Essens zum Fusschemel gebraucht. Dem Johann Veit Aveneau, der auch das Unglück gehabt hatte, an den Füssen gebrandmalet zu werden, streueten die Soldaten in seine Fussohlen Salz und nöthigten ihn, in diesem Zustande so lange zu gehen, bis er unter seinen Schmerzen erlag. Vier Dragoner, die bey Jacob Ryau, einem Pächter, der nicht weit von Talmond wohnete und der damals das Podagra sehr heftig hatte, ihr Quartier hatten, banden ihn auf eine entsetzliche Art zusammen; sie umwunden seine Finger; sie stachen ihm unter sei-

seine Nägel mit Nadeln; sie zündeten in seinen Ohren Pulver an; sie durchbohrten ihm an vielen Orten das dicke Fleisch, und gossen in diese Wunden Eßig und Salz. Durch diese entsetzlichen Plagen, die zwey Tage lang währeten, erschöpften sie seine Gedult und zwangen ihn, seine Religion zu verändern. Dem Jacob Tristand, der sich in den kränklichsten Umständen befand, banden die Soldaten ihre Pferde an seine Zähen und liessen sie Haber auf seinem Leibe fressen; da aber dieses alles nicht vermögend war, ihn kleinmüthig zu machen, so fülleten sie sein Bette mit Pferdemist an, und steckten so gar welchen davon in seinen Mund. Endlich setzten sie ihn nur blos im Hemde aufs Pferd und führten ihn gefangen mit sich fort. So sorgfältig auch diese Henker darauf bedacht waren, diejenigen, die sie marterten, nicht sterben zu lassen, so konten sie es doch nicht verhüten, daß nicht viele unter ihren Händen den Geist aufgaben; und oft erstachen sie sie selbst aus Tollheit, ohne die geringste Ursache dazu vorwenden zu können. Andreas, ein sehr reicher Mann im Cevennischen Gebiete, und der wegen seiner grossen Reichthümer eine vornehme Frau geheyrathet hatte, wodurch er mit angesehenen Standespersonen in Verwandschaft gekommen war, wurde von zween Dragonern, nachdem er lange Zeit durch Wälder und Gebirge herumgeirret und sich endlich in ein Haus eines Freundes zur Sicherheit begeben hatte, angetroffen. Er machte keine Schwierigkeit sich zu ergeben: einer von den Dragonern aber, der ihn binden wolte, um ihn gefänglich mit sich fortzuführen, konte diese Ungerechtigkeit nicht leiden, und lies sich nur von ihm versprechen, daß er ihm willig, ohne gebunden zu seyn, folgen wolte. Unterdessen kam der andere Dragoner unverhoft dazu und entschied den Streit, indem er den Andreas tödtete; der nach Empfang einer tödtlichen Wunde noch ein oder zwey Tage lebte, und der so herzhaft war, daß er mit diesem Mörder redete, ihm die Hand gab, und bezeugte, daß er ihm verzeihe. Blanc, ein Lehrer, wurde zu gleicher Zeit von seinen Kindern ums

leben gebracht, die man aber wegen dieses Mordes nicht bestrafte. Einigen schlug man mit dem Schaft der Flinten den Kopf entzwey. Viele wurden durch schwere Arbeiten oder durch den Schmerz erschöpfet: und da man mit den Kranken oder Alten eben so wenig Mitleiden hatte als mit den Gesunden und Jungen, so beschleunigte man oft ihren Tod durch die Grausamkeit der Peinigungen. Charpentier, von Ruffek in Angoumois, wurde, nachdem er mit aller Gewalt fünf und zwanzig bis dreyßig Gläser Wasser hatte austrinken müssen, auf eine neue Art gequälet, die ihm den Tod zuzog. Man lies ihm den Talk von einem brennenden Lichte tropfenweis in die Augen fallen; und da man ihn aller Hülfe, die ihm in seiner Schwachheit, worin er sich befand, nöthig seyn konte, beraubte, so starb er, ohne seinen Muth zu verlieren. Palmentier, Einwohner zu Villedieu d'Aunai in Poitou, der mit dem Podagra sehr beschweret war, wurde mit einer glüenden Schaufel an seinen Füssen verbrant. Was in seiner Geschichte verdienet bemerket zu werden, ist, daß diese grausame Verrichtung den Soldaten vom Erzbischof zu Bourdeaux heimlich aufgetragen wurde, der eben zu der Zeit aus einer Generalversamlung kam und sich an dem Geschrey dieses Unglücklichen vergnügte, das er von oben aus einem Zimmer hörete. Der Schmerz preßte ihm zwar Versprechungen aus, die er aber, so bald man ihn in Ruhe gelassen hatte, wieder verwarf, und darüber er, ehe er unter dieser Qual seinen Geist aufgab, eine lebhafte Reue bezeigte. An der Brücke zu Camarez liessen die Soldaten einen Menschen zurück, den sie bey den Füssen aufgehänget hatten, weil er ihnen einigen Widerstand gethan, und der in diesem kläglichen Zustande aus Mangel der Hülfe verschied. Andere suchten den wütenden Händen der Dragoner zu entfliehen und tödteten sich, indem sie sich entweder in Abgründe hinabstürzten, oder aus Fenstern oder von Mauern sprungen.

§. 95.

Ich führe hier nur die vornehmsten Exempel dieser Gewaltthätigkeiten an, weil es eine fast unerschöpfliche Arbeit seyn würde, von allen zu reden, und weil überdem der gröste Theil dieser Beyspiele nur den Namen der Personen oder der Oerter nach, und in einigen andern nicht alzu wichtigen Umständen, von einander unterschieden sind. Der Leser muß also von dem, was allenthalben vorgieng, urtheilen, und auf das, was bey gewissen Begebenheiten geschah, Acht haben. Die Dragoner blieben sich an allen Orten gleich. Sie hauseten, sie tyrannisirten, sie branten in Burgundien eben so wie in Poitou, in Champagne wie in Guienne, in der Normandie wie in Languedoc. Für die Frauenspersonen hatte man nicht mehr Ehrerbietung und Mitleiden, als für die Männer. Vielmehr mißbrauchten sie ihrer zarten Schamhaftigkeit, die ein Eigenthum ihres Geschlechts ist, und bedienten sich derselben nur dazu, ihnen den empfindlichsten Schimpf anzuthun. Oefters hob man ihnen ihre Unterröcke über den Kopf und überschüttete ihren Leib mit Eimern voll Wasser. Viele zogen die Soldaten bis aufs Hemde aus und nöthigten sie, in solchem Aufzuge mit ihnen zu tanzen. Ja sie begiengen die Unverschämtheit, die Hemden bis an den Gürtel aufzuheben, und diese armen Frauenspersonen dadurch noch beschämter zu machen. Zwo Töchter von Calais, Namens le Noble, wurden ganz nackend auf die Strasse gestellet, und also dem Gesicht und Beschimpfungen der Vorbeygehenden ausgesetzt. Eine Magd des Lesum, dessen wir schon gedacht haben, wurde nackend mit ihrem Herrn, den man in gleichen Zustand versetzt hatte, zusammengebunden. Die Soldaten liessen sie drey Tage hindurch so liegen; und um diese unglücklichen Gegenstände ihrer Unmenschlichkeit noch mehr zu beschämen, so fügten diese Bösewichter die Körper in einer solchen Stellung zusammen, daß wir die Regeln des Wohlstandes überschreiten würden, sie bekant zu machen oder sie zu verrathen. Der Frau von Vezansei, die die Dragoner an ihr Bett-

feil gebunden hatten, speyeten sie ins Gesicht, wenn sie reden oder athmen wolte. Einer andern vornehmen Dame steckte man den Kopf in ein Cloak und lies sie diesen Gestank in sich ziehen. Ein Dragoner von denen, die bey dem Herrn von Cerisi einquartieret waren, und der sich sehr voll gesoffen hatte, war so dreiste, sich zu der verwitweten Frau von Cerisi ins Bette zu legen; einer Frau, deren Alter und Tugend sie verehrungswürdig machte, und die durch ihr Ansehen den frechesten Menschen Ehrfurcht einflössen konte. Zu Poitou und an andern Orten zwangen die Soldaten die Töchter der vornehmsten Personen, ihnen das Nachtgeschirr zu bringen und vorzuhalten. Einer Dame de la Valade, die schon verschiedene Martern mit Gedult ausgestanden hatte, wurden die Röcke bis an die Lenden aufgehoben und nackend auf eine glüende Kohlpfanne gesetzt. Denen, die etwas schön aussahen, durchstach man mit Bajonnets ihre Brüste und ihr Gesicht. Viele, die schon lange Zeit unter den Händen dieser Barbaren geseufzet hatten, erduldeten Qualen, die sie nur mit Seufzen und Thränen ausdrücken konten, und die sich besser begreifen als erzählen lassen. Eine alte gichtbrüchige Frau, die Witwe des Herrn l'Epinieaux und die Stiefschwester Labars, eines ehemaligen Predigers zu Montoire, die an allen Gliedern gelähmet und dem Tode sehr nahe war, wurde auf einen Schubkarren gesetzt, unter dem grösten Zulauf des Volks herumgefahren und endlich mit Stockschlägen umgebracht. Man darf sich aber nicht wundern, daß diese wütende Soldaten, die grösstentheils aus dem niedrigsten Pöbel herstammeten, solche Ausschweifungen begiengen, weil Leute, die sie hätten unterdrücken sollen, dergleichen auszuüben sich nicht schämeten. Ein Edelmann aus der Picardie, der ein guter Catholik seyn wolte, unternahm die schändliche Handlung, seine Frau bey den Haaren und in der strengsten Kälte in einen Brunnen hinabzulassen. Zu Uses billigte so gar die Obrigkeit diese Beschimpfungen. Die Vorgesetzten des Hauses der Neubekehrten, das in

dieser Stadt errichtet war, beschwerten sich über die Widersetzung einiger Frauenzimmer, die nicht gut catholisch zu seyn schienen; man verurtheilete sie zu der Strafe, von diesen heuchlerischen Nonnen gepeitscht zu werden, und man volzog dieselbe in Gegenwart des Majors vom Vivonnischen Regimente und des Stadtrichters. Es waren ihrer achte, die für schuldig erkläret worden waren, und wovon die jüngste das sechzehnte und die älteste das drey und zwanzigste Jahr erreichet hatte. Indessen gieng man mit ihnen als mit Kindern von sechs bis sieben Jahren um. Die Röcke wurden ihnen über den Köpfen aufgehoben, und sie in Gegenwart vieler ihrer Mitschwestern, die an ihnen ein Exempel nehmen solten, gezüchtiget. Während der Volziehung aber warfen sie diesen Heuchlerinnen den blinden Eifer vor, der sie von der Schamhaftigkeit ihres Geschlechts entfernte, der ihnen eingäbe, Frauenspersonen von ihrem Alter auf eine so unanständige Art zu strafen, und der in Gegenwart anderer Leute die Theile ihres Körpers blosstelte, die die Ehrbarkeit mit so vieler Vorsicht verberge. Ich kan zu diesem kurzen Auszug der Beleidigungen gegen die Frauenspersonen noch dieses hinzufügen, daß die Obrigkeit so gar die menschlichsten und gemeinsten Gebräuche vergaß; und daß man, da es sonst gebräuchlich ist, die Strafe einer Schwangern aufzuschieben, nicht unterlies, sie blos deswegen mit ihrer Frucht umzubringen, weil sie bey einer gottesdienstlichen Versamlung gewesen war. Also wurde die Frau des Gaches, die bey ihrer Zurückkehr von der Versamlung, die im Cevennischen war gehalten worden, gefangen wurde, und die sehr oft bezeugte, daß sie wirklich im fünften Monat schon schwanger sey, aufgehangen; und also muste ein Kind, das noch nicht geboren war, aus dieser Ursach ums Leben kommen, weil es seine Mutter in ihrem Schoosse zu einer Versamlung getragen hatte, worin man kein ander Uebel begangen, als daß man, aller Gegenanstalten der Menschen ohnerachtet, GOtt angerufen hatte. Die Begegnung, die man den Müttern erwies, die ihre Kinder selbst säugeten,

ist

ist zu sonderbar, als daß sie mit Stilschweigen könte übergangen werden. Man entriß ihnen gemeiniglich ihre Kinder; und man lies sie nicht nur in dem Schmerzen dieser traurigen Trennung, sondern benahm ihnen auch die Mittel, sich der Milch, wovon sie sehr beschweret wurden, zu entledigen. Um aber die Zärtlichkeiten der Natur selbst in Martern zu verwandeln, so band man diese Mütter öfters an Bettseulen und setzte ihre Kinder gegen ihnen über, damit man sie die Schwäche und die Bedürfniß dieser unschuldigen Creaturen, die nur ihre Nahrung durch Geschrey und Thränen zu fordern wissen, durch den Schmerz, ihnen nicht zu Hülfe kommen zu können, auf eine recht grausame Art empfinden lassen möchte. Man lies sie in diesem unmenschlichen Zustande ganze Tage hindurch, und durch eine solche Wuth, von der man kaum glauben solte, daß Menschen derselben fähig wären, wurde die Strafe des Kindes zugleich der Mutter ihre Marter. Man bekümmerte sich wenig um das Leben des einen, wenn man nur das Gewissen des andern mit Gewalt überwand. Und um dieser Prüfung zu entgehen, so muste nothwendig der Tod des Kindes oder die Unterschrift der Mutter erfolgen.

§. 96.

Doch man erfand noch eine andere Art von Qualen, für die, so sich den Gewaltthätigkeiten der Truppen widersetzten, es mochten Männer oder Frauenspersonen seyn. Man füllete mit ihnen die Gefängnisse an; und man machte ihnen diesen Aufenthalt, der an sich fürchterlich genug ist, durch tausenderley Bosheiten, die die Stockmeister und die andern Gefangenen an ihnen auszuüben berechtiget waren, noch weit trauriger und unbequemlicher. Man entzog ihnen das Stroh, worauf sie sich hätten legen können. Sie empfiengen weder Trost noch Beystand von aussen: oder wenn ja der Stockmeister zu ihrer Erleichterung etwas bekam, so wandte er es unbestraft zu seinem Nutzen an, ohne daß die Gefangenen es besser gehabt oder etwas davon gewust hätten. Man hatte mit den Kranken nicht mehr

Mitleiden als mit den andern; vielmehr versagte man ihnen alles, was ihnen ihr Unglück erträglicher machen konte, um sie durch die Furcht des Todes ganz abzuschrecken. Man lies weder ihre Eltern, noch ihre Freunde, noch andere Personen zu ihnen, die im Stande waren, sie zu pflegen und ihnen die benöthigten Hülfsmittel zu bereiten. Man erlaubte nur, daß sich zwey, entweder ein Prediger oder ein Mönch, zu ihnen nahen durfte; man brauchte aber dabey die Vorsicht, daß man denen die Erlaubniß gab, die für die catholische Religion am eifrigsten gesinnet waren. Ihre Unterredungen liefen gröstentheils auf Drohungen und Beleidigungen hinaus. Man gab diesen armen Leuten des Winters weder Feuer, noch des Nachts Licht. Man gieng so gar so weit, daß man sie als vorgegebene Rebellen in solche Gefängnisse einschloß, worein nur Bösewichter, die den Galgen und das Rad verdienten, kamen; und oft brachte man zu ihnen Leute, die ihrer Vernunft gänzlich beraubt waren und die ihnen alle Ruhe benahmen, weil sie sich vor den Ausschweifungen dieser Unglücklichen sehr in Acht nehmen musten. Die gefangenen Frauenspersonen waren mit den liederlichsten Menschen zusammen, die sie durch ihre unflätigen Gespräche und durch ihre unverschämten Handlungen aufs äusserste quäleten.

§. 97.

Da diese Bosheiten den erwünschten Nutzen nicht hatten, so brachte man diese Hartnäckigte in Löcher; und um ihnen stuffenweise alle Schrecken dieser abscheulichen Wohnungen empfinden zu lassen, so führte man sie von einem Ort zum andern, bis man keine neue Grausamkeiten für sie mehr erdenken konte. Obgleich, überhaupt zu reden, kein Gefängniß in Frankreich ist, das nicht sehr unbequem, unrein und fürchterlich wäre, so giebt es nichtsdestoweniger Oerter, die so dunkel, stinkend, voll Unflat und Ungeziefer sind, die aus dem Koth entstehen, daß der blosse Begrif davon die Unerschrockensten erschrecket. Fast allenthalben sind diese Löcher Oerter, wohin aller Unflat und Unrei-

Unreinigkeit aus der ganzen Nachbarschaft zusammen fliessen. Viele sind der Aufenthalt des Mistes aus den Cloaken; und wenn das Wasser etwas groß wird, so werden die, die daselbst eingeschlossen sind, bis an den Hals davon überschwemmet. Zu Bourdeaux ist ein Gefängniß, das wegen seiner greßlichen Dunkelheit und wegen der entsetzlichen Tiefe die Hölle genant wird. Zu S. Maixant sind sie nicht weniger fürchterlich. Zu Bougoin sind sie noch weit ärger. Hier stellen sie nichts anders als Brunnen vor, die mit stinkendem, kaltem und morastigem Wasser angefüllet sind, worin ein starker und gesunder Mensch kaum zwey Stunden bleiben würde, ohne ohnmächtig zu werden. Man läßt die Gefangenen mit Stricken hinunter und sie bleiben darin hangen, weil man befürchten muß, daß sie ersticken würden, wenn man sie bis auf den Boden hinablassen wolte. Das Gefängniß zu Flosseliere ist eine wahre Grube, worein aller Unflat aus einem nahen Kloster fliesset; und man begehet noch die Bosheit, mit Fleiß stinkend Aas dahin zu tragen, um die Gefangenen mit diesem Gestank zu quälen. Auf diese Art sind die Gefängnisse zu Aumale in der Normandie und zu Grenoble beschaffen, wo die Kälte und Feuchtigkeit so ausnehmend groß ist, daß viele Personen, die man gezwungen hat, einige Wochen daselbst zu bleiben, die Haare und Zähne davon verlohren haben. Zu Cahors und an vielen andern Oertern in Oberlanguedoc und in Oberguienne giebt es deren eben so schreckliche; man kan aber vornemlich aus der Schilderung, die ich von einigen der heßlichsten gemacht habe, urtheilen, wie die zu Aiguillon seyn müssen, die in Frankreich durchgängig für die abscheulichsten gehalten werden. Doch, ich muß hier nicht vergessen, daß es viele giebt, die ausser andern Beschwerlichkeiten so klein und enge sind, daß man darin nicht anders als aufgerichtet stehen kan. Die Gefangenen, die hierein geworfen werden, können auf keine andere Art Ruhe finden, als wenn sie sich wider die Mauer lehnen oder wie in einen Klumpen zusammenlegen, wenn sie etwas ausruhen wollen.

Einige sind fast wie die Mütze eines Capuciners gemacht; ein etwas weiter Eingang, der aber immer mehr und mehr enger wird, so, daß man darin nicht anders gehen kan, als wenn man Fuß vor Fuß fortsetzet; und wo die Stellung, worein sich ein Mensch setzen kan, nur diese ist, halb gebückt zu bleiben, ohne jemals weder aufrechts noch sitzend zu seyn, ohne sich wenden zu können, als nur dann, wann er sich an der Mauer herumwelzet, ohne die Lage seiner Füsse verändern zu können, gleich als wenn sie mit Nägeln angeheftet wären und er sie nicht anders als auf einer eisernen Spitze herumdrehen könte. Man nennet diese Löcher gemeiniglich wegen ihrer Figur zugespitzte Säcke. Bey alle dem haben diese Oerter nicht mehr Oefnung, als hinreichend ist, den Gefangenen Luft zu geben, damit sie nicht ersticken; und diese Luft fließt ihnen nur durch Ritzen zu, die, ausser daß sie eine unreine und stinkende Luft zuführen, diese schrecklichen Oerter überdem allen Ungemächlichkeiten der Jahrszeiten aussetzen. Die meisten haben nicht so viel Tageslicht, als hinlänglich wäre, die Gefangenen die Kröten und andere Ungezieser, die sich darinnen ernähren und entstehen, sehen zu lassen. Hier schlepte man diejenigen hinein, die dem ungestümen Wesen der Bekehrer oder den mächtigen Gründen der Dragoner nicht nachgeben wolten. Doch, wenn alle diese Schrecken, von denen ich jetzt geredet habe, nicht hinreichend waren, die Standhaftigkeit und Gedult dieser Unglückseligen zu erschöpfen, so begieng man noch die Grausamkeit, an ihre Hände und Füsse Ketten zu legen. Man brachte die Gefangenen zu einer solchen Zeit in diese erschrecklichen Gefängnisse, daß sie ohne Lebensgefahr nicht darin bleiben konten. Wenn man sie aber, von Wasser und Unflat ganz durchdrungen, aus denselben wieder nahm, so gab man ihnen weder Leinewand noch andere Kleider, die sie hätten anziehen können, noch Feuer, um dasjenige, was sie an ihrem Leibe hatten, zu trocknen; und wenn sie sich unterstunden, um einige Bedürfniß zu bitten, so gab man

ihnen

ihnen durch Drohungen zur Antwort, sie in die tiefsten Löcher wieder zu führen. Man that es auch wirklich einigemal, und zwar in einem solchen Zustande, der selbst die Menschenfresser zum Mitleiden würde bewogen haben. Allenthalben waren ihre Kleider zerlumpet; ihre Haut zerriß wie feuchtes Papier, wenn man daran rührte; sie waren mit Unflat und mit Geschwüren bedeckt; ihr Leib war mager, ihr Gesicht blaß, und sie gleichten mehr halbverwesten Körpern, als lebenden Personen. Allein, anstat über ihren Zustand gerührt zu scheinen, so bedienten sie sich dessen nur dazu, ihnen zu sagen, daß man sie in diese schreckensvolle Oerter wieder bringen würde, wenn sie nicht catholisch werden wolten. An vielen Oertern gieng man noch weiter; und um die Standhaftigkeit der Gefangenen bis aufs äusserste zu prüfen, so that man ihnen eben die Gewaltthätigkeiten an, die die Soldaten an ihnen würden haben ausüben können. Man blies ihnen stinkenden Rauch in ihre Gefängnisse, und warf Mist und andern Unflat hinein. Man zog sie aus denselben wieder heraus und verbrante ihnen die Füsse, schmiß sie in die Höhe, zwang sie zu gehen, peitschte sie und zerschlug sie oft mit Stockschlägen.

§. 98.

Der Adel wurde nicht besser gehalten. Man übte zwar nicht schlechterdings eben dieselben Gewaltthätigkeiten wider die Edelleute aus: man unterlies aber doch nicht, sie von einem Gefängniß zum andern zu schleppen und sie in die unbequemsten und heßlichsten Oerter zu bringen. Nur die, welche durch ihre Verwandtschaften oder durch ein seltenes Verdienst sich einiges Ansehen in der Welt erworben hatten, bekamen manchmal ein erträglicheres Gefängniß; oder diejenigen, welche in die Hände eines Gouverneurs von einer Citadelle oder einem Schlosse gekommen waren, der leutselig und höflich war, konten sich zur Nothdurft Feuer und Licht geben lassen. Man versagte ihnen alle Bücher, deren Lesung sie zu unterrichten, sie zu trösten oder sie zu stärken vermögend war; und wenn man ihnen ja erlaubte,

in einem Neuen Testamente zu lesen, so nahm man sich doch sehr in Acht, ihnen eine solche Uebersetzung zu geben, die von den Jesuiten nicht war gebilliget worden. Wenn es schien, daß sie die Gefangenschaft durch einen langen Aufenthalt gewohnt wurden, so brachte man sie an einen fremden Ort hin, um die Maasregeln zu vernichten, die die müßige Zeit ihnen eingegeben hatte, mit ihren Freunden eine Correspondenz zu führen und von ihnen geheimen Trost zu erlangen. Sie fanden in der That tausend Mittel zum Umgange mit ihren Freunden, die alle Vorsicht und Behutsamkeit ihrer Stockmeister nicht vorhersehen noch verhüten konte. Diejenigen, welche sich in einer solchen Gefangenschaft befanden, durchbohrten den Boden oder die Mauren; redeten durch die Caminröhren mit einander; schrieben ihre Namen auf Teller, deren sie sich bedienten, und stachen einige Ziffern oder Wörter darauf, die sie aus trostreichen Stellen der heiligen Schrift nahmen: und da dieses Tischgeschir mit der Zeit von einem Zimmer zum andern und von einem Gefängnisse ins andere kam, so nahmen sie aus den Namen und Zeichen, die sie darauf gestochen fanden, ab, welches die Gefährten ihrer Gefangenschaft und ihrer Prüfungen waren.

§. 99.

Es ist unleugbar, daß viele vornehme Personen bey dieser wichtigen Gelegenheit grosse Beyspiele der Herzhaftigkeit von sich gaben. Viele von denen, die durch die Heftigkeit der Versuchungen unterliegen mußten, erhoben sich mit Ruhm, und sind nachher aus dem Königreiche gegangen: aber auch viele hielten alle Arten der Widerwärtigkeiten mit einer unerschrockenen Standhaftigkeit aus. Fast keinem wiederfuhr Gnade; und so angelegentlich auch viele um die Freyheit baten, sich mit dem Beding wegbegeben zu dürfen, nichts mit sich zu nehmen, so erlaubte man es doch sehr wenigen. Die Prinzeßin von Tarento hatte kaum diese Gnade erhalten, ob sie gleich eine auswertige Prinzeßin war, die durch das Ansehen des durchlauchtigen Heßischen Hauses unterstützet wurde. Der

Mar-

Marschal von Schomberg erhielt es unter sehr schweren Bedingungen. Man setzte die Zahl derer, die er als Bediente mitführen konte, fest, und die Officier, die das Schif, worin er sich einschifte, durchsuchten, sahen darauf sehr genau. Portugal wurde ihm als der Ort bestimt, wo es ihm erlaubt war, zu wohnen; und hiedurch ward ihm also dieses Land, wo er durch so viele Siege bekant war, vielmehr zu einem Exilio als zu einem Orte seiner Zuflucht und Rettung gemacht. Die Strenge der Inquisition nöthigte ihn, sich wieder daraus wegzubegeben und nach Brandenburg zu fliehen, wo er mit den ansehnlichsten Ehrenstellen beehret wurde. Einige Zeit nachher aber gieng er in die Dienste des Königes Wilhelms, und wurde in Irrland getödtet, nachdem er zum Siege der berühmten Schlacht beym Flus Boyne, die Jacob II aus diesem Lande vertrieb, wo ihn Frankreich zu behaupten unternommen hatte, vieles beygetragen. Die Gemahlin dieses Helden, eine grosmüthige und sehr gottesfürchtige Dame, war einige Zeit vorher gestorben. Ich habe schon oben erwehnet, mit welchen Bedingungen man der Gräfin von Roye erlaubte, sich zu ihrem Gemahl begeben zu dürfen. Eben die Puncte muste auch die Marquisin von Gouvernet beobachten, die eine verheyrathete Tochter in England hatte. Der Marquis von Ruvigni bediente sich aller Wohlgewogenheit des Königes und alles Ansehens, das er bey den Ministern hatte, um die Erlaubniß zu erhalten, sich mit seiner Familie nach England zu begeben. Gegen keinen andern war man auf eine gleiche Art gnädig gesint: selbst der Marquis du Quesne, ein achtzigjähriger Greis, der sich durch seine langen und glorwürdigen Dienste vielen Ruhm erworben hatte, und unter dessen Befehlen die Französische Flotte jederman furchtbar geworden war, konte nicht die Freyheit erlangen, seine Tage in einem protestantischen Lande zu endigen. Man erlaubte ihm nur mit der Versicherung zu Paris zu bleiben, daß man ihn wegen der Religion nicht beunruhigen würde. Die Politik hatte an dieser Gnade

nicht

mehr Theil als die Wohlgewogenheit. Man verstattete ihm nicht, aus Frankreich zu gehen, weil man befürchtete, daß er die Auswärtigen von dem Zustande der Marine unterrichten würde, deren Schwäche und Mängel ihm so gut als deren Stärke bekant war: und man lies ihm die Freyheit seines Gewissens, damit man ihn nicht so weit brächte, daß er durch List entflöhe, wenn man ihm mit einiger Gewalt drohete. Die Tochter des berühmten Salmasius, ob sie gleich in Holland geboren worden war, und die durch grosse Empfelungen unterstützet wurde, eine Anverwandtin des Bischofs zu Meaux, der für sie sorgte, und die in ihrer Religion so standhaft war, als man es nur von ihr verlangen konte, genoß erst nach vielen Verfolgungen diese Begnadigung; und man bediente sich tausend betrüglicher Griffe, um ihr den Vortheil ihrer auswärtigen Geburt zu vernichten, wovon das Privilegium in diesem Fall von von grosser Wichtigkeit war.

§. 100.

Doch nur mit dieser geringen Anzahl wurde einigermassen gelinder umgegangen. Dem ganzen übrigen Theil des Adels wurde mit einer gleichen Gewaltthätigkeit begegnet, geplündert, ins Elend verwiesen, gefangen gesetzt, und von einem Loche zum andern geschlept. Es war eine grosse Menge Edelleute, die die Religion über alles liebten, und die weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen, weder durch die gänzliche Zerstreuung ihrer Güter, noch durch die Gefangenschaft wankend gemacht werden konten. Vergebens versuchte man, sie durch Unterricht oder durch Unterredungen, vergebens durch Wegführen aus einem Gefängniß ins andere, vergebens durch List und Bosheit der Mönche, zu denen man sie brachte, um diese ungestümen Bekehrer beständig um sich zu haben, zu einer Aenderung in der Religion zu bringen. Sie überwanden alles mit einem recht edelmüthigen Eifer, und beschämeten diejenigen, die sich aus Zaghaftigkeit ergaben, ob sie gleich lange nicht so viel ausgestanden hatten, als sie. Jede Provinz

vinz konte gewiß ein oder mehrere Beyspiele dieser Standhaftigkeit aufzeigen: man muß aber auch gestehen, daß der Adel von Poitu sich vor dem übrigen in Frankreich besonders hervorthat. Er gab die schönsten Exempel von sich, und in einer weit grössern Anzahl, als alle andere Provinzen. Einige Frauen ahmeten ihren Männern, und die Kinder ihren Vätern und Müttern nach. Es war fast kein Gefängniß, worin sich nicht ein Edelmann von Poitu befand; noch ein Kloster, wo nicht vornehme Frauen oder Töchter aus dieser Provinz waren. Die angesehensten Personen zu Paris erduldeten alles mit einem gleichen Muthe: und ich habe schon von vielen Edelleuten aus dem Gebiete von Montauban geredet, die eben solche Herzhaftigkeit ablegten. Die Marquis von Thors, von Langey, von Villareau, von Loire, von Parai; der Graf von Aunai; die Herren von Marconnai, von Monroi, von Dezansdi, von Guimeniere, von Isle du Gast, von Juigné, von Origni, von Moe, des Reaux, von Orval, von Rochelaugerie, von Largere, von Grigoconniere, von St. Gemme, von Lizardiere, von Roches Cremahé, von Passage Voutron, von Isle sein Bruder, von Voutron, sein Blutsfreund und mehrere andre, verdienen vorzüglich bekant gemacht zu werden. La Chesnaye Boisragon, ein junger Edelmann von achtzehn Jahren, lies mehr Verstand und Gottesfurcht von sich blicken, als einer der ältesten. Ein Edelmann von eben dem Alter, Namens von Laime, aus Peu, hielt zu Saar-louis mit einem grossen Muthe eine lange Gefangenschaft aus, und starb endlich vor Beschwerlichkeit und Elend darin. Er mußte sich hauptsächlich wider seine eigene Mutter vertheidigen, die ihn unzähligemal versuchte, und ihm seine Standhaftigkeit ekelhaft zu machen suchte. Die Familie von Berintzhen erhielt sich fast gänzlich in ihrer Herzhaftigkeit. Der Vater, die Mutter, die Söhne, die verheyratheten und noch unversorgten Töchter bezeigten sich gleich muthig und unerschrocken, und besonders die Herzogin von la Force, die

der

der Schmerz, von dem Herzoge, ihrem Gemahl, getrennet, ihrer Kinder beraubt, von allen ihren Anverwandten entfernt, in verschiedenen Gefängnissen nach und nach, ohne Hülfe, ohne Gesellschaft und fast sieben Jahr hindurch, eingeschlossen zu seyn, zu überwältigen nicht vermögend gewesen ist. Die Fräuleins von la Moussaye, von la Suse, von Dansau, von Courcillon ihrer Schwester, von Peyni, von Loire, von Witenvall, von Mongommerie, die vier Schwestern des Marquis von Villarnou und viele andere, gaben Beyspiele einer Standhaftigkeit, die ewig gelobet zu werden verdienet. Die Dame Hedouin von Rochelle, eine achtzigjährige Frau, die Witwe eines catholischen Edelmanns, die einen Sohn hatte, der ein Jesuit war, muß hier nicht vergessen werden. Weder der Verdruß, in ihrem Alter in einem Kloster eingesteckt zu seyn, noch die Kunstgriffe ihres Sohnes, konten sie verhindern, bis an das Ende ihres Lebens standhaft zu seyn.

§. 101.

Wir würden noch eine grössere Anzahl von solchen haben anführen können, die eben die Lobeserhebungen verdienen, als die, deren ich Erwehnung gethan habe; allein, viele davon sind durch die Bescheidenheit, sich berühmt zu machen, und andre durch die Furcht, daß ihr Name denen aus ihrer Familie, die sie in Elend und Armuth zurück gelassen haben, nachtheilig seyn möchte, zurück gehalten worden. Ich kan aber nicht vergessen, daß der gröste Theil derer, die in die Klöster waren gebracht worden, eine ungemein grosse Unwissenheit darin beobachteten. Vornemlich sahe man in den Häusern der Nonnen die Protestanten als Leute an, die an Jesum Christum nicht glaubten, oder die zu GOtt nicht beteten, oder die Calvinum und Lutherum anruften. Andre hielten sie für Juden, die sich entweder beschneiden liessen oder die kein Schweinefleisch assen. Doch diesen armen Nonnen wurde bald ihr Irrthum benommen; und da sie in diesen Personen, die ihnen zur Aufsicht waren gegeben worden, viel Gottesfurcht,

Un-

Unschuld und Einsicht bemerkten, so giengen sie mit ihnen gelinder und zärtlicher um. Die meisten von denen, die in diesen Häusern gewesen sind, haben bezeuget, daß ihnen darin sehr leutselig ist begegnet worden. Nichtsdestoweniger waren an einigen Orten Klöster, die den Frauenspersonen, die man darin eingeschlossen hatte, eben so fürchterlich waren, als die Gefängnisse und Löcher für die Mannspersonen. Die Witwe des Mondut, eine angesehene Frau aus Oberguienne, ward eine der unglücklichsten. Sie nahm die strafbare Vertraulichkeit einer Nonne mit einem Mönche, der die ganze Nacht fast bey ihr zubrachte, wahr, und sie konte sich nicht enthalten, der Aebtißin davon Nachricht zu geben. Dieses entdeckte Geheimniß zog ihr die grausamsten Verfolgungen zu, und man gieng mit ihr so grausam um, daß man dem Bericht, den sie darüber selbst aufgesetzet hat, kaum Glauben zufügen kan. Man glaubte nicht, daß sie in dem Zustande, worin sie war, als sie in Freiheit gesetzt wurde, noch leben könte; allein die Freude, wieder bey ihrer Mutter, einer sehr alten Frau, zu seyn, die nach einer zweyjährigen Trennung erstaunlich vieles ausgestanden hatte; diese Freude, sage ich, wozu noch die Munterkeit ihres Temperaments kam, stelte sie nach einer kurzen Zeit zu einem volkommenen Gesundheitszustande wieder her. Ein Fräulein von Castelnau aus la Force, eine Schwester des Marquis von Mompouillan, die zu Bayonne in einem Kloster war, wurde darin so eingeschränkt gehalten, daß sie mit keiner Person von aussen Gemeinschaft haben konte. Sie starb endlich an diesem Orte, und man sprengete so gleich aus, daß sie sich bekehret hätte. Da aber dieses kluge Frauenzimmer vorhergesehen hatte, was man von ihr sagen könte, so hatte sie ihr Bekentniß mit eigener Hand aufgesetzt, um der Wirkung dieser Arglist vorzukommen, und es in ein Kästgen gelegt, worin sie ihre besten Sachen zu bewahren pflegte. Einige Zeit vor ihrem Tode bat sie die Aebtißin, dieses Kästgen einer ihrer Anverwandtinnen zustellen zu lassen; die Aebtißin versprach es

aus-

auszurichten und that es auch wirklich nachher. Als diese Anverwandtin auf diese Art das Bekentniß dieser vorsichtigen Fräulein zu sehen bekam, so machte sie es jedwedem bekant, und vernichtete dadurch die Verleumdung, die man ihrem Andenken aufbürdete. Die Dame von Chateauneuf Marconnai war weit glücklicher. Sie wurde in einem Kloster, worein man sie gebracht hatte, und woraus ihr nicht eher, als nach acht Jahren zu gehen erlaubt war, mit Höflichkeiten und Schmeicheleyen überhäuft.

§. 102.

Obgleich das, was ich von der Begegnung gegen die Gefangenen gesagt habe, von einer grossen Grausamkeit der Bekehrer zeuget, so habe ich demohnerachtet noch nicht diese Materie erschöpft, und ich werde derselben wieder Erwehnung thun, wenn ich zuvor von der Entfliehung einer unzählichen Menge Menschen, die die Verfolgung aus dem Königreiche trieb, werde geredet haben. Indem ich aber hierauf meine Aufmerksamkeit richte, so will ich einige Anmerkungen über die Verheerungen, die die Truppen im ganzen Königreiche anrichteten, hinzufügen. Die kostbarsten Geräthe, die entweder die reichen Kaufleute oder die Standespersonen besassen, scheueten sie sich nicht, zu verderben. Ihre Pferde führeten sie nur in die Staatszimmer. Sie machten ihnen aus Ballen von Leinewand, von Baumwolle oder Seide, wenn sie welche in den Häusern fanden, die Streu; und öfters liessen sie sich aus einem tollen Uebermuthe die feinste Leinewand und holländischen Tücher geben, um damit ihre Pferde zu bedecken. Ich habe an einem andern Orte schon gesagt, daß sie alles raubten, verkauften und verwüsteten: ich muß aber auch hier bemerken, daß sie sogar Befehl hatten, die Häuser der vorgegebenen Halsstarrigen niederzureissen. Dis wurde in allen Provinzen, in den Städten und auf dem Lande volzogen. Das Haus des Lescun zu Tonneins, und des Chatelains zu Villiers le Bel, nahe bey Paris, wurden zerstöret.

Man

Man übte diese Gewaltthätigkeiten wider die Protestanten, seitdem sie anfiengen geheime Versamlungen zu halten, nicht nur an den Häusern derer aus, die sie aufgenommen hatten und die ihnen günstig waren; sondern auch an den Wohnungen solcher Personen, die kein anderes Uebel begangen hatten, als daß sie nicht in die Messe gehen wollen. In der Grafschaft Armagnac begieng man an vielen Edelleuten diese Ungerechtigkeit. Mit Niederreissung der Dächer, des Zimmerholzes, und mit Zerstörung der Boden und der Zimmer fieng man an, und endlich riß man die Mauren gänzlich um, und die Häuser wurden bis auf den Grund verheeret. Die Materialien verkaufte man nachher unter dem Vorwande, die Soldaten oder die Officier davon zu bezahlen, die darin in Quartier gelegen hatten. Und wenn dieses zur Befriedigung des Geitzes dieser Strassenräuber noch nicht hinreichend war, so zog man ein Stück Landes oder ein Haus ein und bestätigte es in den Gerichten so bald als möglich, damit der Besitzer dabey gesichert wäre. An denjenigen Orten, wo die Edelleute Holzungen, Gärten, oder mit schönen Bäumen besetzte Alleen hatten, verheerete man alles ohne viele Umstände; und da man sie gleichsam als Staatsverbrecher ansahe, so machte man das meiste der Erde gleich, um den Eigenthümern noch mehr Schaden zuzufügen. Mit den Oertern, die um Paris herumlagen, gieng man unter den Augen des Hofes nicht besser um. Selbst auf die prinzlichen Güter legte man Truppen, die nach ihrem Willen daselbst hausen durften. Der Prinz von Conde sahe, so zu reden, aus den Fenstern seines Schlosses zu Chantilli, wie seine Unterthanen geplündert, ihre Häuser verheeret und sie auf eine sehr harte Art in Gefängnisse geschlept wurden. Man versichert, daß die Soldaten oder andere Räuber, die sich unter dem Namen der Dragoner verbargen, aus dem einzigen Dorfe Villiers le Bel mehr als zweyhundert Wagen voll Geräthe mit weggeführet haben, ohne das mitzurechnen, was man verbrante, oder was man, als zur Fortbringung untaugliche Sachen, zerbrach. Dis erinnert mich, im Vor-

bengehen zu bemerken, daß sich die Bauern oft, um an diesen Plünderungen mit Antheil zu nehmen, in Dragoner verkleideten, und ärger wüteten als die Dragoner selbst, damit man den Begrif dieses erschrecklichen Namens desto volkommener machen möchte. Ich darf aber auch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß an einigen Orten die Privatpersonen die Befehle der Obrigkeit nicht achteten, um nur Gewaltthätigkeiten zu begehen. Der Religionseifer entschuldigte alles. Vergehungen, die des Galgens würdig waren, waren erlaubet, wenn man sie nur mit dem Namen der Bekehrungen bedeckte. Der Castellan von Turenne, der auch zugleich ein Officier des Herzogs von Bouillon war, bewafnete aus eigener Macht die Bauern dieser Herschaft, lies die Glocken der Protestanten wegen läuten, schickte Wachen in die Häuser, ordnete die Plünderungen an, lies die Häuser abdecken, und verschonete weder der Adelichen noch der Bürgerlichen, weder der Männer noch Frauenspersonen, um sich durch die Bekehrung der Protestanten in dieser Vicomté, die von einem ziemlichen Umfang ist, berühmt zu machen. Ich will hier noch anführen, daß das schöne Haus des Parlamentsraths Misson, das nahe bey Paris lag, eben so wenig, wie die andern, verschonet wurde. Die Dragoner verheereten darin die Bäume eines vortreflichen Gartens, und giengen mit allen andern Zierrathen, die man zur Schönheit eines Lusthauses mit vieler Mühe angeschaft hatte, auf eine schändliche Art um.

§. 103.

Kein Ort im ganzen Königreiche, ausser Paris, war von den Einquartierungen der Truppen befreyet. Man unterstand sich nicht, sie an einen Ort zu führen, wo sie mehr Unordnung anrichten konten, als sie solten; und wo der Pöbel, der das Haus eines Ketzers durch die Soldaten plündern sahe, befürchten muste, daß auch ein gleiches mit den Häusern der Catholiken geschehen würde. Doch den Protestanten begegnete man in dieser Hauptstadt nicht besser. Mit einem unglaublichen Betrug, den man ihnen vier und zwan-

zwanzig Stunden vor der Regjstrirung des Edicts zu spielen suchte, fieng man an, um sie zu hintergehen und sie zu überreden, daß sie catholisch geworden wären, ohne daran gedacht zu haben. Da die Kirche zu Paris bey den übrigen in grossem Ansehen stund, so zweifelte man nicht, daß, wenn man sie durch List zu einem äusserlichen Schein der Bekehrung bringen könte, ihr Beyspiel alle die, die in den Provinzen noch etwas bedeuteten, nach sich ziehen würde. Man hatte wahrgenommen, daß das Nachgeben der Kirche zu Montaubon bey vielen andern zum Vorwande gedienet hatte, und daß die zahlreichsten und angesehensten nach dem Fall dieser so wichtigen Stadt den Muth verlohren hatten. Man schloß also hieraus, daß, wenn man die Kirche zu Paris zu etwas gleichem bringen könte, man einen grössern Bewegungsgrund haben würde, zu hoffen, daß die übrigen ihr nachahmen würden. Weil man aber glaubte, daß man weder ihre Prediger und vornehmlich den unerbitlichen Claude, noch die Vornehmsten des Consistorii, noch die Häupter der Familie, die grosses Ansehen und viele Anhänger hatten, dazu bringen würde: so versuchte man, durch eine heßliche Bosheit dazu zu gelangen. Obgleich das Edict so weit fertig war, daß es nur dem Parlament übergeben zu werden brauchte: so lies man doch den Sonnabend verstreichen, ohne es niederschreiben zu lassen; und des Abends benachrichtigte man die Protestanten, daß sie sich, wie gewöhnlich, zu Charenton versamlen könten; daß sie nichts zu befürchten hätten, obgleich das Widerrufungsedict untersieget, aber doch noch nicht einregistriret wäre; daß man hinlängliche Befehle geben würde, zu verhindern, daß das gemeine Volk nichts erführe; und daß die Protestanten bey ihrer Her- und Zurückkunft mit Wache bedeckt seyn würden, um sie vor allen Arten der Gewaltthätigkeiten zu schützen. Diese Behutsamkeit war dem Claude verdächtig, der auch so gleich erklärte, daß diese Zeichen der Wohlgewogenheit, die von öffentlichen Feinden gegeben würden, welche schon seit langer Zeit die Grenzen der Gerechtigkeit und des Wohlstandes überschritten hät-

hätten, einen gefährlichen Fallstrick verborgen halten müßten; und er wurde auch bald nachher durch eine geheime Nachricht, die ihm zugeschickt wurde, in dieser Meinung bestärket, daß die Clerisey unter dem Schein der Beschützung das Vorhaben einer schändlichen Untreue versteckt hielt; daß man, während daß die Protestanten versamlet seyn würden, die Häscher und Soldaten, die an den Eingängen und um die Kirche, unter dem Vorwande ihrer Sicherheit, stehen solten, anrücken lassen würde; daß sie die Thore des Klosters und der Kirche besetzen solten; daß viele Geistliche, die hiezu besonders ausgesucht wären und wovon das Haupt der Erzbischof von Paris und der Bischof von Meaux sey, die sich zu dem Ende des Morgens sehr früh nach Conflans zu dem Lusthause des Erzbischofs, das vor den Thoren von Charenton läge, begeben solten, sich dem Volke zeigen würden; daß einer dieser Prälaten, von dem Policeylieutenant, der ihm die Volmacht dazu geben solte, begleitet, auf die Kanzel oder einen erhöheten Orte steigen würde; daß er ohne viele Umstände in Gegenwart des Volks, der Kezerey Absolution ertheilen würde; und daß man, um dazu einen wahrscheinlichen Vorwand zu haben, in der Kirche bestochene Leute und selbst Catholiken finden würde, die, indem sie den Protestanten nachahmeten, so gleich Vereinigung ausrufen solten, so bald sie den Prälaten reden höreten. Diese Nachricht, die noch zu rechter Zeit kam, brachte Claude zu dem Entschluß, daß er der Wirkung dieser List dadurch zuvorkommen müßte, daß er den morgenden Tag nicht erwartete; und daß er allen denen, so viel nur möglich, benachrichtigen lassen müßte, nicht nach Charenton zu gehen. Hierauf besetzte man alle Oerter mit Kirchhütern, wo die Protestanten ihren ordentlichen Weg zu nehmen pflegten, und alle Zugänge mit Fußwächtern; und wies auf diese Weise die meisten wieder zurück, die sehr niedergeschlagen waren, die Gelegenheit verloren zu haben, die blosse Predigt, der sie mit Lebensgefahr beyzuwohnen hoften, zu hören. Viele giengen zu den Aeltesten in ihrem Viertheil und zu den Predigern selbst; baten

ten sie thränend um eine Predigt, die sie vielleicht zum leztenmal hören würden; bemüheten sich, sie zur Ehrbegierde und zur Gottesfurcht aufzumuntern; beschuldigten sie, daß ihr Eifer erlösche: sie konten aber dadurch nichts als gemeine Antworten erlangen, durch die man versicherte, daß man gegründete Ursachen hätte, das zu thun, was man thäte. Nichtsdestoweniger schrieb man einigen von den Aeltesten und Predigern, denen selbst das Geheimniß dieser Aufführung unbekant war, eine Zaghaftigkeit zu, die ihre Collegen eingenommen hätte. Da diejenigen aber, denen man berichtet hatte, daß nicht geprediget werden würde, oder die dieser Nachricht ungeachtet nicht unterlassen hatten, nach Charenton zu gehen, um den Verlust ihres Tempels zu beweinen, oder ihn, so zu reden, noch einmal zu begrüssen, nach ihrer Zurückkunft berichtet hatten, daß sie die Wege und Zugänge voll bewafneter Leute, und zwar in einer solchen Menge, als man zur Besetzung der Pässe niemals brauchte, und voll Priester und Mönche gefunden hätten, aus deren Mienen man urtheilen könte, daß sie aus keiner blossen Neubegierde hieher kämen: so fieng man an zu muthmassen, daß das Consistorium geheime Ursachen gehabt hätte, den Gottesdienst einstellen zu lassen; und nach einiger Zeit, da jeder seinem Freunde dasjenige anvertrauete, was er davon wußte, wurde die Warheit fast allen bekant. Der Erzbischof von Paris, dem diese Sache von einigen Personen als ein für die Bischöfe unanständiger Betrug erzählet wurde, bekante sie selbst, und bemühete sich, sie zu entschuldigen; indem er vorgab, daß man geurtheilet hätte, daß es das kürzeste und leichteste Mittel wäre, die Einwohner zu Paris der Bemühungen zu überheben, die man an allen Orten mit den Protestanten hätte, um sie zum Gehorsam zu bringen. Indessen wurden die Stifter dieser schändlichen List durch die Vernichtung ihres Projects sehr bestürzt gemacht; und um sich an dem Claude zu rächen, den man als den Urheber des Anschlags, der diese Maasregeln zu Grunde gerichtet hatte, ansahe, so wirkte man einen besondern königlichen Befehl aus, wodurch er innerhalb

nerhalb vier und zwanzig Stunden aus Paris und aus dem Königreiche, ohne sich an einem Orte aufzuhalten, gehen solte; und damit man gesichert seyn möchte, daß er sich nicht in ein verborgenes Haus begeben möchte, so gab man ihm einen königlichen Bedienten mit, der ihn mit noch ziemlicher Höflichkeit bis nach Brüssel brachte. Seine Collegen hatten nur zweymal vier und zwanzig Stunden Zeit, sich zu ihrer Flucht zu bereiten, und man spielte ihnen tausend betrügliche Griffe, ehe man sie gehen lies. Da Allix ein junges Frauenzimmer geheyrathet hatte, die weit jünger aussahe als sie wirklich war, und folglich für ihn noch zu jung zu seyn schien: so glaubte man, daß sie seine Tochter oder seine Schwester sey, und man wolte sie also unter diesem Vorwande zurück behalten; und man machte auch wegen ihrer Loslassung viele Schwierigkeit, bis er den Taufschein seiner Frau und seinen Heyrathscontract vorzeigte. Auf diesen fehlgeschlagenen Streich folgte ein neuer Betrug, den die Commission den vornehmsten Capitalisten und angesehensten Kaufleuten machte. Man gab ihnen, wie ich schon oben dessen Erwehnung gethan habe, Versicherung, daß sie ihren Handel wie zuvor fortsetzen könten, und daß sie weder in Ansehung ihrer noch ihrer Familien nichts zu befürchten hätten. Unterdessen verbot man denen, die Mitglieder des Consistorii zu Charenton gewesen waren, sich fernerhin der Armuth anzunehmen: und zu gleicher Zeit giengen die Commissarien in die Häuser dieser Armen und versicherten sie, daß man für sie Sorge tragen würde, wenn sie catholisch werden wolten; daß sie aber eine harte und strenge Begegnung zu erwarten hätten, wenn sie dem königlichen Willen nicht gehorchten. Diese Elende, die nichts mehr zu leben hatten, und die in der kläglichen Verwirrung, worin das ganze Königreich war, nicht wußten, an wen sie sich halten solten, um Unterhalt zu bekommen, wurden meistentheils von dieser Prüfung überwunden. Diejenigen, die sich standhaft bewiesen, warf man in Gefängnisse, wo man sie einige Tage hindurch mit Brodt und Wasser ernährete: blos aus der Absicht, sie nicht

gänz-

gänzlich umkommen zu lassen. Diese Verfolgung siegte fast über alle. Den Künstlern begegnete man auf gleiche Art: sie wurden von den Commissarien besuchet; sie bekamen von ihnen viele Schmeicheleyen, um sie zu gewinnen; man bedrohete sie, um ihnen Furcht einzujagen; und da die meisten von ihrer Arbeit nicht leben konten, so zwang sie die Liebe, die sie zu ihren Familien hatten, sich zu unterwerfen. Demohnerachtet wagten es fast alle, sich wieder zu erheben und Mittel ausfündig zu machen, in fremde Länder zu fliehen; da aber viele das Unglück hatten, angehalten zu werden, so wurden sie in verschiedene Gefängnisse gebracht, wo sie eben die Martern ausstehen musten, die schon so viel andre erduldet hatten. Die Kaufleute und die wohlhabenden Bürger nahm man auf eine andere Art gefangen. Man lies sie bey dem Marquis von Seignelai, wo auch der Generalprocurator und die Commißion zugegen waren, zusammen kommen. Man hielt mit ihnen eine weitläuftige Unterredung, um sie zu nöthigen, eine Vereinigungsacte, die man ihnen vorlegte, zu unterschreiben. Man rühmte ihnen die Wohlgewogenheit und Achtung, womit sie der König beehrete. Man versprach ihnen, sich zu bemühen, die Mißbräuche, die ihnen so viel Schwierigkeiten verursachten, abzuschaffen; und vornehmlich auf die Wiederherstellung des Kelches bey der Begehung des heiligen Abendmals bedacht zu seyn. Man fügte wider die, die in der Standhaftigkeit Ruhm suchen würden, Drohungen hinzu. Der gröste Theil inzwischen machte viele Schwierigkeiten, nachzugeben: und da sie sich nach einem langen Streit wegbegeben wolten, so hielt man sie mit Gewalt auf; man sprach mit ihnen aus einem ganz andern Tone und bedrohete sie mit einem so gewaltsamen Verfahren, daß fast alle zu der Unterschreibung schritten, um nur die Freyheit zu erlangen, daß sie weggehen durften. Es sind aber nachher sehr wenige gewesen, die nicht diesen Fehler durch eine öffentliche Reue verbessert hätten, und viele haben so gar Mittel gefunden, ihre Sachen und ihre Familien aus dem Königreiche zu schaffen.

§. 104.

Die Aeltesten zu Charenton waren die angesehensten Protestanten zu Paris. Man wolte sie wie die andern überwinden; allein viele davon konten durch nichts wankend gemacht werden. Einige, die man als standhafte und verständige Personen angesehen hatte, wurden bey den ersten Angriffen muthlos; die andern aber übertrafen alles. Und unter diesen leztern waren besonders Beringhen, von dem ich schon geredet habe, Massanes, S. Leger, Masclari, Hamonnet und einige andere. Weder das Gefängniß, noch das Kloster, noch das Exilium, konten sie zaghaft machen: ob man gleich die unbequemsten Oerter ausgesucht hatte, wo sie den wenigsten Beystand von Personen ihrer Religion erwarten konten. Um ihnen aber das Elend noch erschrecklicher zu machen, so schickte man in die Häuser, wo sie wohneten, Dragoner: und während daß man an einem andern Orte mit ihren Gütern hausete, so quälete man sie selbst durch die verhaßte Geselschaft dieser Bösewichter. Massanes, der sich zu Baujenci aufhielt und der mit dem Podagra überaus beschweret war, mußte in seinem Zimmer eine Wache dulten, die ihm tausend Beschimpfungen anthat; und kaum konte er, in Ansehung seiner grossen Schmerzen, seines hohen Alters, seiner persönlichen Verdienste und seiner langen Lebenszeit, die er vor den Kanzlern und den vornehmsten Staatsministern ohne Tadel zugebracht hatte, die Gnade erhalten, daß man ihn von diesen groben Leuten befreyete. Als Hammonet zu Mayenne, einer Stadt, worin sich ein Hugonotte ohne Lebensgefahr nicht zu erkennen geben durfte, einen catholischen Freund angetroffen hatte, der ihm sein Haus anbot, so bekam er in diesem fremden Hause von den Dragonern Einquartirung. Man schickte öfters vor die Thüren der Klöster, worein man Frauenspersonen gesezt hatte, Soldaten; und obwol man ihnen nicht erlaubte, dieses heilige Klosterleben, für welches die Catholiken sehr viel Ehrerbietung haben, zu beschimpfen, so konten sie doch in den Gesprächsaal gehen und die heßlichsten und got-

teslästerlichen Redensarten ausstossen, um nur diesen Frauens-personen recht lebhaft vorzustellen, wie schrecklich es sey, in die Hände dieser Ungeheuer zu fallen.

§. 105.

Ich schliesse das bisherige mit zwey Anmerkungen. Die erste ist, daß unter der grossen Anzahl von Menschen, die im Königreich vermögend waren, sich zu vertheidigen, mir nicht bekant ist, daß es jemand öffentlich solte gethan haben, ausser ein Kaufmann zu Poitiers Rou, ein Bruder von dem, dessen ich an einem andern Orte gedacht habe. Zwey Dragoner, die bey ihm einquartieret waren und die bisher mit ihm noch ziemlich höflich umgegangen, thaten ihm, da er sich noch mit seiner Frau im Bette befand, allerhand Beschimpfungen an. Er fiel über sie her und bemächtigte sich ihrer beyden Degen mit einer solchen Stärke, daß die Dragoner sie ihm nicht wieder entreissen konten. Er prügelte sie alle beyde, mit Hülfe seiner Frau, die einen am Halse fest hielt, nach seinem Gefallen durch. Anstatt daß der Commandant aber über diesen ungleichen Streit hätte Mitleiden haben und seine Dragoner sich wegbegeben lassen sollen, so lies er den Rou fast halbtodt prügeln und nachher noch gerichtliche Untersuchung wider ihn anstellen, als ob er ein grosses Verbrechen begangen hätte. Man schmiß ihn in einem Zustande, wo er sich weder seiner Füsse noch Hände bedienen konte, in ein Gefängniß, worin er lange Zeit zubrachte. Nachher begab er sich aber, da er wegen dieser Gewaltthätigkeiten weder Gerechtigkeit erlangen, noch einen Ort, wo er ruhig leben konte, finden konte, aus dem Königreiche. Man bemerkte, daß sich während der parisischen Bluthochzeit unter allen getödteten tapfern Leuten nur ein Advocat und ein anderer Mensch befand, die mit Waffen in den Händen starben. Es wird vielleicht noch bewundernswürdiger seyn, daß unter so viel tausend Personen, die durch die Soldaten ohne Vorwand geschändet worden waren, fast kein einziger war, der sich zu vertheidigen unterstanden hätte.

§. 106.

Die andre Anmerkung ist diese: daß, obgleich die Grausamkeit algemein, und durch das Beyspiel und durch die Befehle der Personen, die die andern an sich zu ziehen gewohnt waren, autorisiret war, es nichtsdestoweniger mitleidige Catholiken und selbst Dragoner gab, die nicht alle Menschlichkeit von sich verbannet hatten. Der Stockmeister des Hospitals zu Paris, der anfänglich gegen ein Frauenzimmer, das man ihm zur Verwahrung übergeben hatte, sehr hart gewesen war, wurde nach und nach erweicht und erzeigte ihr endlich viele Gefälligkeiten, die ihr die Gefangenschaft sehr erträglich machten. Als ein catholischer Edelmann zu Vendomois sahe, daß die Obrigkeit die Beschimpfungen, die man der Witwe des l'Epineaux, von der ich schon vorher geredet habe, angethan hatte, unbestraft lies: so trat er auf ihre Seite, und lies ihrem Mörder den Proceß machen. Ein Dragoner, der in Oberguienne einer alten achtzigjährigen Dame begegnete, die auf dem Felde herumirrete und vor Hunger und Müdigkeit dem Tode sehr nahe war, entschloß sich, sie zu retten, und brachte sie auch wirklich an einen sichern Ort. Da die Witwe Poupain in ihrem Hause Soldaten hatte, die ihr viele Beleidigungen zufügten, so fiengen die verständigsten darunter an, sich über die andern zu beschweren; und als sie mit ihr eins geworden waren, so erlaubten sie ihr, sich wegbegeben zu dürfen. Eben so kluge und vernünftige Soldaten waren auch zu Mimbrelaye in einem Hause eines Edelmanns, nahe bey Thouars. Ein Officier, der eine Frau zu Rochefaucaut, die an einem auszehrenden Fieber krank lag, auf verschiedene Weise gequälet hatte, ohne sie muthlos machen zu können, wurde bey Wahrnehmung einer so grossen Standhaftigkeit bey so wenigen Leibeskräften, gerühret; und ob er gleich Befehl hatte, sie in ein Gefängniß zu bringen, so hielt er es doch für großmüthiger und menschlich gesinneter, sie in Freyheit zu setzen. Als Beauregard, ein Einwohner zu S. Antoine in der Dauphiné, Dragoner bey sich hatte, die ihn wech-

wechselsweise an dem Schlaf verhinderten, so wären doch zwey darunter, die ihn allemal, so oft die Reihe an sie kam, ruhig schlafen liessen. An andern Orten marterten sie ihre Wirthe durch das gezwungene Wachen so sehr, daß viele den Verstand davon verlohren. Es gab Leute, die sich drey und zwanzig Tage dieser Qual widersetzen konten. Andere aber erlagen schon nach drey oder vier Tagen unter dieser Probe. Die Officiers gaben hierüber ihren Soldaten so ausdrückliche Befehle, daß sie sich nicht unterstanden, sie zu unterlassen. Ich habe Aufsätze gesehen, welche bezeugen, daß man gewissen Dragonern anbefohlen habe, einen Einwohner zu Gorbigni nur drey Stunden in sechs Tagen schlafen zu lassen. Die Freundschaft der Dragoner, die sie dem Beauregard erwiesen, indem sie ihn schlafen liessen, muß also für ein grosses Zeichen der Leutseligkeit angesehen werden.

§. 107.

Indem nun das ganze Königreich in einer solchen Verwirrung war, und die Truppen, nachdem sie mit Verwüstung der mittägigen Provinzen fertig waren, die Gegend dißseits der Loire verheereten; so glaubte die Stadt Metz, einer mehrern Ruhe geniessen zu können, als die andern Provinzen Frankreichs. Und ob sie wol sahe, daß die Dragoner, so die Normandie, Isle de France, die Picardie, Champagne und die Stadt Sedan mit ihren Grausamkeiten angefüllet hatten, sich ihren Mauren mehr und mehr näherten; so machte sie sich doch auf ihre Vorrechte sehr starke Rechnung. Denn es war diese Stadt kraft des Münsterischen Friedenstractats an Frankreich mit der völligen Souverainität übergeben worden; und es war in demselben ein besonderer Artikel enthalten, daß die Religion auf dem Fuß bleiben solte, wie sie 1624 alda gewesen. Freylich war dieser Artikel bisher eben so schlecht gehalten worden, als diejenigen, welche die Vorrechte und Freyheiten dieser Stadt betrafen. Da man aber bisher nur unter der Hand daran gefrevelt; so schien es wenigstens, als ob in Ansehung der Religion und Freyheit des Gewissens keine offenbare Gewalt würde

würde gebrauchet werden. Allein, der Erfolg lehrete, daß die Uebung der protestantischen Religion daselbst eben so gewaltthätig unterdrucket wurde, als in andern Provinzen des Königreichs. Man hatte zu dem Ende sorgfältig dahin gesehen, daß das Revocationsedict zu Metz an eben dem Tage registriret werden müssen, da es in Paris geschehen. Dieses Edict wurde den 20sten October nach Metz gebracht, und den folgenden Tag hatte die Uebung der protestantischen Religion ein Ende, und man nahm die Schlüssel zu den Kirchen der Protestanten weg. Den 22sten October gieng die Registration vor sich, und an eben dem Tage machte man den Anfang, die Kirchen der Protestanten umzustürmen. Die Protestanten wurden dadurch in die äusserste Bestürzung gesetzet, man bemühete sich aber, sie mit allerley schmeichlerischen Hofnungen zu unterhalten und sie zu bereden, daß wenigstens der zwölfte Artikel des Edicts ihnen gewähret werden möchte, wenn sie sich anders in den darin vorgeschriebenen Schranken hielten. Man war nichts weniger zu thun gesonnen, als dieses. Allein, zwo Hauptursachen waren vorhanden; warum man sich wenigstens so stellen mußte, als ob man es thun wolle. Denn erstlich, so hatte die Unterdrückung der Religionsübung die Gemüther in eine gewaltige Gährung gebracht. Die Protestanten fiengen an einzupacken, und jederman glaubte, daß, da die Stadt Metz ihrer vorzüglichen Freyheiten ungeachtet, in das Revocationsedict miteingeschlossen worden, auch die Häuser der protestantischen Bürger nicht von den Dragonern befreyet bleiben würden. Man mußte sich also eines listigen Griffs bedienen, die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen, welchen die nahen Gränzen Deutschlandes und die Kentniß der Wege den Auszug leichter machte. Dazu kam zum andern, daß man nicht recht wußte, wie man es angreifen solte, einen so feierlichen Tractat, als der Münsterische war, zu durchlöchern, oder was sich etwa an den Oertern zutragen möchte, wo man noch nicht vergessen hatte, was Freyheit sey. Soll man die Warheit bekennen, so war es recht viel gewaget,

die

die Menschen in einem Lande, das erst nur halb unter dem Joch steckte, aufs äusserste zu treiben. Ueberdis hatten sich diejenigen, die aus dem Innersten des Königreichs geflüchtet waren, nach Metz begeben; und die Häufung so vieler aufs äusserste bedrängten Personen hätte sie leicht zu einer verzweiflungsvollen Unternehmung bringen können, wenn zu Metz gleich auf einmal eben die Grausamkeiten, wie anderwärts, wären verübet worden.

§. 18.

Allein, man erlies ihnen nichts von dem, was man an ihnen auszuüben sich vorgenommen. Nachdem man sie um angeführter Ursachen willen neun bis zehn Monate in einer Art der Ungewißheit gelassen hatte; so überfiel man sie mit einer drohenden Verwüstung, als sie es am wenigsten vermutheten. Den 26sten August des 1686sten Jahres kam zu den zwey Regimentern Cavallerie und drey Bataillons Infanterie, die bisher in der Stadt gelegen hatten, das Regiment Dragoner von Pryssonel, das sich um die Bekehrung der Protestanten in Languedoc, daran es aus dragonermäßigen Kräften gearbeitet, so berühmt als am Hofe verdient gemacht hatte. Sogleich wurden die Protestanten zusammen gefordert, und der Graf von Bissi, den der Commandant der Stadt, der königliche Statthalter, der Intendant und der Oberste der Dragoner begleiteten, that ihnen zu wissen, es sey des Königs Wille, daß sie die Römischcatholische Religion, wie seine übrige Unterthanen, annehmen solten. Hierauf kam es zu Thätlichkeiten. Die Soldaten wurden einquartiret; und man nahm ihnen weg, was sie etwa in den Häusern catholischer Freunde zu verbergen suchten. Einige Protestanten wurden gleich durch den ersten Anfall muthlos gemachet, und man glaubte, daß die blosse Furcht hinreichend seyn werde, die Stadt Metz zu einer Conquete der Römischen Kirche zu machen. Die Dragoner waren zu sechsen, acht und zehn in die Häuser geleget. Denen, die sich bequemeten, wurden sie abgenommen, und denen zugeleget, die bey ihrer Religion beharreten. Gegen diese wurde alles

alles versuchet, was anderwärts üblich gewesen war. Die Officiers wurden nicht bey den Soldaten einquartieret, weil man besorgte, daß ihre Gegenwart sie etwa zu einiger Mäßigung anreißen möchte. Es war aber diese Vorsichtigkeit ganz unnöthig. Die gemeinen Dragoner verstunden ihr Mißionsgeschäfte aus langer Erfahrung nur allzu gut; und die Officiers waren unter der langen Uebung der Grausamkeiten so abgehärtet, daß sie keiner Regungen der Barmherzigkeit mehr fähig waren. Sie kamen daher nur zuweilen in die Häuser, um zu sehen, ob die Dragoner auch ihr Amt getreulich verwalteten; und wenn sie ja wider Vermuthen einen Dragoner fanden, der nicht von aller Scham und Menschlichkeit sich losgesaget hatte, so wurde er als ein solcher, der durch sein Verschonen andern in ihrem Eifer hinderlich wäre, mit dem spanischen Rohr jämmerlich geprügelt. Man kan sich leicht vorstellen, was dergleichen Bewegungsgründe bey solchen Leuten gewirket, die eine viehische Natur hatten und vom Eigennuß und thierischen Trieben beseelet wurden. Man müßte das vorhergehende hier wiederholen, wenn man alles sagen wolte, was von ihnen verübet worden. Sie waren sich auch hier völlig gleich. Bald sonderten sie die Weiber von den Männern, die Kinder von den Eltern ab, damit sie sich bey deren Gegenwärtigkeit weder Muth noch Trost zusprechen könten. Bald marterte man beyde vor ihren Augen, damit ein jeglicher nicht nur seine eigene Qual, sondern auch die Marter der Gegenstände seiner Liebe und Zärtlichkeit zugleich empfinden möchte. Lästern, schlagen, brennen, tausenderley Qualen ersinnen, das war es, womit sich diese Henkersknechte beschäftigten. Sonderlich aber hat in dieser Stadt das weibliche Geschlecht viel mehr Grausamkeiten ausstehen müssen, als in andern Gegenden des Königreichs. Viele wurden in anderer Menschen Gegenwart gewaltthätig geschändet. An vielen übeten sie Schandthaten aus, die sich nicht wohl ausdrucken lassen. Nackend und bloß liessen sie dieselben in einer gezwungenen Stellung liegen, daran ehrliebende Menschen nicht ohne Grauen denken können. Ihre

viehi-

viehischen Lüste verbanden sie mit Grausamkeiten, die Zucht und Ehrbarkeit auch nur zu nennen verbietet. Es ist nicht zu leugnen, daß die meisten Personen durch diese Schandthaten, dergleichen das Heidenthum nicht aufzuweisen hat, zum Weichen gebracht wurden, und ihre Namen unter die Bekehrten aufschreiben liessen. Viele aber beharreten unveränderlich. Aus der Stadt Metz breiteten sich diese barbarische Mißhandlungen aufs Land aus; und wie man in jener weder Alter noch Geschlecht geschonet, so that man es unter dem Landvolk eben so wenig. Der Landadel hatte so wenig Ausnahme als der Bauer mit seinem Weibe und Kindern.

§. 109.

Es kam die Reihe auch an das benachbarte Elsaß; ohnerachtet dieses Land in dem Westphälischen Frieden unter der Bedingung an Frankreich abgetreten worden, daß in der Religion nichts geändert werden solte. Es ist wahr, man beobachtete hier einige Mäßigung; und man lies es anfänglich dabey, daß man nur den protestantischen Predigern einige Gränzen vorschrieb, in welchen sie sich halten solten, welches das Ansehen gab, als ob die protestantische Religion selbst unangetastet bleiben solte. Man verbot demnach so wol den Lutheranern als Reformirten, daß sie durchaus nichts lehren und predigen solten, dadurch die Zuhörer vom Beytrit zur Römischcatholischen Kirche abgehalten würden. Man untersagte ihnen, unehrerbietig von den Geheimnissen der catholischen Kirche zu sprechen. Sie solten die Glieder der Römischen Kirche nicht anders als Catholiken nennen. Sie solten weder vom Papst, noch von den andern Cardinälen und Römischen Clerisey, am allerwenigsten aber von den Jesuiten etwas nachtheiliges reden. Man bedrohete sie mit harten Strafen, wenn sie den Papst den Antichrist nennen würden, oder wenn sie sich gegen die Anbetung der Heiligen, oder gegen das Fegfeuer, Walfahrten, Proceßionen, Ohrenbeichte, Ablaß und Bilder, unanständiger Redensarten bedienen würden. Man gebot ihnen, sich gegen das Sacrament,

ment, wenn es ihnen auf der Strasse entgegen käme, ehrerbietig zu neigen, und anstößige Ausdrücke aus ihrer Liturgie auszustreichen; sonderlich aber solten aus der Liturgie der Lutheraner diese Worte ausgerottet werden: **Bewahre uns, o HErr, daß wir so wenig unter die Gewalt des Papstes als der Türken gerathen.** Sie solten ferner in ihren Predigten keine Religionsstreitigkeiten vortragen; sie solten ihre Religion nicht die wahre und rechtgläubige nennen; sie solten nicht in solchen Kirchen predigen, an welche sie nicht eigentlich gewiesen wären; sie solten keine Abtrünnige zu ihrer Kirche annehmen; sie solten den Reformirten, die aus Frankreich kämen, nicht mit Gelde beystehen; sie solten niemand vor dem zwanzigsten Jahr das Bekentniß ihrer Religion ablegen lassen; sie solten diejenigen, die catholisch würden, nicht mit der ewigen Verdammung bedrohen; sie solten weder directe noch indirecte die Protestanten abhalten, die Predigten der Jesuiten und anderer Mißionarien zu hören. Das war schon genug, bey diesen guten Leuten den Gedanken zu erwecken, daß ihre Religionsfreyheit nicht viele Jahre mehr dauren werde. Indem man ihnen diese harten Gesetze aufbürdete, so nöthigte man sie auch, ihre Kirchen keinen andern als den Catholiken zu überlassen, oder mit denselben wechselsweise darin zu predigen, und sie an Verrichtungen Theil nehmen zu lassen, davon sie bisher gänzlich ausgeschlossen gewesen. Selbst die Stadt Straßburg mußte sich diesem Gesetz unterwerfen, ohnerachtet dieselbe in ihrer Capitulation sich ihre Rechte und Freyheiten förmlichst vorbehalten hatte. Man würde vielleicht damals noch weiter gegangen seyn, wenn der ausbrechende Krieg nicht andere Maasregeln angerathen hätte *).

*) Wir übergehen hier dasjenige, was mit Oranien vorgenommen worden, so wol da es noch in den Händen des Königes von Frankreich gewesen, als nachdem es seinem rechtmäßigen Fürsten wieder übergeben worden. Denn es ist alles zu lesen in einer Schrift, die den Titel führet: L'armee de Jaques Pineton de Chambrun, welcher würdige Mann zu der Zeit der oberste Prediger und Professor Theologiä an diesem Orte war,

war, und von dem Bischof von Avignon eine Beleidigung erdulten mußte, die man kaum einem Bauer, den die Dorfschenke rasend gemacht hat, zu gute halten kan.

§. 110.

Wir wollen wieder nach Frankreich zurück kehren, und einige Folgen von dem aufgehobenen Edict von Nantes anzeigen. Die Volziehung des Artikels, der die Prediger betrift, verdienet besonders erwehnet zu werden. Obgleich schon viele derselben aus dem Königreiche gegangen waren, seitdem man eine so grosse Anzahl von Kirchen verschlossen hatte; so befanden sich demohnerachtet noch mehr als siebenhundert darin. Man gieng damit um, sich dieser gefährlichen Feinde, die man beym Könige für die Häupter der Partey angab, zu entledigen. Man sahe sie als solche an, die durch ihr Ansehen und durch ihre Stärke die grösten Hindernisse zur Bekehrung der Völker in Weg legten. Und überdem waren sie für die Clerisey höchst beschwerlich, die sich nicht gern in gelehrte Streitigkeiten einläßt, weil sie es für weit bequemlicher hält, durch Gewaltthätigkeit als durch Gründe in ihren Unternehmungen glücklich zu seyn. Denn sie mußten mit ihnen disputiren, und von ihnen öfters die grösten und unleugbarsten Widersprüche anhören. Man glaubte also, daß es sehr nothwendig sey, sie durch alle nur mögliche Mittel zu entfernen. Durch die schimpflichsten Strafen, womit man sie wegen der geringsten Fehler bedrohete, suchte man, sie in Furcht zu setzen: man ermüdete sie durch Criminalprocesse: man überhäufte sie mit Auflagen: sie mußten von dem, was sich gegen die Absichten des Hofes widriges zutrug, Rechenschaft ablegen. Das Exempel, das ich jetzt anführen will, kan uns überführen, wie geneigt man gewesen, sie auch unerheblicher Handlungen wegen zu beunruhigen. Dem Prediger zu Paßi, Coulez, dem durch einen gerichtlichen Ausspruch die priesterlichen Verrichtungen verboten waren, wurde ein Criminalproceß gemacht, weil er sich unterstanden hatte, in einer Gesellschaft zu beten und einige Capitel aus der heiligen Schrift zu lesen. Und dis hatte er doch schon

mehrmals gethan, daß er, wenn er die Edelleute einer Nachbarschaft besuchte, diese andächtigen Handlungen unternommen. Allein, dis Verbrechen war in den Augen des Richters zu Chalons so abscheulich, daß er ihn neun Jahr lang ins Elend verwies, und ihn zu einer Geldstrafe von dreytausend Livres und zu einer beständigen Untersagung seines Amtes verurtheilete. Er berief sich aber auf ein höheres Gerichte, und das Parlament befreyete ihn auch von dieser Strafe und gab ihm nur einen Verweis, und befahl, daß er zehen Livres an die Gefangenen austheilen solte. Man ersiehet hieraus, wie sehr die Prediger eingeschränkt gewesen; weil man ihnen unter dem blossen Vorwande ihres besondern Gebets, grosse Processe machte. Um sie aber zur Flucht anzureitzen, so erlaubte man ihnen, ihre Frauen, ihre Kinder, ja so gar ihre Schwiegermütter, ihre Schwestern, ihre Bedienten und Ammen mitzunehmen. Man gab ihnen die Freyheit, daß sie ihre Bücher und Mobilien mit sich führen, und über ihre Güter nach ihrem Gefallen disponiren konten. Diese grossen Vorzüge daureten aber eine sehr kurze Zeit. Man gestattete ihnen nur noch zuletzt, mit ihren Frauen entfliehen zu können. Anfänglich hatte man wegen der Anzahl und des Alters ihrer Kinder ihren Worten Glauben zugestellet; jetzt mußten sie Zeugnisse von dem Intendanten aufweisen: und zur Zeit der Aufhebung des Edicts schickte man sie zu den Intendanten selbst, um entweder von ihnen Geleitsbriefe zu nehmen, oder diejenigen, die sie vom Rath empfangen hatten, bestätigen zu lassen. Ihre Kinder theilte man in zwo Classen ein. Diejenigen, die unter sieben Jahren waren, konten sie mit sich nehmen; die aber schon dieses Alter erreicht hatten, mußten in Frankreich zurück bleiben.

§. 111.

Man ließ ihnen also nichts übrig, was ihnen die Bitterkeiten ihres Elendes hätte versüssen können. Die Freyheit, sich wegbegeben zu dürfen, wurde ihnen benommen, ohne daß man überlegt hätte, ob es besser wäre, sie aufzuhalten, oder sich von ihnen loszumachen. Einige Rathspersonen sahen

vor-

vorher, daß sie von weiten ihren Gemeinden Muth zusprechen würden, und gaben daher den Rath, daß man sie in verschiedene Gefängnisse bringen und sie daselbst so eingeschlossen halten solte, daß sie mit niemanden reden konten; und daß man sie durch eben die Schmeicheleien, wodurch ihre Heerden bekehret worden wären, zu gewinnen suchen solte. Andere befürchteten aber, daß einige derselben standhaft bleiben, und daß die Gemeinden sehr schwer zu gewinnen seyn würden, so lange sie wüßten, daß ihre Prediger bey ihrer Lehre unveränderlich blieben, und für dieselbe alles muthig erduldeten. Sie zweifelten nicht, daß man sie nicht als Bekenner, ja selbst als Märtyrer ansehen würde, deren Beyspiel vermögend wäre, allen Protestanten, die unter den Gewaltthätigkeiten zu schwach gewesen, einen neuen Eifer einzuflößen. Man entschloß sich daher, ihnen den Antrag zu thun, sich entweder wegzubegeben, wenn sie bey ihrer Religion bleiben wolten, oder catholisch zu werden, wenn sie sich länger in Frankreich aufzuhalten gedächten. Zu gleicher Zeit entriß man ihnen alle Annehmlichkeiten, die ihnen ihr Elend etwas erträglicher machen konten, und die sie durch die Wohlthaten, die man ihnen zur Belohnung ihrer Bekehrungen versprach, einzunehmen vermögend waren. Bey der Widerrufung des Edicts befanden sich viele zu Paris, die dahin als an den einzigen Ort, wo sie Ruhe zu finden glaubten, geflüchtet waren; weil ihre Gegenwart die bestürzten Gemeinden, die sich von der Wuth der Soldaten noch befreyet befanden, furchtsam machte. Allein, auch hier hatte es nicht das Ansehen, daß man sie nach Poitu, Guienne oder nach Languedoc zu den Intendanten schicken wolte, bey denen sie um Geleitsbriefe zu bitten willens waren. Man hatte ihnen nur funfzehn Tage Zeit gegeben, aus Frankreich zu gehen; und diese funfzehn Tage waren für die Reise, die sie würden haben thun müssen, nicht hinlänglich genug. Nichtsdestoweniger hielt man für gut, ihnen einen längern Zeitraum zu lassen; und um ihrer desto leichter los zu werden, so erlaubte man der Commißion, ihnen auf das Zeug-

niß von vier Personen, die versichern solten, daß sie Prediger wären, Geleitsbriefe zu geben.

§. 112.

Nach Empfang dieser Geleitsbriefe begab sich jeder von seinem Orte hinweg, und sie fanden, nach den Gesinnungen der Intendanten oder der Gouverneurs der Plätze, an die sie sich wendeten, entweder mehr oder weniger Schwierigkeiten bey ihrer Flucht. Einige waren so glücklich, Kinder von vierzehn bis funfzehn Jahren zu entführen; andern behielt man aber Kinder, die noch an den Brüsten lagen, zurück. Bely, Prediger bey der Prinzeßin von Tarento, Foran, der der Kirche zu Sion vorgestanden hatte, und Fleuri, Prediger bey der Kirche zu St. Agnan in Maine, wurden zu St. Malo von den Commissarien, die zur Untersuchung der Geleitsbriefe vom Parlament zu Bretagne waren ernennet worden, angehalten. Anfänglich schien es, daß man dieses aus keiner bösen Absicht thäte, sondern daß man [illegible] vom Hofe in Ansehung der Familien dieser Prediger einige Befehle erwartete; und da in Bretagne kein Intendant war, von dem die Befehle hätten erwartet werden können, so hatte es das Ansehen, daß diese Commissarien Ursach hätten zu sagen, daß sie dieselben noch nicht empfangen hätten. Allein, während der Zeit, daß die Prediger hieselbst einen Befehl, den man niemals kommen zu lassen willens war, erwarteten, vernahmen sie, daß man die Frau und Kinder des Bely mit grosser Gewalt weggenommen hatte. Durch diesen unvermutheten Streich sahen sie, daß man sie unter einem schändlichen Vorwand aufhielt; und sie nahmen endlich aus vielen Merkmalen gewahr, daß man nur die funfzehn Tage, die durch einen königlichen Befehl ihnen waren frey gegeben worden, vorbeystreichen lassen wolte, um ihnen alsdann zu sagen, daß es zu spät wäre, zu entfliehen, und daß sie durch unnütze Verzögerungen den Nutzen der königlichen Gnade verloren hätten. Diese Betrügerey der Commissarien brachte sie zu dem Entschluß, sich sehr schleunig zu Schiffe zu begeben, ohne Zeit gehabt zu haben, an

die

die Flucht ihrer Familien zu denken. Augier, Prediger zu Chalons; Superville von Loudon; du Moutier von Belleme; Cotan von Houdan, wurden zu Charleville angehalten. Man erlaubte ihnen nicht, weder ihre Frauen noch ihre Kinder mit sich zu nehmen. Augier war nicht stark genug, sich dieser Versuchung zu widersetzen; und der Schmerz, vier Kinder und eine Frau zurück zu lassen, die er liebte, und die ihn nichtsdestoweniger aufmunterte, allein zu gehen und sie zur Aufsicht ihrer Kinder zurück zu lassen, brachte ihn zu dem Versprechen, catholisch zu werden. So bald er aber in Freyheit war, suchte er Mittel, seine Familie, die man von ihm hatte trennen wollen, mit Vorsichtigkeit zu retten, und er war so glücklich, sich mit derselben nach Berlin zu begeben, wo er sogleich Merkmale einer sehr rührenden Reue von sich blicken lies. Seine Schwachheit verursachte, daß man mit den andern weit härter umgieng; und daß man für die Geleitsbriefe der Commißion keine Achtung mehr haben wolte. Endlich entschlossen sie sich, den funfzehnten Tag, der ihnen durch das Edict war freygegeben worden, mit Zurücklassung ihrer Frauen und Kinder aus Frankreich zu gehen. Superville kam einige Tage nachher mit seiner Frau und einer kleinen Tochter wieder zusammen. Du Moutier bekam gleichfals seine Frau und ein Kind, das sie noch an ihren Brüsten liegen hatte, wieder zu sehen; die zwey andern Kinder aber von der ersten Frau wurden angehalten; und die ganze Familie Cotins wurde nach Paris zurückgeschickt. L'Alcuel, Prediger zu Moussaye, der nicht vorsichtig genug gewesen war, sich bey seiner Flucht aller Geschäfte zu entledigen, wurde als ein Mensch, der aller Gegenwehr ohngeachtet zu entgehen suchte, angehalten. Es kostete ihm viel Mühe, sich aus diesen Verdrieslichkeiten herauszuwickeln. Er muste beweisen, daß er ein Prediger war; man stelte mit ihm eine lange Untersuchung an; man zwang ihn, von dem, was er gethan hatte, Rechenschaft zu geben; und er muste eine lange und unbequeme Gefangenschaft ausstehen, und alles,

was er im Besitz hatte, verlieren. Endlich brachte man ihn nach Dieppe, wo er eingeschift und nach England geführet wurde. Bobineau wäre beynahe zurückgehalten worden, weil er dem Herzoge von Chaunes aus Redlichkeit und Freundschaft seinen Geleitebrief geliehen hatte, und den der Herzog an sich behalten wolte; sein flehentliches Anliegen und seine Freunde befreyeten ihn aber noch von dieser Verdrieslichkeit. Noguier aus Bernix, nahe bey Nimes, wurde fast an allen Orten, durch die er reisete, bis nach Genev, angehalten. Eben dieses begegnete dem Prediger von Merindol, Villet, dem der Graf von Grignan blos aus der Ursache einen Geleitsbrief bewilliget hatte, weil er glaubte, daß er ein Beyspiel einer grossen Standhaftigkeit von sich geben würde, wenn er ihn fest setzen liesse. Prediger, die nicht wußten, wohin sie sich begeben oder von wem sie Geleitsbriefe fordern solten, weil die Zeit dazu schon verflossen war, irreten sehr lange herum. La Devese und zween andere aus Oberlanguedoc, hielten sich drey Monat lang unter weltlicher Kleidung im Königreiche auf. Sie wurden endlich gefangen genommen; die Vertheidigung ihrer Aufführung aber verschafte ihnen die Freyheit, sich wegbegeben zu dürfen. Zu Bourdeaux wurden viele in Gefängnisse geworfen, und man lies sich von einigen, aus Furcht vor den Galeeren, versprechen, daß sie catholisch werden wolten. Den Lacant behielt man aus besondern Ursachen zurück, und dis ist der einzige von den Predigern in Frankreich, von dem mir bekant ist, daß er nicht wieder in Freyheit ist gesetzet worden. Fourerier, der bey verschiedenen Kirchen, denen er in Angoumois und Saintonge vorgestanden, vieles erlitten hatte, und der schon zwey bis dreymal seines Amtes entsetzet und gerichtlich eingezogen worden war, wurde nebst drey andern Predigern, Fontaine, Loquet und Aubin, von den Bürgermeistern zu Bourdeaux unter dem Vorwande angehalten, daß sie Versamlungen angestellet. Nach dreyen Tagen gab man ihnen aber die Freyheit wieder. Die Frau des Fourerier war ihrer Niederkunft sehr nahe: ihr Mann wendete daher alles an, um nur

die Erlaubniß zu bekommen, eine Amme, die da[s]
tige Kind säugen solte, mit sich zu nehmen. Allei[n]
vergebens. Selbst der Secretair des Intendanten
dem Erbieten von vierhundert Livres, die man ihm
lohnung seiner Gewogenheit versprach, wenn er zu des Pre
digers seinem Vorhaben behülflich seyn wolte, unempfindlich.
Der Religionseifer überwog den Eigennutz, der doch gemeinig-
glich die herschende Leidenschaft solcher Leute zu seyn pfleget.
Fouretier mußte also eine Ziege mit sich nehmen, um sich
derselben im Nothfall zu bedienen; und seine Frau wurde
auch wirklich drey Tage nach seiner Einschiffung mit einer
Tochter glücklich entbunden, die so lange mit der Ziegenmilch
ernähret wurde, bis sie in England ankamen. Von den
Predigern, die zu Bourdeaux arretiret wurden, brachte man
einen auf das Schlos Trompete. Er ward hieselbst krank;
und weil er während seines Unglücks alle Arten von Ver-
folgungen ausgestanden hatte, gab er seinen Geist auf, ohne
die geringste Hülfe bey seiner Krankheit erlangt zu haben.
Von diesem Elende waren neunzigjährige Greise im gering-
sten nicht ausgeschlossen. Viele derselben wurden als Kran-
ke und als solche, die schon mit dem Tode rungen, gezwun-
gen, sich einzuschiffen. Dieser bejammernswürdige Zustand
war nicht vermögend, den Verfolgern einiges Mitleiden ein-
zuflößen, die ihnen nicht einmal erlauben wolten, sich heilen
zu lassen, oder in ihrem Vaterlande zu sterben. Einige kon-
ten die Bewegung des Meeres nicht ertragen und starben in
den Armen ihrer Frauen, ehe sie noch das Land erreicht hatten.
Fager, Prediger zu Sauveterre in Bearn, war unter die-
ser Anzahl. Er starb, ohne England, wohin er zu gehen
willens war, gesehen zu haben, und da sein Schif daselbst
anlandete, so erwies man ihm nur die Schuldigkeit, ihn zu
begraben. Taunai, Prediger zu Criquetot in der Nor-
mandie, hatte sich kaum durch einige Predigten zu Rotter-
dam bekant gemacht, als er daselbst starb, ehe er Zeit ge-
habt hatte, die Früchte seiner vortreflichen Eigenschaften
einzuernten.

§. 114.

Kaum hatten sie einige Ruhe genossen, als sich das Andenken ihrer zerstreuten Gemeinden in ihren Gemüthern wieder erregte, und als jeder auf Mittel sann, die Ruinen davon wieder aufzurichten und den Ueberrest zu samlen. Allenthalben kamen Circularschreiben, Ermahnungen, Unterweisungen und Nachrichten zum Vorschein, die nicht nur den Beyfall der Auswärtigen erhielten, sondern die auch in Frankreich wirkten und eine grosse Menge Neubekehrter von ihren Vergehungen und von ihrer Furcht zurückzogen. Der Französische Hof sahe jetzt ein, wie thöricht er gehandelt hatte, daß er ihnen die Freyheit, sich aus dem Königreiche wegzubegeben, verstattet. Die grosse Gewalt, die er über sie so lange Zeit gehabt hatte, war verschwunden, und aller seiner klugen und eifrigen Bemühungen ohnerachtet, liessen sie aus den entferntesten Orten ihrer Sicherheit, ihre Stimme im ganzen Königreiche wieder erschallen. Vergebens bewachete man die Pässe, vergebens durchsuchte man mit einer unglaublichen Sorgfalt die Kaufmannswaaren, vergebens untersagte man die Verkaufung und Lesung dieser Schriften. Die ganze Macht Frankreichs war in diesem Stücke zu eingeschränkt, als daß man sie nicht in allen Provinzen, zu Paris, ja am Hofe selbst, begierig hätte suchen und sie mit Vergnügen lesen sollen. Die Schriften bekamen durch die Pastoralschreiben des Herrn Jurieu einen besondern Vorzug, der fast drey Jahr hindurch alle vierzehn Tage eins derselben herausgab, worin er nicht nur die beträchtlichsten Gewaltthätigkeiten erzählte, Ermahnungen hinzufügte und Nachrichten mittheilte; sondern worin er sich auch dem Bischof von Meaux, dem Pelisson und Nicole, die, indem sie sich die Abwesenheit der Prediger zu Nutze machten, die Heerden zu verderben suchten, widersetzte und sie gründlich widerlegte. Bey dieser Arbeit, die die Kräfte eines andern zu erschöpfen vermögend war, gab er noch beständig andre Werke heraus, die jederzeit begierig gesuchet und mit vielem Vergnügen selbst von denen gelesen wurden, die nicht in allen Stücken seiner Meinung waren.

§. 115.

§. 115.

Eine der lesenswürdigsten Schriften, die nach der Flucht der Prediger ans Licht trat, war das letzte Werk des berühmten Herrn Claude, das unter dem Titel: Klagen der Protestanten, die in dem Königreiche Frankreich auf eine sehr grausame Art unterdrückt worden sind *), herauskam, und das als eine Protestation an alle Mächte in Europa eingerichtet war. Er führte darin unter sechs Titeln alle Verfolgungen an, die man gegen die Protestanten unternommen hatte; und hierunter gehören die Ränke, deren man sich unter dem Namen der Gerechtigkeit bediente; die Ausschliessung von den Bedienungen und Aemtern; die Auslegungen, die das Edict über den Haufen warfen; die neuen Verordnungen; die Betrügereyen und Blendwerke, deren man sich zur Hintergehung des Volks bedienete; die Mittel, die Catholiken aufzumuntern und ihnen Abscheu und Wuth einzuflößen. Nachdem er mit hinlänglichem Nachdruck und in der Kürze diese verschiedenen Artikel abgehandelt, und der schlechten und unschuldigen Mittel, die die Protestanten zu ihrer Erhaltung gebraucht hatten, Erwehnung gethan hatte; so beschrieb er die Ausschweifungen der Truppen, die von ihnen in Bearn, in Ober- und Unterguienne, in Saintonge, im Lande Aunix, in Poitou, Oberlanguedoc, Vivarais und in der Dauphine verübet worden. Von da gieng er mit ihnen nach Unterlanguedoc, Lyonnois, Cevenne, Provence, nach den Thälern und nach Gex. Hierauf begleitete er sie nach der Normandie, nach Bourgogne, Nivernois, Berri, Orleanois, Touraine, Anjou, Bretagne, Champagne, Picardie, Isle de France, und nach Paris selbst, dessen umliegende Gegenden sie verheeret hatten. Er machte von den Gewaltthätigkeiten, die sie allenthalben begiengen, einen kurzen Auszug und führete einige dersel-

*) Les Plaintes des Protestans cruellement opprimez dans le Royaume de France, par Monſ. CLAUDE. A Cologne 1713.

derselben an, deren wir schon aus diesem vortreflichen Buche selbst Erwehnung gethan haben, und daraus nachher noch einige Betrachtungen werden angeführet werden. Von der Widerrufung des Edicts theilete er einen Auszug mit; er fügte einige wenige Betrachtungen hinzu, und widerlegte endlich die ungültigen Entschuldigungen der Verfolger, und besonders die falsche Erklärung, die sie den Worten des Heilandes Luc. 14, 23, nöthige sie herein zu kommen, beylegten. Man bemühete sich in Frankreich in der That, die Gewaltthätigkeiten durch diese Stelle und durch das Ansehen des heiligen Augustinus zu entschuldigen, von dem man zwey Briefe ans Licht treten lies, worin er sich bemühet hat, diese gefährliche Meinung, deren er sich bediente, um die Donatisten an sich zu ziehen, zu unterstützen. Man hatte sie mit einer sorgfältigen Klugheit übersetzt, damit sie um desto mehr zur Ueberzeugung beytragen könten und weit angenehmer zu lesen wären. Dieser berühmte Name setzte die Leser in Verwunderung, und selbst die Verfolgten wußten nicht, was sie zu diesem grossen Zeugnisse sagen solten. Es war also unumgänglich nöthig, dieses Blendwerk zu vernichten. Claude that es mit seiner gewöhnlichen Gründlichkeit, und viele andere arbeiteten nach ihm daran. Einige nahmen Gelegenheit, Meinungen einer algemeinen Toleranz auszustreuen, die sich augenscheinlich so weit erstreckte, daß man alle Religionen als indifferent ansehen solte, und daß die Souverains genöthiget wären, sie alle ohne Unterschied zu dulden. Dis wurde vom engländischen Hofe sehr gebilliget, weil dadurch das Vorhaben des Königes volzogen werden konte; und es war gewiß seltsam genug, daß zween Könige, die der Eigennutz und Staatsmaximen so genau vereiniget hatten, in Ansehung ihres Verhaltens gegen die Protestanten zwey widersprechende Sätze thätig behaupteten. In Frankreich war es ein sehr christlicher Grundsatz, zum Vortheil der Kirche Verfolgungen anzustellen: in England hingegen war es eine Lehre des Evangelii, die Toleranz so

weit,

weit, als nur möglich, auszudehnen. Doch ich kehre wieder zu der Schrift des Herrn Clarcke zurück. Er vergaß darin die Lobsprüche der Gelindigkeit nicht, die der Bischof von Valence, Maimburg und Varillas, den Mitteln beyzulegen sich unterstanden hatten, durch die man die Bekehrungen erleichtert hatte. In Frankreich schlich sich dieses Buch, wie die andern, ein, und man lies sich darüber nichts merken, weil man viele Leute begierig gemacht haben würde, es zu lesen, wenn man einigen Unwillen gegen dasselbe bezeiget hätte. Es war ein Auszug der Verfolgungsgeschichte, worin alle Schrecken derselben, obwol nur im kleinen, erschienen; und man hielt es für rathsamer, diese Beschimpfung zu verbeissen, als sich öffentlich zu rächen, damit dieses gefährliche Buch nicht noch mehrern zu Gesichte kommen möchte. Der König von Engeland aber, der den Maximen und dem Interesse Frankreichs ganz ergeben war, ergrif seine Parthey, und lies dieses Buch, das Lehren in sich enthalten solte, die der Autorität der Könige zuwider wären, zum Feuer verdammen. Diese That glückte ihm sehr schlecht, und es war vielleicht eine von denen, die die Augen seiner Unterthanen eröfneten, und ihnen zu erkennen gaben, daß, ohngeachtet der Meinung, die er für die Toleranz bezeigte, er gewiß sein Vorhaben wider die Gesetze und die Religion ausführen würde, wenn sie ihm es zuliessen.

§. 116.

Ein noch weit grösseres Werk trat von eben dieser Materie zwey Jahr nachher ans Licht, worin noch mehr wichtige Unternehmungen und Anmerkungen enthalten waren. Es führete den Titel: **Vertheidigungsgeschichte, oder Vertheidigung der Freyheiten der protestantischen Kirchen in Frankreich u. s. w.** Der Verfasser theilte es in drey Theile ein, wovon der erste überhaupt die Historie der Protestanten und der Eigenschaften des Edicts von Nantes abhandelte. Der andre erzählte in zwölf Artikeln die verschiedenen Mittel, durch die die Verfolgung volzogen wurde.

Diese

Diese zwölf Artikel bezogen sich fast auf die sechs, deren sich Claude zur Verfertigung seiner Klagen bedienet hatte, und man wird hier verschiedene Artikel gewahr, die er in einen einzigen zusammen gebracht. Der dritte begrif viele besondere Umstände von der Aufhebung des Edicts, und vornemlich die weitläuftige Widerlegung von dem, in sich, was die catholischen Schriftsteller in Ansehung der Gelindigkeit der Mittel, die man bey den Bekehrungen gebraucht hatte, auszustreuen, die Verwegenheit gehabt hatten. Die Lobeserhebungen dieser vorgegebenen Gelindigkeit wurden in der That die Materie aller Bücher, aller Reden und aller Zueignungsschriften. Die Schriftsteller aller Orden verfielen in diese niederträchtigen Schmeicheleyen, und wolten die ärgsten Grausamkeiten für Wirkungen der Gnade ausgeben. Die Mönche und die weltlichen Priester, die Bischöfe, Prediger und die Geschichtschreiber giengen eben so weit; und während daß die Erde von dem Blute vieler tausend Unglücklichen, die man täglich tödtete, rauchte, liessen sie allenthalben die Lobsprüche der Gütigkeiten, die die Ketzer in Frankreich geniessen solten, erschallen. Unter andern wagte es Brueis, der die Warheit seiner Religion in seiner Erklärung der catholischen Lehre wider den Bischof von Meaux befestiget hatte, auf die Klagen der Protestanten zu antworten: und er war von sich zu sehr eingenommen, als daß er nicht geglaubt hätte, der Welt weiszumachen, daß die Protestanten nicht verfolget worden wären. Er bewies diesen paradoxen Satz mit drey neuen Gründen, die, wenn sie wahr gewesen wären, hinreichend hätten seyn können, zu zeigen, daß die Kirche niemals verfolget worden wäre. Zuerst sagte er, daß der Begrif der Verfolgung nothwendig den Tod enthielte; und weil er nicht leugnen konte, daß man die, die zu gewissen Uebertretungen verleitet wären, mit verschiedenen Strafen belegt hätte, so wolte er zum andern beweisen, daß diese Strafen keine Verfolgungen wären, weil die Protestanten als Rebellen, welche die Gesetze ihres Prinzen übertreten, zu denselben verurtheilet worden wären. Auf diese

Art

Art konte man nach seiner Meinung sagen, daß Daniel keine Verfolgung ausgestanden habe, da er als ein Rebelle zur Löwengruft verurtheilet worden, weil er durch das Gebet in seinem Hause wider das Verbot des Königes, der alle andere Anbetung, nur diejenige nicht, die ihm selbst erwiesen wurde, untersagt, gesündiget habe. Zuletzt behauptete er, daß die Gewaltthätigkeiten, die die Protestanten erduldet hätten, und die nur durch ihre Klagen bekant und durch keine ausdrückliche Declarationen autorisiret wären, der königlichen Autorität nicht zugeschrieben, noch für Wirkungen einer öffentlichen Verfolgung gehalten werden müßten. Man hatte zwar beyläufig auf diese Betrügereyen in einer Schrift geantwortet, die zur Rechtfertigung der Flucht der Prediger verfertiget war: dieser Verfasser aber grif sie ganz besonders an, und handelte diese Sache recht gründlich ab.

§. 117.

Ich übergehe alle andre Werke, die zur Aufmunterung und zum Trost der Protestanten in ihrem Elende, oder zur Zernichtung der Chicanen und Ränke der catholischen Lehrer, die sie zu verblenden und zu hintergehen suchten, zum Vorschein kamen. Ich würde zu weitläufig werden. Ich will daher nur noch dieses hinzufügen. Kaum hatten die Prediger die Sicherheit ihrer Zufluchtsörter zu geniessen angefangen, als sie von verschiedenen Seiten durch den Vorwurf, ihre Gemeinden verlassen zu haben, angegriffen wurden. Selbst diejenigen, die sie vertrieben hatten, beschuldigten sie eines Verbrechens, daß sie ihnen gehorchet hätten, und sie machten sich diese Flucht bey ihren Heerden zu Nutz, um bey ihnen das Andenken ihrer ehemaligen Prediger auszulöschen, die sie als Leute, die nicht treu und standhaft genug gewesen wären, abmahleten. Diese Beschuldigung der Feinde schien einigen Protestanten wahrscheinlich zu seyn, und sie gaben deshalb zum Nachtheil der Prediger Briefe ans Licht, wodurch dieselben bewogen wurden, sich zu vertheidigen. Man blieb ihnen keine Antwort schuldig, und diese Antwort, worin die Beschuldigung zu weit getrieben wurde, blieb wie-

derum

derum nicht unbeantwortet. Da dieser Streit aber vielen sehr unangenehm war, so bemühete man sich, denselben benzulegen; und die Prediger haben seit der Zeit die Annehmlichkeiten ihrer Sicherheit ununterbrochen genossen, ohne ihre Heerden, wovon ein grosser Theil zu ihnen gekommen ist, im geringsten zu vergessen. Inzwischen seufzeten viele Familien, die in Frankreich zurückgeblieben und der Wuth der Dragoner entgangen waren, nach dem Trost, den sie verloren hatten, und bezeugten ein grosses Verlangen, einige Prediger wiederzusehen. Es begaben sich auch viele derselben wieder nach Frankreich, und arbeiteten zur Erleichterung dieser Unterdrückten.

§. 118.

Die bisher beschriebenen Drangsalen und Grausamkeiten reitzeten endlich den Eifer vieler tausend Protestanten, Reicher und Armer, von allerley Alter und Stande, denen es nicht möglich war, länger unter diesem Zwange auszuhalten. Man sahe und hörete von nichts anders, als von Desertionen. Aus einem einzigen Thal des Delphinats hatten sich in kurzer Zeit über 800 Personen davon gemacht. In Niederlanguedoc waren in kurzer Zeit die Parochien leer. Die ansehnlichsten und volkreichsten Städte verwandelten sich in eine Wüste. Viele waren freylich entweder durch die Verrätherey ihrer Wegweiser oder wegen der Wachsamkeit der ausgestellten Wachen so unglücklich, daß sie ergriffen und zurück geführet wurden. Denn es war keine Stadt, kein Dorf, kein Fluß, kein Bach, wo nicht Leute aufgestellet gewesen, die Ausgehenden anzuhalten. Tag und Nacht mußten sie auf den Hauptstrassen patrouilliren, und wurden nach Beschaffenheit ihrer eingebrachten Beute belohnet. Man hatte die Bauren bewafnet, und nöthigte sie, ihre Feldarbeit liegen zu lassen, und dafür auf die Wache zu ziehen; und damit man sie dazu desto williger machen möchte, so erlaubte man ihnen, diejenigen, die sie antrafen, auszuplündern. Die, so sich zu Lande zu retten suchten, hatten unbeschreibliche Hindernisse zu übersteigen, und es kostete sie

unter-

unermesliche Summen. Daher suchten nun die meisten übers Meer zu entkommmn, weil es unmöglich war, alle Küsten zu besetzen. Aber auch hier wurden ihnen erstaunliche Hindernisse in den Weg geleget. Die Schiffe wurden so genau durchsuchet, daß es kaum möglich war, sich zu verbergen. Man verfertigte ein gewisses Räucherpulver, das, wenn es angezündet wurde, auf den Schiffen einen tödtenden Dampf ausbreitete, um die Protestanten schüchtern zu machen, daß ihnen ihre Flucht nichts helfen werde, indem man sie mit diesem giftigen Gestank tödten würde. Sie mußten sich auch vor der Untreue derer fürchten, denen sie sich auf dem Schiffe nothwendig anvertrauen mußten. Indes hinderten alle diese Schwierigkeiten nicht, den Ausgang aus dieser geistlichen Gefangenschaft zu suchen, es mochte auch kosten was es wolle. Viele von denen, die übers Meer zu flüchten suchten, versteckten sich unter die Ballen der Kaufmannsgüter, oder unter die Kolenhaufen, oder in leere Tonnen, die unter den übrigen mit Wein, Brantewein, Oel u. s. w. gefülten Tonnen lagen, darin sie nur durchs Spundloch Luft schöpfen konten. Sie verkrochen sich in die Löcher des Schifs, wo Männer, Weiber und Kinder über und durch einander lagen, wo sie nur des Nachts zu gewissen Stunden Luft schöpfen konten, und wo man sich höchst unbequemer Mittel bedienen mußte, seine Natur zu erleichtern. Das Gefäß, darein sie die Unreinigkeiten thaten, mußten ihnen auch zum Essen und Trinken gut genug seyn. In dieser höchstgezwungenen Stellung mußten sie öfters acht bis vierzehn Tage bleiben, um entweder einen günstigen Wind, oder die Bequemlichkeit der Schifsvisitators abzuwarten. Allein, der Trieb, aus einem Lande zu gehen, darin das Gewissen höllisch gemartert wurde, besiegete alle diese Unbequemlichkeiten, die sonst unter andern Umständen die Gedult in zwo Stunden ermüdet haben würden. Die Stille, die Dunkelheit, die gedämpfte Luft, der Gestank, kurz, alles was höchst beschwerlich war, wurde den zärtlichsten Personen, schwangern Weibern, abgelebten Greisen, Kranken und Kindern,

unerträglich. Man hat öfters erlebet, daß muntere, unruhige, und zum Schreyen gewohnte Kinder in den dunkeln Gefängnissen wie die Alten ausgehalten, ohne zu schreyen, oder ein Zeichen der Ungedult von sich zu geben. Man wagte sich öfters auf blosse Kähne, um sich über eine Meerenge setzen zu lassen, davor einem sonst die Haare zu Berge gestanden haben würden. Wenn nur ein Fischer da war, der seine Mühe und seinen Kahn sich wolte bezahlen lassen, so fand er allezeit Leute, die sich seinem Fahrwerk anvertraueten. Der Graf von Morance, aus der Normandie gebürtig, gieng nebst vierzig Personen, darunter seine Gemahlin begriffen war, auf ein Fahrzeug von sieben Tonnen, ohne Lebensmittel, ohne Hofnung der Hülfe und zu der rauhesten Jahreszeit. Es waren unter seiner Schifsgesellschaft schwangere und säugende Frauen. Die Fahrt war höchst beschwerlich, sie blieben lange auf dem Meer, und hatten nichts als den geschmolzenen Schnee, damit sie sich zuweilen die Lippen naß machten. Endlich kamen sie halbtodt an den Küsten von England an, und waren völlig vergnügt, daß sie den Ort ihrer Freyheit gefunden, und ihre verlornen Kräfte wurden ihnen bald wieder ersetzet. Man scheuete sich weder vor den Seeräubern noch vor dem Sturmwinde, welches doch gar gewöhnliche Zufälle bey den Reisen auf dem Meere sind. Verschiedene wurden auch davon betroffen. Viele geriethen den Algierern in die Hände, aus deren Gewalt sie erst nach harter Gefangenschaft losgekaufet werden konten. Einige wurden mit ihren Schiffen an die Küsten von Spanien getrieben, fanden aber unter den Händen der Inquisition mehr Verschonen, als in ihrem Vaterlande, das sonst von der Inquisition frey ist. Selbst die Richter gaben ihnen den Rath, daß sie sich durch die Consuls protestantischer Nationen solten abfordern lassen, und waren zufrieden, wenn ihnen für ihren Rath und Nachsicht Geld gegeben wurde. Selbst diejenigen Wachen, die der König auf den Küsten ausstellen lassen, wurden almählig zahm gemacht. Sie liessen die Gelegenheiten nicht ungenutzt vorbey gehen, da ihnen grosse Geldsummen

enge-

angetragen wurden, wenn sie die Protestanten durchwischen liessen. Selbst die Capitains leichter Fregatten, die den Schiffen nachsetzen mußten, von denen man glaubte, daß sie Flüchtlinge am Bord hätten, liessen sich zur Uebersetzung derselben brauchen. Dieses Handwerk brachte ihnen erstaunliches Geld ein. Denn es gab Familien, die ihre Ueberfarth nach England mit vier, sechs bis achttausend Livres bezahleten. Eben so gieng es auch zu Lande. Die Befehlshaber derer, die über die Wächter der Strassen und Flüsse gesezt waren, verschaften den austretenden Protestanten gegen Geld Wegweiser, und zuweilen leisteten sie ihnen selbst diesen Dienst. Sie liessen diejenigen, so sie retten wolten, in der Montur und Rüstung ihrer Gerichtsdiener hinter sich her marschiren. Dieses Commercium blieb lange Zeit verborgen, weil sie zuweilen andere, die sie antrafen, aufgriffen und zurück brachten, daher man von ihnen glaubte, daß sie ihrem Amte ein völliges Genügen leisteten. Ihr Mitleiden war ihnen feil, wer sie aber nicht bezahlen konte, der fand bey ihnen auch keine Barmherzigkeit. Waren sie ja mit wenigem einmal zu frieden, so konte man sicher glauben, daß sie kurz vorher einen Zug von zwey bis dreytausend Livres gethan.

§. 119.

Diejenigen aber, denen es an diesen Vortheilen fehlete, die weder Bekantschaft noch Geld hatten, ersannen tausend andere Mittel, um sich der Wachsamkeit der Wächter zu entreissen. Einige kleideten sich als catholische Paters an, behiengen sich mit Rosenkränzen und hatten Certificate von catholischen Pfarrern bey sich, als unter welchen es sehr dienstfertige Männer gab, bey denen man dergleichen um einen billigen Preis haben konte. Andere, wenn sie eine Gränzstadt erreichet hatten, kleideten sich aufs köstlichste an, als ob sie einen Besuch ablegen oder einen Spatziergang thun wolten, und kamen auf die Weise durch die ausgestelte Wache. Andere kleideten sich als Couriers aus und eileten so geschwinde, daß man sie im Gesicht nicht genau besehen konte.

Einige kamen als Jäger aufgezogen, hatten einen Hund vor sich liegen und eine Flinte über den Schultern, daher niemand daran dachte, sie anzuhalten. Viele legten Bauren-kleider an, trieben Vieh vor sich her, oder trugen eine Last auf dem Buckel, daß man glaubte, sie trügen was zu Markte. Einige zogen als Tagelöhner auf, hatten sich in einen Schiebekarren eingespannet, auf welchem ein Ballen Kaufmansgut lag. Einige hatten Mist geladen, oder trugen Wasser nach einem Garten, der ausserhalb der ausgestelten Wache lag. Einige legten die Montur der Laquayen an und kamen in dieser Verkleidung durch. Oft mußte ein dicker und ansehnlicher Bauer, der eines Herrn Wegweiser war, sich prächtig ankleiden und kostbar bewirthen lassen, da mitlerweile der Herr ihm in schlechter Kleidung zu Fusse nachgieng, ihm bey Tische dienete, in der Küche aß, die Pferde fütterte und im Stalle schlief. Niemals hat man wol so viel Kaufleute auf den Strassen gefunden, die zu Brüssel, zu Antwerpen, zu Frankfurt und an andern Orten entweder wegen eines Banquerout ihrer Correspondenten oder anderer Berechnungen halber zu thun hatten. Weil man nun das Negotium nicht gern wolte sinken lassen, so versagte man denen die Päße nicht, die ihre Verstellung in wahrscheinliche Umstände einkleiden konten. Mit dergleichen Passeports wurde ein erstaunlicher Handel getrieben. Die Secretairs der Gouverneurs und Intendanten machten sich diese Gelegenheit treflich zu Nutze und liessen sich behandeln. Sonderlich thaten es diejenigen, die bey den Staatssecretairs in Bedienung waren. Dieser ihre Passeports waren zwar viel theurer, allein sie golten auch weiter, und vermuthlich mußten sie von dem Profit ihren Herren die beste Helfte abgeben. Konte man sich aber dieser Mittel nicht bedienen, weil man die Unkosten nicht daran zu wenden hatte, oder weil man Weiber und Kinder retten mußte, so erwählete man die rauhesten und beschwerlichsten Wege; man setzte die Reise nur des Nachts fort, man wagete sich durch Flüsse von unbekanter Tiefe; man gieng des Tages in dicke Gehölze oder in Höhlen,

len, wo man nach Beschaffenheit der Jahreszeit vom Regen, Schnee, Hagel und Sturmwinde betroffen wurde. Diejenigen waren die glückseligsten, die sich hinter einem Haufen Stroh oder Heu verbergen konten, bis die Zeit kam, weiter fortzumarschiren. Und weil sie solche Oerter suchen mußten, wo keine Wache oder sonst keine Gefahr zu besorgen war, so mußten sie erstaunliche Umwege nehmen, etliche Nächte die grösten Ungemächlichkeiten ausstehen, ohnerachtet der Ort ihrer Sicherheit geradezu oft nur zwey oder drey Meilen weit war. Die meisten Oerter, die sie zu paßiren hatten, waren für Pferde gar nicht bequem, folglich mußte man zu Fusse gehen, meistens auf ungebahnten Wegen und im tiefen Schlamm. Aber selbst die Weiber und Kinder überwanden diese Schwierigkeiten mit solcher List, als ob sie eine Spatzierreise zu thun gehabt. Man sahe Jungfern, alte und junge Weiber, deren viele in ihrem Leben nicht eine Meile weit zu Fuß gegangen waren, die alle Beschwerlichkeiten so muthig überstunden, als ob sie derselben längst gewohnt gewesen. Frauen von Stande, sechzig bis siebenzig Jahr alt, die so zu reden niemals einen Fuß auf die Erde gesetzet, als nur in ihren Zimmern und Gärten, die thaten jetzo Reisen von achtzig bis hundert Meilen, in Begleitung eines Wegweisers, und wenn sie dieser an einen sichern Ort gebracht hatte, so giengen sie weiter fort, bis zu der Freystadt, die sie sich ausersehen hatten. Jungfrauen von funfzehn bis sechzehn Jahren machten sich unter eben solcher Begleitung auf den Weg, und in unbekanten Gegenden, in Wäldern, in Wüsten, in der Gesellschaft eines Menschen von greulicher Gesichtsbildung, der geldhungrig war, der ihr Leben und ihre Keuschheit in seiner Gewalt hatte, fürchteten sie sich weniger vor dieses letztern Brutalität, als vor den ausgestellten Wachen, und folgeten, wo er sie hinführete. Viele Personen weibliches Geschlechts bedieneten sich eben der Künste, wie die vom mänlichen Geschlechte, und suchten in verstelter Kleidung zu entkommen. Sie kleideten sich als Mägde, als Bäurinnen und als Ammen aus; sie zogen

eine Handkarre, sie trugen Mist und andere Lasten zum Thor hinaus; sie verstelleten sich ihre Gesichter durch eine Farbe, davon dieselben dunklig und bräunlich wurden; sie liessen sich in Tonnen einsperren und zum Thor hinaus bringen; einige gaben sich für Weiber ihrer Wegweiser aus, welche gemeiniglich Soldaten waren, die ihnen von einigen Officiers, die ihre Freunde waren, gegeben wurden; wenn sie nun etwa wohl gebildet waren, (wie denn viele bey aller Verstellung ihrer Angesichter die Merkmale einer guten Herkunft und Erziehung nicht gänzlich verbergen konten,) so waren sie dem schändlichsten Frevel der Soldaten, die sie unter Weges antrafen, unterworfen. Man untersuchte sie oft auf eine so boshafte Art, daß ihre Zucht und Schamhaftigkeit vieles dabey zu leiden hatte, und an einigen Orten wolten sie die Commissarien nicht paßiren lassen, als bis sie gesehen, daß sie sich mit ihren vorgeblichen Männern zu Bette geleget. Viele Weiber und Jungfrauen stelleten sich an, als ob sie stumm und verrückt im Kopf wären. Andere legten Manneskleider an, und wenn die Zärtlichkeit des Gesichts ihr Geschlecht verrathen wolte, so legten sie die Kleidung eines Laquayen an und liefen zu Fuß einem Reuter, der was grosses vorzustellen schien, durch dick und dünne nach. Andere liessen als Bettlerinnen in den erbärmlichsten Lumpen umher und bettelten von Haus zu Haus ihr Brodt. Unter dieser letzten Art der Verstellung kamen eine erstaunliche Menge Kinder aus dem Lande. Einige hinkten und liessen sich deshalb von andern, die halb nackend waren, führen, und niemand dachte darauf, daß dieses junge Flüchtlinge wären. Ohnerachtet sie angesehener Bürger, reicher Kaufleute, vornehmer Adlichen Kinder waren, so wußten sie diese vorgenommene Bettlerrolle so gut zu spielen, als ob sie von Jugend auf in Bettelherbergen wären erzogen worden. Der Prediger Chabanon, der nach Genev geflüchtet war, hatte einen Sohn von dreyzehn Jahren zurück lassen müssen. Dieser Knabe machte sich auf, so bald er erfahren hatte, wo sein Vater war. Auf seiner Reise bekam er die Poken; er

ließ sich aber durch die gefährlichen Zufälle dieser Krankheit nicht aufhalten. Setzte ihm seine Krankheit alzuheftig zu, so legte er sich unter einem Baum nieder, und unter diesen betrübten Umständen, einsam, krank und dürftig, kam er endlich bey seinem Vater an.

§. 120.

Will man sich nun die Mühe geben, und einige Betrachtungen über die bisher erzählten ungezweifelten und weltkundigen Begebenheiten anstellen; so wird man gewahr werden, daß nicht allein die Protestanten unterdruckt, sondern daß auch dadurch

I. die Würde des Königes entheiliget,

II. sein Staat verwortheilet,

III. alle Prinzen des Erdkreises mit eingeflochten, und

IV. der Papst selbst mit seiner Kirche und Geistlichkeit höchlich beschimpfet worden. Dis ist der Inhalt der Betrachtungen, die wir über die bisherigen Begebenheiten anstellen wollen.

I. Erste Betrachtung: Die Würde des Königes ist durch die Verfolgungen der Protestanten entheiliget worden. Denn, um mit dem König selbst den Anfang zu machen, was konte man wol seiner Würde nachtheiligeres thun, als ihn zu überreden, daß er ein so feierliches und so unverletzliches Edict, als das von Nantes war, mit Recht und mit gutem Gewissen auf tausenderley Weise verletzen und endlich so gar aufheben und widerrufen könne? Dieses Edict, welches von Heinrich dem Grossen im Jahr 1598 gegeben wurde, enthält vier unstreitige Kenzeichen und Merkmale, wie der Inhalt desselben selbst beweiset:

Erstlich, ist es ein königliches und souveraines Versprechen, welches er nicht blos für sich und für die Zeit seiner Regierung, sondern auch für alle seine Nachkommen und Nachfolger in Ewigkeit that.

Zum andern, ist es ein authentisches, entscheidendes, unwiderrufliches und von der höchsten Obrigkeit gegebenes Arret, das zwischen zwoen gegenseitigen Partheyen, den Catholiken und Protestanten, nachdem sie gehörig und hinlänglich gehöret worden, auf ewig zur Richtschnur und zum Gesetz dienen sollen.

Zum dritten, ist es ein Vortrag, der von dem ganzen Staat als ein einiges Gesetz und Reglement angenommen, bewilliget und gut geheissen worden.

Zum vierten, ist es durch den beyderseitigen Eid des ganzen Königreichs heilig und gleichsam göttlich gemacht worden. Ich sage, diese vier Charactere sind unstreitig, und der Inhalt des Edicts selbst beweiset sie.

§. 121.

1. Der erste Character erhellet offenbar aus der Vorrede, wo der König, nachdem er seine Unterthanen ermahnet, wohl zu erwegen, daß in der Beobachtung dieses Gesetzes der Hauptgrund ihrer Einigkeit und Eintracht, ihrer Ruhe und ihres Friedens, und der Wiederherstellung des Staats in seinen vormaligen Glanz, Reichthum und Ansehen bestehe, hinzufüget: So wie wir unserer Seits dasselbe genau beobachten zu lassen versprechen, ohne zu verstatten, daß auf irgend eine Weise dagegen gehandelt werde. Um nun zu zeigen, daß es seine Willensmeinung sey, daß dieses sein Versprechen seine Nachkommen und Nachfolger auch verpflichten solte, so erkläret er sich hierauf, daß er es als ein ewiges und unwiderrufliches Edict gegeben habe. Und nachdem er die Artikel desselben vorgeleget, so schliesset er mit folgenden Worten: Wir erklären und verlangen ausdrücklich, daß dieses unser Edict vest und unverletzlich sey, und daß es so wol von unsern Gerichtshaltern und Bedienten, als übrigen Unterthanen unverzüglich gehalten und beobachtet werde, ohne darauf zu sehen, was demselben entgegen oder nach-

nachtheilig seyn könte. Ja, Ludewig der XIII sahe es, bey seiner Gelangung zur Krone, als ein Gesetz an, zu dessen Beobachtung er sich verpflichtet befände, und gestund in seiner Declaration, daß es ein ewiges und unwiderrufliches Edict wäre, das keiner Bestätigung bedürfe. Der König Ludewig XIV hat bey verschiedenen Gelegenheiten ein gleiches gethan. Es ist demnach ein Versprechen Heinrichs des Grossen, oder ein königliches Wort, das er nicht allein für sich, sondern auch für seine Nachkommenschaft von sich gegeben hat. Hieraus folget nun, daß es eine mit seinem Erbe und mit seiner Krone verknüpfte und unzertrenliche Bedingung ist.

§. 122.

2. Der andere Character ist nicht weniger gewiß und erweislich, als der erstere. Dieses erhellet aus der Vorrede zu diesem Edict, wo der König erkläret, daß er dieses Gesetz nicht anders gebe, als nachdem er einer Seits die Klageschriften seiner catholischen Unterthanen genau durchgesehen, und anderer Seits seinen so genanten protestantischen Unterthanen erlaubt, sich vermittelst gewisser Abgeordneten zu versamlen, um die ihrigen zu verfertigen, und ihre gesamten Gegenvorstellungen aufzusetzen und sich mit ihnen zu verschiedenen malen dieserhalb zu unterreden. Er füget sodann hinzu: er habe es für nöthig erachtet, allen seinen gedachten Unterthanen jetzo vornehmlich ein algemeines, klares, deutliches und uneingeschränktes Gesetz zu geben, kraft welches alle Streitigkeiten, die bisher unter ihnen obgewaltet, und in Zukunft wieder rege gemacht werden könten, geschlichtet würden. Es ist demnach ein über abgehörte Partheyen gefälletes Urtheil, und eine Verordnung, so wol die abgewichenen Streitigkeiten beyzulegen, als auch diejenigen, so in Zukunft sich ereignen könten, zu schlichten; und folglich ist es ein ewiges und unwiderrufliches Edict, wie er es selbst nennet: nicht blos dem Titel nach und auf eine den Königen

gewöhnliche Art sich auszudrucken; sondern wirklich und durch die Natur der Sache selbst. So erkläret er sich auch, daß er es gebe, nachdem er mit den Prinzen vom Geblüte, mit andern Prinzen und Kronbedienten, auch mit sonst grossen und berühmten Leuten seines Staatsraths, die sich um ihn befunden, diese ganze Angelegenheit wohl und fleißig erwogen, überleget und ihre Gedanken darüber vernommen.

§. 123.

3. Was den dritten Character anbetrift, so kan man keinen bessern Beweis davon verlangen, als die Einregistrirung dieses Edicts in allen Parlamentern des Königreichs, in den Rechnungskammern, in den Steuerkammern, in den Landvogteyen, Marschalämtern, Probsteyen und andern Gerichtsbarkeiten, wie dieses in dem letzten Artikel befohlen wurde. Das Parlement zu Paris und das zu Toulouse machten anfänglich einige Schwierigkeiten dagegen; diese Schwierigkeiten waren aber von keiner Folge, und die Sache fand weder von der Geistlichkeit, noch von den übrigen Catholiken den geringsten Widerstand. Die Volziehung im Gegentheil geschahe mit einer völligen und gänzlichen Einwilligung des ganzen Staats; wie dieses Bernhard, Rath zu Besiers, von dem wir schon oben geredet haben, in seiner Erklärung des Edicts von Nantes, bekennet. *Nach der Bekanntmachung dieses Edicts*, saget er, *schickte der König Commissarien in die Provinzen seines Königreichs, um dasselbe zu volziehen, und um seine Religion allenthalben, wo sie aufgehöret, wieder herzustellen. Allein, wir sehen aus den Acten dieser Commissarien nicht, daß sie etwas beträchtliches gethan, oder daß der Religionsübung und anderer wichtigen Sachen wegen Streitigkeiten vor ihnen geführet worden; es sey nun, daß sie dieses gethan, um die erst beygelegten Streitigkeiten nicht wieder zu erneuren, und um das gedämpfte Feuer nicht wieder zu entzünden; oder daß sie damit zufrieden gewesen, die Uebung der*

der catholischen Religion, die seit langer Zeit a
schiedenen Orten unterbrochen gewesen, allenth
wiederherzustellen.

§. 124.

4. Was den vierten Character anbetrift, so darf man nur den zwey und neunzigsten Artikel lesen, wo der König mit ausdrücklichen Worten befihlet, daß die Beobachtung seines Edicts, jährlich und beständig, von allen Gouverneurs und Generallieutenants in den Provinzen, von den Landvoigten, Seneschallen und andern ordentlichen Richtern, von den Schultheissen, Schöppen, Beysitzern und Bürgermeistern in den Städten, von den vornehmsten Einwohnern der Städte beyderseitiger Religion, und endlich auch von den Parlamentern, Rechenkammern und Steuerkammern, beschworen werden solle; welches auch pünctlich volzogen wurde. Ein einziger von diesen Charactern würde, wenn man auch die übrigen absonderte, schon hinlänglich seyn, dieses Edict gegen alle eigenmächtige Willkühr und gegen allen eigensinnigen Unbestand sicher zu stellen. Denn wer zweifelt wol, daß ein König nicht verpflichtet sey, sein von sich gegebenes Wort und das Wort seiner Vorfahren zu halten, wenn dasselbe eine mit der Thronfolge unzertrenlich verbundene Bedingung worden ist; wie es denn dieses unstreitig ist, wenn es als ein authentisches, ewiges und unwiderrufliches Versprechen gegeben worden? Es würde vergebens seyn, wenn man sagen wolte, ein König könne sich nicht gegen seine Unterthanen verpflichten, und dieses streite wider seine höchste Gewalt. Denn, ohne uns in die Untersuchung dieses Grundsatzes einzulassen, der uns gar zu weit abführen würde, wenn wir ihn untersuchen und anwanden wolten; ich sage, wenn die authentischen Versprechungen der Könige dieselben nicht gegen ihre Unterthanen verpflichten, so werden sie doch zum wenigsten gegen sich selbst dadurch verpflichtet. Ein König ist nicht besser als GOtt. Da man, ohnerachtet GOtt unendlich weit über seine Geschöpfe erhoben

ben ist, dennoch alle Gottesgelehrte darin übereinstimmen, daß ihn sein Versprechen dergestalt gegen sich selbst verpflichtet, daß es unverletzlich ist, weswegen auch die Schrift so oft von seiner Treue und von seiner Warhaftigkeit in der Erfüllung seines mit uns gemachten Bundes redet; ich sage, wenn dieses nun bey GOtt statt findet, wer kan wol zweifeln, daß ein König nicht verpflichtet sey, dasjenige unverletzlich zu beobachten und beobachten zu lassen, was er aus Gerechtigkeit zwischen seinen Unterthanen festgesetzet und bestimmet hat, um ihre Streitigkeit auf eine vernünftige Weise beyzulegen und sie von beyden Theilen vor einer gegenseitigen Unterdrückung sicher zu stellen? Um wie vielmehr muß er es seyn, wenn seine Unterthanen von beyden Theilen darüber einig geworden sind, und wenn das zwischen ihnen gemachte Gesetz in seinem ganzen Staat öffentlich Treu und Glauben erlangt hat? Und wie vielmehr muß dieses statt finden, wenn dieses Bündniß oder dieser Vertrag von einem ganzen Königreiche authentisch und gegenseitig beschworen worden, und man auf diese Weise einen Eid in die Hand GOttes abgeleget und ihn um Rache über die Verletzung desselben angerufen hat? Wie ist es nun möglich, daß diese bösen Rathgeber den König überreden können, daß er alle diese Schranken der Gerechtigkeit, der Treue und des Gewissens überschreiten, und ohne Absicht auf GOtt, auf den Staat und auf sich selbst, keine andere Maasregeln in dieser Sache nehmen müßte, als die Macht, die er in Händen hätte?

§. 125.

Um aber dieses gewaltsame Verfahren einigermassen zu bemänteln, so liessen sie ihn in diesem neuen Edict sagen, daß der beste und gröste Theil seiner Unterthanen von der so genannten protestantischen Religion die catholische angenommen hätte, und daß folglich die Volziehung des Edicts von Nantes, und alles, was zum Besten gedachter Religion verordnet worden, unnütz und vergebens sey. Allein, ist dieses nicht ein Seiner Majestät höchst unanständiges Blendwerk; weil dieser

ser bessere und grössere Theil seiner Unterthanen von der protestantischen Religion, wenn er anders die catholische angenommen, durch die Gewalt seiner Waffen und durch seiner eigenen Kriegsvölker grausame und wüthende Unterdrückung dazu gezwungen worden? Vielleicht könte man so reden, wenn seine Unterthanen ihre Religion freywillig geändert hätten; obgleich auch in diesem Fall die Rechte des Edicts in Ansehung derer noch gültig bleiben würden, die bey der protestantischen Religion beharreten. Allein, nachdem sie durch die grausamen Unmenschlichkeiten seiner Dragoner dazu gezwungen worden, nachdem man ihnen die Freyheit, so ihnen das Edict verstattete, geraubet, schlechthin zu sagen, er widerrufe das Edict nur deswegen, weil es unnütz und vergebens wäre; dieses ist ein Scherz, der mit der Würde eines so grossen Königes ganz und gar in keinem Verhältniß stehet. Denn hiemit würde er so viel sagen: er sey zwar verpflichtet, seine protestantischen Unterthanen bey denen ihnen zugehörigen Rechten zu erhalten; nachdem er sie aber durch eine grössere Gewalt zu Grunde gerichtet und aufgerieben, so glaube er nunmehr volkommen und mit Recht, von dieser Verbindlichkeit befreyet zu seyn. Eben so, als wenn sich ein Vater, der seine eigene Kinder mit seinen Händen ermordet, rühmete, daß er ins künftige von der Sorge, sie zu ernähren und zu beschützen, befreyet seyn werde. Pflegen Könige wol in ihren Edicten auf eine solche Weise zu reden?

§. 126.

Wenn sie ihn ferner sagen lassen, Heinrich der Grosse, sein Grosvater, glorwürdigen Andenkens, habe denen von der so genanten protestantischen Religion, das Edict von Nantes in keiner andern Absicht gegeben, als an ihrer Vereinigung mit der Römischen Kirche desto besser arbeiten zu können; auch Ludewig XIII, sein Vater, glorwürdigsten Andenkens, habe eben diese Absicht gehabt, als er das Edict von

Ni-

Nimes gegeben, und er habe, bey seiner Gelangung
r Krone gleiche Gedanken geheget; so ist dieses von
iner bessern Beschaffenheit. Wir wollen voraussetzen,
eil sie es so haben wollen, daß diese Rede seine Richtigkeit
be, und wollen dieselbe schlechthin und nach dem Buchsta-
n in dem Verstande nehmen, den sie uns davon geben;
nnen wir alsdann aber wol etwas anders daraus schliessen,
s folgende Sätze:

1. Also haben Heinrich der Grosse und Ludewig XIII
re Edicte unsern Vätern in keiner andern Absicht
:geben, als sie zu betrügen und sie in der Folge,
iter Begünstigung dieser Betrügerey, desto leichter
ı stürzen.

2. Also haben sie, da sie wegen ihrer andern
eschäftigungen nicht im Stande gewesen, dieselben
ı stürzen, dieses wichtige Geheimniß dem jezigen
önige anvertrauet, damit er es bey sich ereignender
elegenheit ausführen möchte.

3. Also hat der König Ludewig XIV, der gleich bey
iner Gelangung zur Krone diesen Gedanken gehe-
et, die Edicte in keiner andern Absicht bestätiget,
nd seine Declarationen von 1643 und 1652, nebst vielen
ndern den Protestanten vortheilhaften Verordnun-
en und Schlüssen, in keiner andern Absicht gege-
en, als sie auf eine desto listigere Weise zu hinterge-
en, und ihnen Schlingen zu legen; oder, besser zu
den, sie zu krönen, wie man Opferthiere krönet,
enn man sie zum Opfern bestimt hat.

4. Also ist alles das, was man seit dem pire-
äischen Frieden bis jezo, nach der bisher geschehe-
n Meldung, gegen sie verübet, nur die Volzie-
ıng eines Entwurfs gewesen, und zwar eines weit
ern Entwurfs, als man sich einbilden sollen, weil
an ihn bey dem Edict von Nantes anfangen, und
s auf Heinrich den Grossen hinaufsteigen las-
ı muß.

5. Endlich ist also dasjenige, was bis hieher ein so grosses und verborgenes Geheimniß gewesen, dieses jezt nicht mehr, weil der König durch dieses neue Edict den ganzen Erdkreis daran Theil nehmen lässet, damit man ihm dieserhalb glückwünsche.

§. 127.

Muß man nicht gestehen, daß es den Feinden Frankreichs, wenn sie das Betragen seiner Könige beschmitzen, und sie der ganzen Welt verhaßt machen wolten, hierinnen vortreflich glücken würde? Heinrich der Grosse giebt den Protestanten sein Edict unter allen den Umständen, wie wir gesehen haben; er giebt es ihnen als eine Belohnung ihrer Verdienste; er verspricht ihnen heilig, dasselbe zu beobachten; er verschaffet demselben zu desto grösserer Versicherung im ganzen Staate Treu und Glauben; er lässet es nicht einmal hiebey bewenden, sondern es muß auch ein feierlicher Eid noch hinzukommen; er vollziehet es in Ansehung ihrer auf die vortheilhafteste Weise, und in so weit es ihm möglich ist; er lässet sie im ruhigen Besitz desselben bis an seinen Tod. Allein, alles dieses ist nur eine Lockspeise, um sie, wenn es Zeit seyn würde, zu fangen und durch Gewalt zu bekehren; und weil er durch den Tod verhindert wird, dieses auszuführen, so träget er es seinem Sohn Ludewig XIII auf. Ludewig XIII macht, sobald er den Thron besteiget, eine Declaration bekant, daß er das Edict von Nantes für ewig und unwiderruflich halte, daß es keiner Bestätigung bedürfe, und daß er es in allen Puncten heilig beobachten wolle. Er schicket in seinem ganzen Königreiche Commissarien aus, um dasselbe vollends zu vollziehen. Wenn er die Waffen ergreifet, so versichert er aufs feyerlichste, daß es nicht der Religion wegen geschehe; und er lässet sie auch wirklich, selbst in denenjenigen Städten, die er mit Sturm erobert, in ihrer völligen Freyheit. Er giebt das Edict von Nimes als ein triumphirender König, und demohnerachtet erkläret er sich darinne, daß er das Edict von

Nan-

Nantes gänzlich beobachtet wissen wollte, und lässet es auch bis an seinen Tod beobachten. Alles dieses aber geschiehet in keiner andern Absicht, als sie einzuschläfern, und sie bey sich ereignender günstigen Gelegenheit zu verschlingen. Ludewig XIV bestätiget, bey seiner Gelangung zur Krone, das Edict, und erkläret sich, daß er die Protestanten bey allen ihren Rechten beschützen wolle; er bezeuget sodann in einer andern Declaration, wie sehr er mit ihren Diensten zufrieden sey, und daß er die Absicht habe, sie im Genuß ihrer Rechte ungestört zu lassen. Allein, alles dieses ist nur eine Grube und Strick, um sie zu fangen, und den Entwurf, sie bey gelegener Zeit zu stürzen, desto besser zu verbergen. Was machen diese Leute fremden Nationen für einen Begrif von den Königen in Frankreich, und wie soll man sich in Zukunft auf ihre Versprechungen und auf ihre Verträge verlassen können? Denn wenn sie mit ihren eigenen Unterthanen auf eine solche Weise verfahren, wenn sie denselben nur schmeicheln, um sie zu erwürgen; was haben Fremde nicht von ihnen zu erwarten?

§. 128.

Wir wollen uns nur noch einen Augenblick hierbey aufhalten, daß sie den König sagen lassen, er habe gleich bey **seiner Gelangung zur Krone den bis hieher ausgeführten Vorsaz gefasset.** Sie wollten unstreitig damit so viel sagen: sobald als er das Staatsruder wirklich ergriffen; denn vorher war er noch zu jung, als daß er selbst einen so grossen Vorsatz hätte fassen sollen. Er fassete ihn also eben zu der Zeit, als sich die während seiner Minderjährigkeit obgewalteten bürgerlichen Kriege endigten. Was will dieses aber anders sagen, als, er fassete ihn zu eben der Zeit, da ihm die Protestanten die wichtigsten Dienste geleistet hatten, Dienste, dergleichen Unterthanen nur ihrem Könige leisten können? Sie hatten eine unverletzliche Treue gegen ihn bewiesen, als sich der gröste Theil seiner an-

andern Unterthanen gegen ihn empöret hatte. Sie hatten sich den glücklichen Waffen seiner Feinde widersetzet; sie hatten die vortheilhaften Anerbietungen, die man ihnen that, verworfen; sie hatten ihm Städte und ganze Provinzen erhalten, und seine Diener und Officiers, wenn sie nirgends Sicherheit fanden, in ihren Schutz genommen; sie hatten ihre Güter und ihr Leben für ihn aufgeopfert; und kurz, sie hatten mit einem exemplarischen Eifer alles gethan, was rechtschaffene Unterthanen in einem so schrecklichen Ungewitter, wie dieses war, thun konten. Und zu eben der Zeit fasset der König den Entschluß, sie zu verderben und zu vertilgen. Dieses bestätiget die Warheit dessen offenbar, was wir zu Anfange dieser Abhandlung gesagt haben, daß nemlich der Entwurf zu ihrem Untergange auf ihre dem Könige geleisteten Dienste gegründet worden. Ist es aber nicht etwas ganz erstaunendes, daß man uns und ganz Europa dieses wichtige Geheimniß so gerne bekant machen wollen? Denn, obgleich die Protestanten bey dieser Gelegenheit nur ihre Schuldigkeit gethan hätten, so hätte man sich doch nicht vorstellen können, daß die Erfüllung ihrer Schuldigkeit zu einem Verbrechen würde gemacht, und ihr Umsturz daher geleitet worden seyn, woher sie Schutz und Sicherheit hätten erwarten sollen. GOtt hat das Licht aus der Finsterniß lassen hervorgehen; allein, die Staatsklugheit Frankreichs lässet im Gegentheil die Finsterniß aus dem Lichte hervorgehen. Dem sey indessen wie ihm wolle, so kan man es nicht leugnen, daß man den König in diesem neuen Edict nicht sagen liesse, daß er eben zu der Zeit den Entschluß gefasset, die Partey der Protestanten zu stürzen, als sie sich mit glücklichem Erfolg für das Beste seiner Krone hervorgethan hätten; welches vielleicht vernünftigen Männern, sowol in als ausserhalb dem Königreiche, Materie zu Betrachtungen an die Hand geben, und ihnen zeigen wird, was Verdienste für Nutzen haben, und was dafür zu erwarten stehet.

§. 129.

Wir wollen uns aber jetzt nicht länger bey den Ausdrücken des neuen Edicts aufhalten, sondern die Sache an und vor sich selbst betrachten. Ist wol je ein Verfahren härter gewesen, als das, welches man uns seit länger als zwanzig Jahren erdulden lassen, die man dazu angewendet, das letzte Ungewitter zuzubereiten, welches uns endlich fast gar verschlungen hat? Sie sind ein beständiger Hagel von Arrets, von Edicten, von Declarationen, von Kirchenverdammungen, von Tempelzerstörungen, von Civil- und Criminalprocessen, von Gefangenschaften, von Verbannungen, von Kirchenbussen, von Geldstrafen, von Entsetzungen der Aemter und Bedienungen, von Entführungen der Kinder und von allen denenjenigen Verfolgungen, die wir oben in der Kürze erzählet haben, gewesen. Man sagte uns einer Seits, der König wolte in Ansehung unserer das Edict von Nantes beobachten; er selbst erkläreте sich bey verschiedenen Gelegenheiten eben so: und doch lies man uns anderer Seits tausenderley Kränkungen an unsern Gütern, an unserer Ehre, an unsern Personen, an unsern Familien, an unserer Religion und an unsern Gewissen ausstehen; alles durch ungerechte, unbillige und unerlaubte Wege, durch unerhörte Erfindungen, durch falsche Zeugen, durch offenbare Unterdrückungen und Plackereyen, bisweilen durch heimliche Kunstgriffe, und alles dieses noch unter der Decke der königlichen Gewalt, und weil es demselben so beliebe. Es ist uns nicht unbewußt, was es für eine Beschaffenheit mit der Gewalt der Könige hat, und mit was für Ehrerbietung und Unterwerfung man ihre Befehle annehmen muß. So hat man auch während allen diesen Verfolgungen eine so grosse Geduld, und einen so tiefen Gehorsam erblicket, daß sich selbst die Catholiken, unsere Landesleute, darüber verwundert haben. Allein, man muß gestehen, daß diejenigen, welche dem Könige angelegen haben, solchergestalt mit uns zu verfahren, oder die sich seines Namens und seiner Gewalt hiezu bedienet haben,

haben, denselben nicht grausamer beschimpfen konten, als sie wirklich gethan haben. Denn Könige, die sich durch Gerechtigkeit und Billigkeit Liebe und Hochachtung verschaffen wollen, beherrschen ihre Unterthanen auf eine solche Weise ganz und gar nicht. Sie sind nicht darauf bedacht, alles in Ungewißheit zu setzen, und alles mit Schmerz und Schrecken anzufallen. Sie suchen ihre Freude nicht in den Thränen und in den Seufzern unschuldiger Menschen; sie machen sich kein Vergnügen daraus, ihre Völker in einer beständigen Unruhe und Verwirrung zu erhalten, und ihnen ihr Leben nur um GOttes willen von einem Tage zum andern zu lassen. Sie suchen es nicht dahin zu bringen, daß man ihren Namen mit Zittern höret, und sind nicht auf Anschläge bedacht, Unterthanen, die weise leben, und die ihnen lauter Gutes erwiesen haben, zu vertilgen. Vielweniger lassen sie sichs einfallen, diesen Anschlägen eine lange Zeit hindurch Fuß vor Fuß, nach Art der Minen, nachzugehen, und sie unter falschem Schein und unter anders lautenden Declarationen zu verbergen, und sogar auch alsdenn noch, wenn sie sich immer mehr und mehr nähern und in kurzer Zeit losbrechen wollen.

§. 130.

Es verdienet in dem ganzen Verlauf dieser Sache vornemlich dreierley bemerket zu werden. 1. Einmal, daß sich die wahren Urheber dieser Verfolgung, so lange als man noch mit Vorbereitungen zu derselben beschäftiget gewesen, ganz und gar nicht verborgen gehalten; so viel aber als sie gekont, dem König zu verbergen gesucht. Es ist wahr, die Arrets, Edicte, Declarationen und andere dergleichen Dinge, wurden unter dem Namen Seiner Majestät bekant gemacht; allein dieses geschahe auf Ansuchen der Agenten und Syndicorum der Geistlichkeit: und unterdessen, daß sie ihre Bemühungen eifrig fortsetzten, sagte der König für seine Person: er wolle das Edict in seiner Gültigkeit lassen, und nur den Uebertretungen desselben abhelfen. 2. Zweytens ist zu bemerken, daß sie

sich, nachdem sie es bis aufs äusserste und zu offenbarer Gewalt gebracht, alsdann so viel als möglich verborgen gehalten, und den König in seiner ganzen Grösse auftreten lassen. Man hat fast nichts als lauter dergleichen Reden gehöret: **Der König will es so haben; es ist des Königes Sache; der König gehet weiter, als die Geistlichkeit gewünschet.** Durch diese beiden Mittel haben sie sich auf eine geschickte Weise nur den geringern und weniger gewaltsamen Antheil an dieser Verfolgung zugeeignet, und der Person des Königes den grösten und gehäßigsten aufgebürdet. 3. **Drittens** muß man noch bemerken, daß sie, um ihre Endzwecke desto besser zu erreichen, den König jederzeit zu überreden gesucht, daß sein Ruhm durch dieses Unternehmen den höchsten Grad erreichen würde. Dieses ist ein offenbarer Mißbrauch des Zutrauens, das er ihnen gegönnet; ein Mißbrauch, der um so vielmehr bestraft zu werden verdienet, da sie nicht haben wollen, daß man sie für die Urheber dieses Rathes halte, und da sich noch jetzo wenige finden, die ihn nicht verdammen solten, wenn man einen jeden besonders fragete, was er davon denke?

§. 131.

Gewiß, was für einen irrigern Begrif konten sie wol dem Könige von seiner Ehre einflössen, als daß sie dieselbe in die Ueberraschung eines armen Volks setzten, das in seinem ganzen Königreiche ohne Schutz und Hülfe zerstreuet war, das sich daselbst zuversichtlich auf den Schatten dessen verlies, was ihm noch vom Edict von Nantes übrig war, und das sichs gar nicht vorstellen konte, daß man ihm die Gewissensfreyheit zu rauben willens sey? dieses arme Volk zu überraschen, sage ich, und es fast in einem Augenblick mit einer mächtigen Armee zu überschwemmen, deren Willkühr man es übergab und ihm sagen lies: man müsse entweder freywillig oder mit Gewalt catholisch werden; der König befehle und verlange es so. Was für einen irrigern Begrif von Ehre und Ruhm konten sie

ihm

ihm wol beybringen, als sich an GOttes Stelle, ja noch weit über GOtt hinauf zu setzen, und zu verlangen, daß der Glaube und die Religion der Menschen von seiner Gewalt abhangen, und daß man inskünftige in seinem Königreiche nicht mehr sagen solte: Ich glaube, weil ich überzeuget bin; sondern: ich gläube, weil es der König haben will, ob mir gleich GOtt das Gegentheil saget. Dieses heißt eigentlich so viel gesagt: Ich glaube nichts, und ich würde ein Jude, Mahometaner und Atheist seyn, wenn es der König von mir verlangte? Was für ein unrichtigerer Begrif von Ehre kan wol erdacht werden, als wenn man sie darin bestehen läßt, daß man seinen Unterthanen durch Gewalt und durch die Länge der Martern ein Bekentniß aus dem Munde reisset, welches das Herz verabscheuet, und worüber sie Tag und Nacht seufzen und GOtt um Barmherzigkeit anflehen? Was ist das für eine Ehre, neue Arten von Verfolgungen zu erfinden, die in den vorigen Jahrhunderten unbekant gewesen: Verfolgungen, wodurch man Menschen nicht das Leben raubet, sondern welche dasselbe erhalten, um sie desto länger zu martern, und um Gelegenheit zu haben, die Standhaftigkeit durch Grausamkeiten, welche alle menschliche Kräfte übersteigen, zu besiegen? Was ist das für eine Ehre, daß man sich nicht einmal begnüget, diejenigen zu zwingen, welche im Königreiche bleiben, sondern ihnen noch dazu verbietet, sich aus demselben weg zu begeben, und sie auf diese Weise unter einer gedoppelten Knechtschaft hält, unter einer Knechtschaft der Seele und des Leibes? Was ist das vor eine Ehre für einen König, wenn seine Gefängnisse mit Unschuldigen angefüllet sind, die man weiter keines Verbrechens beschuldigen kan, als daß sie ihren GOtt und ihre Seligkeit der Wuth der Dragoner vorziehen wollen? Was ist das vor eine Ehre, wenn man sie dieserhalb auf die Galeeren verdammet oder sie samt ihren Gütern gerichtlich einziehet? Was ist das für ein Begrif von Ehre, wenn ein König seine Gewalt mißbrauchet, und sein königliches

Wort, das er selbst so feierlich von sich gegeben, und so oft erkant hat, ohne Grund und ohne Vorwand bricht; und zwar deswegen, weil er es ungestraft thun kan, und weil er es mit armen unschuldigen Schafen zu thun hat, die unter seiner Hand stehen und derselben nicht entwischen können? Unterdessen nennet die Geistlichkeit eben dieses, durch den Mund des Herrn von Valenze, eine Grösse und einen Ruhm, der Ludewig XIV über alle andere Könige, über seine Vorfahren, selbst über die Zeit erhebe, und ihn der Ewigkeit widme. Varillas nennet dieses unendlich grössere und unglaublichere Arbeiten, als des Hercules seine in der Fabel. Maimburg nennet es eine Heldenthat. Die Heldenthat, sagt er, welche der König verrichtet hat, daß er durch sein neues Edict vom October die öffentliche Uebung der falschen Religion der Calvinisten verboten, und alle ihre Tempel unverzüglich niederzureissen befohlen hat. Niederträchtige Schmeichler! Muß man sich von dem Dunst eures Weyhrauchs verblenden lassen? Wir würden uns ein grosses Gewissen daraus machen, etwas übertriebenes, oder was der Hochachtung, die wir einem so grossen Könige schuldig sind, nachtheilig seyn könte, zu sagen. Allein, wir glauben nicht, daß dieser Hochachtung etwas dadurch entzogen werde, wenn wir hier schlechthin vorstellen, wie diese ungetreuen Rathgeber und diese verhaßten Schmarutzer seine wahre Ehre dadurch geschändet, daß sie ihn an dem betrübten Zustand, worein sie uns gestürzet, Antheil nehmen lassen, und wie vieler Verbrechen sie sich gegen ihn schuldig gemachet.

§. 132.

II. Zwote Betrachtung: Der Staat ist durch die Verfolgungen der Protestanten vervortheilet worden. Sie haben dem Französischen Staate, worin sie Mitglieder sind, und für den sie zum wenigsten Achtung haben solten, hierdurch nicht weniger Schaden zugefüget. Wir wollen hier nicht von der grossen Anzahl Menschen von aller-

lerley Alter und Stande reden, welche sie durch ihren Feureifer von demselben abgeschnitten haben: obgleich dieser Verlust nicht so gering ist, als man ihn sich vielleicht vorstellet. Es ist ausgemacht, daß Frankreich ein sehr volkreiches Land ist; wenn aber der Anfall dieses Paroxysmus vorüber seyn, und dasselbe Zeit haben wird, sich selbst zu erkennen, so wird es vielleicht die Folgen dieser Verminderung mit einigem Verdrusse ansehen. Denn es ist nicht möglich, daß sich so viel rechtschaffene und begüterte Leute, so viel ganze Familien, so viel Personen, die sich in den Künsten, in den Wissenschaften, in den Waffen und in allen Arten von Profeßionen hervorthaten, aus dem Königreiche begeben haben solten, ohne daß man es nicht dereinst daselbst gewahr werde. Jetzt, da man sich mit dem Ihrigen lustig machet, da man ihre Häuser plündert, da man ihre Ländereyen in Besitz nimt; jetzt, sage ich, spüret man diesen Verlust noch ganz und gar nicht; er wird durch die Beute und durch die Erleichterung ersetzt, welche man in dieser Plünderung zur Unterhaltung der Kriegesvölker antrift: allein, dieses wird nicht ewig so fortdauren. Wir wollen jetzt eben so wenig von der fast gänzlichen Unterbrechung des Handels und Wandels, welche diese erhitzten Verfolger in den vornehmsten Städten des Staats verursachet haben, reden, obgleich dieses kein geringer Schade ist. Die Protestanten trieben ein sehr starkes Gewerbe, sowol innerhalb dem Königreiche, als auch mit auswärtigen Ländern, und sie waren hierinnen dergestalt mit den Römischcatholischen verwickelt, daß ihr gegenseitiges Interesse gleichsam unzertrennlich mit einander verbunden war. Sie handelten gemeinschaftlich mit einander, als diese Unterdrückungen ihren Anfang nahmen. Was vor Zerstörungen und Zerrüttungen haben sie nicht verursachet; wie viele genommene Maasregeln sind vereitelt, wie viele gefaßte Anschläge vernichtet, wie viel Manufacturen zu Grunde gerichtet, wie viel Banqueroutte erfolget, und wie viel arme Familien völlig an den Bettelstab gebracht worden? Unterdessen bekümmern sich die

Verfolger ganz und gar nicht hierum; denn sie haben sich ihr Brodt erworben, sie leben vergnügt, und unterdessen daß andere aus Hunger sterben, sind ihnen ihre Einkünfte gewiß. Es ist aber nicht möglich, daß der Staatskörper nicht darunter leiden solte. Eine solche Erschütterung, wie diese, muß nothwendig der öffentlichen Oeconomie zu einem merklichen Nachtheil gereichen, und man kan mit Warheit sagen, daß vier bürgerliche Kriege nicht soviel Schaden verursachet haben würden, als aus dieser Verfolgung ganz gewiß heurühren wird. Wir überlassen es aber der Zeit, diese Folgen zu entdecken, und melden hier nur so viel, daß es ein böses Beispiel für das Interesse des Staats sey, daß das Edict von Nantes, das zu einem Fundamentalgesetz des Königreichs, und zu einem Concordat zwischen diesen beiden Partenen geworden war, weil sie unter der friedsamen Regierung Heinrichs des Grossen beyderseits darein gewilliget, und einen Eid deswegen abgeleget hatten, nachdem man es auf tausenderley Weise übertreten, endlich widerrufen, aufgehoben und vernichtet worden, und zwar nach dem Willen einer Partey, welche ihren Credit mißbrauchet und sich eben dadurch in Stand setzet, alles zu unterfangen und auszuführen. Worauf wird man sich wol nach dieser Aufhebung künftig in Frankreich sicher und vest verlassen können; ich meyne, nicht nur in Ansehung der Privatpersonen und vornehmen Familien zugehöriger Güter, sondern auch in Ansehung allgemeiner Verordnungen, anderer Gesetze, der Gerechtigkeit und Policey; und kurz, in Ansehung alles dessen, was zur Stütze und zum Grunde der Gesellschaft dienet, und in Ansehung selbst der unveräusserlichen Rechte der Krone und der Regierungsform?

§. 133.

Es finden sich sehr viele Personen in dem Königreiche, die aufgeklärte Einsichten haben. Ich rede nicht von solchen Versmachern, die für ein Duzend Madrigals oder für eine Lobrede auf den König die Präbenden und Gehalte als Belohnungen davon tragen; auch nicht von solchen häufigen

Büchern

Bücherschreibern, die alles wissen, ausser was ihnen gut zu wissen wäre, nemlich daß sie sehr kleine Geister sind; sondern ich rede von solchen weisen, gründlich gelehrten und einsichtsvollen Männern, welche die Folgen von diesen Dingen von weitem sehen, und davon zu urtheilen wissen. Wie? solten diese dasjenige bey dieser Sache nicht eingesehen haben, was nur allzusichtbar ist, daß nemlich der Staat von eben dem Streich, der die Protestanten getroffen, zerschmettert werden, und daß eine mit so vielem Stolz vollzogene Widerrufung des Edicts nichts mehr unangetastet oder heilig lasse? Es würde umsonst und vergebens seyn, sich hier auf die Verschiedenheit der Sache zu berufen und zu sagen, die so genannte reformirte Religion sey in dem Staate verhaßt, und dieserwegen habe man dieses mit desto mehrerer Freyheit unternommen. Denn, nicht zu gedenken, daß dieses Beispiel um so viel gefährlicher ist, weil es auf eine überaus verschmitzte Weise in einer Sache gewählet worden, woran das Volk keinen Antheil hatte; nicht zu gedenken, daß selbst dieses, daß man bey dem Volke die reformirte Religion verhaßt gemacht hat, eine wohlüberlegte Vorbereitung gewesen, um dasjenige desto leichter zu erreichen, was man in der Folge ausgeführet hat: nicht zu gedenken, daß der Abscheu gegen unsere Religion in den Gemüthern der Catholiken bey weiten nicht allgemein war; weil es gewis ist, daß, die Parten der Geistlichkeit und der so genannten Glaubensbeförderer ausgenommen, weder das Volk noch die Grossen den geringsten Haß gegen uns hatten, und daß sie unser Schicksal beklaget: alles dieses nun nicht zu berühren, wer siehet nicht, daß nichts leichter sey, als irgend eine Sache bey einem Volke anzuschwärzen, und ihm dieselbe verhaßt und es gleichgültig dagegen zu machen? Es fehlet niemals an Gründen oder Vorwendungen; man wiegelt eine Parten gegen die andere auf, und man nennet diejenige, welche die Macht in Händen hat, den Staat; so wie man in der Religion nicht die gerechteste oder heiligste Parten, sondern die mächtigste und verwegenste, die Kir-

che nennet. Man muß demnach dergleichen Dinge nicht nach der Sache beurtheilen, sondern nach ihrer äussern Form. Wenn es nun je etwas authentisches und unwiderrufliches gegeben hat, so war es gewis das Edict von Nantes; dieses widerrufen und aufheben, heißt, sich über alles hinaufsetzen; das heißt, gerade heraussagen, daß alles nach Belieben widerrufen und aufgehoben werden könne. Dieses alles müssen vernünftige und einsichtsvolle Männer wohl einsehen, und ich zweifle gar nicht daran, daß sie es schon eingesehen haben.

§. 134.

Da man uns hierinnen noch einen andern Einwurf machen könte, so wird es nicht undienlich seyn, demselben zuvorzukommen. Man könte nemlich sagen: da dieses Edict, man möchte es betrachten wie man wolle, nicht anders ein Staatsgesetz geworden, als durch die Autorität Heinrichs des Grossen; so könte es auch von Ludewig dem XIV, seinem Enkel und Nachfolger, wol widerrufen und vernichtet werden. Es sey mit dem einen so wenig Schwierigkeit verbunden, als mit dem andern; die Sachen könten auf eben die Weise, wie sie angefangen worden, geendiget werden. Wenn Heinrich der Grosse die Macht gehabt, durch Einführung eines neuen Gesetzes die Staatsform zu verändern, warum solte Ludewig XIV nicht gleiche Gewalt haben, durch Aufhebung dessen, was sein Grosvater verordnet, diese Form wieder zu verändern? Allein, dieser Einwurf ist weiter nichts als ein blauer Dunst; er setzet einen falschen Grund voraus, und leitet eine noch unrichtigere Folge daraus her. Es ist nicht die blosse Autorität Heinrichs des Grossen, die dieses Edict gegeben hat. Wir haben gesehen, daß das Edict ein Schluß seiner Gerechtigkeit ist, die er abgehörten Parteyen widerfahren lassen; wir haben gesehen, daß es ein zwischen den Catholiken und Protestanten errichteter Vertrag ist, der durch die öffentliche Genehmigung des ganzen

Staats

Staats autorisiret, durch einen Eidschwur bestätiget und durch die Vollziehung ratificiret worden. Dieses nun macht das Edict unverletzlich, und stellet es vor allen Eingriffen der Nachfolger Heinrichs sicher. Sie können dahero weiter nichts thun, als daß sie die Aufsicht über dasselbe haben und für die Vollziehung desselben sorgen, keinesweges aber dasselbe von ihrer Willkühr abhangen lassen. Heinrich der Grosse hat nie die Gewalt der Waffen gebraucht, um die Römischcatholischen darin einwilligen zu lassen; und ob es gleich nach seinem Tode, während der Minderjährigkeit Ludewigs XIII einen Generalstaat gehabt, so ist das Edict doch in seiner Kraft geblieben. Es ist also, wie wir schon gesagt haben, ein Fundamentalgesetz des Königreichs, welches die Könige nicht antasten dürfen. Gesetzt aber, daß es weiter nichts als ein Werk der blossen Gewalt Heinrichs des Grossen sey, welches doch offenbar falsch ist: so würde doch noch nicht daraus folgen, daß es der jetzt regierende König widerrufen könne. Warum das? Weil es viele Dinge giebt, die man nach Belieben thun, nicht aber nach Belieben zu nichte machen kan; und diese Bewandniß hat es mit dem Edict. Es ist ein königliches Versprechen, welches Heinrich der Grosse den Protestanten in seinem Königreiche, sowol für sich als für seine Nachfolger in Ewigkeit, wie wir oben gesehen haben, gethan hat; und folglich ist es eine Bedingung oder besser eine Schuldigkeit, die er mit seiner Thronfolge verbunden hat, und deren sich seine Erben nicht nach eigener freyen Willkühr entledigen dürfen.

§. 135.

Uebrigens ist es nicht an dem, daß Heinrich der Grosse bey Ausfertigung dieses Edicts etwas in der Staatsform verändert hätte, zum wenigsten kan dieses von wesentlichen Dingen nicht gesagt werden. Er hat seinen Unterthanen die Gewissensfreiheit verstattet: allein diese Freyheit ist ein weit älteres und unverletzlicheres Recht, als alle

Edicte, weil es ein Recht der Natur ist. Er hat den Protestanten die öffentliche Religionsübung verstattet: allein, diese Religionsübung war vor seinem Edict in dem Königreiche vestgesetzet; und wenn er die Privilegia der Protestanten erweitert hat, wie denn dieses nicht geleugnet werden kan, so hat er es nicht anders als mit Genehmigung und mit Einwilligung des Staats gethan, und ist hierinnen keiner von seinen rechtmäßigen Verbindlichkeiten zu nahe getreten. Allein, mit Ludewig XIV verhielt sich die Sache ganz anders. Dieser nimt aus blos eigener Gewalt eine wesentliche und Fundamentalveränderung vor, ob sich gleich die eine Parten seines Staats dagegen setzet, und ohne daß er die andere deswegen befraget. Er verletzet seine eigenen Verbindlichkeiten, die Verbindlichkeiten seiner Krone, die Verbindlichkeiten seines ganzen Reichs und selbst das Recht der Natur; und dieses ist er auf keinerley Weise befugt zu thun. Wenn man aber endlich erweget, was man sich für Mittel zur Bewerkstelligung dieser Widerrufung bedienet hat, so ist es augenscheinlich, daß dem Staat ein merklicher Schade dadurch zugewachsen. Man begnüget sich nicht einmal die Religionsübungen zu unterdrücken, und die Privilegia der Protestanten durch ungerechte Schlüsse zu vernichten; sondern man schicket ihnen noch dazu überall Soldaten über den Hals, um sie zur Religionsänderung zu zwingen; man plündert sie, wie Kriegsgefangene; man thut ihrem Gewissen Gewalt an, und man suchet in dieser Absicht alles hervor, was die Hölle grausames und wütendes haben kan. Nennet man dieses nicht, um noch sehr bescheiden davon zu reden, eine militarische Regierung, die weder durch Gerechtigkeit, noch durch Vernunft, noch durch Menschlichkeit in Schranken gehalten wird? Und glaubet man, daß sich Frankreich wol dazu bequemen könne, und daß dieses die Vernünftigen für die rechte Art, Völker zu beherschen, halten werden? Dieses war also der erste und eben nicht geringe Versuch. Diejenigen, so ihn gewaget, geben zu erkennen, daß

daß sie sich sehr wohl darauf verstehen; und wer weiß, ob sie Lust haben werden, es dabey bewenden zu lassen? Es ist nur ein anderer Vorsatz, die Befriedigung einer andern Leidenschaft, die Ausübung einer andern Rache nöthig, und alsdann wehe denen, die sich dawider setzen wollen; die Dragoner werden ihr Handwerk nicht vergessen haben.

§. 136.

III. Dritte Betrachtung. Diesen beiden erstern Betrachtungen, welche den König von Frankreich und seinen Staat betreffen, kan man auch eine dritte beyfügen, die das **Interesse der Könige, Fürsten und anderer Mächte in Europa, sowol von der einen als von der andern Religion, zu ihrem Augenmerke haben wird.** Wir werden uns nicht betrügen, wenn wir sagen, daß sie einen gemeinschaftlichen Antheil daran gehabt, weil es nicht an diesen geschickten Unglücksstiftern gelegen, daß das gute Verständniß zwischen ihnen und ihren Unterthanen nicht unterbrochen worden. Wir sind überzeugt, daß sie ihre weise und billige Regierung in dieser Absicht ausser allen Sorgen setzen muß; allein, demohnerachtet sind doch dergleichen Beyspiele jederzeit schädlich, und ihrer Natur nach geschickt, einen Eindruck in den Gemüthern der Völker zu machen, welche so gemeiniglich einen Verdacht und Argwohn auf ihre Regenten werfen, und in den Gedanken stehen, als wären sie insgesamt darauf bedacht, ihre Unterthanen zu verschlingen, und sie der Willkühr, oder besser zu sagen, der Wuth ihrer Soldaten zu überlassen. Es ist ferner ganz unstreitig, daß es die Fürsten und Staaten in Europa mit vielem Mißvergnügen sehen werden, daß sich Frankreich, welches einen so hohen Rang unter den Weltangelegenheiten, und einen so mächtigen Einfluß auf sie hat, jetzt ausser Stande gesetzt stehet, die gehörigen und nötigen Maasregeln mit denselben zu ergreifen. Denn nachdem das Wort dreyer Könige und die öffentliche Treue und Glauben auf eine so schändliche und weltkundige Weise gebrochen worden, was für ein Vertrauen

trauen soll man künftig auf seine Versprechungen, oder auf seine Tractaten setzen? Es würde nicht genug seyn, zu sagen, die Verträge werden nicht länger in ihrer Kraft bleiben, als es das Interesse Frankreichs erfordert; sondern, man muß sagen, sie werden in Zukunft nur von dem Interesse oder Wilkühr einer Art tollkühner Leute abhangen, die weder auf die Gesetze der Klugheit noch der Billigkeit sehen; sondern die alles durch eine höhere Gewalt zwingen. Wenn sie den Credit gehabt haben, dasjenige im Königreiche zu thun, was sie wirklich darinne gethan haben: was werden sie nicht ausserhalb demselben thun? Wenn sie ihre eigenen Landesleute nicht verschonet haben, mit denen sie doch täglich umgiengen, und die ihnen wirkliche Dienste leisteten: werden sie da wol Unbekante verschonen? Werden sie Friedensverträge oder viertägige Conventionen höher achten, als ein Edict von hundert Jahren, als das heiligste und feierlichste Edict, so je vorhanden gewesen, und dessen sie sich nur dazu bedienet, ein Volk einzuschläfern, und es desto sicherer in sein gänzliches Verderben zu stürzen? Es scheinet also, als ob sie es dahin zu bringen gesucht, daß alle Treue und Glauben aus Frankreich verbannet, und alle Nachbarn beständig gegen dasselbe auf ihrer Hut seyn sollten; und zwar mehr bey seinen Versprechungen als bey seinen Drohungen, mehr im Frieden als im Kriege. Man hat also seiner Seits nicht anders Ruhe zu hoffen, als daß man sich derselben durch Geisseln vergewissert, oder seine Macht schwächet.

§. 137.

Wenn sich dieses nun in Ansehung aller europäischen Fürsten und Staaten überhaupt so verhält, was können nicht insbesondere die protestantischen Fürsten und Staaten für einen Argwohn schöpfen; da Frankreich keine andere Absicht hat, als sie insgesamt aufzureiben, und nicht eher zu ruhen, bis sie gänzlich verschlungen worden? Es ist niemand unbewußt, daß die protestantischen Mächte ihr Interesse nur gar zu gut kennen, als daß sie es selbst in dem

Ge-

Gewölke, womit man es umhüllet, nicht gewahr werden solten; und sie sehen unstreitig, daß dieses hier ein Anfang oder ein Grundriß sey, woran sie, nach dem Verlangen Frankreichs, sobald als möglich die letzte Hand anlegen sollen. Der Hof hat sich von einem groben Aberglauben und von einem falschen Eifer für die Catholische Religion einnehmen lassen. Dieses ist die Modegesinnung. Ein jeder will daselbst mit Feuer und Schwerdt bekehren; und man machet manchen so gar weis, daß auf diese Weise das Gleichgewicht werde erhalten werden. Die eitele Ehrbegierde mischet sich auch mit in dieses Spiel; die Staatsklugheit verbindet ihre Absichten und ihre Geheimnisse damit; und wie sie in ihren Absichten keine Grenzen beobachtet, so fehlet ihr es bey ihren Geheimnissen auch nicht an unbegreiflichen Triebfedern und vortreflichen Mitteln, die sie nach Belieben mit der Gewalt der Waffen vereinigen wird. Man hält diese Zeit für bequem, alles zu wagen. Die Leichtigkeit, mit welcher man Eroberungen gemacht und bekehret, vergrössert den Muth; und man redet schon davon, es nicht hiebey bewenden zu lassen. Es stehet zu hoffen, daß die protestantischen Fürsten und Staaten hieraus ihrerseits richtige Folgen leiten werden. Was die Catholischen Fürsten und Staaten anbetrift, so haben sie zu viel Einsichten, als daß sie den Antheil, den sie an dieser Sache haben, nicht einsehen solten. Man wird sich derselben bedienen, das gute Verständniß, das zwischen ihnen und den Protestanten obwaltet, zu zerreissen, indem man die eine Parthey unter dem Vorwande der Catholischen Religion einschläfert, und der andern auf eine geschickte Weise einen Verdacht wegen einer allgemeinen Zusammenverschwörung, um sie zu verschlingen, beybringet. Wenn die Catholischen Fürsten und Staaten diesen Argwohn nicht dämpfen; wenn sie zugeben, daß sich Frankreich unter Begünstigung seines angeblichen Eifers für die Catholische Religion, welcher doch im Grunde nur eine falsche Masque ist, beständig vergrössert; so kan man sie jetzo schon versichern, daß sie verloren

sind.

sind. Sie werden vielleicht sagen wollen: Wir sind so gut Catholiken wie ihr; allein deswegen werden sie doch dem Schwerdt der Dragoner nicht entgehen. Alles, was sich nicht dem Joch unterwerfen wird, wird ketzerisch, und noch schlimmer als ketzerisch seyn; denn heutiges Tages ist es die gröste Ketzerey, sich nicht unterwerfen wollen. Spanien, Deutschland und Italien wissen schon etwas davon.

§. 128.

IV. Vierte Betrachtung. Wird es aber nicht etwas seltsam scheinen, wenn wir alle dem, was bisher gesagt worden, noch beyfügen, daß der Pabst selbst und die ganze Römische Geistlichkeit merklich durch diese Verfolgung gegen uns beschimpft worden? Wir werden unterdessen in dieser Sache nichts sagen, was nicht eine ausgemachte Wahrheit ist, und darinnen uns die vernünftigsten unter den Catholiken nicht beyfallen müsten. Denn, kan man wol einen schlimmern Begrif von der Römischen Geistlichkeit machen, als wenn man sie als Leute vorstellet, die nicht allein nichts leiden können, was ihnen in der gottesdienstlichen Gesellschaft nicht unterworfen sey, sondern die auch sogar dieses in der bürgerlichen Gesellschaft nicht leiden können: als Leute, die sich nicht damit begnügen, alles dasjenige, was ihnen mißfällt, zu verfluchen, sondern die auch auf weiter nichts bedacht sind, als auszurotten; und die nicht blos ausrotten, sondern gar so weit gehen, daß sie die Gewissen zwingen, andern ihre Gesinnungen einflößen, und ihren Gottesdienst mit Stock und Säbel ausüben lassen wollen: als Leute, die weder Treue noch Gerechtigkeit beobachten; die nur versprechen, um zu betrügen; die sich nur stille verhalten, um Händel anzufangen; die sowol im Frieden als im Kriege auf weiter nichts denken, als zu zerstören und zu zernichten; die neue Freundschaft machen, um zu hintergehen; und die denenjenigen, welche sie hintergangen haben, wenn sie merken, daß sie die stärksten sind, nicht einmal die Freyheit verstatten, zu entfliehen.

§. 139.

Dieses sind genau die Züge und Schilderungen, woran man leicht die römische Geistlichkeit würde erkennen können, wenn man sie nach den Verfolgungen in Frankreich beurtheilen wolte. Bis hieher hatte man noch nie etwas dergleichen gesehen Die Egypter und die Assyrer verfolgten ehedem die Israeliten auch; allein, sie zwungen dieselben nicht zu ihrem Götzendienste: sie begnügten sich damit, daß sie ihnen als Sclaven begegneten, ihre Gewissen aber liessen sie unangetastet. Die Heiden und Juden verfolgten die ersten Christen auch; allein, sie hatten ihnen kein Edict gegeben, und sie verletzten auch bey ihren Verfolgungen öffentliche Treue und Glauben nicht: die Flucht war jenen auch nicht untersaget. Die Arianer verfolgten die Rechtgläubigen auf eine grausame Weise; allein, ausser dem, daß dieses das Volk fast gar nicht betraf, so daß man dasselbe förmlich hätte abschwören lassen, war auch zwischen diesen beyden Parteyen kein Edict oder Concordat vorhanden. Innocentius verfolgte die Waldenser und Albigenser; allein, diese armen Leute hatten noch kein Edict. Emanuel, König von Portugal, verfolgte die Juden ganz wüthend; allein, er lies ihnen die Freyheit, daß sie sich aus dem Königreiche begeben durften, und sie hatten kein Edict. Eben so verhielt sichs mit den noch übrigen Mohren, die sich in dem Königreich Granada niedergelassen hatten; man schlug sie und befahl ihnen, sich wieder in die Länder zu begeben, wo ihre Vorfahren hergekommen waren. Der Herzog von Alba übte in den siebzehen Provinzen der Niederlande schreckliche Grausamkeiten gegen die Protestanten aus; allein, er verbot nicht, die Flucht zu ergreifen und übertrat auch kein Edict. Die Inquisition dauret noch jetzo in Spanien und in Italien fort; allein, dieses sind Länder, wo nie durch Edicte erlaubt gewesen, eine andere Religion zu bekennen, als die römische: und wenn man die Inquisition einer Gewaltthätigkeit und Grausamkeit beschuldigen kan, so kan man sie doch keiner Untreue und keines Meineids überführen.

ren. Allein, bey dieser letzten Verfolgung in Frankreich trift man fünf Stücke an, die abscheulich sind: 1) man lässet das Gewissen und die Religion der Menschen ganz uneingeschränckt von dem Willen eines Königs abhangen; 2) man bricht eine authentisch beschworne Treue; 3) man zwingt Personen Heuchler und Bösewichter zu werden, indem man sie dem Schein nach eine Religion annehmen läßt, die sie verabscheuen; 4) man wehret ihnen sich wegzubegeben, oder zu entfliehen; und endlich 5) raubt man ihnen nicht das Leben, sondern man erhält dasselbe, um sie desto länger zu quälen. Wenn nun der römische Hof und seine in dem übrigen Europa hin und her zerstreuete Geistlichkeit ein so verfluchtes und so strafbares Betragen nicht verabscheuen, wenn sie es nicht verdammen, so wird dieses für die Ehre ihrer Religion ein ewiger Schandfleck seyn. Nicht allein die Protestanten, die eine besondere Gemeinschaft ausmachen; sondern auch eine unbeschreibliche Menge ihrer eigenen Catholiken wird eine erschreckliches Aergerniß daran nehmen, und selbst die Türken, Juden und Heiden, werden sich dereinst zu Richtern über sie aufwerfen. Sie haben schon einsehen können, wie viel ihnen das Tort gethan, was auf der Kirchenversamlung zu Costnitz in Ansehung des Johannes Huß und des Hieronymus von Prag vorfiel, welchen man, ohnerachtet des sichern Geleits vom Kayser Sigismund, das Leben nahm. Allein, hier ist es etwas weit wichtigeres. Dort betraf es nur zwey Menschen, und hier mehr als funfzehen hunderttausend. Man lies jene sterben; und wenn man mit diesen hier ein gleiches gethan hätte, so würden sie dem Tode freudig und getrost entgegen gegangen seyn. Die Kirchenversamlung glaubte mehr Gewalt als Sigismundus zu haben; allein hier wußte man von keiner grössern, als die war, so das Edict gegeben hatte.

§. 140.

Wir wissen wohl, was sich die Verfolger vor verschiedener Mittel bedienten, um zu verhüten, daß sie nicht öffentlich

lich getadelt werden wollen. Einige unterstehen sich, die Sache gar zu leugnen, und wollen die Welt überreden, als ob an den Bekehrungen Macht und Gewalt gar keinen Antheil gehabt. Sie geben vor, sie wären ganz freywillig, ruhig und ungezwungen geschehen; und wenn sich Dragoner darein gemischt hätten, so hätten sie die so genanten Protestanten selbst verlanget, um die Religion unter einem anständigen Vorwand ändern zu können. Hat man wol je eine solche Unverschämtheit gesehen? Was wird man sich nicht in Zukunft zu leugnen unterstehen, da man dasjenige leugnet, was öffentlich geschehen, und was ein ganzes grosses Königreich von einem Ende bis zum andern gesehen hat, und was es noch jetzo siehet? denn zu Anfange des Jahres 1686, da man diese betrübte Schrift verfertiget, fähret man noch immer in Frankreich fort, dergleichen Wuth auszuüben, wie schon zu Ende des Jahres vorher geschehen *). Die Dragoner wüthen noch immer in den Städten und auf dem Lande gegen einige beklagenswürdige Ueberreste von Protestanten, welche das Bild nicht anbeten wollen. Man begegnet ihnen an ihren Personen, an ihren Gütern, an ihren Weibern, an ihren Kindern, als Rebellen; und wenn sich noch einiger Unterschied findet, so bestehet er darinne, daß sich die Grausamkeiten von Tage zu Tage vermehren, und daß jeder Tag eine neue Art von Gewaltthätigkeit und Verfolgung hervorbringet. Wenn man unterdessen der Clerisey einigen Glauben beymessen will, wie sie den König durch den Mund des Herrn Bischofs von Valence anredet: so ist es ein Wunder unter der Regierung Seiner Majestät des Königs, daß er alles bekehret, ohne Gewalt dazu zu gebrauchen, und daß die Völker freywillig von allen Seiten her zu ihm kommen, um sich mit der Römischen Kirche zu vereinigen. Alles die-

 ses,

*) Man kan aus der Verordnung vom 18ten September 1713 ersehen, daß der Haß unserer Vorfahren noch nicht nachgelassen hat, und daß sie insgesamt bereit sind, ihre Wuth von neuem gegen uns losbrechen zu lassen. Man hat zum wenigsten hohe Ursach, dieses zu befürchten.

ses, saget er zu ihm, ist ohne Gewaltthätigkeiten, ohne Waffen, und nicht so wol durch die Macht Ewr. Majestät Edicte, als durch Dero exemplarische Gottesfurcht geschehen. Wenn man solchen Nachrichten glauben will, so sind die meisten Abschwörungen, die man diese armen Unterdrückten mit dem Degen an der Kehle unterschreiben lassen, aus ihrem eigenen Antrieb und ohne allen Zwang geschehen.

§. 141.

Wenn wir dem Herrn Maimbourg in seinem Briefe an den König, den er seiner Geschichte des Papsts Gregorius vorgesetzet hat, in diesem Stücke glauben wollen, so sind weder Waffen noch Gewaltthätigkeiten zu diesen Bekehrungen gebraucht worden. Eure Majestät können glauben, sagt er zum Könige, daß Sie, nachdem Sie schon alle Feinde Frankreichs durch die unüberwindliche Macht Ihrer Waffen überwunden, allein ewig den Ruhm und das Glück haben werden, diese Feinde GOttes aus dem allerchristlichsten Königreiche vertilget zu haben, ohne andere Waffen noch andere Gewalt gegen sie zu gebrauchen, um sie wieder mit der Kirche zu vereinigen, als Ewr. Majestät liebenswürdigen Eifer um ihre Bekehrung und die ganz offenbare Gerechtigkeit Ewr. Majestät Verordnungen und Edicte, welche allen nur erwünschten glücklichen Erfolg gehabt haben. Und wenn er in seinem dritten Buche gesaget, daß Ethelred, König von England, seine Unterthanen auf keinerley Weise zur Annehmung des Christenthums gezwungen, weil er von seinen Lehrern gehöret, daß der Dienst, den man Christo erwiese, freywillig seyn müsse, sondern, daß er denenjenigen nur seine Gnade und Gunstbezeigungen vorbehalten, die Christen geworden, ohne den andern Unrecht zu thun; ich sage, nachdem er dieses erzählet, so setzt er folgende Worte hinzu: Eben dieser Methode bedienet sich jetzo der König Ludewig der Grosse, um die so genanten Protestan-

testanten zu bekehren, welche ganz und gar nicht Ursache haben sich zu beklagen. Denn kurz, man thut niemanden Gewalt an; und wenn man denen, die sich bekehren, Gnade und Wohlthaten erzeigen will, die man andern nicht erzeiget, und die man denen, die in der Ketzerey beharren, nicht zu erzeigen verbunden ist, so thut man ihnen demohnerachtet kein Unrecht; weil man ihnen nur dasjenige entziehet, was sie sich gegen den Inhalt der Edicte angemasset haben, und weil man Recht hat, sie zu bestrafen, wenn sie den Verordnungen zuwider handeln. Es ist sehr warscheinlich, daß diese so sanfte, so weise und so kräftige Methode, endlich eben die Wirkung in Frankreich, unter Ludewig dem Grossen, um die Calvinisten wieder zur Kirche zurückzuführen, haben wird, welche sie unter dem König Ethelred in England, in Ansehung der Bekehrung seiner Engländer hatte, die, hierdurch mächtig gereizet, alle Tage haufenweise kamen und die Taufe verlangten; so wie wir sehen, daß jetzt unsere Protestanten auch anfangen, haufenweise in die Messe zu kommen.

§. 142.

In eben diesem Tone redet Herr Varillas, in der Zueignungsschrift seines Buches, das den Titel führet: Histoire des Revolutions arrivées dans l'Europe en Matiere de Religion, den König ohne einiges Bedenken folgendermassen an: Ew. Majestät haben zum Umsturz des Calvinismi nichts anders gethan, als die Franzosen, so dieser Secte zugethan waren, zur genauen Beobachtung des Edicts von Nantes gezwungen, und die Uebertreter desselben mit den darin bestimten Strafen beleget. Man hat weiter nichts nöthig gehabt als dieses, um die Anzahl der Ketzer so sehr zu vermindern, daß dieses Edict so gar, da es nichts mehr genutzet, hat aufgehoben werden können.

Einen solchen Scherz treibet man mit der Einfalt des Publici; man streuet auf Gerathewohl betrügerischen Saamen aus, um ihn mit der Zeit sterben zu lassen. Die Nachwelt, welcher diese Schriften vor Augen kommen werden, wird redlich glauben, daß sie die Warheit sagen; und sie wird, indem sie auf ein solches Zeugniß von dieser erstaunenden Geschichte urtheilet, sagen: **Sehet doch, was man dem Könige selbst hievon gesagt hat, dem man doch wol nichts hat vorlügen wollen; hier sind ja die Acten und die eigenhändigen Unterschriften derer, die sich bekehret haben.** Warum solte dieses die Nachwelt nicht glauben, da es jetzt schon unverschämte, oder besser zu sagen, wohlbezahlte Leute genug giebt, die dieses in fremden Ländern ausbreiten, und da sich daselbst leichtgläubige Personen genug finden, die sich auf diese Weise fangen und einnehmen lassen? Warum solte sie es nicht glauben, da es ein Bischof und zween andere ansehnliche Schriftsteller sagen? Wird denn so viel erfordert, eine warscheinliche Meinung zu bestätigen? Die Nachwelt wird nicht nöthig haben, zu wissen, wer der Herr von Valence gewesen, und was er in seinen Leben für ein Gewerbe getrieben. Sie wird nicht nöthig haben, sich zu erinnern, wie oft man dem Herrn Maimbourg vorgeworfen, daß er seine Geschichte mit unzähligen Fabeln bereichert, und daß er kein Gelübde gethan, sich selbst nicht zu widersprechen. Sie wird nicht nöthig haben zu wissen, daß sichs der Herr Varillas, da er bey der Warheit seine Rechnung nicht finden können, in seinen alten Tagen hat einfallen lassen, seine Feder durch die Wohlthaten des Herrn Erzbischofs von Paris zu heiligen, wie er dieses in der Vorrede zu diesem letzten Werke zu verstehen giebt.

§. 143.

Allein, wir kommen nun zur Sache selbst. Ist es wol einigermassen wahrscheinlich, daß sich schon eine so grosse und beträchtliche Anzahl Personen aus Frankreich begeben haben solte, ohne daß sie etwas dazu gezwungen? solten sie wol ihre Häuser, ihre Erbgüter, ihre Effecten, und viele un-

ter

ter andern auch ihre Weiber und Kinder mit guter Ueberlegung und wohlbedächtig verlassen haben, um in der Welt herumzuirren und freywillig ein elendes Leben zu führen? Ist es wol warscheinlich, daß Personen von Stande, beyderley Geschlechts, die zwölf, funfzehn, zwanzig und dreyßigtausend Livres Einkommen gehabt, alles dieses Vermögen nicht allein für sich, sondern auch für ihre Nachkommen verlassen haben solten? daß sie sich den Gefährlichkeiten und Unbequemlichkeiten einer langen Flucht, zu einer rauhen Jahreszeit, blosgestellet und sich fast an den Bettelstab gebracht haben solten, welches Leuten von Stande doch das unerträglichste von der Welt ist: und alles dieses ohne Grund, ohne Ursache und freywillig? Ist es wol warscheinlich, daß diese erstaunende Menge Menschen, von allerley Range und Stande, die theils nach der Schweiz, theils nach Deutschland, theils nach England, theils nach Holland, theils nach Dännemark, theils nach Schweden und theils nach America geflüchtet sind, ohne sich jemals gesehen und gekant zu haben; ich sage, ist es wol wahrscheinlich, daß, allem diesem ohnerachtet, diese Leute mit einander einig geworden seyn solten, auf einerley Weise zu lügen und einhellig zu sagen: **Die Protestanten werden grausam in Frankreich verfolget, und man zwinget sie mit einer unerhörten Strenge zur Aenderung ihrer Religion**, ohne daß etwas daran sey? Ist es wol warscheinlich, daß die Abgesandten auswärtiger Könige und Mächte ihren Herren einstimmig etwas vorlügen und ihnen ganz ungegründete Nachrichten mittheilen solten? Allein, wenn man in Frankreich die Religion so freywillig und ungezwungen ändert, und wenn die Dragoner nur als gute Freunde dazu gerufen worden: woher komt es dann, daß man auf den Gränzen eine so genaue und durchgängige Aufsicht hat, um zu verhindern, daß die Leute nicht flüchten? Woher komt es, daß man diejenigen, die ihre Religion verändert, mit so vieler Sorgfalt beobachtet, um sie an ihrer Flucht zu verhindern? ja warum nöthiget man sie so gar, Geldsummen

in Depot zu legen, um sich von dem Verdacht der Flucht zu befreyen? Solte die Unterthanen des Königes eine epidemische Krankheit befallen haben, daß sie sich so ohne Grund und ohne Ursach davon machen wollen? Ist es aber nicht eine angenehme Phantasie, wenn man saget, die Protestanten hätten die Dragoner selbst verlanget, damit sie einen Vorwand ihrer Bekehrung haben möchten? Man hatte seit zehen und mehrern Jahren in Frankreich öffentlich und unverholen Banquen errichtet, um mit Seelen zu handeln. Herr Pelisson hat diesen verfluchten Handel vor den Augen der ganzen Welt eine sehr lange Zeit zu Paris getrieben. Er kaufte sie für Geld. Die Bekehrung war fast noch der einzige Weg, sich bey Hofe Beyfall, Liebe und Belohnung zu verschaffen, und kurz, sie war ein sicherer Weg, sein Glück zu machen; und man saget uns, daß sie, anstatt diese vorzügliche und vortheilhafte Wege der Religionsänderung zu erwählen, dieselben verlassen, und sich lieber die Dragoner erwählet, das ist, sich lieber plündern lassen? Es ist ausgemacht, daß sie, wenn sie ja so grosse Lust gehabt, Catholisch zu werden, dieses auf eine ganz andere Weise hätten thun können, als durch die Dragoner. Allein, man sage uns doch zum wenigsten, woher es komt, daß diese so genanten freywillig Bekehrten die Messe nicht besuchen wollen, und daß man genöthiget worden, ihnen die Truppen wieder über den Hals zu schicken, und sie noch eben so grausam als vorher zu tractiren?

§. 144.

Diese Lüge ist demnach so grob und so unverantwortlich, daß sich andere finden, welche diese Gewaltthätigkeiten als etwas der Römischen Kirche natürliches und wesentliches zu vertheidigen suchen. Und daher haben sie die Stelle des Evangelii: Compelle intrare, den Brief des Augustini an den Vincentius, und die Verfolgung der Donatisten von den africanischen Rechtgläubigen, beständig im Munde. Wenn es hier der Ort wäre, gegen diese wüthenden Theologen zu disputiren, so würde es nicht schwer seyn, ihnen

ihnen die Untauglichkeit dieser angeführten Gründe zu zeigen. Die Apostel wußten zum wenigsten den Sinn und die Meinung ihres Meisters so gut als sie, und es fehlete ihnen nicht an Eifer zur Ausbreitung seines Evangelii: allein, haben sie jemals die Gewalt der Waffen gebraucht, Völker zu bekehren; und hat ihnen ihr Heiland in dieser Absicht Dragoner und Kriegsvölker gegeben? Wem ist unbewußt, daß die Ausdrücke, compellere, cogere, in der Schreibart der Schrift so viel bedeuten, als einen mit einer sanften Gewalt ermahnen und zureden; als z. E. 1 B. Mos. 19, wo es vom Lot heisset, daß er die Engel genöthiget, in sein Haus zu kommen, compulit illos oppido; 1. B. Samuel. 28, wo gesaget wird, daß die Knechte Sauls denselben zu essen genöthiget, coegerunt eum; Luc. 24, wo es heißt, daß die beyden Jünger, die nach Emaus giengen, JEsum genöthiget, bey ihnen zu bleiben, coegerunt illum; und Apostelgesch. 16 heisset es, Lydia habe Paulum und seine Geselschaft genöthiget, zu ihnen zu kommen, coegit nos. Was den Brief des heil. Augustinus anbetrift, so muß man gestehen, daß uns nichts den Character dieser Leute hier kentlicher machen kan, als die Anführung desselben. Es ist ihnen nicht unbekant, daß es eine durchgängige Meinung der Kirchenväter sey, den Gewissen nie Gewalt anzuthun und die Religion nie mit Feuer und Schwert auszubreiten: sie wissen, daß es die einhellige Stimme der alten Kirche ist, bis der h. Martin die priscillianistischen Bischöfe aus seiner Gemeinschaft wegschafte; und allem diesem ohnerachtet, wollen sie uns jetzo den Brief eines hitzigen Mannes als eine Verhaltungsvorschrift der Christen aufdringen; eines Mannes, der sich von einigen andern unbesonnenen Bischöfen dahin reissen lassen, und durch diese einzige Stelle seine Lehre und sein Leben mit einem ewigen Schandfleck besudelt hat. Sie sind in demjenigen, was sie von der Verfolgung der Donatisten durch die Rechtgläubigen voraussetzen, nicht glücklicher. Denn, nicht zu gedenken, daß die Rechtgläubigen die Donatisten niemals zwungen, Lehren oder einen

Gottesdienst anzunehmen, die sie verabscheueten, und daß sie dieselben niemals nöthigten, etwas abzuschwören, was sie nicht glaubten; nicht zu gedenken, daß sie dieselben nur gezwungen, sich äusserlich einem persönlichen Urtheil zu unterwerfen, das von rechtmäßigen Richtern in einer Begebenheit gefället worden, ob nemlich Cäcilian ein Betrüger wäre oder nicht: alles dieses nicht zu gedenken, sage ich, so ist doch unstreitig, daß ganz augenscheinlich dieser Verfolgung wegen exemplarische Strafen von der göttlichen Gerechtigkeit über die Verfolger verhängt wurden, indem ihnen ganz kurz nachher von den Arianern weit grausamer begegnet wurde, als sie den Donatisten begegnet hatten. GOtt lies es zu, daß die Arianischen Bischöfe die Gewalt der Vandalischen Könige zur Unterdrückung der blühenden Kirchen in Africa eben so mißbrauchten, wie sie die Schwäche des Honorius zur Ausführung dessen gemißbrauchet hatten, was Constantin der Grosse nicht hatte thun wollen *).

§. 145.

Allein, wozu hilft das Reden; weil alles, was sie voraussetzen, ganz und gar untauglich ist? Man zeige uns nur eine einzige Stelle oder ein einziges Beyspiel, woraus sie den Schluß machen können, daß man die öffentliche Treue und Glauben verletzen müsse, die einem Volke durch feyerliche Edicte, und durch Verträge, dergleichen wir in dem Edict von Nantes haben, versprochen worden. Waren die Juden und die Heyden mit den Aposteln über ein Edict einig geworden, als Christus zu den Aposteln sagte: Compelle intrare? Hat der heil. Augustin jemals geschrieben, daß man gegen diejenigen, die man für Ketzer hält, meineidig werden müsse, wenn man versprochen, als gute Brüder und als redliche Mitbürger mit ihnen zu leben? Hatten die Donatisten

*) Man findet in dem Commentaire philosophique des Herrn Bayle eine weitläuftige Widerlegung dieser drey Stücke: nemlich des Mißbrauchs des compelle intrare; der Berufung auf den Brief des heil. Augustinus an Vicentium, Bischof der Donatisten, und auf die Verfolgung der Africanischen Kirche.

natisten ein Edict, welches sie vor den Anfällen der Rechtgläubigen sicher stellete? Wenn man dieser abscheulichen Theologie Platz verstattet, wie siehet es alsdann beyderseits mit uns in Europa aus? Denn der Protestant hält den Römischcatholischen eben so wol für einen Ketzer, als der Catholische den Protestanten. Unterdessen lebet man unter der Treue der Bündnisse und Verträge mit einander in Friede. Handel und Wandel bleiben ungestöret, und jeder folgt dem Antrieb seines Gewissens in Ruhe. Es wird aber nicht an diesen öffentlichen Ungeheuren liegen, daß nicht alles in Verwirrung gerathe und daß man sich nicht untereinander erwürge. Sie bewafnen den Catholiken gegen den Protestanten, indem sie den Catholiken lehren, seine Religion verpflichte ihn, den Protestanten zu betrügen, und ihn, so bald er es ungestraft thun könne, zu hintergehen und ihn aufzureiben, wenn er seine Religion nicht ändern wolle. Sie bewafnen den Protestanten gegen den Catholiken: denn was für einen Frieden und was für eine Geselschaft kan man wol mit Leuten haben, die sich nicht nur kein Gewissen daraus machen, ihr gethanes Versprechen nicht zu halten; sondern, die sich im Gegentheil ein Gewissen daraus machen würden, es zu halten, wenn sie Gelegenheit dazu fänden? Dieses sind die ganz natürlichen Folgen, welche die schädliche Lehre dieser Leute mit ihrem compelle intrare, und mit ihrem Briefe des heil. Augustini haben muß.

§. 146.

Es ist Schade, daß es nicht blosse Reden oder Schriften einiger phantastischen Schriftsteller sind, deren Wirkungskreis gewöhnlich nur in ihre Studirstube eingeschränkt ist. Es sind Wirklichkeiten und Realitäten. Es ist ein grosser König, den man hintergangen hat. Es sind mächtige Staatsminister, welchen man diese Maximen in den Kopf gesetzet, und die sie in Ausübung bringen. Es sind Armeen von Dragonern, die ein ganzes Königreich verwüstet und funzehnmal hunderttausend Familien ausgeplündert haben. Leben wir denn in einem Jahrhundert, wo man die Religion darin

darin bestehen läßt, daß man keine Gottesfurcht mehr hat; oder wo man sich einbildet, daß die Gottesfurcht in Ausübung unerhörter Grausamkeiten bestehe? Glaubet man, daß diese Ausschweifungen JEsu Christo angenehm sind, und daß er seine Religion durch Betrug und Verbrechen fortgepflanzet wissen wolle? Er hat wol gesagt, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen solten; aber er hat nie gesagt, daß er ihr zur Ausbreitung seiner Kirche die Pforten der Hölle geben wolle. Wenn nun je etwas in der Welt den Pforten der Hölle ähnlich gewesen, so sind es die Verfolgungen in Frankreich. Was auch nur für eine Antipathie zwischen dem Römischen Stuhl und zwischen uns obgewaltet, so würden wir uns doch schwerlich überreden können, daß der jetzige Papst Innocentius XII einigen Antheil daran gehabt, oder daß dieses Ungewitter persönlich von ihm über uns gekommen sey. Wir wissen, daß er ein gelinder und sanftmüthiger Fürst ist, und daß seine Neigungen weit klüger und weit gemäßigter sind, als viele seiner Vorfahren. Ueberdem wissen wir, daß ihn die Französische Geistlichkeit nicht allezeit um Rath fraget, wenn sie etwas unternimt; und man hat uns so gar oft das, was man gegen Rom unternahm, und die wenige Ehrerbietung, die man gegen dasselbe bezeugte, als einen Bewegungsgrund vorgeschlagen, uns in den Willen des Königes zu bequemen. Wir haben daher die Hofnung, daß uns der Papst selbst, wenn er uns noch als Menschen und als Christen betrachtet, beklagen, und das gegen uns beobachtete Betragen tadeln werde, und solte es auch nur des Interesse seiner Religion wegen geschehen. Vielleicht können wir auch einmal unserer Seits dasjenige Betragen tadeln, das man gegen ihn beobachten wird.

§. 147.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist es eine ausgemachte Warheit, daß die Französischen Protestanten der allermitleidenswürdigste Gegenstand sind, den je ein Auge erblicket. Einige seufzen und weinen unter einer harten Sclaverey,

vern, die sie gerne mit Ketten in Algier und Tunis vertauschen würden. Denn es würde zum wenigsten ihren Gewissen keine Gewalt angethan werden, und sie würden noch einige Hofnung haben, ihre Freyheit durch Ranzion wieder zu erhalten. Andere irren in fremden Ländern herum, ihrer Güter beraubt, dem Anschein nach auf ewig von ihren Eltern, von ihren Anverwandten und von ihren Freunden, die sie in dem allerunglückseligsten Zustande von der Welt verlassen, getrennet. Die Männer haben ihre Weiber daselbst gelassen, und die Weiber ihre Männer; die Eltern sind gezwungen worden, ihre Kinder daselbst zu lassen, und die Kinder, ihre Eltern. Wir haben gleichsam in einem Augenblick unser Erbe, unsere Hofnungen, unsere Häuser, unsern Handel zu Grunde gehen sehen, und von dem, was man zeitliche Güter nennet, ist uns fast nichts mehr übrig, als ein langsam versiegendes Leben, und die Liebe, welche uns unser Elend bey unsern geliebten Brüdern verschaffet.

§. 148.

Unterdessen gereichet uns, mitten unter so vielen Schmerzen, noch manches zum Troste. Wir leiden einzig und allein unserer Religion halber, ohne daß uns die Bosheit der Feinde das geringste aufbürden könte, wodurch wir uns unser Leiden zugezogen. Wir haben dem Könige und dem Staat mit Eifer und Treue gedienet: Wir sind den Gesetzen und Obrigkeiten gehorsam gewesen; wir sind bereit und willig gewesen, die öffentlichen Auflagen abzutragen, und, was unsere Mitbürger anbetrift, so haben sie nicht Ursache, sich über uns zu beklagen. Wir haben seit länger als zwanzig Jahren, mit einer bewundernswürdigen Geduld, einen wilden und wüthenden Sturm ausgestanden; und da in Vivares und Cevennes einige glaubten, daß sie auf den Trümmern ihrer mit Unrecht niedergerissenen Tempel predigen müßten, so hat ihre geringe Anzahl, die nur aus einer Handvoll Leuten bestund, die Ergebenheit und den Gehorsam unserer ganzen Geselschaft nur noch mehr erhoben. Bey diesen letztern Unterdrückungen sind wir wie unschuldige

Schaa-

Schaafe; ohne Vertheidigung und ganz gelassen gewesen. Wir trösten uns dennoch damit, daß wir im Besitz unserer Gerechtigkeit sind. Allein, wir trösten uns auch mit der christlichen Zärtlichkeit, mit welcher uns fremde Fürsten und Staaten ihre Arme geöfnet, und uns in die unter ihrer Botmäßigkeit stehende Länder aufgenommen haben. Sie haben uns beygestanden, Hülfe geleistet und uns unsere Noth erleichtert; und die Völker, so unter ihrem Scepter leben, haben sie in dieser dienstfertigen Fürsorge unterstützet, und wir haben an ihnen insgesamt nicht blos neue Herren oder neue Freunde, sondern wahrhaftige Väter und wahrhaftige Brüder gefunden. Da dieses herzliche Mitleiden ein Balsam für unsere Wunden gewesen, so werden wir uns dieses auch nie aus dem Sinne kommen lassen; und wir haben die Hofnung, daß es ferner fortdauren wird, weil wir uns samt unsern Kindern äusserst dahin bestreben werden, uns desselben nicht unwürdig zu machen.

§. 149.

Das einzige, was uns noch schmerzet und weswegen wir uns nicht trösten könten, ist dieses, daß wir sehen müssen, daß unsere Religion in Frankreich unterdrückt wird; daß so viele Tempel, worinnen man GOtt nach der Lauterkeit seines Evangelii dienete, der Erde gleich gemacht worden; daß so viele Heerden zerstreuet worden; daß so viele arme Gewissen unter der Knechtschaft seufzen müssen, und daß so viele Kinder der rechtmäßigen Erziehung ihrer Eltern entrissen worden. Allein, wir haben die Hofnung, daß endlich eben der GOtt, der ehemals die Seufzer seines Volkes in der Egyptischen Sclaverey erhörete, auch jetzt noch das Schreyen seiner Gläubigen erhören werde. Wir rufen ihn nicht um Rache an; sondern wir wünschen vielmehr, daß es ihm gefallen möge, in den verhärteten Herzen unserer Feinde eine wahre Reue zu wirken und ihnen dieses sodann zu vergeben. Wir flehen ihn um einen Beystand und um eine Errettung an, wie es seine Weisheit in Ansehung unserer für gut befinden wird. Und da unser Gebet in der Ordnung

seiner

seiner Vorsehung geschiehet, so haben wir Grund zu hoffen, daß er es erhören und uns wieder in den vorigen Zustand versetzen werde.

§. 150.

In Erwartung dieser glückseligen Wirkung seiner Barmherzigkeit, und um der Gerechtigkeit unserer Sache nichts zu vergeben, verlangen wir, daß uns diese Schrift, welche unsere gerechten Klagen enthält, zur Protestation diene vor Himmel und Erde gegen alle die Gewaltthätigkeiten, die man uns in Frankreich angethan hat, gegen alle Arrets, Declarationen, Edicte, Verordnungen und andere getroffene Veranstaltungen, von was für Beschaffenheit sie immer seyn mögen, die unsere Feinde zum Nachtheil des Edicts von Nantes haben publiciren lassen: gegen alle Arten von Entschliessungen, Acten, Unterschriften oder wörtlichen Erklärungen, die eine Abschwörung unserer Religion und ein Bekenntniß der Römischen enthalten, das uns und unsern Brüdern die Furcht, die Martern und die Gewalt ausgepresset haben: gegen die Plünderung unserer Güter, Häuser, Effecten, Activschulden, Depositengelder, Zinsen, Ländereyen, Erbschaften, gemeinschaftlicher oder besonderer Einkünfte, die durch Einziehung, oder auf sonst irgend eine Weise, schon geschehen oder in Zukunft geschehen kan: ingleichen gegen ungerechte, auf eine verrätherische Weise, durch eine blos höhere Gewalt, mitten im Frieden ausgeübte und der Vernunft und den Rechten der Gesellschaft zuwiderlaufende, und überhaupt alle Menschen angehende Dinge: gegen alles dieses, sage ich, soll diese Schrift vor Himmel und Erde zur Protestation dienen. Insbesondere protestiren wir gegen das Edict vom 18ten October 1685, das die Widerrufung des Edicts von Nantes in sich enthält, als gegen eine offenbare Hintergehung der Gerechtigkeit seiner Majestät, und als gegen einen sichtbaren Mißbrauch der königlichen Macht und Gewalt; weil das Edict von Nantes seiner Natur nach unverletzlich und unwiderruflich ist; weil es von keiner menschlichen Gewalt angetastet werden kan, weil es

als

als ein ewiger Vertrag zwischen den Römischcatholischen und uns; als ein öffentliches Versprechen und als ein Fundamentalgesetz des Staats gegeben worden, das keine Gewalt brechen kan. Wir protestiren gegen alle Folgen der Widerrufung; gegen die Unterdrückung unserer Religionsübung in ganz Frankreich; gegen die Schandthaten und Grausamkeiten, die man daselbst an den Leichnamen ausübet, indem man ihnen das Begräbniß verweigert, sie auf Schindanger hinwirft, oder schändlicher Weise auf Flechten herumschleifet; gegen die Entführung der Kinder, um sie in der Römischen Religion unterrichten zu lassen; und gegen den an die Väter und Mütter ergangenen Befehl, sie von den Priestern taufen zu lassen, und ihnen die Erziehung derselben zu übertragen. Wir protestiren vornemlich gegen das jetzo in Frankreich gewöhnliche gottlose und abscheuliche Betragen, daß man die Religion von dem Willen eines sterblichen und verweslichen Königes abhängen läßt, und die Standhaftigkeit im Glauben als eine Empörung und als ein Staatsverbrechen ansiehet; dieses heißt aus einem Menschen einen Gott machen, und den Atheismum oder die Abgötterey autorisiren. Wir protestiren gegen die gewaltsame und unmenschliche Zurückhaltung unserer Brüder in Frankreich, es geschehe in den Gefängnissen oder auf eine andere Weise, und daß man sie aus dem Königreiche zu gehen und anderswo die Freyheit ihrer Gewissen zu suchen, verhindert; denn dieses heißt, die viehische Grausamkeit und die Ungerechtigkeit auf den höchsten Grad treiben. Endlich protestiren wir gegen alles, wogegen wir von Rechts wegen protestiren müssen und können; erklären auch, daß es unsere Willensmeinung sey, daß dasjenige, was nicht mit ausgedrucket werden, unter dem mit begriffen sey, was ausgedruckt werden. Wir ersuchen alle Könige, Fürsten, Herren, Staaten und Völker, und überhaupt alle Menschen, sie mögen seyn wer sie wollen, auf das inständigste und demüthigste, dahin einzuwilligen, daß diese rechtmäßigen und unumgänglich nothwendigen Protestationen, die wir zu thun verbunden sind und die wir in Aufrichtigkeit unsers Herzens thun, vor ihnen und vor GOtt uns und unserer Nachkommenschaft zu einem Zeugnisse wegen der Erhaltung unserer Rechte und wegen der Beruhigung unserer Gewissen, dienen mögen.



Drit-

Dritter Abschnitt,

darin gezeiget wird, daß es das Interesse der Krone Frankreich erfordere, das Edict von Nantes wieder zu erneuern und zu handhaben.

§. 151.

Panätius, ein weiser und einsichtsvoller Heyde, sagte ehedem a): daß, wer einen Entschluß fassen wolle, vornemlich diese doppelte Betrachtung anstellen müsse; zuerst, ob die Sachen, worüber man etwas beschliesset, anständig oder schimpflich, und hiernächst, ob sie nützlich oder nachtheilig seyn. Glaubte dieser Weise, daß ein jedweder ohne Unterschied verpflichtet sey, diese Betrachtungen anzustellen, ehe er sich zu einer gewissen Unternehmung bestimme; so können wir sagen, daß diese Vorsichtigkeit grossen Regenten weit nöthiger sey, als allen andern Menschen. Der Regent ist gleichsam die Seele seines Staats. Er regieret denselben; und von ihm und seinem Verhalten hängt entweder die Ruhe oder die Verwirrung desselben ab. Dis ist die Ursach, weswegen er seinen Fuß gleich vor sich gehen lassen und seine Wege wohl einrichten, das ist, die Handlungen seines Lebens dergestalt ordnen muß, daß er weder lasterhafte noch auch falsche Tritte thue. Die Liebe, welche er gegen seine Unterthanen hegen muß, macht nicht den einzigen Bewegungsgrund aus, der ihn verpflichtet, sich dieser Vorschrift gemäs zu verhalten. Nein, seine eigene Ehre verbindet ihn ebenfals auf eine ganz besondere Art hiezu. Es ist einem Regenten weit rühmlicher, wenn er mit Verstand und Klugheit geschmückt ist, als wenn er ein Günstling des Glücks ist, und durch Eroberungen, durch Siege oder durch den Besitz grosser und weit ausgebreiteter Staaten groß wird, die doch nur Geschenke eines blinden Glücks sind. Ein vormaliger sehr geschickter und scharfsichtiger

a) Cicero de officiis l. 5.

Schriftsteller b) giebt uns einen Beweis von dieser Warheit, wenn er sagt, daß man ehedem einen Marggraf von Brandenburg gesehen, der, ob er gleich damals nur ein Beherrscher eines kleinen Staats und überdis in seinen mehresten Unternehmungen unglücklich gewesen, dennoch mit vielem Eifer gesucht und von den grösten und mächtigsten Prinzen Europens um Rath gefraget worden. Dieser Held hat sich durch seine Klugheit unsterblich gemacht, und denen, die nach ihm kommen werden, ein ewiges Andenken von sich hinterlassen. Seine grossen Nachfolger legen uns von eben dieser Warheit ähnliche Beweise vor Augen. Sie haben von ihm den unschäzbaren Vortheil ererbt, als die Weisen der Erde angesehen zu werden. Hat nicht Friedrich Wilhelm der Grosse, dessen Andenken stets ruhmvoll und glorwürdig bleiben wird, diesen Schaz gehabt, der niemals untergeht? Er bewies sich gegen jederman gnädig; er war im Treffen wachsam und munter, und so gar mächtige und furchtbare Könige haben sich vor ihm gefürchtet, wenn sie von ihm haben reden hören. Man kan endlich sagen, daß Friedrich III, dessen Regierung so glücklich gewesen, in Ansehung der Wohlfarth und der Erhaltung eines grossen Volkes die lebendige Weisheit selbst gewesen sey. Diese erwarb ihm bey den Mächtigen Bewunderung, unter den Völkern Ruhm, und bey den Alten Ehre, ob er gleich jung war. Schon seit vielen Jahren hat sich diese Weisheit in diesem berühmten Hause so weit ausgebreitet, daß man nicht mehr zweifeln kan, sie werde jederzeit eine feste und nicht zu erschütternde Stüze, ja eine der grösten Zierden desselben seyn. Tausend gegenseitige Beyspiele, die wir ebenfals anführen könten, würden hinlänglich beweisen, daß die Regenten, denen es an Klugheit gefehlet, nicht nur in ihrem Leben verachtet worden, sondern auch bey denen Nachkommen das Andenken ihrer Thorheiten zurück gelassen haben. Doch wir wollen nur so viel sagen, daß die gute Moral der Regenten die wahre Grösse der Könige darin seze, wenn sie ihre Unterthanen mit Weisheit regie-

b) Pasquier Recherches de la France S. 999.

regieren, und wenn sie volkommene Beherscher ihrer eigenen Leidenschaften sind. Sie sieht es niemals als etwas lobenswürdiges an, wenn man das Schicksal eines Staates auf einen ohngefehren Zufall ankommen läßt, oder wenn man denen Rathschlägen, die ohne Beurtheilung und Klugheit gegeben werden, verwogen und unüberlegt folget.

§. 152.

Die Widerrufung des Edicts von Nantes, und die unrechtmäßige Grausamkeit, welche in Frankreich gegen die Protestanten verübt wird, setzen das Königreich dem Eigensinn eines blinden Ohngefehrs aus, welches mehr darauf abzuzielen scheinet, es zu zertrennen und zu verwüsten, als es durch das Bekentniß einer und ebenderselben Religion noch genauer zu verbinden. Diejenigen, die dem Könige diesen Rath gegeben haben, sind die unversönlichen und von je her unter diesem Character bekanten Feinde derer, gegen welche man mit so vielem Ungestüm und Heftigkeit handelt. Wir verwundern uns billig, daß Ludwig XIV, der bis dahin so ruhmwürdig regieret hatte, und aus dessen mehresten Handlungen so viel Klugheit hervorleuchtete, nicht die gehörigen Betrachtungen angestellet hat; und dieses nicht etwan über alle Gründe, die von uns zu unserer Vertheidigung und zur Erhaltung unserer Freyheit angeführet worden, sondern nur wenigstens über das falsche und ungegründete Urtheil, wodurch ihn unsere Feinde gegen uns eingenommen, ja sogar bewogen haben, unsern Untergang und Verderben zu beschliessen und zu verordnen. Sie haben ihm gesagt, daß unsere Religion in seinem Königreiche durch die Gewalt der Waffen ausgebreitet worden; daß wir auf eben die Art, das ist, mit bewafneter Hand das Edict von Nantes erhalten; daß, da er die gröste Macht auf seiner Seite habe, es billig sey, uns zu unterdrücken. Viele Protestanten c) haben so deutlich und so offenbar, als wenn ihre Gründe, so zu sagen, mit einem Strahl der Sonne selbst geschrieben wären, dargethan

 und

c) Vor kurzem hat dieses erst Fetison, ein Prediger des General Briquemault zu Lipstadt, gethan.

und bewiesen, daß diese Beschuldigungen falsch und verleumderisch seyn; und daß man, obgleich der König denenselben Glauben beygemessen hat, dennoch diese seiner Person und seinem Staate rühmliche Folge daraus herleiten könne: daß, da er durch das Edict von Nantes mächtig, und sein Reich blühend geworden, er sich dieser Macht und Stärke nicht dazu bedieden müsse, dieses Edict zu widerrufen und ungültig zu machen; sondern vielmehr es als die Ursache seiner Grösse und des Glücks seiner Unterthanen, zu lieben. Hätte er diese Betrachtung angestelt, so würde er ohne Zweifel nicht weniger Regungen der Ehre und der Redlichkeit gehabt haben, als die Heiden selbst, welche diejenigen tadeln und verdammen, die ihre Wohlthäter lästern, oder ihnen das geringste Unrecht zufügen. Wie empfindlich, sagen sie, wie fühllos würde derjenige seyn, der seinen Wohlthäter antasten wolte? Kan auch jemand so unsinnig seyn, daß er wider den Urheber seines Glückes etwas frevelhaftes unternehmen solte? *)

§. 153.

Heinrich der IV bittet GOtt, in der Vorrede zum Edict von Nantes, daß er seinen Unterthanen die Gnade erweisen möge, sie überzeugend erkennen zu lassen, daß dieses Edict die vornehmste Stütze ihrer Einigkeit, ihres Friedens, ihrer Sicherheit und Ruhe, ja sogar ein Mittel sey, den ganzen Staat in seinem vormaligen Glanz, Reichthum und Macht wiederherzustellen. Der König selbst versichert, in der Vorrede zu dem Widerrufungsedicte, daß Ludwig der Gerechte, sein Herr und Vater, den Protestanten noch ein neues Edict zu Nimes, im Monat Julius 1629 bewilliget habe, vermittelst dessen die Ruhe und Sicherheit von neuem wiederhergestellet worden sey. Wenn der König mit einiger Aufmerksamkeit überlegt hätte, daß von der Beobachtung dieses Edicts seine Stärke und Macht, ja das Ansehen und die Hoheit seines Königreichs abhange; so würde er befürchtet haben, daß, wenn die Ursach hievon aufhören werde, auch jene Macht und Ansehen aufhören möchten;

nach

*) Cicero orat. pro Marcello.

nach dem alten Grundsatze: cessante caussa, cessat effectus. Dis würde der eigentliche und rechte Gebrauch dieses Grundsatzes seyn, der ihm von unsern Feinden so oft ist vorgeleget worden, um ihn zu überreden, daß er berechtigt sey, uns zu verderben. Wenn der König nur einen Blick auf die Rathschläge der Könige seiner Vorfahren, die nicht nur auf starken Gründen, sondern auch auf einer alten Erfahrung beruheten, geworfen hätte: so würde er bemerket haben, daß Heinrich der IV gesagt habe: die Ruhe des Staates hange von der Ruhe seiner protestantischen Unterthanen mit den Römischcatholischen ab. Er würde gefunden haben, daß, als Ludwig XIII gegen die zur Vermittelung des Friedens gegebenen Edicte etwas nachtheiliges unternahm, das Königreich angefangen in einen Zwiespalt zu gerathen; daß er selbst durch die daher entstandenen Unruhen gestürzt worden, dergestalt, daß er, um seinem völligen Verderben zuvorzukommen, genöthiget worden, das Edict von Nantes zu geben; um die seinen Staaten beygebrachte Wunde zu heilen, wovon er alsbald den erwünschten Erfolg sahe. Denn es heißt in der angeführten Vorrede: als der König diesem Edict gemäs regierete, wurde die Ruhe von neuem wiederhergestelt. Kurz, er würde erkant haben, daß seine Ehre und Ruhe darauf beruhen, wenn die Protestanten im Frieden erhalten werden, und daß von ihrem Wohl zugleich das Beste des Königreichs abhange.

§. 154.

Wir glauben nicht, daß der König diese Rathschläge verachtet habe, oder nicht im Stande gewesen sey, den gehörigen Gebrauch davon zu machen. Es sey ferne von uns, solche ungerechte und Seiner Majestät nachtheilige Gedanken zu hegen. Wir glauben vielmehr, daß die Geistlichkeit seines Königreichs ihn gleichsam übertäubt habe; daß sie ihm zu verstehen gegeben b), daß er mit seiner Gnade und Gunstbezeugungen gegen die Nachfolger der Apostel, gegen die

b) Remontrance du clergé de France faite au Roi et à la Reine sa Mere, presenté le 2 Avril 1656.

Oberhäupter der Kirche, die von Christo als Hirten der Seelen seiner Unterthanen verordnet worden, und gegen welche seine Vorfahren in der königlichen Würde jederzeit eine besondere Hochachtung blicken lassen, weit freygebiger seyn müsse, als gegen die Protestanten, die sich in allen Provinzen seines Staats mit Feuer und Schwerdt gerüstet hätten; daß er sich bemühen müsse, den Saamen dieser Spaltungen und Unruhen aus seinem Königreiche auszurotten; daß das beste Mittel, diese Leute ohne Erregung öffentlicher Unruhen zu stürzen, darin bestehe, wenn man sie durch die Beraubung aller Würden und Ehrenstellen seines Königreichs demüthige. Da dieser gefährliche Rathschlag ins Werk gerichtet worden, und da unter den Protestanten weder viele Vornehme noch viele Mächtige nach dem Fleisch angetroffen werden; so haben ihnen die Catholiken unzählige Drangsale zugefügt, wenn sie ihre gerechten Klagen dem Könige oder dessen Bedienten mit aller nur ersinlichen Unterthänigkeit haben vorlegen wollen. Die Reichen, die die Gunst des Königs in ihren Händen hatten, und denen er sein ganzes Ansehen anvertrauet hatte, stiessen diese beklagenswürdigen Protestanten von sich, antworteten ihnen in harten oder ungestümen Ausdrücken; und an statt, daß sie ihnen die geringste Gerechtigkeit hätten sollen wiederfahren lassen, begegneten sie ihnen mit den ausgesuchtesten Lästerungen und Beleidigungen. Die Protestanten mochten dieses entweder mit Geduld tragen oder dawider murren, so wurden sie als Aufrührer und Rebellen bestraft. Man stelte gerichtliche Untersuchungen wider sie an; gleichsam als ob man noch so viel Ursach dazu gehabt hätte. Man stelte sie dem Hofe vor; und oft wurden sie, nachdem sie vorher geschlagen, verleumdet und ihrer Güter und Vorrechte beraubt worden, genöthiget, die Hand zu küssen, die sie ermordete, und mit einem angelegentlichen Eifer zu flehen, daß man ihnen die noch übrigen geringen Vorrechte, oder vielmehr die geringe und eingeschränkte Freyheit, sich in Frankreich aufhalten zu können, lassen möchte. Ja, diese Ungerechtigkeit und Bosheit ist noch

noch weiter getrieben worden. Man hat sich nicht blos damit begnüget, die Protestanten in der Welt verächtlich und dem Könige gehäßig zu machen, sondern man hat sie sogar als Bösewichter ausschreyen wollen. „Sire, hat man zum Könige gesagt, „der Schmerz, welchen die Kirche bey der „Verfolgung ihrer Feinde empfindet, kan sie unmöglich des „grossen Ansehens berauben, welches von je her den grösten „Königen verehrungswürdig gewesen ist. ... Dis ist die „Ursach, weswegen wir uns für verpflichtet halten, Ew. „Majestät den traurigen Zustand dieser betrübten Mutter „vorzustellen, und denselben die tiefen Wunden zu entdecken, „die derselben ohne Unterlaß durch die Gewaltthätigkeit der „Anhänger der so genanten protestantischen Religion sind ge„schlagen worden. Wir reden... Die Kirche, die so lan„ge in dem Herzen ihrer Prälaten, welche ihre Väter sind, „ja selbst in den Herzen aller Gläubigen, die ihre Kinder „sind, geseufzet hat, kan ihre Klagen nicht länger verheelen. „Sie läßt das Ministerium durch mich bitten, oder besser zu „reden, sie legt das Wort ihres Bräutigams in meinen „Mund, daß ich bey dieser grossen Beklemmung einen an„dern Trost suche, als bisher ihre Seufzer und Thränen ge„wesen sind.„ Sie haben sich also bemüht, in der Seele des Königs ein heiliges Mitleiden durch die Betrachtung so vieler Wunden, welche nach ihrem Vorgeben die Kirche empfangen haben soll, zu erwecken. Sie haben den König zu bewegen gesucht, durch sein mächtiges Ansehen alle blutige Thränen abzutrocknen, die aus den Augen der Braut Christi häufig hervorgequollen.

§. 155.

Zu eben der Zeit, da diese beklagenswürdigen Protestanten unter der Last ihres Elendes seufzeten, und sich in der grausamsten Bedrängung befanden, weil ihre Gotteshäuser an verschiedenen Orten des Königreichs niedergerissen wurden; zu eben der Zeit überreichte die Geistlichkeit dem Könige eine Bittschrift e), in welcher sie sich darüber beschwerete,

 „daß

e) Plainte de l'Assemblée generale du Clergé de France, portée au Roi par le Clergé en corps le 14 Juillet 1685. Paris.

„daß die Lehrer und Schriftsteller der so genanten protestan-„tischen Religion die Lauterkeit des Glaubens der Catholi-„schen Kirche durch unerhörte Lästerungen und bittere „Schmachreden anzuschwärzen suchten. Wenn dieses, heißt es in dieser Bittschrift, „lediglich unsere Personen be-„träfe, so würden wir, Sire, es nicht wagen, unsere Kla-„gen vor Ew. Majestät zu bringen, und von Dero Gerech-„tigkeit und Macht einigen Schutz gegen die Lästerungen „zu erhalten, welche jene Lehrer in ihren Schmähschriften ohne „Unterlaß gegen uns ausstossen. Es würde vielmehr der „Geistlichkeit zum wahren Vergnügen gereichen, denenselben „durch Gedult und durch eine freywillige Vergessung der ihr „zugefügten Beleidigungen, die ungeheuchelte Liebe, welche „wir gegen sie hegen, zu erkennen zu geben. Allein, wir „können die Ehre der Kirche, unserer Mutter, welche von „den protestantischen Lehrern auf eine verleumderische Art an-„getastet wird, nicht mit so gleichgültigen Augen ansehen und „vernachläßigen.„ Auf diese Bittschrift erhielten sie von dem Könige ein Edict f), in welchem der König, durch die falschen Berichte seiner Geistlichkeit aufgebracht, unter andern sagt: „daß Lehrer einer Religion, die kraft seiner eigenen „und seiner Vorfahren Edicte in seinem Königreiche gedul-„det würde, damit zufrieden seyn müsten, die Lehrsätze der-„selben lehren zu können, ohne sich durch Streitigkeiten ge-„gen die wahre Religion, (wozu er sich selbst bekenne,) auf-„lehnen zu dürfen.„ Er untersagt daher denen Lehrern und allen andern Personen, wes Standes und Würden sie auch seyn möchten, zu predigen und irgend eine Schrift wider den Glauben und die Lehre der Römischcatholischen Religion zu verfertigen. Er verbietet eben diesen Lehrern irgend eine die Religion betreffende Abhandlung durch den Druck bekant zu machen; und befihlt dagegen, daß alle gegen die Römischcatholischen bisher herausgegebene Schriften unter-drückt

f) Edit du Roi pour empecher les calomnies, que les Ministres et autres personnes de la R. P. R. contre la R. C. A. et Romaine, registré en Parlement le 23 Aout 1685.

drückt werden sollen. Sobald die Geistlichen den König von einem solchen Zorn gegen die Protestanten entflammet sahen, gaben sie ihm zu verstehen, daß es ihm leicht sey, diese Leute vom Halse zu schaffen, und die ganze Ketzerey aus seinem Königreiche auszurotten; daß seine Vorfahren in der königlichen Würde, dieser so genanten protestantischen Religion in den vormals bedrängten Zeiten nur auf weitern Bescheid und aus solchen Gründen eine freye Uebung verstattet hätten, die jetzt nicht mehr statt finden; daß seine Krone nicht mehr wankend sey, und daß er bey dem blühenden Zustande seines Königreichs, welches durch seine Macht und Weisheit in denselben versetzet worden, die Edicte widerrufen könne, in denen diese Erlaubniß enthalten sey. „Verzeihen Sie, Sire, (so heißt es in einer gewissen Rede g), „verzeihen sie meine „Dreustigkeit, wenn ich mich unterstehe, Dieselben an Dero „Vorfahren zu erinnern, und das Andenken derselben bey „Ihnen zu erneuern; die, so siegreich und unüberwindlich „sie auch waren, dennoch fast beständig sehen mußten, daß „ihre Gesetze fruchtlos blieben, und daß ihre Waffen zu „schwach und zu ohnmächtig waren, dieses Ungeheuer der „Ketzerey zu ersticken und zu überwältigen. Was würden „sie denken, wenn sie jetzt wieder aus ihren Gräbern zu uns „zurück kommen solten? Würden sie sich freuen, wenn sie „eine so glückliche und bewundernswürdige Veränderung „wahrnähmen? Oder würden sie eifersüchtig seyn, wenn „sie sehen solten, daß Ew. Majestät binnen so kurzer Zeit „dasjenige glücklich vollendet haben, was sie insgesamt in „einem Zeitraum von so vielen Jahren so wenig durchzutreiben im Stande gewesen sind.„ Dieser Ruhm, heißt es weiter, ist ihm allein aufbehalten. Eine Schmeicheley, welche derjenigen sehr nahe komt, welche ein Fischer dem Kaiser **Domitianus** machte, da er ihm einen grossen Meerfisch mit folgenden Worten zum Geschenk überreichte: Essen Sie

g) Harangue faite à Versailles au Roi en l'année 1685. le 14 Juillet par M. de Cosnac, Evequè de Valence et Die, pag. 6 et 7.

diesen Meerfisch, der seit vielen Jahren bis auf ihre Zeiten erhalten worden, und der sich gern hat fangen lassen. Eine Schmeicheley, worüber sich ein heidnischer Dichter h) nicht anders als über eine auslachenswürdige Thorheit aufhält. Sie preisen hiernächst den König glücklich, daß er die Catholische Religion empor gehoben habe. Sie statten ihm Dank ab, daß, ob er gleich die Französische Kirche in grosser Bedrängung gefunden, er sie dennoch zum Wunder anderer Kirchen gemacht; daß er den Glauben wieder hergestellet, und die Ketzerey ausgerottet habe. Worte, die denen fast gleich kommen, womit Tertullus, als er den h. Paulus ohne Grund anklagte, den Statthalter von Judäa, Felix, also anredete: Fürtreflicher Felix, wir erkennen aus allem mit vieler Dankbarkeit, daß wir durch dich und vermittelst der guten Verordnungen, welche du diesem Volke nach deiner Vorsichtigkeit und Klugheit gegeben hast, einen algemeinen Frieden erhalten haben. Sie geben ihm zu verstehen, daß er einen so hohen Grad der Macht erreicht, und ein so grosses und bevestigtes Ansehen erlangt habe, daß er nicht nur die Ketzerey aus seinem Königreiche ausrotten könne, sondern daß so gar England im Begrif stehe, ihm eine der herrlichsten und erwünschtesten Gelegenheiten darzubieten. „Der siegreichste, (dis sind ihre eigene Worte,) der unerschrockenste, „der gröste unter allen Monarchen der Welt, wünschte, ehe „Ew. Majestät in diese Welt kamen, um sich volkommen „glücklich schätzen zu können, in eine ihm würdige Gefahr „zu kommen. Der König von Engeland wird, weil er des „Beystandes und der Hülfe dero Waffen zur Erhaltung der „Catholischen Religion benöthiget ist, ihnen bald eine Gelegenheit zu einer Ihnen rühmlichen Beschützung darbieten.„ Zum Beschlus bitten sie ihn inständigst, dieses ihm vorbehaltene Werk zu vollenden und hinauszuführen. „Was haben wir, (fügen sie noch hinzu,) was haben wir weiter zu „wünschen, als daß ein so vortreflicher Zeitpunct von einer „ewi-

h) Et tua servatum consume in secula Rhombum,
Ipse capi voluit. JUVENAL. Sat. 4.

„ewigen Dauer seyn, und daß ein so glücklich von statten ge„hendes Werk zu seiner völligen Vollkommenheit gelangen „möchte.„ Um ihn aber desto mehr aufzumuntern, thun sie noch folgendes hinzu: „Was vor einen glücklichen Erfolg „können wir nicht von einem solchen Beschützer erwarten, der „in einer so kurzen Zeit schon so viele Seelen auf unsere Seite „gebracht hat! Was können wir uns nicht von einem sol„chen Prinzen versprechen, der nie etwas unternommen hat, „womit nicht ein günstiger Erfolg verbunden gewesen „wäre!„

§. 156.

Diese schmeichlerischen Reden haben zwar jederzeit ihren Endzweck, der in unserm Untergang und Verderben bestand, erreichet; niemals aber haben unsere Feinde denselben dem Könige entdeckt. Vielmehr sind alle ihre Klagen, wenn man ihnen anders darin glauben kan, auf nichts anders, als auf Contraventionen gegründet, welche, nach ihrem falschen Vorgeben, die Protestanten gegen die Friedensedicte unternommen haben sollen. Sie verlangen, wie sie selbst sagen, sonst nichts, als daß diese Edicte mögen beobachtet, die Ehre der Kirche nicht verkleinert, und das Ansehen des Königs nicht geschmälert werden. Die Worte dieser Schmeichler waren wie die Worte derer, die sich zwar stellen, als wenn sie niemand damit treffen wollten, die aber dennoch bis in das Innerste, das ist, bis in die Seele und das Herz dringen. Sie haben List und Verschlagenheit genug gebraucht, daß sich ihr Gift desto besser einschleichen möchte. Sie stellten sich entweder, als wenn sie verehlichte Personen wären, denen das, was sie dem Könige auf eine verleumderische Art hinterbrachten, widerfahren sey; oder sie versicherten, daß ihre Berichte und ausgeschüttete Klagen nicht etwan einer Absicht, die Protestanten dadurch zu beleidigen, sondern lediglich der Nothwendigkeit, die sie dazu zwänge, zugeschrieben werden müßten; oder sie thaten endlich nicht anders, als wenn sie wegen des Interesse des Königs und der Religion viel auszustehen hätten, um den König zum Mitleiden zu be-

bewegen, um bey ihn destomehr Glauben zu verdienen, und um ihn gegen die Protestanten auf eine feinere Art aufzuwiegeln. Durch diese arglistigen und verschmitzten Kunstgriffe haben sie es dahin gebracht, daß ihre Worte, wie sich die heilige Schrift ausdruckt [i]), bis in den Bauch, das ist, bis an das Herz und die Seele des Königs gedrungen sind, um in derselben den Haß und Abscheu gegen die Protestanten rege zu machen. Auf die Art haben sie den König hintergangen; auf die Art haben sie die guten Gesinnungen in ihm erstickt, welche durch die Nachrichten seiner Vorfahren in ihm hätten können hervorgebracht werden, wenn er nicht durch Vorurtheile eingenommen worden wäre. Ein Fell vor denen Augen beraubt niemanden des Gesichts, wofern es nicht verhärtet worden; ob es gleich bey seinem Entstehen das Gesicht schon einigermassen zu verdunkeln anfängt [k]). Eben ein solches Fell, welches vor den Augen des Königs ist, und dessen Veranlassung die verleumderischen und falschen Vorstellungen sind, die ihm von der Geistlichkeit gemacht worden, fängt an, sich zu entwickeln; ja eben dieses ist es, wodurch der König verleitet worden, einen Fehltrit zu thun, das ist, das Edict von Nantes zu widerrufen. Wir halten dafür, daß, ehe dieses Fell verhärtet wird, und ehe die Unglücksfälle, die mit der Widerrufung dieses Edicts ohnfehlbar verbunden seyn werden, hereinbrechen; daß, sage ich, es billig sey, ihn durch Erinnerungen zu erwecken. Vielleicht wird die von uns anzuwendende Sorgfalt einiges Mißfallen erregen; vielleicht werden unsere Berichte anfänglich einigen Verdruß und Widerwillen verursachen. Wir hoffen aber, daß dieser Widerwille dem ähnlich seyn werde, welchen die Corinthier ehedem bey Lesung eines Briefes empfanden, den Paulus an sie geschrieben hatte. Ich will hiemit so viel sagen: wir hoffen, daß unsere Betrachtungen und Briefe eine göttliche Traurigkeit würken werden, die hin-

i) Sprüchw. Salom. Cap. 18 v. 8. nach dem Grundtext.

k) Seneca bedienet sich dieses Gleichnisses im dem 85sten seiner Briefe.

hinwiederum eine heilsame Reue, die man sich niemals gereuen lasse, wird hervorbringen können: dergestalt, daß wir niemand den geringsten Schaden zufügen werden. Wir thun nichts, das uns nicht erlaubt seyn solte. Wir prüfen die Widerrufung des Edicts von Nantes und einige Declarationen, die nach der Zeit wider uns herausgegeben worden. Es ist, sagt Tertullianus l), es ist kein einzig Gesetz, das nicht gestatten solte, dasjenige, was es verbietet, zu prüfen. Es ist, fährt er fort, nicht genug, daß das Gesetz an sich selbst gut sey, sondern es muß dessen Billigkeit denen in die Augen leuchten, die dadurch verpflichtet werden sollen, demselben zu gehorchen. Das Gesetz ist verdächtig, welches nicht gestatten will, daß man untersuche, ob es billig sey. Ein solch Gesetz aber, das eine unumschränkte Herrschaft verlanget, und gleichwol nicht die geringsten Proben seiner Billigkeit aufweisen kan, muß tadelhaft und unrechtmäßig seyn. Der König selbst scheint diese Meinung zu hegen, wenn er sagt, daß er dem Beyspiel Philippi II, Königs von Spanien, nicht folgen wolle, der von seiner Unternehmung auf das Königreich Portugal keinen andern Grund anführete, als diesen, daß er von der Rechtmäßigkeit seiner Prätensionen überzeuget sey, und daß die Könige kein anderes Tribunal auf der Erden hätten, als ihr Gewissen. Eine jede Sache, sagt Ludwig XIV, die man sich weigert in ein Licht zu setzen, wird eben dadurch verdächtig, und es ist kein Scepter, den er mit Verlust seiner Ehre zu erlangen suchen solte m).

§. 157.

l) Nulla lex vetat discuti, quod prohibet admitti. Nulla lex sibi soli conscientiam justitiæ suæ debet, sed eis, a quibus obsequium exspectat. Cæterum suspecta lex est, quæ probari se non vult; improba autem, si non probata dominetur. TERTULL. *Apologet.* c. 4.

m) Traité des droits de la Reine T. C. sur divers Etats de la Monarchie d'Espagne. Paris 1667. p. 19.

§. 157.

Wenn unsere Ausdrücke zu stark, und unsere Meinungen nach einiger Vorstellung zu übertrieben sind, so müssen sie nicht einem Mangel der Ehrerbietung zugeschrieben, noch so verworfen werden, als wenn sie aus diesem Fehler entsprungen wären. Der heil. Chrysostomus n) bemerket, daß die Priester, welche bey den Richtern für jemand von denen, welche die Verordnungen des Kaysers umgestossen hatten, eine Fürbitte einlegten, sehr frey und mit vieler Dreustigkeit geredet haben, als sie gesehen, daß es schwer sey, diese Richter zu bewegen; daß aber eben diese Priester, als ihnen die Gnade, die sie suchten, bewilliget worden, sich auf die Erde geworfen und die Hände und Füsse der Richter geküßt haben. Sie bewiesen mit diesen zwoen verschiedenen Handlungen, daß es ihnen eben so wenig an Muth als an Hochachtung und Ehrfurcht gefehlet habe. Man konte sie keiner Unverschämtheit beschuldigen; indem sie ihre Demuth davon freysprach, welche sie dadurch bewiesen, daß sie die Knie jener Richter küsseten. Man konte sie aber auch weder einer Schwäche des Verstandes, noch einer Niederträchtigkeit beschuldigen, ob sie sich gleich demüthigten; denn, die vorhergehende Dreustigkeit, die ihrem Amte anständig war, setzte sie gegen diese Beschuldigung in Sicherheit. Wir an unserm Theil haben ebenfals Ehrfurcht für diejenigen, denen wir dieselbe schuldig sind. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß es uns erlaubt seyn möge, uns einmal zu ihnen nahen zu dürfen, um ihnen Proben unsrer tiefen Unterwürfigkeit geben zu können. Wir, die wir jetzt für ein ganzes unschuldiges Volk reden, das nicht überzeugt werden kan, gegen die Verordnungen ihres Oberherrn gehandelt zu haben; wir, die wir uns mit allen Kräften unserer Vernunft bestreben, die, welche dieses Volk drücken und ängstigen, endlich einmal zu bewegen: wir wolten uns zu ihren Füssen niederwerfen, wir wolten ihre Hände und Kniee küssen, wenn sie sich durch unsre Vorstellungen, Bitten und Thränen wolten

n) Homilia 17. ad populum Antiochenum.

ten bewegen lassen, die wir anwenden, ihre Herzen zu besiegen *).

*) Es ist uns ein gewisser Tractat unter folgender Aufschrift zu Gesicht gekommen: l'Irrevocabilité de l'Edit de Nantes, prouvée par les Principes du Droit et de la Politique. Eben da wir uns mit gegenwärtiger kleinen Schrift beschäftigten, sahen wir diese Abhandlung. Sie hat weder den Lauf unserer Arbeit unterbrochen, noch uns von unserm Vorhaben, eben diese Sache abzuhandeln, zurückgehalten; nicht etwa als wenn wir diese Schrift nicht schätzten, die an sich sehr gut, stark und gründlich geschrieben ist; sondern weil der Verfasser die Materien mit einer grossen Gleichgültigkeit und auf eine sehr abstracte Art abhandelt. Wir hingegen richten unsere Abhandlung nach den Umständen der Zeit, in welcher wir leben, und nach den gegenwärtigen Verbindungen ein, und bedienen uns daher eines grössern Nachdrucks. Der Verfasser jener Schrift lebt ohne Zweifel in einem Lande, das Ruhe und Frieden geniesst. Da wir uns aber seit vielen Monaten in einer Unruhe befinden, und die grossen Revolutionen vor Augen sehen, welche durch eben die Rathschläge verursacht worden, die Frankreich gegen uns entflamt haben; so ist es uns unmöglich, mit eben der Mässigung zu reden, als er. Ueberdis wollen wir darthun, daß es nothwendig sey, das Edict von Nantes wiederherzustellen, welches er nicht gethan hat.

Erstes Capitel,

darin dargethan wird, daß es die Ehre und das Interesse des Königs erfordere, dieses Edict wiederherzustellen.

§. 158.

Der heil. Ambrosius schrieb ehedem an den Kayser Theodosius, daß zwischen guten und schlechten Prinzen ein Unterschied stattfinde; indem jene nichts als freye Unterthanen haben wolten, diese aber nichts als Sclaven dulden könten; daß er es für besser halte, in Sachen, die die Ehre GOttes und das Wohl seines Kaysers beträfen, mehr ungestüm und dreust, als träge und unnütz zu seyn; daß er ihn in der That für einen rechtschaffenen und gottesfürch-

fürchtigen Prinzen halte; daß aber auch die allerbesten sich bisweilen von einem blinden Eifer und von einem falschen Begriff der Gerechtigkeit einnehmen lassen o); daß er Sr. Majestät für unzählige empfangene Wohlthaten und Gnadenbezeugungen verpflichtet sey, und daß es eine unverantwortliche Undankbarkeit seyn würde, wenn er seinen Wohlthäter durch eine unanständige und unerlaubte Höflichkeit zu hintergehen suchen wolte. Dis sind die Gesinnungen, die auch wir gegen den König hegen; und dis sind die Bewegungsgründe, die uns nöthigen, darzuthun: 1) daß die Geistlichkeit den König hintergangen habe, und daß so wol seine eigne Ehre als auch die Wohlfarth seines Staats ihn verpflichten, das Edict von Nantes wiederherzustellen; 2) daß er nicht zu befürchten habe, von seinen Römischcatholischen Unterthanen daran gehindert zu werden, weil sie die Widerrufung desselben nicht billigen dürfen; und vornemlich 3) weil ihnen sehr viel daran gelegen ist, daß es bald wiederhergestelt werde. Solten wir etwa durch den Gegenstand unserer Abhandlung gezwungen werden, uns harter Ausdrücke zu bedienen, so versichern wir, daß sie sonst gegen niemand gebraucht werden sollen, als gegen die untreuen Räthe, die den König umgeben. Wenn aber unsere Pfeile bisweilen die geheiligte Person Sr. Majestät treffen solten, so wird es freylich wider unsre Absicht und Willen geschehen; allein, es wird auch unmöglich seyn, die Schlangen, die ihn umgeben, zu durchbohren, ohne den Körper, an welchen sie geheftet sind, zu berühren.

§. 159.

Die Rechtsgelehrten sagen p), daß Pactionen oder Verträge in der einmüthigen und ausdrücklichen Genemhaltung einer Sache zwischen zwey oder mehrern Personen bestehen. Sie leiten den Ursprung des Wortes Pax von dem Worte Pactio her,

o) Fallit enim vitium specie virtutis et umbra. JUVENAL *Satyra* 14.

p) Lib. I. Digestor. de Pactis.

her q), weil die einmüthige Genehmhaltung, die das Wesen des Vertrags ausmacht, jederzeit den Frieden ohnfehlbar nach sich zieht, und eine volkommene Ruhe zwischen denen erhält, die in einer solchen Uebereinstimmung der Gesinnungen stehen. Was ist, sagen sie r), dem Glauben und der Treue, welche die Vernunft unter den Menschen eingeführet hat, und die das Band der menschlichen Gesellschaft ist, was ist denselben gemässer, als daß man Wort halte, und sein Versprechen, oder das, worüber man eins geworden ist, erfülle. Das Gesetz ist nach ihrer Meinung s) eine algemeine Vorschrift, ein Rath einsichtsvoller Personen, der deswegen gegeben worden, um die Verbrechen, die entweder mit Vorsatz oder aus Unwissenheit begangen werden, zu bestrafen; es ist eine Vormauer und Schutz der Schwächern gegen die Mächtigen; ja es ist ausserdem und vornemlich die gemeinschaftliche Sicherheit der Republik. Die Gesetze sind, wie die Canonisten sagen t), dazu gegeben, daß rechtschaffene Menschen und die Unschuld selbst mitten unter den Gottlosen in Sicherheit seyn, der Uebermuth der Menschen aber unterdrückt werden möge; und daß die Furcht vor der Strafe, denen, die einen natürlichen Hang andern zu schaden haben, ein Zaum sey, der sie zurückhält, ihrer lasterhaften Neigung zu folgen. Endlich sagen sie, daß die Regel vorgeschrieben sey, damit ein jeder wisse, was er zu thun habe, und wie er es thun müsse. Die Regel, heißt es, hat davon ihren Namen, weil sie entweder auf den rechten Weg führet und niemals auf irgend eine Weise von demselben ableitet, oder weil sie zurückhält und regieret, oder weil sie eine Richtschnur in sich enthält, gut und ordentlich darnach zu leben, oder weil

q) Pactum autem a pactione dicitur, inde etiam pacis nomen appellatum est. *Lib.* I. *Digest. de Pactis.*

r) Quid enim tam congruum fidei humanae, quam ea, quae inter eos placuerunt, servare. *Ibid.*

s) Lib. I. Digest. de leg. Sen. Consult. et longa consuetudine.

t) Decretal. Pars I. distinct. 4. cap. 1.

weil sie das, was nicht recht, sondern ausgeartet ist, verbessert u).

§. 160.

Das Edict von Nantes war eine Paction oder Vertrag. In der vor demselben befindlichen Vorrede wird gesagt, „daß es bekant gemacht worden, nachdem zuvor die „Acten der Römischcatholischen und Protestantischen Abgeordneten wieder vorgenommen worden, und nachdem man sich „mit ihnen wegen dieser Sache zu verschiedenenmalen unterredet habe.„ Dieses Edict war der Inbegrif des Entschlusses, der von dem Könige, von den Römischcatholischen, (auf deren Seite, nach dem Vorgeben unserer Feinde, der König damals gewesen seyn soll,) und von den Protestanten einmüthig gefaßt wurde. So wie das Wort Pax von dem Worte Pactio seinen Namen hat; so haben wir auch gesehen und sind durch die Erfahrung überzeugt worden, daß der Friede und die algemeine Ruhe Folgen dieses Edicts gewesen und sich über das ganze Königreich ausgebreitet haben. Selbst unsere Feinde sind hievon jederzeit volkommen überzeugt gewesen; indem sie es so, wie wir, ein Friedensedict genant haben, und in der That war es auch eigentlich ein Friedenstractat zwischen den Römischcatholischen und Protestanten. Heinrich der VI sahe wohl ein, daß es nicht nur damals, (wie unsere Feinde sagen,) billig und nothwendig war, dieses Edict bekant zu machen; sondern er erkante auch, daß es in Ansehung des Zukünftigen eben so pflichtmäßig und nöthig sey, es zu unterstützen und aufrecht zu halten. Er ertheilete also diesem Tractat das Ansehen eines deutlichen, bestimten und ausdrücklichen Gesetzes, um es der Nachkommenschaft desto unverletzlicher zu machen. Dieses Edict ist der aufrichtige und heilsame Rath des weisen und einsichtsvollen Königs Heinrich des IV. Er belehrte alle

u) Regula dicta est, eo quod recte ducit, nec aliquando aliorsum trahit. Alii dixerunt regulam dictam, vel quod regat, vel quod normam recte vivendi praebeat, vel quod distortum pravumque corrigat: *Decret. P. I. Distinct. 3. cap. 2.*

alle Unterthanen des Königreichs, daß in der Beobachtung dieses Edicts ihre Ruhe, Eintracht, Friede und Sicherheit so wol, als die Wiederherstellung des ganzen Staats in seinem vormaligen Glanz, Reichthum und Macht bestehe. Er scheint in diesem Stücke fast ein anderer Paulus gewesen zu seyn, der an die Epheser also schreibt: **Wandelt insgesamt, wie sichs Mitbürgern gebühret, mit Demuth, Sanftmuth und Geduld; vertraget einer den andern in der Liebe; seyd fleißig die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zu halten, bis daß wir alle zu einerley Glauben und Erkenntniß des Sohnes GOttes gelangen;** Eph. 4, 2. 3. 13. Dieses Edict war ferner der wohlgemeinte Rath verständiger und erleuchteter Personen, nemlich der Prinzen vom Geblüt, anderer Prinzen und Bedienten der Krone, ingleichen grosser und berühmter Männer im Staatsrathe, die nach einer fleißigen und reifen Ueberlegung der ganzen Sache endlich für gut befunden haben, dieses Gesetz ewig und unwiderruflich zu machen. Es ist zu dem Ende gegeben worden, daß es allen Unterthanen des Königreichs von beyderley Religion zur öffentlichen Sicherheit dienen, und denen hitzigen und blinden Eiferern, denen Aufwieglern, ja auch denen, die ihrer Gegenparthey zu schaden geneigt sind, ein Zaum seyn möge, vermittelst dessen sie von ihrer lasterhaften Neigung zurück gehalten werden könten. Das Edict von **Nantes** war endlich eine Regel und Richtschnur, die einer jeden Parthey das, was sie zu thun habe und wie sie sich verhalten müsse, vorschrieb, festsetzte und verordnete, die aber auch beyde Partheyen gerade zu dem Zweck hinführte, den alle rechtschaffene Regenten zum Augenmerk haben müssen, nemlich zur Eintracht und zum Frieden. **Heinrich IV** sagt in der Vorrede zu diesem Edict, „er wolle, daß GOtt „von allen seinen Unterthanen verehret und angebetet werde, „und daß er ihnen eine solche Regel des Verhaltens vorlege, „die in dieser Absicht weder einige Unruhe noch Aufruhr unter ihnen veranlassen könne.„

§. 161.

Ohnerachtet aber dieses Edict ein Vertrag, ein Vergleich, ein Friedenstractat, ein deutliches und algemeines Gesetz, ja endlich eine Regel war; so ist es dennoch über den Haufen geworfen und mit Füssen getreten worden. Man untergräbt den Grund der Eintracht und des Friedens. Man streuet in dem Königreiche den Saamen der Zwietracht und Unruhe aus. Man nimt den Zaum weg, der die Boshaften und Aufrührer zurück hielt, daß sie ihrer tadelhaften Neigung nicht folgen, und friedfertigen und tugendhaften Personen keine Beleidigungen zufügen konten. Wenn der Grund umgerissen ist, was wird der Gerechte ausrichten? Ps. 11, 3. Ja man ist noch weiter gegangen. Man hat es gebilligt und befohlen, daß der Stärkere den Schwächern unterdrücken solte. Was für eine Strafe legen aber die Gesetze denen auf, die also handeln? Unsre Feinde, die durch die Macht der Warheit überzeugt worden, gestehen gern, daß, wenn eine Privatperson alles dieses gethan hätte, sie sehr sachfällig seyn würde, und nicht anders angesehen werden könte, als ein Friedensbrüchiger und Stöhrer der öffentlichen Ruhe. Sie schieben aber die ganze Schuld hievon ohne Grund auf den König, und sagen, daß das, was bey einer Privatperson, die dem Gesetze unterworfen ist, ein Verbrechen seyn würde, bey einem Regenten, der über das Gesetz ist, aufhöre dergleichen zu seyn; daß also nach diesem Grundsatze, da Ludewig der XIV so groß, mächtig und furchtbar ist, der Wille desselben das einzige Gesetz sey, dem man sich mit der tiefsten Ehrfurcht eben so unterwerfen, als vor seinem Wort erzittern müsse. Wenn man unsere Feinde selbst reden hört, so solte man glauben, daß nur Privatpersonen oder das gemeine Volk zur Treue und Redlichkeit verbunden sey, und daß es der Würde und dem Character der Grossen verkleinerlich sey, irgend ein Gesetz zu beobachten. Wenn eine Privatperson dergleichen begangen hätte, so würden sie ihn als einen Verschuldeten, als einen Friedensbrüchigen und als einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe verurtheile

theile

theilt haben. Sie entschuldigen aber die Fehler und Verbrechen der Prinzen, welche, wie sie sich ausdrucken, nichts als Wirkungen ihrer Politik und Geschicklichkeit sind x). Das, was einem Schuhflicker nicht anständig seyn würde, mußte nach ihrer Meinung denen Volesiern und Nachkömmlingen des Brutus wohl anstehen. Mit diesen Worten bestraft ein heydnischer Dichter y) auf eine beissende und satyrische Art einige Lasterhafte seiner Zeit, die fast eben der Meinung waren, welche uns die Clerisey heut zu Tage vorzuschwatzen sucht. Dieser Heyde hält sich über die Ungerechtigkeit auf, die zu seiner Zeit nicht nur auf der Erde herschete, sondern auch von den falschen Göttern begangen wurde. Einer, sagt er, wird für sein Verbrechen mit dem Creutze belohnt; der andere trägt eine Krone davon z). Er verabscheuet diesen Unterschied so sehr, daß er ihn hin und wieder in seinen Schriften durchziehet a). Es ist weit nöthiger, daß Regenten durch die Gesetze, nicht aber durch ihre Unterthanen im Zaum gehalten werden. Denn da sie die Gewalt in Händen haben, so würden sie die bürgerliche Gesellschaft zu Grunde richten, wenn sie entweder der Ehrgeitz beherschte, oder wenn sie ein übelgeartetes Gemüth hätten. Weder alle Prinzen, noch alle Monarchen machen diesen Unterschied, und GOtt verhüte es, daß sie ihn nicht machen. Diejenigen, die ihre Kräfte und Leben in Gefahr setzen, um ein unterdrücktes Volk zu beschützen, das unter der Herschaft eines Regenten seufzete, der durch die Liebkosungen der

x) - - - - Hæc tamen illi
Omnia cum faciant hilares nitidique vocantur.
JUVEN. Sat. 11.

y) Quid facias talem sortitus Pontice servum?
Nempe in Lucanos aut Thusca ergastula mittas.
At vos Troiugenæ vobis ignoscitis et quæ
Turpia cerdoni Volesos Brutosque decebunt. JUVEN. Sat. 8.

z) - - - - - Multi
Committunt eadem diverso crimina fato;
Ille crucem pretium tulit, hic diadema. JUVEN. Sat. 13.

a) In der 4ten Satyre vom 10ten bis 15ten Vers; er misbilliget diesen Unterschied, der zum Besten des Kaysers Domitiani gemacht wurde.

Geistlichkeit seines Königreichs verblendet, sich einbildet, daß er über alle Gesetze erhaben sey; diejenigen, die dem Beschützer des Volks und dem Vertheidiger ihrer Freyheit mit Truppen und Geld beystehen, um denen sterbenden Gesetzen das ihnen nöthige Leben und Ansehen zu geben, nicht aber einen Religionskrieg anzufangen; (wie unsere Feinde auf eine ungegründete und verleumderische Art in der Absicht ausstreuen, um sie verhaßt zu machen und den Unwillen anderer Mächte Europens gegen sie zu erregen,) diese sind es, die diesen Unterschied nicht machen und ihn noch viel weniger billigen. Nur die Französische Geistlichkeit behauptet aus Eigennutz diese gefährliche Maxime, daß die Könige höher seyn als das Gesetz, und sich unter dem Namen eines Königs über das Gesetz empor gehoben haben. Doch wir wollen sehen, ob sie sich über die Gesetze so haben hinaussetzen können und dürfen, und ob es ihrer Majestät rühmlich und vortheilhaft sey, wenn sie es wirklich gethan haben.

§. 162.

Die Könige, welche GOtt unmittelbarer Weise eingesetzt hat, und die billig denen zu Mustern dienen solten, die auf Erden regieren und noch regieren werden, trugen die Abschrift des Gesetzes, so bald sie auf dem Thron sassen, in ein Buch ein; behielten diese Abschrift, lasen alle Tage ihres Lebens in derselben, und hatten auf alle Worte dieses Gesetzes und auf dessen Verordnungen genau acht, um darnach zu thun, 5 B. Mos. 17, 18. Die heilige Geschichte b) lehret uns, daß alle Könige, die über das Volk GOttes das Regiment geführet, also gehandelt haben. Die feyerliche Erklärung, welche die Kayser Theodosius und Valentinianus von sich gegeben, beweiset zur Gnüge, daß die Prinzen, welche auf die Regenten zur Zeit des alten Testaments gefolgt sind, diese Pflichten der königlichen Würde sehr gewissenhaft erfüllet haben. Sie haben die Unterwerfung unter die Gesetze für so billig und nothwendig gehalten, daß sie nicht blos damit zufrieden gewesen, sich zu erklären, daß sie den

b) 1 Sam. 10, 25. 2 B. der Kön. 23, 2.

den Gesetzen folgen und gehorchen wolten; sondern sie haben auch ihrer Declaration die Gestalt und Autorität eines Gesetzes gegeben, und derselben unter ihren Verordnungen und Befehlen einen Platz eingeräumet c). Der Kayser Justinianus sagt d): daß ein Regent mit der grösten Sorgfalt darauf bedacht seyn müsse, seine Staaten durch gute Gesetze zu regieren, seine Unterthanen unter dem Schutze seiner Gesetze sicher und ruhig leben, und die beste Verwaltung der Gerechtigkeit geniessen zu lassen. Die Canonisten, nach welchen sich die Gewissen unserer Feinde richten, und die bey ihnen mehr Glauben finden und auf ihr Gemüth einen stärkern Eindruck haben, als alle Propheten, Evangelisten und Apostel, sind der Meinung, daß sich die Könige nothwendig denen Gesetzen unterwerfen müssen e).

§. 163.

Eben so denken die Heyden. Ihre Meinungen sind der heil. Schrift und allen Arten der Rechte weit gemässer, als die Lehren, welche unsre Feinde ausbreiten. Sie glaubten f), daß es ihre Schuldigkeit sey, der bewafneten Gerechtigkeit und den Gesetzen der Billigkeit zu folgen, keines-

 weges

c) Digna vox est majestate regnantis, legibus alligatum se principem profiteri: adeo de auctoritate juris nostra pendet auctoritas, et re vera majus imperio est, submittere legibus principatum. Et oraculo præsentis edicti, quod nobis licere non patimur, aliis indicamus. *Lib. 4. Cod. de leg. et constitut. principum.*

d) Deo auspice hoc unum Imperatori curæ sit seu studio, ut Provinciæ bonis legibus regantur tutoque habitentur atque præsidum justitia fruantur. *Nov. Constitut. 149. cap. 2. et Novella 152.*

e) Justum est, principem legibus obtemperare suis; tunc enim jura sua ab omnibus custodienda existimet, quando et ipse illis reverentiam præbet; principes legibus teneri suis, nec in se convenit posse damnare jura, quæ in subjectis constituunt. Justa est enim vocis eorum authoritas, si, quod populis prohibent, sibi licere non patiantur. *Decret. P. I. Distinct. 9. c. 2.*

f) Phocais in dubiis ausa est servare juventus
Non Graja levitate fidem, signataque jura
Et causas, non fata, sequi. LUCANUS *lib. 3.*

wegen aber den Schmeicheleyen eines günstigen Schicksals. Sie glaubten also, daß sie verpflichtet seyn, sich den Gesetzen zu unterwerfen und sie als Vorschriften ihres Verhaltens zu gebrauchen; nicht aber sie wider ihre Befugniß zu verletzen, wenn sie etwa mächtig genug dazu seyn solten, oder wenn die Hofnung eines grossen Vortheils sie dazu aufmuntern solte. Sie sagten, daß nur diejenigen rechtschaffene Männer seyn, die die Verordnungen der Alten beobachteten und denen Gesetzen gehorchten g). Selbst ihre vornehmsten Götter unterwarfen sich denen Schicksalen, die von ihnen waren festgesetzet worden. „Diese Heyden, schreibt Seneca h), nanten ihre Könige Weise, lebendige Gesetze, durch welche die Gewaltthätigkeiten im Zaum gehalten, und die Schwächern „gegen die Unterdrückung der Stärkern in Sicherheit gesetzt „wurden. Sie riethen ihnen das Beste, und hielten sie von „dem Bösen ab. Vermöge ihrer Klugheit sorgten sie für „die Nothdurft derer, die in ihren Diensten stunden; vermöge ihrer Macht beschützten sie dieselben, wenn sie von einem „Unfall bedrohet wurden; und durch ihre Wohlthaten vermehreten sie ihre Reichthümer. Es war eine Pflicht, zu „befehlen; nicht aber eine Würde. Ihre Macht äusserte sich „niemals gegen die, die sie ihnen anvertrauet hatten. Wie „sie an sich selbst keine vorsetzliche Neigung hatten, etwas „unrechtmäßiges zu thun; so wird ihnen auch keine Gelegenheit dazu gegeben. Sie suchten ein gutes Regiment, und „man gehorchte ihnen dafür gerne. Die gröste Drohung, „die ein König gegen seine Unterthanen gebrauchte, wenn sie „sich nicht nach ihrer Schuldigkeit aufführeten, bestund „darin, daß er seine Würde niederlegen würde.„

§. 164.

Ohne Zweifel wird hier die Geistlichkeit sagen: alle diese Gründe und Vorstellungen sind überzeugend; sie beweisen

g) - - - - Vir bonus est quis?
Qui consulta Patrum, qui leges juraque servat.
HORAT. *lib. 5. ep. 16.*

h) Seneca epist. 90.

sen sehr gut, daß wahre und rechtschaffene Könige bis jetzt nie über die Gesetze gewesen sind. Aber sie sind unnütz. Die Zeit, in welcher wir leben [i]), der König, den wir über die Gesetze erheben, und der weder in den verflossenen Jahrhunderten, noch in dem gegenwärtigen seines gleichen hat, die Macht seiner Waffen, seine Klugheit und Weisheit, die mit nichts zu vergleichen ist, die Schärfe seines Verstandes und die Grösse seines Muths erheben ihn über alles, und geben uns Befugniß, lieber seine Handlungen als eine Vorschrift der Gerechtigkeit anzusehen, als die Gerechtigkeit zu einer Richtschnur seiner Handlungen zu machen. Wenn diese unglückseligen Schmeichler dieses einem leichtgläubigen Prinzen sagten, der sich, gleich einem Domitian, weismachen lies, daß nichts so groß sey, das eine unumschränkte und den Göttern gleiche Macht nicht von sich glauben solte, wenn es zu ihrem Lobe gesagt wird [k]); so würden sie sich ohne Zweifel eben das einbilden, was ehedem der Abgesandte der Epheser dem grossen Alexander vorschwatzte, welcher verlangte, daß sein Name der Inscription ihres Tempels einverleibt werden solte, nemlich, daß es ihm bey seiner Grösse nicht anständig seyn würde, etwas denen Göttern zu widmen, da er selbst ein Gott sey, und daß die Menschen nur ein mächtigeres und erhabneres Wesen dieser Ehre würdigen. Wir sind zwar nicht so ausschweifend in der Schmeicheley; wir können aber versichern, daß wir für den König eine weit grössere Ehrfurcht und für seine Majestät einen weit aufrichtigern Eifer haben, als die Geistlichkeit. Wir gestehen, daß der König so wol wegen der Macht seiner Waffen, als auch wegen seines grossen Verstandes und unüberwindlichen Muths ein ausserordentlicher Prinz sey; wir folgern aber daraus gar nicht, daß er höher sey, als die Gesetze. Glaubt etwa die Geistlichkeit, ihnen dadurch eine Ehre zu erweisen, wenn

i) Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget. VIRG. *Aeneid. l. 2.*

k) - - - - Nihil est quod credere de se
Non possit, cum laudatur Dis aequa potestas.
JUVENAL. *Sat. 4.*

wenn sie sagt, daß er über die Gesetze sey? Sie frage dieserhalb nur einen der gelehrtesten Rechtsgelehrten und Geschichtschreiber um Rath l), die uns ihre Schriften hinterlassen haben. Sie werden von ihm hören, daß, da das Gesetz ein Werk der Einsichten vieler Weisen ist, (dergleichen auch das Edict von Nantes war,) „diejenigen, die „denen Königen dadurch eine Schmeicheley zu erweisen suchen, wenn sie sagen, daß sie über das Gesetz sind, ihnen „in der That, ohne daran zu denken, nichts anders sagen, „als daß sie keine Menschen, sondern Löwen seyn, die über „die Menschen mit ihrer Macht und Gewalt, nicht aber mit „Vernunft herschen; das ist, daß das Volk, welches dem „Scepter eines Prinzen unterthänig ist, der sich deswegen, „weil er mächtig ist, über das Gesetz erhebt und es mit Füssen trit, unglücklicher Weise dem Regiment eines ungezähmten Thieres unterworfen sey.„ Sie fragen den Mezeray m) um Rath, der vom Ludewig XI sagt, daß er lieber seinen ungeordneten Phantasien, als den weisen Gesetzen des Staats gefolgt sey. Dis heißt, wie eben dieser Geschichtschreiber meldet, nach dem Ausdruck einer gewissen Person, die Könige über alles hinaussetzen; er hätte aber, fügt er hinzu, lieber sagen sollen, ihnen alle Sinne und Vernunft absprechen. Die Geistlichkeit frage endlich die Weisheit des Philo, die sie dem Salomo beylegt und die sie für ein canonisches Buch hält, um Rath; so wird sie finden, daß die Gottlosen zu sagen pflegen: unsere Macht, und alles, was wir thun können, soll das Gesetz der Gerechtigkeit seyn n).

§. 165.

Diese Meinungen der Geistlichkeit sind von den Gedanken GOttes weit entfernt, der alle Gewalt in Händen hat, und dennoch nach der Billigkeit richtet, weil er gerecht ist; dennoch alle Dinge mit Verschonen regieret, weil er erkent, daß es

l) Pasquier in seinen Recherches de la France p. 1000, in dem Tractat, der den Titel führet: Pour parler du Prince.

m) Mezeray Abregé chronol. de l'histoire de France. Tom. 3. p. 285 der holländischen Ausgabe.

n) Buch der Weish. c. 2, 11.

es nicht nur seiner Macht, sondern auch besser zu sagen, seiner Gerechtigkeit nachtheilig sey, den zu verurtheilen, der sich keiner Strafe würdig gemacht hat. Sie sind sogar von den Meinungen der Heyden selbst sehr unterschieden, die in dieser Sache, so wie in vielen andern Fällen, weit orthodoxer sind, als die Catholiken. Die Gesetze der zwölf Tafeln, unter welchen sich zehen befinden, die die alten Römer von den Lacedämoniern und Athenienſern entlehneten, als sie es überdrüßig waren, nach Eigensinn und Wilkühr beherrscht zu werden, verbieten ausdrücklich, sich keiner Gewalt gegen das Volk zu bedienen o). Nichts ist, sagt ein gelehrter Heyde, denen Staaten verderblicher, nichts dem Rechte und den Gesetzen zuwiderlaufender, nichts weniger anständig und menschlich, als wenn man in einem wohlgeordneten Staate gewaltthätig handelt p). Die Gesetze müssen dem Regenten befehlen, und der Regent seinen Unterthanen. Dis ist es, was eben dieser einsichtsvolle Heyde in dem jetzt angeführten Buche aus sehr vielen Gründen darthut. In einem andern seiner Werke sagt er q), daß es eine doppelte Art gebe, Sachen streitig zu machen, nemlich mit der Vernunft und durch die Gewalt. Jene ist dem Menschen vorzüglich eigen, diese aber komt einem unvernünftigen Thiere zu.

§. 166.

Die Geistlichkeit erkenne also hieraus, daß sie den König auf diese Art beleidige, an statt ihm eine Ehre zu erweisen, und daß sie ihm in der That Unrecht thue; denn sie ist die Ursach, weswegen seine Herrschaft seinen Unterthanen unerträglich, und andern Regenten der Welt verhaßt ist, weswegen ihm der Haß derselben und Kriege mit ihnen zugezogen werden; indem sie so bey sich denken: wenn dieser König kein ander Gesetz hat, als seinen Willen; wenn sein Ehrgeitz

o) Histor. Juris Tit. 2. cap. 1.
p) Vis abesto, nihil est enim exitiosius civitatibus, nihil tam contrarium juri et legibus, nihil minus civile et humanum, quam composita et constituta republica quicquam agi per vim. CICERO 3 *de leg.*
q) Cicero de officiis l. 1.

geitz durch nichts anders, als durch seine Macht eingeschränkt wird, so muß man seine Kräfte schwächen, so muß man ihn ausser Stand setzen, etwas unternehmen zu können, und auf die Art zur Mäßigung verpflichten, so muß man endlich nicht gestatten, daß er Pferde, Gold und Silber samle, damit sich sein Herz nicht über seine Brüder erhebe. 5 Mos. 17, 17. Frankreich kan diesen Gedanken nicht mißbilligen; denn es hat denselben, wiewol auf eine sehr falsche Art, bey aller Gelegenheit geäussert. Als es, zum Exempel, den Herzog von Lothringen aus seinem Lande vertrieb, so lies es denen Gevolmächtigten derer Prinzen zu Regenspurg sagen, daß es nicht in der Absicht geschehe, sich durch die Verstossung dieses Herzogs groß zu machen, sondern nur denen üblen Anschlägen desselben zuvorzukommen. Worin bestunden aber diese übeln und gefährlichen Anschläge? Wolte er etwan wider Frankreich etwas unternehmen? Keinesweges. Worin bestunden sie denn? Man hat sie noch niemals errathen können, und vielleicht solte es Frankreich noch jetzt schwer werden, dieselben anzuzeigen. Jener Gedanke hat eben so viel Grund, als wenn man sagen wolte, daß man einem Menschen Arm und Beine zerbrechen, oder wol gar ums Leben bringen müste, weil er sich vielleicht unter feindlichen Truppen angeben könte. Unter diesem Vorwande könte man das ganze menschliche Geschlecht ausrotten. Wenn Frankreich dem Kayser den Krieg ankündiget, so sagt es, daß es deswegen geschehe, um seinen gefährlichen Anschlägen vorzubeugen. Wenn es denen Holländern den Krieg declariret, so geschiehet es aus eben dem Grunde. Worin bestehen aber die gefährlichen Anschläge dieser Mächte? Sie wollen gar nicht gestatten, daß der Cardinal von Fürstenberg Churfürst von Cöln werden soll, und Frankreich dadurch in den Stand gesetzet werde, in Holland und in das teutsche Reich nach seinem Wohlgefallen eindringen zu können; man thut ohne Zweifel sehr Unrecht, wenn man verhindert, daß diese Länder denen Franzosen nicht offen stehen sollen, und wenn man ihnen die Mittel raubt, in diese Länder nach ihrem Gut-

Gutdünken und Wohlgefallen einzudringen. Wer siehet nicht, daß, wenn man also urtheilt und nach dergleichen falschen Vorgeben handelt, man in der That der ganzen Welt spotte. Wenn es erlaubt oder gewöhnlich wäre, so zu denken, so würde man sich auf keinen Tractat mehr verlassen können. Das Schaaf würde allezeit beschuldiget werden, das Wasser trübe gemacht zu haben, aus welchem der Wolf trinken will; und wenn auch das Lamm niemals den Wolf gelästert hätte, so würde man ihm dennoch beweisen wollen, daß es sein Vater oder seine Freunde gethan haben *); und unter dergleichen Vorwand würde der Grössere und Mächtigere den Geringern und Schwächern allezeit verschlingen. Wenn andere Prinzen zum Nachtheil Frankreichs so denken und urtheilen, so handeln sie ganz recht; denn Frankreich hat schon viele Absichten ausgeführet, und kaum hat es dieselben ins Werk gerichtet, so hat es schon wieder neue Projecte gemacht, die auf den Ruin und Untergang der Prinzen abzielen. Es ist aber billig, daß wir die Erfahrung des Vergangenen als eine Lehrmeisterin des Zukünftigen gebrauchen, und also durch den Schaden und die Unordnungen, die Frankreich bisher verursachet hat, überzeuget werden, daß es nothwendig sey, demjenigen vorzubeugen, was es im Schilde führet.

§. 167.

Was sollen hier aber, wird die Geistlichkeit ohne Zweifel einwenden, was sollen hier die Prinzen Europens? Was haben sie für Antheil an der Widerrufung des Edicts von Nantes? Heißt das nicht aus einer particulären und besondern Sache eine algemeine Folge ziehen, und also ausdrücklich gegen die Regeln der gesunden Vernunft handeln? Wie? folgt denn daraus, daß der König höher sey, als das Edict von Nantes, daß er auch höher seyn müsse, als alle Tractate, die er mit Auswärtigen macht? Zwischen dem Edict von Nantes und andern von ihm gemachten Tractaten ist gewiß ein grosser Unterschied. Es ist wahr, er hat jenes

*) Phädrus fab. 5.

jenes Edict bestätiget, und nicht nur versprochen, sondern auch endlich versichert, es zu halten; er versprach es aber nur mit dem Munde, und sein Herz hat nicht den geringsten Antheil daran gehabt. Es ist vorn je her seine Absicht gewesen, es zu widerrufen und zu unterdrücken. Schon damals hegte er diese Absicht, als er schwur, dieses Edict zu halten. Dieses ganze Versprechen war falsch und verstellt. Alle seine Vorfahren hatten eben so gehandelt: und er folgte also in diesem Stücke blos ihrem Beyspiel und ihrer Absicht. Ueberdis betrift das Edict, oder der zu Nantes verfertigte sogenante Friedenstractat nur die Unterthanen, deren Oberherr und Regent er ist. Er war nicht verbunden, denenselben so viel Hochachtung zu erweisen, als er gegen Auswärtige blicken zu lassen, schuldig ist. Endlich verspricht und betheuret er aufrichtig die Beobachtung aller mit Auswärtigen gemachten Bündnisse und Vergleiche, welches er in Ansehung des Edicts von Nantes nicht gethan hatte. Dieser Unterschied kan auswertige Prinzen und Staaten ganz ruhig machen, und den Verdacht auslöschen, den man in ihren Gemüthern zu erwecken sucht.

§. 168.

Ehe wir diese Einwürfe, wodurch man das, was wir vorher gesagt haben, über den Hauffen zu werfen sucht, widerlegen, finden wir es für nöthig, mit zweyen Worten zu zeigen, wie fern und in welchem Verstande man mit Recht sagen könne, daß die Könige und andere regierende Prinzen über die Gesetze seyn. Regenten sind also über bürgerliche und Privatpersonen betreffende Gesetze. Sie sind, zum Exempel, nicht denen Formalitäten, die bey Testamenten erfordert werden, nicht dem Falcidianischen Gesetze, nicht dem Trebellianischen Rathschlusse und andern dergleichen Gesetzen unterworfen, die wir in Menge anführen könten. Sie sind über das Gesetz, in so fern sie die Strafe, die das Gesetz auferlegt, verringern, verändern oder gar aufheben können. Sie sind aber dem öffentlichen Rechte, das ist, den Gesetzen unterworfen, die den Staat überhaupt betreffen, dahin das

Soll.

Salische Gesetz und andere gehören, die, wie jenes, entweder die Erhaltung, oder die Sicherheit, oder mit einem Worte, das Wohl des Staates zum Vorwurf haben. Sie sind aber ausserdem noch einer andern Art von Gesetzen unterworfen. Die Rechtsgelehrten behaupten s), daß die Contracte der Prinzen für Gesetze gehalten werden müssen. Diesen Gesetzen müssen sie unterthänig seyn. Nichts muß fester, unveränderlicher und zuverläßiger seyn, als das Wort, welches sie von sich gegeben haben t). Endlich sind sie auch denen Gesetzen GOttes und der Natur unterworfen. Wir wollen im Folgenden darthun, daß sich die Geistlichkeit unter dem Namen des Königs über beyde hinausgesetzt, und sie sogar umgestossen haben. Wir wollen aber zuförderst die uns gemachten Einwürfe etwas genauer prüfen.

§. 169.

Warum, wenden unsere Gegner ein, warum vermengt man aber das Interesse der Prinzen Europens mit der Sache der Protestanten in Frankreich? Wenn man sich gleich über das Edict von Nantes hinausgesetzt und es ganz vernichtet hat, folgt denn daraus, daß man es mit allen Tractaten eben so machen, und sie nach Gutdünken umstossen werde? Wir antworten hierauf, erstlich: daß es mehr als zu gewiß sey, daß Frankreich zu allen Zeiten, und selbst zur Friedenszeit, eine furchtbare Armee unterhalten habe. Es hat sich selbst gerühmt, mehr als 150000 Mann auf den Beinen zu haben, da hingegen andere Staaten sonst keine Macht hatten, als die von ihnen gemachten Tractaten, und die Zuversicht auf die Treue und Glauben derselben. Man haßt diejenigen, die stets auf ihrer Hut sind, entweder weil sie auf andere ein Mißtrauen setzen, oder weil man befürchtet, daß sie die Absicht haben, jemanden zu überrumpeln u). Das Miß-

s) Vtpote Imperialibus contractibus legis vicem obtinentibus, minimeque opitulatione quadam extrinsecus egentibus. *L. 16. Cod. de don. inter virum et uxorem.*

t) Nihil est enim, quod lumine clariore præfulgeat, quam recta fides in principe. *L. 4. de jum. Trin.*

u) Odimus accipitrem, quia vivit semper in armis,
Et pavidum solitos in pecus ire lupos.
OVIDIUS *de arte amandi. L. 2.*

Mißtrauen und der Verdacht dieser Prinzen ist durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vermehret worden, und gewiß nicht ohne Grund. Denn, wenn man unter dem Namen eines Königs seinen eigenen Unterthanen nicht Treue und Glauben hält, die doch blos auf ihn sahen, die ihre Hofnung allein auf ihn gründeten, die endlich im Fall der Unterdruckung und der Ungerechtigkeit bey niemand anders, als bey ihm, Sicherheit und Zuflucht finden konten; wenn man diese betrüglich hintergeht, an statt sie zu beschützen: was sollen nicht Auswärtige von einem solchen befürchten? Wenn ein Vater mit seinen eigenen Kindern ungerecht und grausam umgeht; wird nicht die Furcht anderer, in seine Hände zu fallen und unter seinen Befehlen zu stehen, gegründet und rechtmäßig seyn? An statt also, daß, wie unsere Gegner vorgeben, dieses Schicksal der Unterthanen in solchen Sachen, darin man mit ihnen treulos umgehet, die Gemüther der Auswärtigen ruhig lassen solte, wird es dieselben vielmehr mit Recht beunruhigen.

§. 170.

Laßt uns aber sehen, ob etwan die andern Gründe, die man uns entgegen setzt, besser als der erste den Schluß widerlegen können, den wir von dem gegen die Protestanten in Frankreich beobachteten Verhalten auf die bey auswärtigen Prinzen nicht ungegründete Besorgniß gemacht haben. Man giebt vor, „daß zwischen dem mit den Protestanten gemachten und nachher wieder umgestossenen Tractat, und zwischen andern Tractaten, die mit auswärtigen Prinzen gemacht worden, ein grosser Unterschied statt finde. Jener sey nur verstelt und geheuchelt gewesen; indem man die Beobachtung desselben mit dem Munde versprochen und betheuret habe, ohne daß das Herz an diesen Versprechungen und Eidschwüren den geringsten Antheil gehabt hätte. Die Könige hätten ihn aus Noth machen und bestätigen müssen, weil sie der Zustand ihrer Angelegenheiten und ihres Königreichs dazu gezwungen habe. Kurz, er sey mit Ketzern und Feinden der Kirche gemacht; alle andere aber mit auswärtigen

tigen Prinzen gemachten Tractate wären aufrichtig, und die Beobachtung derselben aufs heiligste versprochen.„ Wenn unsre Gegner hier die Wahrheit redeten, so würde es nichts anders seyn, als daß das Edict von Nantes, welches sie bis jetzt für eine blosse Gnade und Privilegium haben ausgeben wollen, das unsere Könige denen Protestanten ertheilt haben, in der That ein denenselben gelegter Falstrick gewesen sey. Eine Meinung, die unsern Königen eben nicht zu grosser Ehre und Ruhm gereicht w). Sie haben Leute hintergangen, die sich auf ihre Versprechungen und auf den GOtt verliessen, den sie bey allen Sachen, die sie ihnen versprachen, so oft zum Zeugen anriefen x).

Diese Versprechungen, wenden unsere Gegner ein, diese Eidschwüre waren verstelt und unter einem falschen Schein gegeben; denn das Herz billigte das gar nicht, was der Mund versprach. Auf diese Art würde man unsern Königen fälschlicher und beleidigender Weise schuld geben, daß sie das von den Jesuiten erfundene verabscheuungswürdige Formular in Ausübung gebracht hätten; nemlich, indem man von einer Sache redet, an eine andere zu denken. „Dis „ist das Gift,„ sagt ein Geschichtschreiber vom ersten Range y), „womit die Jesuiten die armen catholischen Engländer, unter der Anführung ihres Erzpriesters Garnet, „dergestalt vergiftet haben, daß die meisten unter ihnen jetzt „keinen andern Contract unter sich machen, als mit der ausdrücklichen Versicherung, daß sie alles ohne Zweydeu„tigkeit verstanden und gethan wissen wollen„ (welches ihr eigentlicher Ausdruck ist). Eben dieser Geschichtschrei-

w) Fallere credentem non est operosa puellam
Gloria, simplicitas digna favore fuit.
OVIDIUS *Epist. Heroid.* 2.
Malitia sua nemini debet esse lucrosa, sicut nec simplicitas damnosa. *L.* 1. *Oblig. de dolo malo.*

x) Dis quoque credidimus, quo iam tot pignora nobis.
OVID. *Ep. Heroid.* 2.

y) PASQUIER Recherche de la France. L. 3. p. 346.

schreiber fügt noch hinzu: „Es war eine häßliche Sprache, „deren sich die Uebelgearteten unter den Heyden bedieneten, „wenn sie sagten: Ich habe mit der Zunge geschworen, „ohne dabey eine wahre Absicht zu haben [z]). Worte, die „ein jeder Rechtschaffener allezeit verabscheuet hat, wenn er „gleich kein Christ gewesen ist.„

§. 171.

Unsere Gegner machen hier einen neuen Einwurf und sagen: Unsere Könige haben nach einem unschuldigen und lautern Grundsatz also gehandelt; das, was sie gethan haben, hat Ketzer betroffen, und ist eine Wirkung ihrer Gottesfurcht und Liebe zum Besten der Kirche, zugleich aber eine Ursach des Edicts, in welchem das von Nantes widerrufen worden, gewesen, damit sie mit desto glücklicherm Erfolg daran arbeiten möchten, diejenigen mit der Kirche wieder zu vereinigen, die sich von derselben mit so geringer Mühe entfernet hatten.„ Dis ist eben soviel gesagt, als wenn die Geistlichkeit etwa unsere Könige von einem ihnen fälschlich beygemessenen Vergehen freysprechen und sagen wolte, daß es eine zur Ehre GOttes begangne Sünde sey. Gerade so reden die Jesuiten. Die Gunst GOttes und der Kirche darf niemand zur Ungerechtigkeit und Bosheit verleiten. Dis ist die Meinung der Canonisten [a]), die sie mit sehr artigen Worten ausdrucken; und eben dis ist der Religion und der gesunden Vernunft volkommen gemäs. Endlich wird noch eingewendet: Als unsere Könige das Edict von Nantes gaben und bestätigten, fürchteten sie sich vor den Protestanten. Ihre Angelegenheiten erlaubten ihnen nicht, sich zu entdecken, sie nöthigten sie vielmehr, also zu handeln. Eine Entschuldigung, die sich für Christen nicht schickt, und alle, die sich derselben bedienen, beschämet. Wie? ist es erlaubt, GOtt

zu

z) Juravi lingua, mentem injuratam servavi. CICERO *de offic. l. 3.*

a) Nam licet ecclesia in causis viduarum se favorabilem debeat exhibere contra justitiam, tamen non est eis favor ecclesiasticus concedendus. *Decret. L. 3. lib. 20 de Donatione inter virum et uxorem.*

zu verachten, weil man sich vor Menschen fürchtet? Ist es erlaubt, anders zu reden, als man denkt; mit Vorsatz treulos und betrüglich handeln, und gleichwol GOtt zum Zeugen der Wahrheit und zum Rächer des Meineydes anzurufen? Heißt das nicht, mit GOtt ein Gespötte treiben, und sich wenig um die Rache bekümmern, welcher man sich doch freywillig unterworfen hat, im Fall man etwan die Treue verletzen solte? Glaubt man nicht auf die Art eben das, was jene Ruchlosen nach Ps. 24, 7 glaubten: der HErr siehets nicht, und der GOtt Jacob achtets nicht? Man muß sich nicht auf die Art einbilden, daß der Zustand, in welchem man sich befindet, so unveränderlich und gewiß sey, daß man desselben niemals werde beraubt werden können; und daß das Glück, welches man gegenwärtig genießt, niemals werde wankend gemacht, noch viel weniger aber ganz gestürzt werden? Kurz, muß man nicht auf die Art bey sich selbst denken: ich befürchte nichts, ich werde nimmermehr darnieder liegen, denn es kan mir nicht unglücklich gehen. Ps. 10, 6. Sogar ein Heyde [b]) kan unsere Gegner belehren, daß GOtt das Unrecht und die Laster, die man begehet, nicht vergesse, und daß man ihn deswegen zu fürchten Ursach habe. Mathieu, ein Französischer Schriftsteller [c]), urtheilt von dieser Sache so geschickt, daß wir nicht umhin können, seine Worte anzuführen. „Wenn es eine Treulosigkeit ist, falsche Sachen zu schreiben oder zu sagen: so ist es eine schändliche Zaghaftigkeit, wenn man das, was wahr ist, verheelet. Keine Gefahr ist so nahe und so drohend, daß sie die Wahrheit zurückhalten müste. Das ärgste, was dem, der sie offenbaret, widerfahren kan, ist dieses, daß man ihn mit einer Strafe bedrohet, der er nicht entfliehen kan. Die allertödtlichsten Schläge müssen ihn unsterblich machen. Und in der That, was ist das für eine Ehre, wenn man um einer Schmei-

 cheley,

b) Si genus humanum et mortalia temnitis arma,
At sperate Deos memores fandi atque nefandi.
VIRG. *Aneid. lib.* 1.

c) Matthieu Histoire de ce qui s'est fait pendant les 7 années de Paix, p. 4.

cheley, um einer Lüge, um einer Verrätherey der Wahrheit, um einer eiteln und bald verschwindenden Ehre, ja endlich um der Begierde nach Dingen willen, die schwer zu halten und unmöglich zu erlangen sind, Seele und Religion mit Gleichgültigkeit aufs Spiel setzet.

§. 172.

Der letzte Unterschied, den unsre Gegner unter dem Edicte von Nantes und unter denen Tractaten Frankreichs mit auswärtigen Prinzen machen, bestehet darin, daß sie sagen, daß die Volziehung dieser letztern getreulich versprochen werde, welches in Ansehung des erstern nicht geschehen sey. Was für eine Versicherung kan man aber von diesem Unterschiede haben? Wer kan es ausmachen, ob die gethanen Versprechungen wirklich gegeben worden, und ob sie nach Treue und Redlichkeit werden erfüllet werden? GOtt allein prüfet die Herzen und Nieren. Allenfals aber kan man hievon nach dem eigenen Verhalten Frankreichs besser urtheilen, als nach den Reden der Geistlichkeit. Es ist ein bekanter Grundsatz in der Rechtsgelehrsamkeit, daß wirkliche Handlungen weit mehr Stärke und Nachdruck haben, als blosse Worte b). Wenn wir überzeugen wollen, wie Frankreich seine Tractaten und Bündnisse mit auswärtigen Prinzen volzogen habe; so können wir dem, was die Geistlichkeit sagt, keinen Glauben beymessen, nemlich daß Frankreich die Volziehung derselben aufrichtig versprochen habe. Die Erfahrung bestätigt es täglich, daß Frankreich diese Tractaten nicht anders beobachte, als in soweit es keinen Schaden davon hat, oder daß es dieselben so beobachte, wie jener, der mit seinen Feinden einen Waffenstillestand auf dreyßig Tage gemacht

b) Facta sunt potentiora verbis: in iis, quæ tendunt ad declarationem animi, plus est facto quam verbo declarare. *L. si tamen paragr. ei, qui dig. de adilit. edict.* Die Ausleger dieses Gesetzes geben folgende Ursach hievon an: mens enim et voluntas magis facto seu actu declaratur, nam facta sunt efficaciora ad declarandum animum facientis, quam ipsa verba, quia verba quandoque sunt falsa, facta vero numquam.

macht hatte, gleichwol aber zur Nachtzeit in ihr Land feindselige Einfälle that, und es ausplünderte, unter dem Vorgeben, daß der Waffenstillstand nur allein auf die Tage, nicht aber auf die Nächte gehe e). Man hat gesehen, daß Frankreich während des Friedens es beynahe eben so gemacht habe, wie Quintus Fabius Labes f), von dem man sagt, daß er einstens von dem Römischen Rathe zum Schiedsrichter über die Nolaner und Neapolitaner ernant worden, um den Streit beyzulegen, der sich wegen der Grenzen ihres Landes unter ihnen angesponnen hatte. Als er zu dem bestimten Ort kam, stellete er jenen sowol als diesen besonders vor, daß sie bescheidener und mäßiger seyn müsten, daß sie sich durch eine gewinsüchtige Begierde nicht gegen sich selbst müsten in den Harnisch setzen lassen; und daß, wenn sie Frieden haben wolten, sie lieber weiter zurück als vorwärts gehen, und ihre Prätensionen lieber einschränken als vermehren müsten. Beyde Völker höreten dieses und fasseten zugleich den Entschluß, alles auf seine Entscheidung ankommen zu lassen. Er bestimmete also die Grenzen ihres Landes, und lies zwischen ihnen, um sie desto besser zu trennen, einen Strich Landes, der ihnen beyden rechtmäßig zugehörete, den er aber der Römischen Botmäßigkeit unterwarf.

§. 173.

Man hat ferner gesehen, daß sich Frankreich kein Gewissen daraus gemacht habe, denen neuern Friedens- und Stilstandstractaten zuwider zu handeln. Sind nicht die Verordnungen der königlichen Cammer zu Metz, sind nicht die Vestungen Mont-Royal, Hünningen und andere, unleugbare Verletzungen und Uebertretungen dieser Tractate. Wir haben nicht nöthig, den Beweis hievon weit aufzusuchen; die Französischen Rechtsgelehrten geben ihn uns selbst in die Hände. Einer der berühmtesten unter ihnen, sagt ausdrücklich g), „daß, wenn unter dem Vorwand einer

e) Machiavel du Prince c. 11. et Discours l. 3. c. 12.
f) Cicero de officiis lib. 1.
g) Le Bret de la souveraineté du Roi l. 4. c. 7. p. 307.

„zweydeutigen oder nicht deutlich genug ausgedruckten, oder
„falsch und betrüglich erklärten Clausel, eine von beyden
„Partheyen alles gerade zu streitig machen wolte, und zwar
„theils solche Sachen, die in den Friedensartikeln schon ein-
„geräumet worden; als, wenn z. E. jemand an den Grenzen,
„die vorher streitig gewesen, Vestungen wolte anlegen lassen:
„theils eine jede andre ähnliche Sache; daß, sage ich, in
„solchem Fall es ohne Zweifel dem andern auch erlaubt
„seyn würde, von dem gemachten Vertrage abzugehen, und
„die Waffen wieder zu ergreifen.„ Er führt zugleich den
Cicero an, der in einer seiner Reden sagt h), daß ein sol-
ches Verhalten eine wahre Verletzung des Friedenstractates
sey. Die Geschichte Frankreichs lehret uns, daß, als im
Jahr 1196 der König von Engeland Richardus auf
der Insul Andely an der Seine, nahe bey den Französi-
schen Küsten, etwas gebauet, der König von Frankreich,
Philipp August, ihm gleich den Krieg angekündiget
habe. Man ersiehet hieraus, daß diese Rechtsgelahrheit
eben nicht neu sey. Die ganze Welt weiß es, daß sich
Frankreich jederzeit über die Gesetze erhoben, und die mit
auswärtigen Prinzen oder Staaten gemachten Tractate
entweder offenbarer oder heimlicher Weise übertreten habe.
Man hat nur gar zu viel solcher Infractionen und Ueber-
tretungen aufzuweisen, als daß man nicht dadurch über-
zeugt werden solte, daß die, welche die Regierung verwal-
ten, dadurch den Namen und die Macht des Königes, die
sie in ihren Händen haben, mißbrauchen, wenn sie sich für
befugt halten, ihren Willen als eine Richtschnur und Ge-
setz allen Mächten des Erdbodens vorzuschreiben.

§. 174.

Unsre Gegner glauben endlich, daß man berechtigt
gewesen sey, denen Protestanten in Frankreich nicht Wort
zu halten, weil sie Ketzer und mit dem Kirchenbann belegte
Leute

h) Cicero pro A. Gabin. Post inditam pacem si quid est com-
missum, id non neglectum, sed violatum putatur, nec im-
pudentiæ, sed perfidiæ assignatur.

leute waren. Wenn das gelten soll, was werden sich insbesondere die protestantische Fürsten und Staaten für eine Begegnung von Frankreich zu versprechen haben, wenn es im Stande seyn solte, sie zu stürzen? Wie wenig Ursach werden sie haben, sich auf die mit ihnen gemachten Tractate und auf die ihnen versprochene Treue und Glauben zu verlassen? Sie können um desto weniger einiges Vertrauen darauf setzen, da die Jesuiten und die Emissarii dieser gefährlichen Rotte sich bis in das Herz Deutschlandes gewagt haben, um daselbst ihre verabscheuungswürdigen Lehrsätze auszubreiten, und keinen Fleis zu sparen, um in diesem Reiche Krieg und Spaltungen zu stiften, die ganz unleugbar der Ruin und Umsturz derselben seyn würden. Sie haben in demselben ungescheut behauptet, und sogar durch aufrührische Schriften i) bekant gemacht, daß man denen Ketzern die versprochene Treue nicht halten, folglich die unter denselben, die sich noch im Reiche befinden, stürzen müsse; obgleich der Passauische Vertrag vom Monat October 1555 gerade das Gegentheil forderte.

§. 175.

Der Schluß, welchen wir von der Widerrufung des Edicts von Nantes und von dem gegen die Protestanten in Frankreich beobachteten Verhalten, auf das, was auswärtige Prinzen befürchten müssen, gemacht haben, scheint nach unserer Meinung ganz gerecht zu seyn. Aus alle dem aber, was bisher gesagt worden, können wir die Folge herleiten, daß die Meinung, die in Frankreich durch die That selbst zu erkennen gegeben wird, daß nemlich der König über das Gesetz sey, dem Könige so wenig zur Ehre gereiche, daß sie vielmehr für ihn beleidigend ist, und seine Herschaft andern Regenten der Welt verhaßt macht. Wir wollen gegenwärtig darthun, daß man sich unter dem Namen des Königs über die Gesetze der Na-

 tur,

i) Die Namen derer, die diese Schriften geschrieben haben, imgleichen die Zeit, wenn sie herausgekommen, findet man in Meißners Philosophia sobria, P. 3. Sect. 1. p. 303.

tur, ja sogar über die göttlichen Gesetze empor gehoben haben, und daß aus diesem Grunde eine solche Herschaft denen, die derselben unterworfen sind, unerträglich sey.

§. 176.

Das Gesetz der Natur und des Evangelii befihlt [k]), daß wir unserm Nächsten das nicht thun sollen, wovon wir wünschen, daß es niemand an uns thun möge. Alle Rechtsgelehrten haben dieses für die Grundfeste der Gerechtigkeit gehalten. Die Canonisten [l]) haben es aus dieser Ursache gleich in den Anfang der Decretalen gesetzt; und diejenigen, die alle Gesetze in eine Samlung gebracht haben, haben es an verschiedenen Orten dieser grossen Samlung als ein Gesetz angeführet, das einem jeden unausgelassen vor Augen schweben müsse, damit man es oft sehe und lese, und damit es unmöglich werde, es jemals zu vergessen [m]). Der Erlöser der Welt sagt ausdrücklich: Alles, was ihr wolt, das euch die Leute nicht thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht; denn das ist das Gesetz und die Propheten. Allen Menschen ist eine natürliche Freyheit angeboren worden, die den Willen und die Vernunft zum Grunde hat. Sie sind insgesamt mit einem Vermögen begabt, etwas zu wählen und sich zu einer gewissen Meinung zu bestimmen; dergestalt, daß selbst die Sclaven frey sind, weil sie Herren der innerlichen Bewegungen ihrer Seele sind. Die Christen besitzen diese natürliche Freyheit in einem volkommenern Grade, als andere Menschen, denn der Sohn GOttes ist gekommen, und hat ihnen Unterweisung gegeben, den Wahrhaftigen zu erkennen. 1 Joh. 5, 20.

k) Jus naturale est, quod in lege et evangelio continetur, quod quisque jubetur alii facere, quod sibi vult fieri, et prohibetur alii inferre, quod sibi nolit fieri. *Decret. P. 1. Dist. 1.*

l) Naturale jus inter omnia primatum obtinet tempore et dignitate; coepit enim ab exordio rationalis creaturæ, nec variatur tempore, sed immutabile permanet. *Decret. P. 1. Dist. 5.*

m) Quod quis in alterius persona æquum esse credidit, id in sua quoque persona valere patiatur. *Lex. 1. Digest. Quod quisque juris. L. 15 et 24. par. 5 Dist.*

20. Die Catholische Religion raubt GOtt die Herschaft, die er über die Herzen der Menschen hat; diese läßt den Menschen die Freyheit, sich zum Guten oder zum Bösen zu bestimmen, die Gnade anzunehmen oder zu verwerfen; kurz, sie überläßt ihn seinem freyen Willen. Dieses Gesetz der Natur und des Evangelii nun, welches die Menschen und sonderlich die Christen verpflichtet, ihren Nächsten nur das zu thun, wovon sie wünschen, daß es ihnen ihr Nächster auch thun möge, ist mit Füssen getreten worden. Denn, ich glaube nicht, daß man es für gut gehalten, durch alle Arten der Grausamkeiten, die man gegen Menschen ausüben kan, verpflichtet, genöthiget und mit Gewalt gezwungen zu werden, sich wider seinen Willen zu einer andern Religion zu bekennen. Ja, man ist noch weiter gegangen; man hat den Willen der Protestanten des Königreichs gezwungen; man hat sie der natürlichen und ihnen angebornen Freyheit, zu glauben oder nicht zu glauben, beraubt; man hat ihnen nicht gestattet, sich des Verstandes zu bedienen, welchen der Sohn GOttes ihnen gegeben hat, um den Wahrhaftigen zu erkennen; man hat ihnen ihre Güter und die Freyheit des Körpers genommen; man hat endlich eine unzählige Menge von Unterthanen, denen man nicht den Gebrauch des Verstandes nehmen konte, unglücklich und elend gemacht.

§. 177.

Wir können von einem solchen Verhalten nichs wahreres und besseres sagen, als was ein gewisser Poet vormals wider das Edict **Domitiani** geschrieben hat, in welchem er befahl, daß alle Philosophen die Stadt Rom räumen solten:

Dic mihi Calliope, quidnam Pater ille Deorum
Cogitat? an terras et secula mutat?
Quasque dedit quondam, morientibus eripit artes?
Nosque jubet tacitos et iam rationis egenos
Num aliter primo quam cum surreximus ævo.
Glandibus, et puræ rursus procumbere lymphæ?
An reliquas conservat amicus et urbes,

Sed genus Ausonidum, Romulique exturbat alumnos?
Quid reputemus enim?

Das ist: „Sage mir Calliope, woran denkt der König der
„Götter? Verändert er etwan die Gesetze der Erde und
„Zeiten? Will er denen Sterblichen die Kunst zu herr-
„schen und die Völker wohl zu regieren entziehen, die er
„ihnen doch ehedem selbst bekant gemacht hat? Befiehlt er,
„daß wir schweigen, den Gebrauch der Vernunft verlieren,
„und nicht anders leben sollen, als wenn wir in dem ersten
„Zeitalter der Menschen geboren wären, um blos von Ei-
„cheln zu leben und reines Wasser zu trinken? Ist er nur
„andern Ländern zugethan, daß er deren Felder und Städte
„erhält, das Volk der Ausonier aber und die Nachkömlinge
„des Romulus allein verstößt? Denn was sollen wir hie-
„von denken?„ Wenn man den Menschen, den GOtt
und die Natur zu einem freyen Wesen und zum Herrn über
sich selbst gemacht haben, zur Knechtschaft und Unterwür-
figkeit verurtheilt; heißt das nicht, sich über die Natur er-
heben und sie verbessern wollen? ein der Absicht GOttes
zuwiderlaufendes Gesetz geben, und das natürliche Gesetz,
welches er selbst gegeben hat, zu Boden werfen? sich für
weiser und mächtiger halten, als der ewige GOtt, den wir
anbeten? seine Wege verdrehen und unrichtig machen
wollen? seine Religion mit Füssen treten, und die allerun-
verletzlichsten Wahrheiten derselben verachten? Wo ist
ein Gott, dem jemals so viel Macht wäre gegeben wor-
den n)?

§. 178.

Als die Apostel Christum fragten: HErr, wirst
du auf diese Zeit das Reich Israel wieder aufrichten?
und er ihnen antwortete: es gebühret euch nicht, die
Zeit und Stunde zu wissen, die der Vater seiner Macht
vorbehalten hat. Apost. 1, 6; wie, hat er, als ein Prophet,
da nicht vorhergesehen, daß es zu dieser Zeit Leute geben
würde, die die Römische Kirche für das Reich Israel aus-
geben

n) Cui tanta Deo permissa potestas. VIRGIL. Aen. l. 9.

geben würden; ja daß auf Erden eine Macht seyn werde, die sich unterstehen würde, dieses Reich wieder aufzurichten, und es in einem triumphirenden Zustande herzustellen? Allerdings hat er es vorhergesehen; denn er sagt durch einen seiner Apostel: daß, obgleich einige Götter genennet werden, es sey im Himmel oder auf Erden, (sintemal viele Götter und viel Herren sind,) wir gleichwol nur Einen GOtt, den Vater, haben, von welchem alle Dinge sind, und wir in ihm; und Einen HErrn JEsum CHristum, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn. 1 Corinth. 8, 5. 6. Er hat wohl gewust, daß ein Mensch aufstehen würde, der sich widersetzen, und über alles, was Gott heisset, erheben, ja sogar angebetet werden würde, dergestalt, daß er sich in den Tempel GOttes als ein Gott setzen, und von sich vorgeben würde, er sey GOtt. 2 Thessal. 2, 4. Er hat wohl gewust, daß Könige mit dem Lamme streiten, aber von demselben überwunden werden würden; indem nur Ein HErr aller Herren, und Ein König aller Könige sey. Offenb. 17, 14. CHristus hat uns frey gemacht; so müssen wir also in der Freyheit bestehen, die er uns erworben hat, und uns nicht wieder unter das knechtische Joch bringen lassen. Wenn unsere Gegner diese Freyheit nicht geniessen wollen; wenn sie es mit den Königen halten wollen, die über Leib und Seele herschen: so ists lediglich ihre Schuld. Wir aber und unsere Häuser wollen dem Ewigen dienen. Jos. 24, 15. Dieser grosse GOtt, dem wir dienen wollen, ziehet die Menschen mit Banden der Leutseligkeit und mit Seilen der Liebe, Hos. 11, 4; Mittel, die ihrem Zustande gemäs sind, die geschickt und bequem sind, sie durch einen sanften Zwang zu GOtt zu ziehen, ohne sie auf eine gewaltthätige Art zu nöthigen, zu ihm zu kommen; die endlich angenehm, erträglich, liebreich sind, und folglich niemand beleidigen und unwillig machen. Lasset uns sehen, wie man die Protestanten in die Gemeinschaft der Catholischen Religion gezogen habe, und ob es auf eine ihnen angenehme, Sr. Majestät aber rühmliche Art geschehen sey.

§. 179.

§. 179.

Man hat anfänglich der Politik gefolgt, deren sich Pharao bediente, als er das Volk GOttes auf eine listige Art vertilgen wolte. Man ist mit den Protestanten so hart und strenge umgegangen, daß dadurch ihr Leben bitter und unangenehm gemacht wurde. Man hat sie durch eine unzählige Menge von Rathschlüssen, Declarationen und Edicten ihrer Freyheiten beraubt, und gleichwol das Ansehen haben wollen, als wenn man mit ihnen billig und gerecht umgienge, da doch himmelschreyende Ungerechtigkeiten gegen sie verübt wurden. Man hat jene Edicte jederzeit auf ein scheinbares Vorgeben zu gründen gesucht, dergestalt, daß die Protestanten, die das Edict von Nantes als einen Anker ansahen, der zwar das Schif zurückhält, dennoch aber nicht verhindert, daß es nicht von den Wellen und Ungewittern beunruhiget werde, die ferner alle Anfälle, womit man ihre Freyheiten und das Edict von Nantes bestürmte, als Wellen ansahen, welche zwar nach und nach das Ufer des Meeres untergraben, gleichwol aber dasselbe nicht umkehren, noch in eine andere Lage bringen können; daß, sage ich, diese Protestanten nicht eher gesehen haben, daß jene Edicte insgesamt auf ihren Untergang und Verderben abzieleten, als da ihnen ihr Untergang schon über dem Haupte schwebte. Nur sehr wenige entdeckten die grausame Arglistigkeit, derer man sich zu ihrem Verderben bedienete, und sahen das, was hieraus entstehen muste o). Man sagt sonst gemeiniglich, daß die Kirche die allerheftigste Verfolgung unter dem Kayser Constans, einem Arianer, habe erdulden müssen p); weil sie mit einem Feinde zu kämpfen hatte, der vom Satan gelernt hatte, jemand zu verfolgen, ohne für einen Verfolger gehalten zu werden, und der geschickt war, zu schmeicheln und zu liebkosen, ohne im

o) - - - Pauci crudele canebant
Artificis scelus et tacite ventura videbant.
VIRGILIUS Aen. L. [illegible]

p) Hilarius contra Constant. Augustum.

im geringsten aufrichtig genug zu seyn, das, was er wolte, zu thun oder bekant werden zu lassen. Die Protestanten in Frankreich haben eben eine solche Verfolgung erlitten. Man hat sich vorgenommen gehabt, sie zu elenden und beklagenswürdigen Menschen zu machen, ohne daß ihr Elend in die Augen fiel oder Auswärtige dadurch zum Mitleiden bewogen werden konten. Man hat ihnen tausenderley Drangsalen anzuthun gesucht, aber dabey den Haß nicht auf sich laden wollen, den die Ungerechten und Grausamen bey allen ehrlichen Leuten wider sich erwecken. Allein, diese falsche und betrügliche Gerechtigkeit verdienet gar nicht den Namen der Gerechtigkeit, vielmehr ist sie eine doppelte Ungerechtigkeit, weil sich mit derselben der Betrug vereiniget. Denn es ist, nach des Cicero Urtheil, keine Ungerechtigkeit schändlicher und verabscheuungswürdiger, als wenn man alsdenn, wenn man wirklich betrüget, das Ansehen eines ehrlichen Mannes haben will.

§. 180.

Indes wäre nur zu wünschen, daß man das Verhalten nicht nachher geändert hätte q). Denn so ungerecht auch dasselbe war, so mußte doch dasjenige, so darauf erfolgete, den Protestanten weit unerträglicher fallen. Man hat das Edict von Nantes widerrufen; man hat die Prediger aus dem Lande gejaget, und vermöge einer geheimen Ordre hat man ihnen ihre Güter und Kinder vorenthalten. Die Art und Weise, wie dieser Befehl gegeben worden, zeiget schon, wie wenig Billigkeit dabey statt gefunden. Niemand thut etwas im Verborgenen, der frey und offenbar seyn will. Joh. 7, 4. Man hat diesen Befehl nie öffentlich bekant gemacht, weil man sich dessen geschämet; und er wird allen denen, die ihn gegeben oder ausgewirket, zur immerwährenden Schande gereichen. Man trennet gewaltsamer Weise Väter und Mütter von einander, die die Natur durch ein unauflösliches Band mit einander verbunden hat. Dis ist für

q) Atque utinam his potius nugis tota illa dedisset
Tempora sevitiæ JUVENALIS Satyr. 4.

für die Natur was entsetzliches. Es würde vielen von diesen Vätern erträglicher gewesen seyn, wenn man ihren Körper in Stücken zerhauen hätte, als den Schmerz zu tragen, der ihrer Seele zugefüget worden. Man hat sie dadurch in einen fortdaurenden Märtyrerstand gesetzet. Und diejenigen, die ihre Kinder zurückbehalten haben, mögen wohl bedenken, ob es ihnen rühmlich sey, daß sie sich als Henkersknechte bey dieser ihrer Marter brauchen lassen.

§. 181.

Nachdem nun die Hirten geschlagen worden, hat man auch die Schaafe zerstreuet. Man hat das ganze Königreich mit Schrecken, mit Verwüstung und Trauer angefüllet; so, daß man allenthalben nichts anders als das fürchterliche Bild des Todes gesehen r). Man hat an diesen armen Protestanten die fluchwürdigsten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten verübet. Ich werde hier keine Beschreibung davon hersetzen; mein Zweck gestattet mir dieses nicht. Es ist dieses auch schon von sehr geschickten Männern geschehen, welche die zuverläßigsten Nachrichten davon in grossen Büchern gesamlet, welche die Ehre derer, die solche verübet, in ihrer Art unsterblich machen werden. Nur so viel sage ich, daß man solche Arten der Greuel verübet hat, daß, wenn für eine jegliche derselben die gebührende Strafe volzogen werden solte, diejenigen, die sich damit versündiget haben, nicht zureichen würden, solche zu ertragen s). Die Historie von Frankreich belehret uns, daß die Biscayer sich mit nichts anders beschäftiget, als daß sie die Gegenden der Welt, wo sie sich befunden, durch Feuer und Schwert verwüstet, und Thaten verübet, deren blosse Erzählung Grauen erwecket; daß der falsche Eifer ihrer heillosen und brutalen Religion sie grausam und blutdürstig gemachet, und daß die Franzosen sich ihrer in ihren öffentlichen und besondern Streitigkeiten bedieneten und sie in ihr Land einge-

r) Luctus ubique, pavor et plurima mortis imago.
VIRGILIUS *Aeneid. lib.* 2.

s) - Si de tot laesis suo numine quisque
Vindicet, in poenas non satis unus erit. OVID. *epist.* 2.

eingeführet; daß diese Böswichter, die durch die Zerrüttung der bürgerlichen Kriege gleichsam privilegiret worden, ihnen zu Wegweisern, ja zu Oberhäuptern gedienet, allenthalben solche Verwüstungen anzurichten, die ihres gleichen in den Geschichten nicht haben; daß von einem Meer zum andern kein Kloster gewesen, das nicht ihre teufliche Wuth erfahren, kein Dorf, das nicht zwey bis dreymal gebrandschatzet, ausgeplündert oder angestecket worden: woraus man, wie der Geschichtschreiber meldet, ganz deutlich erkennen konte, daß es eine schreckliche Rache GOttes sey. Die Französischen Papisten unserer Zeit sind des Beystandes dieser Basquen oder Bisquayer nicht benöthiget gewesen: sie haben eben so grosse Grausamkeit und Barbarey ohne sie ausgeübet. Es sind nicht Fremde, wie ehedem Jesaias zu den Juden sagte, die das Land vor den Augen der Einwohner verwüsten; sondern es sind Mitbürger, die das Land vor den Augen ihrer Mitbürger verheeren. Wäre dieses zu den Zeiten Heinrichs III geschehen und den Liquisten wiederfahren; so würden ihre aufrührischen Theologi nicht unterlassen haben, eben so, wie sie bey unerheblichern Gelegenheiten gethan, zu schreyen: **Man müsse einen Fürsten absezen, der seine Pflicht so schlecht beobachte: es sey keine andere, als eine wohlgeordnete Obrigkeit von GOtt, und wenn sie nicht wohl regiere, so habe sie keine Autorität, sondern verübe Strassenraub; es sey eben so ungereimt zu sagen, daß derjenige König sey, der nicht zu regieren wisse und keinen Verstand habe, als wenn man glauben wolle, daß ein Blinder einen Wegweiser abgeben, oder eine unbewegliche Seule lebendige Menschen in Bewegung sezen könne** t). Wir sehen solche Leute als die ungestümen Wellen des Meeres an, die nur ihren Koth und Unflath ausschäumen. Wir wollen ihnen nicht nachahmen, und dasjenige, was man in Frankreich verübet, einen Strassenraub nennen. Nur so viel sagen wir, daß, wenn der Krieg alle diese Verwüstungen

t) Perefix histoire de Henri le Grand p. 53.

gen und Schandthaten, darüber wir uns beschweren, nach sich gezogen, wir dieselben als Zuchtruthen GOttes und als ein Strafübel ansehen und uns unter die gewaltige Hand GOttes demüthigen würden. Da es aber Wirkungen eines blos menschlichen Willens sind, so betrachten wir sie als ein Uebel der Schuld, dadurch GOtt zum Zorn gereitzet wird.

§. 182.

Ausser den Gewaltthätigkeiten und Zerrüttungen aber, die nur in einem Kriege verübet werden können, hat man sich der grausamsten Marter bedienet, die nur bey dem höllischen Tribunal der Inquisition in Spanien angetroffen werden können. Es bestehet darin, daß man einen Menschen zwischen zween wachsame Henkersknechte setzen lässet, die ihm Tag und Nacht zu keinem Schlafe kommen lassen, und die, wenn sie der Schlaf selbst überfallen will, sich von andern Knechten ablösen lassen. Diese Marter setzt man zwey Tage und Nächte fort, und wenn der leidende einschlummern will, oder im Schlummer auf einen von diesen Knechten fället, er mit heftigen Stössen an den Kopf aufgewecket wird. Diesem sanften Mittel, sagt ein Freund der Inquisition, kan weder die Munterkeit des Temperaments noch die Lebhaftigkeit des Geistes widerstehen, und man kan einen Menschen durch dieses Mittel bewegen, zu sagen, was man von ihm haben will, ohne daß man ihn tödtet; oder ihm Arm und Beine entzwey schläget. Ist es nicht was erstaunliches, daß ein Theologus und ein Priester eine solche Strafe ein gelindes Mittel nennen kan, deren sich die Römer ehedem bedieneten, den Perseus, König von Macedonien, in seinem Gefängniß zu tödten, und die Carthaginenser, den Attilius Regulus zu martern? Gewiß, ein zuverläßiges und unbetrügliches Mittel, Lügen auszupressen und unschuldige Personen zu verderben. Haben auch die heydnischen Kayser jemals was grausameres versuchet, um ein Bekentniß heraus zu zwingen, es möchte auch kosten was es wolle? Dieser barbarische Zwang und Tortur hat eine bewunderenswürdige Kraft, alle diejenigen

gen catholisch zu machen, die man catholisch haben will, oder sie von der Seite zu schaffen und hernach durch den Weg der Confiscation ihr Vermögen an sich zu ziehen. Auf die Art haben auch Sylla und Augustus, die Erfinder und Urheber der Tortur, raisonniret. Der Teufel, der ihnen diese Erfindung an die Hand gegeben und der sich derselben zur Unterdrückung der Unschuld bedienen wolte, verschaffete ihnen auch den Vorwand, diese grausame Erfindung zu bemänteln, nemlich das algemeine Beste und Handhabung der Gerechtigkeit. Ist es aber nicht wahr, sagt man, daß diejenigen, die auf die Weise mit Stricken des Todes und mit Banden der Hölle umgeben sind, unsere Religion wirklich abschwören, und dagegen die Römische annehmen? Die Rechtsgelehrten und Canonisten glauben dieses nicht, und die gesunde Vernunft gestattet es auch nicht, zu glauben. Die Rechtsgelehrten caßiren alles dasjenige, was durch Gewalt oder durch die Furcht des Todes erzwungen worden. Die Gesetze schreiben dem Richter vor, daß sie solche Geständnisse als null und nichtig, als ungeschehen ansehen und sie als solche Dinge niederschlagen sollen, die widerrechtlich und gottloser Weise erpresset worden u); indem der Eingestehung und actenmäßigen Einwilligung nichts so sehr zuwider ist, als Furcht und Zwang, es auch wider alle gute Sitten streitet, solche zu bestätigen w), es sey denn, daß man das, was man gesaget, freywillig gestanden, als man ausser Furcht und Zwang gewesen x). Welche Ausnahme aber ist

u) Codex leg. 4. 5. 7. 13 de his, quæ vi metusque causa etc. Si per vim vel metum mortis aut cruciatus corporis venditio a vobis extorta est - - ut id, quod improbe factum est, in priorem statum revolvatur - - - quod metu mortis factum vel cruciatu corporis extortum, hoc ratum haberi secundum edicti formam non patietur.

w) Digest. lib. 116. Nihil consensui tam contrarium est, qui bonæ fidei judicia sustinet, quam vis atque metus, quem probare contra bonos mores est.

x) Codex l. 1. de his, quæ vi metusque causa etc. si non postea consensu corroborasti.

in Ansehung der Protestanten nicht statt haben kan, als welche nie was anders vor den Augen und in den Gedanken gehabt, als die Qual und Marter, die ihnen von den Dragonern zugefüget worden. Man bedrohet sie täglich, sie den vorigen oder wol noch grössern Martern zu übergeben, wenn sie sich unterstehen, das geringste zu widerrufen. Gleicher Meinung sind auch die Canonisten. Sie fragen, z. E. ob ein Mensch unter die Excommunication falle, der gezwungen worden, mit einem Excommunicirten zu communiciren? Sie antworten darauf: daß ein solcher durch das, was er gezwungener Weise thue, nicht in die Excommunication falle; indem er mehr als ein leidender und nicht als ein Freywirkender anzusehen sey y). Eben so denken wir auch und handeln diesem Grundsatze gemäs. Wenn daher diejenigen, die zum Papstthum gezwungen worden, an freye Oerter kommen, und von uns in die Kirche aufgenommen zu werden bitten; so nehmen wir sie auch in den Frieden und in die Gemeinschaft der Kirche auf. Wir sehen sie als solche an, denen ein Zwang angeleget worden z). Wir glauben, daß sie nicht anders handeln können; daß rasende Menschen, die die Gewalt in den Händen gehabt, und die sich derselben wider sie bedienet, sie gezwungen; wir betrachten den Widerstand, den sie gethan haben, und daß man sich daher der Gewalt wider sie bedienet, als einen Beweis von ihrer Liebe zu unserer Religion, und von ihrem Abscheu an dem aufgedrungenen Irthum an. Wir halten die Bitte, so sie an uns ergehen lassen, für einen Beweis, daß sie noch beständig dabey beharren, jene von ganzem Herzen zu lieben und diese aufrichtig zu verabscheuen. Das Edict des Königes vom August 1669, und die Declaration vom 18ten May 1682 und 14ten August 1685, (darin die Urheber der Verfolgung sagen, daß der König, nachdem er benachrichtiget worden,

daß

y) Decretal. lib. 1. tit. 40. Talem non credimus excommunicatione teneri, cum magis pati quam agere convincatur.

z) Stat contra, starique jubet, parere necesse est,
Nam quid agas, cum te furiosus cogat, et idem
Fortior? JUVENALIS Satyr. 9.

daß eine so grosse Anzahl seiner Unterthanen aus dem Lande gehen und sich in andern Ländern niederlassen wollen, sie daran zu hindern suche, worin er sich nach dem Exempel des Königs in Egypten gerichtet, der das Volk GOttes, welches er doch hassete, nicht wolte ausziehen lassen, sondern solches vielmehr auf die grausamste Art drückte,) untersagt ihnen bey Strafe des Todes, nicht aus dem Lande zu gehen. Als er aber nachher merkte, daß die armen Protestanten die Freyheit ihres Gewissens dem Tode vorzögen, so wurde die Todesstrafe in die Galeerenstrafe verwandelt, die man für weit schrecklicher und grausamer hielt, auch mehr fürchten würde, als die erstere; und weil man im Begrif war, das Revocationsedict ausgehen zu lassen, so besorgete man, daß die Anzahl derer noch grösser werde werden, die sich aus dem Gewissenszwange zu retten suchen würden, und daß man nicht Galgen und Henker genug haben würde, diejenigen zum Tode zu führen, die dem Edict zuwider handelten. Mehr als eine Million Menschen haben mit Hinterlassung grosser Güter, dieser fürchterlichen Drohungen ungeachtet, das Königreich geräumet. Es kam dazu eine andere Verordnung im Monat May des 1686sten Jahres, welche mit sich brachte, daß die Kranken, die das Sacrament nicht nehmen wolten, zu den Galeeren verurtheilet seyn solten, wenn sie wieder geneseten, und daß, wenn sie stürben, ihre Körper von dem Schinder auf den Schindanger geworfen werden solten; und daß, sie möchten leben bleiben oder sterben, ihre Güter confiscirет seyn solten. Dieser Declaration zu Folge wurden viele unmenschliche Executionen vorgenommen, die eher nicht eingestellet worden, als bis die Clerisey selbst Ansuchung darum gethan, als welche den Henkersknechten den Gewinst mißgönnete, der ihnen aus dieser Declaration des Königs zufloß, und die da glaubte, daß es besser sey, wenn die catholischen Pfarrer diese Leichen begrüben, um die Begräbnißgebühren zu geniessen, als daß sie ihre Accidentien an die Schinderknechte überliessen. Die öftern und zahlreichen Versamlungen, die an verschiedenen Orten im König-

reiche von denen, die nicht entkommen können, angestellet worden und noch angestellet werden, sind ganz unstreitige Beweise, daß die Abschwörungen der erkanten Warheiten gezwungen gewesen, und daß man sie verabscheuet. Und endlich dienet auch der Befehl, den man seit kurzem ertheilet hat, daß allen Protestanten des Königreichs, die man seit fünf Jahren zur Römischen Religion gezwungen, die Waffen abgenommen werden solten, zu einem statthaften und unbetrüglichen Beweise, wie sehr man überzeuget sey, daß man die Protestanten nicht bekehret habe, daß man vielmehr dieselben durch die an ihnen verübten Gewaltthätigkeiten zur Verzweiflung getrieben, daß das Joch, unter welchem sie seufzen, ihnen unerträglich werde, und daß man besorgt sey, sie möchten das äusserste versuchen, sich in Freyheit zu setzen.

§. 183.

Ohne Zweifel stellete man sich nicht vor, daß diese Unternehmung einen so unglücklichen Ausgang gewinnen werde, oder man hoffete vielmehr einen ganz andern. Ja man hoffet noch jetzo, daß er künftig besser ausfallen werde. Aber worauf ist diese Hofnung gegründet? Etwa auf das, was in den vorigen Jahrhunderten oder im Anfange des letzten Jahrhunderts geschehen ist? Das kan unmöglich seyn. Denn die Erfahrung lehret uns, daß die Religionskriege diejenigen Staaten, die der Schauplatz derselben gewesen, fast zu Grunde gerichtet. Ein sehr gelehrter Schriftsteller a) hat uns gezeiget, daß die Römische Kirche durch die von ihr verursachten Religionskriege im Weltlichen und Geistlichen entsetzlich viel eingebüsset. Denn, sagt er, **indem sich die Catholische Kirche mit den Arianern herumwürgete, so ergrif Mohammed die Gelegenheit, eine dritte Religion einzuführen. Indem Kaiser Carl der V sich gegen die Lutheraner rüstete, so entstand die Secte der Widertäufer, die weit gefährlicher war, als die Lutherische. Es sind nun ohngefehr vier und dreyßig Jahr, daß wir in Frankreich die Waffen** ergrif-

a) Pasquier Recherche de la France *L. 3. c. 48. L. 6. c. 26.*

ergriffen haben, einige zur Vertheidigung der alten und catholischen, andere aber zur Vertheidigung der neuen Religion. Soll ich sagen, was ich davon denke, so ist daraus weiter nichts als Atheisterey und Verachtung der einen Religion so wol als der andern herausgekommen. Er billiget die Religionskriege, wegen der daraus entstandenen Uebel so wenig, daß er auch nicht einmal die Reisen übers Meer billiget, die von unsern Vorfahren Creutzzüge genennet worden. Mezeray hat sie eben so deutlich verworfen, nachdem er das daraus entstandene Uebel vorgestellet, und erzählet, daß der heilige Bernhardus, als er vom Papst gereitzet worden, einen abermaligen Creutzzug zu predigen, sich dessen aus dem Grunde geweigert, daß der erste schon alzuviel Witwen und Waysen gemachet, schon alzu viel ansehnliche Häuser gestürzet, Länder verwüstet, Murren und Empörung erreget. In welcher Absicht auch ein anderer sehr gelehrter Geschichtschreiber saget b), daß er mehr von einem Frieden halte, der zwey Religionen dulte, als von einem Kriege, bey dem keine Religion statt habe, sonderlich von einem bürgerlichen Kriege, der reich an Unglück und für den Tod fruchtbar sey. Ohne uns in eine weitläuftige Beschreibung des Elendes, so daraus entstanden, einzulassen, so sagen wir nur kurz, daß die Parisische Bluthochzeit am Bartholomäustage 1572, die sieben Tage im ganzen Königreiche angehalten, dennoch nicht gehindert, daß im April des 1589sten Jahres das Edict von Nantes, ja, daß schon im Julius 1573 das Edict von Bologne gegeben werden müssen, in welchem letztern den Protestanten in Frankreich die Gewissensfreyheit verstattet wurde. Eben der Carl IX, der Urheber des Parisischen Blutbades, der sich verlauten lassen, daß niemand übrig bleiben solte, der ihm diese That vorwerfen könte, ist genöthiget, ihnen die Freyheit des Gewissens zu verstatten, ehe noch ein Jahr verflossen. Und dieser Carl IX ist nicht der

 erste

b) Matthäi Histoire des sept années de paix dans l'avertissem. p. 7.

erste gewesen, dem seine Hofnungen in dieser Absicht zu Wasser geworden. Dergleichen vergebliche Unternehmungen wider das Christenthum und wider die Protestanten Frankreichs, waren schon gar was altes. Alle Kirchengeschichtschreiber melden uns, daß der Kayser Diocletianus um nichts so sehr beeifert gewesen, als um die völlige Ausrottung des christlichen Namens. Er meinete auch seinen Zweck dergestalt erreichet zu haben, daß er deswegen die stolzen Siegeszeichen aufrichten lies, die noch in zwo Städten Spaniens gefunden werden, darin er sich rühmete, daß er das Römische Reich im Orient und Occident ausgebreitet, daß er den Namen der Christen, der die Republik zerrüttet, den Aberglauben auf dem Erdboden ausgerottet, und dagegen den Dienst der Götter vermehret. Dieser Kayser, sagt Nicephorus Callistus a), verfolgte die Christen anfänglich nicht mit öffentlicher Gewalt, sondern er legte ihnen Stricke, er suchte sie gleichsam in einen Hinterhalt zu locken; aller dieser listigen Ränke aber ungeachtet stehet die christliche Religion noch durch die Gnade GOttes. Philippus Augustus, König von Frankreich, verfolgte vom Jahr 1179 bis 1207 b) die Einwohner von Albi, von Languedoc, von Cohors, von Provence und Avignon mit der offenbarsten Gewalt, unter dem Vorwande, daß sie sich den Satzungen der Römischen Kirche nicht unterwerfen wolten, und die daher zu Rom für Ketzer waren erkläret worden. Endlich aber wurde er des Blutvergiessens müde; und als er sahe, daß er durch Gewalt der Waffen nichts ausrichtete, so schickte er die gelehrtesten Prediger unter sie, die ihnen den catholischen Glauben predigen solten; wiewol die Jahrbücher bemerken, daß diese Leute viel zu gute Erkentniß gehabt, und daß daher mit diesen Predigten nichts bey ihnen ausgerichtet worden. Der Papst Honorius, den dieses entsetzlich verdroß, lies einen

a) Nicephorus hist. eccles. *lib. 2. c. 3.* Atque equidem primum non uno statim impetu persecutionem contra nos, sed insidiose, et ut ita dicam, clandestine est aggressus.

b) Mezeray Annales de France sur les années 1179. 1207. 1215. 1224.

einen Creuzzug wider sie und wider den Raymund von Toulouse, der sie unterstützte und ihrer Religion zugethan war, predigen; er ertheilte allen denen, die in diesem heiligen Kriege die Waffen ergreifen würden, eine völlige Absolution aller Todtsünden, und der erläßlichen Sünden, die sie von ihrer Geburt an begangen und die sie noch künftig bis an ihren Tod begehen würden, wenn sie in diesem Kriege sterben solten. Der König brachte eine mächtige Armee auf die Beine und führete einen blutigen Krieg wider sie. Es wurden diese Leute abgeschlachtet; mehr als sechzigtausend Männer, Weiber und Kinder mußten über die Klinge springen. Da aber der Papst und der König auch nach dieser Massacre erfuhren, daß weder die Gewalt der Waffen, noch der Kirchenbann, noch die angeordneten Predigten diese Leute zur Gemeinschaft der Römischen Kirche bringen konten; so wurde im Jahr 1224 zu Paris eine algemeine Versamlung der Staaten angeordnet, um zu überlegen, was zu thun sey. Es wurde ein Cardinal als päpstlicher Legat zu dieser Versamlung geschickt; und endlich wurde beschlossen, daß man diese Albigenser mit Frieden lassen solte. Und ob man ihnen wol das Wort schlecht gehalten, sondern sowol im Jahr 1540 als auch 1686 ein grausames Blutbad unter ihnen angerichtet, so bestehen sie doch noch unter GOttes Schutz und Gnade, und die Brandenburgischen Lande sind vom guten Geruch ihrer Lehre und Sitten angefüllet. Die Könige Franciscus I und Heinrich II haben neue Edicte, und die Parlamente unzähliche Arrets ausgehen lassen, um diese Religion mit Feuer und Schwert auszurotten. Kraft dieser Verordnungen hat man diese Protestanten den Händen der catholischen Geistlichkeit überlassen, die auch an ihnen alles, was nur grausam genennet werden kan, verübet. Man hat sie den weltlichen Gerichten übergeben, man hat Inquisitores des Glaubens wider sie verordnet; kurz, der König, seine Minister und die Geistlichkeit, haben nichts unversucht gelassen, unsere Religion auszurotten, haben aber ihren Zweck nicht erreichen können; wie solches der König Heinrich II in einem 1547

ausgelassener Edicte selbst bezeuget hat; oder wie es der Jesuit Joseph d'Orleans im Leben des P. Cotton ausgedrucket hat: „Der Himmel hat weder zu den heftigen Mitteln Carl IX, noch zu dem politischen Temperament Heinrich III sein Gedeyen gegeben.„ Die heftigen Mittel haben indes am wenigsten ausgerichtet. Man weiß es aus der Erfahrung, daß Waffen und Gewaltthätigkeit keine Autorität über das Gewissen und Religion haben. Jenes ist gleich dem Palmbaum, der sich immer stärker erhebet, je mehr er gedrucket wird: und diese ist wie der brennende Busch, den Moses zu Horeb sahe, der zwar brante, aber nicht verbrante. Und das ist eine Wirkung von der Verheissung, die GOtt seiner Kirche gegeben, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Er sagt nicht, daß die Pforten der Hölle sie nicht angreifen sollen; vielmehr giebt er zu verstehen, daß diese ihr äusserstes wider sie versuchen werde; sondern er versichert sie nur, daß sie nicht überwältiget werden soll. Die Hofnung unserer Verfolger ist demnach nicht in einer Erfahrung aus den vergangenen Zeiten gegründet. Haben sie sich gleich mit einander zu Tyranneyen verkuppelt und wider die Warheit JEsu sich verschworen; so hat doch der HErr auf ihre Drohungen herabgeschauet, und seinen Knechten Freudigkeit zum Bekenntniß seines Worts geschenket. GOtt hat seinen Kindern nicht einen Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht gegeben. Der gröste Theil der Protestanten hat sich nicht durch Drohungen schrecken lassen. Sie haben die Anfälle der Dragoner muthig ausgehalten; sie haben alles ausstanden, was man ihnen zu Leide gethan, so lange es GOtt und die schwache menschliche Natur verstattet. Sie haben sich als gute Streiter JEsu Christi bewiesen; sie haben ob dem Glauben gekämpfet, und was sie von Anfang gehöret, das ist bey ihnen geblieben. Wie viel edelmüthige Bekenner haben wir unter uns gehabt, die zu ihren Verfolgern ganz unerschrocken gesaget: **Ihr sölt mich gewiß nicht dahin bringen, etwas zu thun, das meiner Religion unan-**

stän-

ständig ist. Ihr könnet mir zwar das Meinige nehmen; nehmet es nur, wenn ihr wollet. Ihr könnet mich unter der Gewalt und in den Fesseln eines grausamen Kerkermeisters halten; aber GOtt kan mich aus dieser Marter ziehen, so bald ich ihn deswegen angerufen. Ich kan darüber auch sterben; allein der Tod machet ja den Beschluß des Elendes dieses Lebens e).

§. 184.

Man hat sich also ganz vergeblich bemühet, die Protestanten durch Bedrohungen schüchtern zu machen. Lasset uns einmal sehen, ob man vernünftiger Weise hoffen könne, daß die Gewaltthätigkeiten und Martern den Widerstand besiegen werden. Wir können aber getrost sagen, daß diese Hofnung so wenig gegründet sey, als die vorhergehende. Wir können uns desfals nicht besser ausdrucken, als mit den Worten eines sehr gelehrten Geschichtschreibers f), eines Königs in Spanien, der sich eine solche Hofnung in den Kopf gesetzet hatte. „Ein König von Frankreich, sagte er, ist nicht grösser als Kayser Carl V, und nicht mächtiger als Alexander. Jener, nachdem er durch blutige Kriege die göttlichen und menschlichen Rechte verletzet hatte, um die Menschen auf den Weg der Seligkeit zu zwingen, sahe sich dennoch endlich genöthiget, sie ihrer Wege gehen zu lassen; und dieser erfuhr von dem Indianischen Weltweisen, daß er eher Steine und Klötze würde redend machen können, ehe er ihre Gemüther zur Bewilligung desjenigen brächte, was er von ihnen begehrete; und es sey kein König so mächtig, daß er sie zu dem, was wider ihren Willen wäre, zwingen könte."

e) Vir bonus et sapiens audebit dicere: Pontheu
Rector Thebanum, quid me perferre patique
Indignum coges? Adimam bona nempe, pecus, rem,
Lectos, argentum. Tollas, licet. In manicis et
Cum pedibus sævo te sub custode tenebo.
Ipse Deus, simul ac volam, me solvet, opinor,
Hoc sentit, moriar. Mors ultima linea rerum est.
HORATIUS *Epist. lib. 1. epist. 16.*

f) Matthäi Histoire des sept années de Paix. *L. 1. narrat. 1.*

te s). „Der Krieg, fähret er fort, ist gerecht und heilig, „der um der Religion willen geführet wird; aber er muß „wider die Türken, Mohren und Heyden geführet werden. „Es ist eine Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit, wenn man „mit gewafneter Hand in die Staaten seines Nachbars, (noch vielmehr also, wenn man seine eigene Unterthanen ruiniret und ins Elend stürzet,) „unter diesem Vorwande „einbricht, und Leute, die unter solchen Gesetzen nicht ge„boren sind, unter dem Blitz und Donner der Canonen auf „den Weg des Heils zu bringen suchet. Ein Eifer von der „Art rührt mehr aus dem Ehrgeitz als Gewissen her; und „es ist eben so schwer als gefährlich, dasjenige zu erschüttern, „was einmal tiefe Wurzeln gefasset hat. Die Wiederher„stellung der Kirche ist ja so wol ein Werk GOttes, als die „erste Anbauung derselben. Man muß dazu thun, was „möglich ist; den Sieg und Triumph über die Seelen aber „muß man der ewigen Weisheit überlassen, die alleine die „Herzen lenken kan, wie es ihr wohlgefällig ist. Diese „giebt verwirreten Gemüthern das Zeichen, bey welchem sie „den Weg des Heils finden sollen. Es ist überdis auch den „Menschen unmöglich, dasjenige mit einem Zwang zu bele„gen, was GOtt selbst in Freyheit gelassen hat, wie er mit „dem Gewissen der Menschen gethan, das daher eben so frey „seyn muß, als die Gedanken. Er glaubet, daß die Ketze„rey eine Hartnäckigkeit der Seele sey, die aber den Martern „nicht unterworfen, darunter der Leib umkommen muß. „Die Strafe entdecke die Secte mehr, als daß sie dieselbe er„sticke; sie sey eigentlich darauf gerichtet, daß sie die An„hänglichkeit an die Secte dämpfen solle, aber sie treffe ge„meiniglich solche standhafte Seelen an, daß sie dadurch in „einer Stunde mehr Anhänger verschaffe, als sie bey ihrem „Leben in zehen Jahren nicht erhalten. Die Standhaftigkeit „derer, die auf dem Concilio zu Costnitz verbrant worden, „und

s) Corpora nostra de loco in locum transferes, animas non coges, quæ nolint facere, aut citius lapides aut ligna vocem emittere. Non est rex aut imperator, qui adigat nos facere ea, quæ non decrevimus.

„und die letzten Worte, so sie gesprochen, setzten alle Zu„schauer in Erstaunen, und sie werden noch jetzo als Blätter „der Sybille gesamlet und aufgehoben. Die Christen sind „im Anfange der Kirche verabscheuet und äusserst verfolget „worden. Man nante sie Betrüger und Verführer; man „schrieb ihnen die Ungesundheit der Luft, die Unfruchtbarkeit „der Erde, die Ueberschwemmungen der Flüsse und die Erd„beben zu. Der Kayser Adrianus wolte nicht, daß sie we„gen der Religion aufgesuchet werden solten; und sein Nach„folger, Antonius, befahl, daß die, so sie anklagen würden, „lebendig verbrant werden solten. Denn nachdem das „Reich einsehen lernen, wie vergeblich die öffentliche Verfol„gung des Kaysers Diocletianus Maximinus gewesen, und „daß statt Eines Christen, den man verbrant, hundert an„dere aus seiner Asche aufgestanden: so merkten sie daran, „wie wahr es sey, daß Könige nicht so über die Seelen, wie „über die Körper herschen können; daß die Religion sich „nicht zwingen lasse; daß die Warheit nicht mit der Gewalt„thätigkeit, die Gerechtigkeit nicht mit der Grausamkeit be„stehen könne, und daß nichts so freywillig sey, als die Re„ligion. Die heidnischen Fürsten haben die Christen geduldet, „und Decius würde in den Waffen und Gesetzen ein grosser „Fürst gewesen seyn, wenn er seine Grausamkeit gegen die „Christen hätte mäßigen können. Die christlichen Fürsten „haben die Heyden geduldet, und man findet nicht, daß un„ter ihnen das Heydenthum mit dem Tode bestrafet worden. „Die Kayser Honorius und Theodosius, ob sie gleich „einen brennenden Eifer um die Ausbreitung der christlichen „Religion bewiesen, wolten doch nicht zugeben, daß die „Heyden solten gezwungen werden, das Christenthum anzu„nehmen. Sie verboten den Richtern und Statthaltern in „den Provinzen, sie zu beunruhigen, so lange sie stille „lebten und den Gesetzen des Staats unterthänig wären. „Die Juden, ob sie gleich unversöhnliche Feinde der Hey„den und der greulichen Menge ihrer Götter waren, haben „nichtsdestoweniger unter den Griechen, Parthern, Medern,

„Ela-

„Elamitern, Mesopotamiern, in aller Ruhe und Sicherheit
„gelebet. Man hat sie nicht zum Römischen Reich hinaus
„gejaget. Sie haben allenthalben ihre Synagogen behal-
„ten, sonderlich unter dem Nerva und Antoninus Pius.
„Sie haben auch in Frankreich Schutz gehabt; und da man
„sie fortgetrieben, so ist es nicht um ihrer Religion, sondern
„um ihres Wuchers und Grausamkeit willen geschehen. So
„wahr ist es, daß kluge und vernünftige Regenten niemals
„ihre Unterthanen hingerichtet, um sie zum Glauben zum brin-
„gen, oder ihre Provinzen verwüstet, um das Gewissen
„mit dem Schwerdt zu unterrichten. Sie haben wohl er-
„kant, daß die Religion Unterweisung, Ueberzeugung und
„Einträchtigkeit sey, dahingegen der Krieg nichts anders
„als Verwüstung und Aufruhr ist; und diejenigen, die in
„diesem Jahrhundert Himmel und Erde beweget, um die
„Gewissen ihrer Unterthanen zu einerley Religion zu zwin-
„gen, die sind endlich genöthiget worden, abzustehen und sie
„in Ruhe zu lassen; da sie denn die Schuld auf die schädli-
„chen Aerzte geschoben, die in der Meinung stehen, daß
„Antimonium und Aderlassen für alle Krankheiten dienlich
„sey,, h).

§. 185.

Nachdem wir nun gezeiget haben, daß man den Kö-
nig betrogen, da man ihm unmögliche Dinge verspro-
chen; so wollen wir auch erwegen, ob die Folgen dieser Un-
ternehmung wider die Protestanten, darein man sich un-
glücklicher Weise eingelassen hat, nicht den König verhin-
dern, von seinem Vorhaben abzustehen, zumal da es schei-
net, als ob die völlige Ausführung desselben ganz unmög-
lich sey. Unterthanen können sonderlich durch zweierley
Beleidigungen sehr aufgebracht werden. Einmal, wenn
man ihnen ihr Vermögen raubet, und sie häufig in Scha-
den setzet i); zum andern, wenn man sie um die Vorrechte
und

h) Decius multos habuisset laudatores, si a Christianorum cru-
ciatibus se temperasset. LACTANTIUS.
i) Damna movent populos. LUCANUS *Pharf. lib. 3.*

und Freyheiten bringt, die ihnen zugestanden worden k), deren Verlust ihnen weit empfindlicher ist, als die Verweigerung derselben, da sie drum gebeten. Man kan aber wohl sagen, daß ihr Schmerz und Unwille in eine Verzweifelung ausarte, wenn man sie betrüget, und sie wider Recht und Billigkeit durch eben die Mittel verderbet, durch welche sie in Sicherheit gesetzt zu seyn, geglaubet l). Jederman giebt zu, daß kein Krieg gerechter sey, als derjenige m), da man dasjenige wieder an sich zu bringen suchet, was uns von einem andern widerrechtlich und gewaltthätig genommen worden; oder, da man dasjenige zu erhalten suchet, was uns gebühret, und sich der Gewalt widersetzet. Die Natur selbst treibet alle Creaturen an, Kriege zu unternehmen und auszuführen, die aus einem von diesen Gründen entstehen. Die zahmesten Thiere wehren sich gegen die, so sie anfallen. Lämmer streiten wider Lämmer; selbst die Tauben, die doch keine Galle haben, wehren sich mit ihrem Schnabel und Flügeln. Als ehedem eine Spitzmaus, die ein kleiner Knabe gefangen hatte und zum Fenster hinaus werfen wolte, sich bey Erblickung ihrer Gefahr umkehrete, und ihn dergestalt in den Finger biß, daß er sie muste laufen lassen; so machte Agesilaus, der diese Kurzweil mit angesehen hatte, nach dem Zeugniß Plutarchi, diese Anmerkung gegen die Umstehenden darüber: Hat ein so kleines Thier Muth genug, sich gegen diejenigen zu vertheidigen, die ihm Unrecht thun; so urtheilet selbst, wie billig es sey, daß Menschen ein gleiches thun n). Das Edict von Nantes schützete die Personen und Güter der Protestan-

k) Dionysius Halicarn. Buch 5: *Omnes gravius irascuntur, si semel concessis priventur, quam si speratis frustrentur.*

l) Nulla juris ratio aut æquitatis benignitas patitur, ut, quæ salubriter pro utilitate hominum introducuntur, ea nos duriore interpretatione contra ipsarum commodum producamus ad severitatem. *Digest. lib. 25.*

m) Livius Buch 1: *Justum est bellum, quod propter res nobis captas et non restitutas suscipitur.*

n) Plutarchus *Oeuvres T. 1. p. 660. trad. d'Amiot.*

stanten in Frankreich. Die Aufhebung dieses Edicts hat sie der Plünderung und dem Frevel ungesitteter Kriegsleute preis gegeben. Es ist ihnen das Recht und die Freyheit genommen worden, ihre Religion frey und öffentlich zu üben. Die Protestanten sind wegen dieser an ihnen verübten doppelten Ungerechtigkeit hart betreten; und diejenige, die aus der Beraubung dieser Rechte entstehet, ist weit grösser, als die würde gewesen seyn, wenn man sie ihnen nie gewähret hätte. Es ist ihnen weit empfindlicher, sich derselben beraubt zu sehen, als wenn sie solche nie genossen. Es sind davon zwo Ursachen vorhanden, die ihnen sehr begreiflich sind, und die es hoffentlich auch andern seyn werden. Die erste ist, weil die Protestanten vor dem Edict von Nantes die Freyheit hatten, sich hinzuwenden wohin sie wolten, fals sie bey dem Bekentniß ihrer Religion beharreten. Sie konten selbst mit Genehmhaltung des damals regierenden Königs in ein anderes Land ziehen, ja sie konten es wider seinen Willen thun, fals er sie daran hätte hindern wollen. Denn da unsere Feinde sagen, daß wir stark genug gewesen wären, den König zur Ertheilung dieses Edicts zu zwingen, wie viel leichter müste es ihnen gewesen seyn, sich aus dem Lande zu begeben, wenn sie gewolt hätten, ohne daß sie für ihre Personen die geringste Unbequemlichkeit, oder an ihren Gütern den geringsten Schaden zu übernehmen gehabt. Die zweyte Ursache ist, weil die Protestanten vor dem Edict in einer beständigen Bewegung, und allezeit zwischen Furcht und Hofnung waren. Diese Ungewißheit hielt sie in einer solchen Stellung, sich entweder zu vertheidigen, oder zu leiden, oder davon zu ziehen. Als aber das Edict von Nantes wieder aufgehoben wurde, so stunden die Protestanten in einer völligen Einrichtung: sie waren Kinder des Landes, sie assen, sie trunken, sie freyeten in demselben und liessen sich freyen, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzeten und baueten. Es war ihnen daher was hartes und was höchst nachtheiliges, da sie genöthiget wurden, ihr Vaterland zu verlassen. Da sie aber der

Zwang

Zwang, den man ihnen nach Leib und Seele anthat, antrieb, alles zu verlassen und ihre Freyheit zu suchen; so fanden sie ganz unersteigliche Hindernisse, daß sie auch der grausamen Nothwendigkeit, darein man sie gesetzt hatte, nicht Genügen leisten konten. Man hatte vorhergesehen, in was für Bewegungen sie ihr Gewissen setzen würde; und weil man entschlossen war, sie in den peinlichsten Zwang zu setzen, so waren die Verbote, aus dem Königreiche zu gehen, schon ausgefertiget. Die Gränzen waren schon besetzet, so, daß sie nicht anders fliehen konten, als mit Hinterlassung eines grossen Theils ihrer Güter, mit Uebernehmung grosser Gefahr, Beschwerde, Sorge, Furcht und anderer fast unerträglichen Beschwerlichkeiten. Nachdem man so ungerecht gegen sie gewesen war, sie nicht in Ruhe leben zu lassen, so hinderte man sie auch, einen Ort zu suchen, wo sie der Freyheit hätten geniessen können, das ist, man wolte sich gerne das Vergnügen machen, sie zu martern. Gewiß, eine Grausamkeit, die dem Namen der Christen geziemet, und die denen, so dieselbe üben, Ehre macht! Es soll, sagt man, die sogenante reformirte Religion nicht mehr im Lande seyn. Ist aber auch dieser Wille gerecht? Man mag solches aus dem beurtheilen, was vorhin ist vorgetragen worden. Gesetzt aber, daß der Vorsatz gerecht sey, so solte man ja alle diejenigen ungehindert aus dem Königreiche gehen lassen, die dieses zu thun sich vorgenommen, und ihnen nicht soviel Trübsal zuwege bringen. Sie waren ja nach allen Umständen in der besten Meinung, weil sie nicht nur glaubten, daß ihre Religion gut sey, sondern weil ihnen auch die Uebung derselben, kraft eines königlichen Edicts, war verstattet worden, dem man die Eigenschaft der Unaufhörlichkeit und Unwiderruflichkeit beygeleget hatte. Es war jetzo gar nicht die Frage, ob die reformirte Religion gut sey, sondern davon war die Frage, ob sie so, wie sie war, erlaubt sey, in Frankreich zu üben? Wäre es nöthig gewesen, die erste Frage auszumachen, ehe an die andere gedacht werden können, so würde weder auf die erste

noch

noch auf die andere jemals eine Entschliessung erfolget seyn. Da die Lehrer beyder Partheyen beständig gegen einander zu Felde lagen, so würde daraus ein ewiger Streit entstanden seyn, der lauter bürgerliche Unruhe und Krieg nach sich gezogen. Um nun dieses Unheil fernerhin zu verhüten, so wurde kraft des Edicts von Nantes vestgesetzet, daß diese Religion, ohne Bestimmung ihrer Art und Eigenschaft, in Frankreich geduldet werden solte. Dieser entschiedene und bestimte Satz aber ändert seine Gestalt. Man fraget nicht blos ohne alles Vorwissen der Protestanten, ob ihre Religion in Frankreich geduldet werden könne? sondern man urtheilet auch, daß sie nicht geduldet werden müsse. Man urtheilet und bestimmet noch weiter, daß alle Einwohner des Königreichs Römischcatholisch seyn müßten, und indem man diesen Spruch thut, so vollstreckt man ihn auch. Blitz, Knall und Schlag ist allenthalben zugleich entstanden: es sind beygelegte Sachen wieder streitig gemacht worden; welches von den Gesetzen für eine schandbare Handlung erkläret wird, die wider Vernunft und Billigkeit streitet o). Diese Kette von Ungerechtigkeiten macht die Urheber derselben bey allen ehrlichen Leuten verhaßt, selbst bey denen, die keinen Theil daran haben, und reitzet die letztern zu einem gerechten Zorn. Wenn diese nun bedenken, daß das Edict von Nantes ihnen die Waffen aus den Händen genommen, damit sie sich vertheidigen, daß ein solcher Friede, dessen sie zu geniessen schienen, sie eingeschläfert, daß die Feinde sich ihrer Betäubung bedienet; sich zu verstärken und sie zu entwafnen; daß dieses Edict, welches sie für ein Unterpfand von der Sicherheit ihrer Personen und Güter gehalten, die vornehmste Ursache ihres Unterganges worden; mit einem Worte, daß dieses Edict, welches sie für ihren Schild gehalten, zu einem Fallstrick worden, darein man sie gezogen, und daß es durch die Bosheit ihrer Feinde zur Quelle alles Elendes wor-

o) Post absolutum enim dimissumque judicium nefas est litem alteram consurgere ex litis primae materia.

worden, das sie drücket: so bleibet ihre Bewegung nicht mehr ein blosser Zorn, sondern es wird der dadurch erregte Affect heftig, er läßt ihnen keine Ruhe, er treibet sie unabläßig an, den Lauf der ausgebrochenen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten zu hindern, und sich wegen der ihnen zugefügten Beleidigungen und Meineidigkeiten zu rächen. Das sind Regungen, die selbst die Natur allen Thieren beygeleget hat. Die Weltweisen sagen, daß Zorn und Kühnheit nur eine einzige Leidenschaft wären; daß beyde ein gewisses Uebel zum Gegenstande hätten; daß sie solches bestreiten, und das Vermögen benehmen wollen, Schaden zu thun. Was wird man nun nicht von armen Protestanten zu besorgen haben, die durch ein grausames Tractament bis zur Verzweifelung getrieben worden, und die von der Ungerechtigkeit ihrer Feinde besorgen müssen, niemals aus ihren Händen zu kommen? Das Wort Vna salus victis nullam sperare salutem, ist viel zu alt und bekant, als daß es die meisten unter ihnen nicht wissen solten, und die Erfahrung hat oft gezeiget, daß es auch viel zu richtig und wahr sey, als daß sie es nicht in Ausübung bringen solten.

§. 186.

Was wollen sie anfangen, sagt man, sie haben ja kein Oberhaupt und Anführer; man hat sie entwafnet; ihre Anzahl ist auch so geringe, daß es sehr leichte seyn wird, sie zu Boden zu werfen; ihre Unternehmungen sind ungerecht, und man wird sie dafür züchtigen. Wir wollen diese Gründe kürzlich untersuchen, und zusehen, ob sie hinreichend sind, ihre Feinde sicher zu machen, und ihnen alle Furcht und Mißtrauen zu benehmen. Das Volk GOttes, so ehedem in Egypten war, hatte auch kein Oberhaupt. Der grausame Pharao, unter dessen tyrannischer Herschaft es seufzete, glaubte solches auch nicht, und das Volk selbst hatte nicht die geringste Hofnung dazu, sondern es seufzete nur zum Himmel. Als aber GOtt dessen Seufzen gehöret hatte, so kam er gleichsam herab, dasselbe aus der Hand

der Egyptier zu erretten. Er erweckte Mosen, einen Hirten von der Heerde des Jethro, einen Mann ohne groß Ansehen, der noch dazu eine schwere Sprache hatte. Wie viel weniger bewundernswürdige Exempel von unterdrückten Völkern könten wir namhaft machen, denen GOtt unter ihren dringenden Nöthen ganz unerwartet einen Erretter gesendet hat. Wir wollen uns nicht auf die alten, und die in weit entferntern Ländern zu finden sind, beziehen. Die gegenwärtigen, die noch lebenden werden mehr auf unsern Verstand wirken, als diejenigen, die wir nur in Schriften finden, die längst todt sind, und davon uns blos das Andenken übrig geblieben. Ists nicht wahr, daß man den Untergang der Engländer durch Abschaffung ihrer Gesetze verabredet hatte? daß Jacobus II gleich nach seiner Gelangung zum Thron mit allem Ernst daran arbeitete, seine Macht unumschränkt zu machen, damit er seinen Plan desto besser ausführen könte? daß er eine Parthey muthlos gemachet, die sich seinen Absichten widersetzte? daß er einen Fürsten aus dem Wege geräumet, der ihr Oberhaupt war, und den man für den einzigen hielt, der sich künftig an die Spitze der Mißvergnügten stellen könte? daß man bey der Ausführung des Vorhabens weniger Widerstand fand, als man sich vorgestellet? Es gieng eine Zeitlang alles nach dem Wunsch des Königs von England, und es zweifelte niemand mehr daran, daß es um die Engländer und ihre Freyheit gethan sey. Der König besorgte gar keinen Aufstand unter der Nation, weil sie kein Oberhaupt hatte; oder, wenn sie sich auch empöret hätte, so war er mächtig; und ausser seiner eigenen Macht, konte er sich auf die Armeen und Finanzen von Frankreich Rechnung machen, welches ihm versprochen hatte, daß er von keiner auswärtigen Macht beunruhiget werden solte, und daß man ihm beystehen würde, seine eigenen Unterthanen zu Boden zu werfen, fals er es nicht alleine bewerkstelligen könte. Die Engländer selbst sahen keine Hülfe, und glaubten, daß ihr Untergang unvermeidlich sey. Indes erwecket

GOtt

GOtt einen Fürsten, der sich den Unternehmungen des Königs entgegen setzet, der den niedergeschlagenen Muth der Engländer erwecket, der ihnen ihre Freyheit wieder verschaffet, und der den Gesetzen wieder zu ihrer verlornen Autorität verhilft. Dieser zur Vertheidigung der unterdrückten Gerechtigkeit und Unschuld von GOtt erweckte Beschützer bringt alles plötzlich unter sich, und überwältiget mit einer Handvoll Leute und ohne einen Schwerdtstreich die beyden kühnesten und mächtigsten Könige der Erde. Den einen zwinget er unter die Gesetze und Autorität eines Parlaments; den andern setzt er in die peinliche Nothwendigkeit, seinen Alliirten, seinen Freund vor seinen Augen umkommen zu sehen, ohne ihm auf irgend eine Weise Hülfe leisten zu können. Wer hätte wol vier Monate vorher gedacht, daß die Könige von England und Frankreich in solch äusserstes Gedränge kommen würden? Glaubte man nicht vielmehr aus den wahrscheinlichsten Gründen, daß der König von England despotisch herschen, und sein Volk um seine Freyheiten gebracht seyn würde? GOtt aber läßt das Gegentheil offenbar werden p). Er braucht den Prinz von Oranien zur Ausführung dieser wichtigen Sache; den Prinzen, dem man bisher auf eine so verächtliche und unanständige Art begegnet hatte, unter dem Vorwande, daß er noch jung sey. Wir lesen vom Darius, daß er, als er erfahren, daß Alexander aus Macedonien aufgebrochen, an alle seine Gouverneurs und Hauptleute Ordre gestellet, daß sie diesen Knaben des Philippus mit Ruthen hauen, an sein Alter und Stand ihn erinnern, und ihm diesen rasenden Buben in einem rothen Purpurkleide in Ketten ungesäumt zuschicken, seine Schiffe ins Meer versenken, und seine Soldaten ans äusserste Ende des rothen Meeres abführen solten; daß aber nichtsdestoweniger Alexander den Darius geschlagen, und sein ganzes Königreich erobert q). Es ist eben nicht lange, daß

 man

p) Turne, quod optant: divum promittere nemo
Auderet, volvenda dies en! attulit vltro.

q) Freinshemius Supplem. ad Qu. Curt.

der Egyptier zu erretten. Er erweckte Mosen, einen Hirten von der Heerde des Jethro, einen Mann ohne groß Ansehen, der noch dazu eine schwere Sprache hatte. Wie viel weniger bewundernswürdige Exempel von unterdrückten Völkern könten wir namhaft machen, denen GOtt unter ihren dringenden Nöthen ganz unerwartet einen Erretter gesendet hat. Wir wollen uns nicht auf die alten, und die in weit entferntern Ländern zu finden sind, beyziehen. Die gegenwärtigen, die noch lebenden werden mehr auf unsern Verstand wirken, als diejenigen, die wir nur in Schriften finden, die längst todt sind, und davon uns blos das Andenken übrig geblieben. Ists nicht wahr, daß man den Untergang der Engländer durch Abschaffung ihrer Gesetze verabredet hatte? daß Jacobus II gleich nach seiner Gelangung zum Thron mit allem Ernst daran arbeitete, seine Macht unumschränkt zu machen, damit er seinen Plan desto besser ausführen könte? daß er eine Parthey muthlos gemachet, die sich seinen Absichten widersetzte? daß er einen Fürsten aus dem Wege geräumet, der ihr Oberhaupt war, und den man für den einzigen hielt, der sich künftig an die Spitze der Mißvergnügten stellen könte? daß man bey der Ausführung des Vorhabens weniger Widerstand fand, als man sich vorgestellet? Es gieng eine Zeitlang alles nach dem Wunsch des Königs von England, und es zweifelte niemand mehr daran, daß es um die Engländer und ihre Freyheit gethan sey. Der König besorgte gar keinen Aufstand unter der Nation, weil sie kein Oberhaupt hatte; oder, wenn sie sich auch empöret hätte, so war er mächtig; und ausser seiner eigenen Macht, konte er sich auf die Armeen und Finanzen von Frankreich Rechnung machen, welches ihm versprochen hatte, daß er von keiner auswärtigen Macht beunruhiget werden solte, und daß man ihm beystehen [illegible] Unterthanen zu Boden zu wer[illegible] bewerkstelligen könte. Di[illegible] [illegible]ülfe, und [illegible] ten, da[illegible]. En[illegible]

ver-
chen
das
Kö-
nden
ssen,
„Als
essen
an-
vom
chen;
erau-
issen,
Stadt
niger
zwei-
s der
r, so
ch in
auch
chtete
diese
Unter-
g und
seinen
in den
um den
und den
nicht ge-
igen Stuhl
keit, sagte
bieten konte,
e eine Niece
hm Ludwig
et ans Land se-
„tzen,

man dergleichen Reden wider den Prinzen von Oranien geführet; es war aber GOtt nicht unmöglich, durch ihn etwas grosses auszuführen. GOttes Gedanken und Wege sind nicht die unsrigen. Er zeiget uns öfters heute eine Wirkung seiner Allmacht, davon wir gestern geglaubet, daß es ganz unmöglich sey. Er überführet uns dadurch, daß er der Herr der Engel, der Menschen und der Teufel sey.

§. 187.

Man suchet die Heldenthat des Königs **Wilhelm** anzuschwärzen, indem man sie eine Usurpation nennet: man bemühet sich, einen Abscheu gegen seine geheiligte Person zu erwecken, da man in die Welt hinein schreibet, daß er die Rechte der Natur verletzet, da er seinen Schwiegervater der königlichen Würde beraubet. Allein, die Schmähschriften, die Frankreich wider den König **Wilhelm** ausstreuen lassen, gereichen weit mehr zur Schande jener Crone, als dieses Fürsten. Sie entdecken, wie nagend der Verdruß sey, daß man einen Alliirten verloren, mit dem man gemacht, was man gewolt, und daß man statt dessen einen mächtigen Feind bekommen, der im Stande sey, den grossen Entwürfen Ziel und Grenzen zu setzen. Denn die Historie zeiget uns Söhne, Eidame und andere nahe Blutsverwandten im deutschen Reiche, in England und in Frankreich selbst, die ihre Väter und Schwiegerväter der Hoheit entsetzet, darum, weil sie in ihren Staaten unverantwortlich regiereten, und grosse Zerrüttungen anrichteten. Wir finden, zum Exempel, in Frankreich einen **Lotharius**, der **Ludwig** den Frommen, seinen Vater, abgesetzet r). **Carl VII**, als er noch Dauphin war, führete gegen seinen Vater **Carl VI** eine Armee zu Felde, und widersetzte sich seiner Regierung, weil er den Staat zerrüttete und das Königreich verwüstete s). **Heinrich V** entsetzte seinen Vater **Heinrich VI** der kayserlichen Würde, und zwar mit

Zu-

r) Mezeray Abregé chronol. T. 1. p. 301.
s) Mezeray Abregé chronol. Tom. 3 dans de la vie Charles VI Heiß Histoire de l'empire T. 1. p. 167.

Zustimmung und unter der Autorität aller zu Maynz versamleten Fürsten. Es ist nicht nöthig, mehr dergleichen Exempel anzuführen, sondern wir dürfen uns nur auf das Exempel Ludewigs, des Sohns Philippi Augusti, Königs von Frankreich, und auf die dabey vorkommenden Umstände beziehen; und damit wir keinen davon vergessen, so wollen wir des Mezeray eigene Worte hersetzen. „Als „Ludwig, (schreibt er,) t) noch in diesem Lande war, liessen „ihm die engländischen Herren die Krone von England an„tragen, und ihn wider die Tyranney Johannis, der vom „Papst in den Bann gethan war, um Beystand ersuchen; „indem derselbe ihnen ihre Freyheiten und Vorrechte gerau„bet hätte, weswegen sie die Waffen wider ihn ergriffen, „ihn vom Thron zu stossen. Sie hatten zwar die Stadt „London und einige andere Plätze inne; nichtsdestoweniger „liefen ihre Sachen nicht zum Besten, und die Verzwei„flung nöthigte sie, auswärtige Hülfe zu suchen. Als der „Tyrann sahe, daß sein Untergang unvermeidlich war, so „trug er kein Bedenken, die Krone zu schänden und sich in „den Schutz des Papstes zu werfen. Er ergab sich auch „wirklich an den Papst als einen Vasallen, und entrichtete „ihm einen Tribut von tausend Mark Silber. Allein, diese „Niederträchtigkeit trieb die Verachtung, die seine Unter„thanen gegen ihn hegeten, bis zur Verabscheuung und „Fluch. Indes entschlos sich der heilige Petrus, seinen „neuen Vasallen zu schützen, that die Engländer in den „Bann und schickte einen Legaten nach Frankreich, um den „Ludwig von dieser Unternehmung abzuhalten, und den „König Philippus zu bitten, daß er es ihm nicht ge„statten möchte. Philippus versprach dem heiligen Stuhl „in allen Stücken Gehorsam und Unterthänigkeit, sagte „aber aber dabey, daß er seinem Sohn nicht gebieten könte, „die Rechte seiner Gemahlin aufzuopfern, die eine Niece „des Königs Johannis wäre. Mithin nahm Ludwig „die Krone an, lies sich auf der Insel Tonnet ans Land se„tzen,

t) Mezeray Abregé chronol. T. 2. p. 628.

„hen, gieng darauf nach London, wo er feyerlichst gekrönet „wurde. Johannes, der nun aus seiner Hauptstadt ausgeschlossen war, begab sich nach Winchester, und durch „seine Flucht verschafte er ihm Gelegenheit, die Huldigung „vom ganzen Adel anzunehmen, und sich der Stadt London „und ihres Gebietes zu versichern. Da nun der Legat „durch seine Vorstellungen beym Ludwig nichts ausrichten „können, so that er ihn und seine Anhänger in den „Bann; er aber appellirte an den Papst, (denn damals hatte man das Mittel noch nicht gefunden, an ein Concilium zu appelliren,) „und eroberte mitlerweile das Land „Sussex, und das ganze mittägige England, äusser Windsor und Douvres. Die Abgesandten vertheidigten seine „Sache stark zu Rom, und zeigeten, daß das Königreich, „da Johannes davon ausgeschlossen wäre, niemand anders „als seiner Niece, der Gemahlin des Prinz Ludwig gehöre. „Endlich starb Johannes, nachdem er im Lande herumgestrichen, jederman für seinen Feind gehalten, und auch „von jederman gehasset worden; er starb, sage ich, an „Gift, der ihm, wie man sagt, von einem Mönche beygebracht worden.„ Ich überlasse nun einem jeglichen die Freyheit, über diese Begebenheit zu urtheilen, und sie mit der Historie **Wilhelms** von Oranien zu vergleichen, die aller Welt bekant ist. Ich füge nur die einzige Anmerkung hinzu, daß niemand die Parthey Johannis, des Königs von England, nahm, als der Papst. Alle andere europäische Fürsten billigten das Verhalten Ludwigs. Der Papst selbst ergrif auch die Parthey Johannis nicht aus Gründen der Gottseligkeit, der Religion, der Gerechtigkeit oder des Mitleidens gegen einen unglücklichen Fürsten, denn er hatte ihn kurz vorher in den Bann gethan; Ludwig hingegen war gut catholisch. Nein, es waren tausend Mark Silber, die Johannes dem Papst, (welches Innocentius III war,) entrichtete; und dafür erklärete sich der Papst für ihn. Und da es dem Ludwig gelang, so verlohr der Papst einen Vasallen, und zugleich einen ansehnlichen Tribut.

§. 188.

§. 188.

Gleichergestalt finden wir, daß alle Europäische Mächte, und selbst der Papst, das Verhalten Wilhelms von Oranien gebilliget. Alle haben ihn für einen rechtmäßigen König erkant, bis auf Ludwig den vierzehenten. Dieser hat sich Jacobs II nicht aus dem Grunde der Gottseligkeit, der Religion, der Gerechtigkeit oder der Achtung gegen einen unglücklichen Prinzen angenommen. Denn die Bündnisse, die er mit dem Feinde des christlichen Namens geschlossen; der Aufruhr, den er mit dem berühmten Tekely gestiftet und unterhalten; die Spaltungen, die er durch seine Abgesandten und durch sein Geld an den Europäischen Höfen gemachet, zeigen zur Gnüge, daß er nicht gewissenhafter gewesen, als Ludwig der Jüngere, einer seiner Vorfahren, der wider Heinrich, den König von England, seine eigenen Kinder aufhetzte, der auch diese in ihrem Aufruhr wider den Vater unterstützte, wenn es sein Interesse so mit sich brachte. Die ganze Conduite Ludwigs XIV verräth von vielen Jahren her, daß Ehre, Anverwandschaft, Bündniß und Gewissen lauter Dinge sind, die er seinem Interesse, seinem Eigensinn und seinem Ehrgeiß ohne vieles Bedenken aufopfert. Die Bewegungsgründe Ludwigs XIV sind demnach von eben dem Schlage, als des Papst Innocentius III. Nur der Unterscheid findet sich, daß Ludwig XIV wider solches Verfahren blos darum blitzet und donnert, weil sie ein gefährliches Exempel geben, und er besorgen muß, er möchte Ludwig, dem Dauphin von Frankreich, beykommen, dasselbe nachzuahmen; welches hingegen Innocentius der dritte nicht zu besorgen hatte. Wir lesen u), daß ehedem Clotarius, König von Frankreich, als er keine Feinde mehr hatte, alle seine Bemühungen darauf gerichtet, im Staat alles in gute Ordnung zu setzen; daß er denenjenigen wieder aufgeholfen, die im Kriege widerrechtlich und gewaltthätig waren ausgesogen worden; daß er die schweren Abgaben abgeschaffet,

u) Mezeray Abregé Tom. 2. p. 616.

die von der Brunehald ohne Einwilligung der Nation waren auferleget worden u. s. w. Denn, sagt der Geschichtschreiber, er hatte aus dem Unglück der Brunehald gelernet, daß die Unterthanen leichtlich von den Regenten abtreten, die sie überlästiget. Frankreich ist jetzo mit verschiedenen Fürsten von Europa in Krieg verwickelt. Viele Einwohner dieses Reichs werden lieber in die Hände eines oder des andern von denselben fallen, um in Ruhe zu leben, als unter der Regierung solcher Menschen bleiben, die unter dem Schein, ihnen Gutes zu thun, einen ewigen Krieg mit ihnen führen. Der erste, der ihnen Freyheit und Frieden anbietet, wird ihr Oberhaupt und Beschützer seyn. Sobald jemand zu ihnen sagen wird: Stehe auf, du gefangene Tochter Zion, und schüttele den Staub von deinen Füssen; so werden sie auch ausrufen: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse derer, die Gutes verkündigen, die Friede predigen, die zu Zion sagen; dein GOtt ist König. Sie werden ihn als ihren irdischen Erretter ansehen; sie werden ihm ihre Kleider auf den Weg breiten, Zweige von den Bäumen hauen, sie auf den Weg streuen und sagen: Hosianna, gelobet sey, der da komt im Namen des HErrn. Diese Neigung zur Veränderung der Herschaft darf man keiner Unbeständigkeit oder strafbaren Untreue zuschreiben. Der König hat sie seiner Geistlichkeit, den Meineidigkeiten und Gewaltthätigkeiten, so man an ihnen verübet, zuzurechnen. Die Thebaner brachten ehedem die Phocier in eine solche Bedrängung r), daß sie sich genöthiget sahen, das Gold und Silber aus dem Tempel des Apollo zu entwenden. War nun gleich die Handlung der Phocier häßlich, weil sie ein Kirchenraub war, so waren sie doch nicht so strafbar als die Thebaner, die sie durch ihre Ueberwältigung dazu vermocht hatten. Die neuern Pharisäer zwingen die Protestanten, sich den Aufsätzen der Alten zu unterwerfen. Und diese sagen als Nachfolger JEsu, daß sie das Gebot GOttes

r) Pasquier Recherche de la France. L. 1. p. 10.

tes mit den Traditionen nicht vertauschen wollen. Dis sind zwo ganz verschiedene Vorschriften. Es kan niemand zween widerwärtigen Herren dienen. Es ist wahr, man verlanget in Frankreich weiter nichts, als die Beobachtung der äusserlichen Religionsceremonie, und das Innere überlässet man GOtt. Aber kan auch aus einer Quelle zugleich bitteres und süsses Wasser fliessen? Nein! wir müssen entweder GOtt oder unsern Verfolgern treu seyn, entweder jenen oder diesen gehorchen. Man denke aber selbst nach, ob es recht sey vor GOtt, den Menschen mehr zu gehorchen, als GOtt? Petrus und Paulus haben diese Frage lange entschieden. Und wir bezeugen hiermit öffentlich, daß wir uns an die Entscheidung dieser Apostel halten. Der Entschluß ist gefasset, GOtt mehr zu gehorchen, als den Menschen. Bey der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, werden diese armen Verfolgten sich laut erklären; sie werden die matten Hände und die strauchelnden Knie aufrichten.

§. 189.

Aber, sagt man, wie werden sie das thun können? Man hat sie ja entwafnet; ihre Anzahl ist ja viel zu klein, als daß sie sich den Truppen selbst widersetzen können, die man ihnen auf den Hals schicken wird. Man wird sie zu Boden werfen und ausrotten. Und wenn das geschiehet, was hat man von ihnen zu fürchten? Worin werden sie Frankreich schaden können? Uns dünket, daß man sich dessen nicht zu rühmen habe, daß man die Protestanten in Frankreich entwafnet. Denn es verräth dieses eine Schwachheit auf Seite derer, von welchen sie entwafnet worden; es ist ein Zeichen, daß man sich vor ihnen fürchtet. Die Wirkungen von dieser Schwäche aber sind folgende y). 1) Sie verleitet die Menschen zu niederträchtigen und einem wahren Muthe unanständigen Handlungen. 2) Sie machet den Menschen tückisch und meineidig, weil sie den Mangel der Stärke durch List und Betrug

 zu

y) Le Chambre, Charactere des passions Tom. 2. p. 136. edit. in 4.

noch auf die andere jemals eine Entschliessung erfolget seyn. Da die Lehrer beyder Partheyen beständig gegen einander zu Felde lagen, so würde daraus ein ewiger Streit entstanden seyn, der lauter bürgerliche Unruhe und Krieg nach sich gezogen. Um nun dieses Unheil fernerhin zu verhüten, so wurde kraft des Edicts von Nantes vestgesetzet, daß diese Religion, ohne Bestimmung ihrer Art und Eigenschaft, in Frankreich geduldet werden solte. Dieser entschiedene und bestimte Satz aber ändert seine Gestalt. Man fraget nicht blos ohne alles Vorwissen der Protestanten, ob ihre Religion in Frankreich geduldet werden könne? sondern man urtheilet auch, daß sie nicht geduldet werden müsse. Man urtheilet und bestimmet noch weiter, daß alle Einwohner des Königreichs Römischcatholisch seyn müßten, und indem man diesen Spruch thut, so vollstreckt man ihn auch. Bliz, Knall und Schlag ist allenthalben zugleich entstanden: es sind beygelegte Sachen wieder streitig gemacht worden; welches von den Gesetzen für eine schandbare Handlung erkläret wird, die wider Vernunft und Billigkeit streitet o). Diese Kette von Ungerechtigkeiten macht die Urheber derselben bey allen ehrlichen Leuten verhaßt, selbst bey denen, die keinen Theil daran haben, und reizet die letztern zu einem gerechten Zorn. Wenn diese nun bedenken, daß das Edict von Nantes ihnen die Waffen aus den Händen genommen, damit sie sich vertheidigen, daß ein solcher Friede, dessen sie zu geniessen schienen, sie eingeschläfert, daß die Feinde sich ihrer Betäubung bedienet; sich zu verstärken und sie zu entwafnen; daß dieses Edict, welches sie für ein Unterpfand von der Sicherheit ihrer Personen und Güter gehalten, die vornehmste Ursache ihres Unterganges worden; mit einem Worte, daß dieses Edict, welches sie für ihren Schild gehalten, zu einem Fallstrick worden, darein man sie gezogen, und daß es durch die Bosheit ihrer Feinde zur Quelle alles Elendes

wor-

o) Post absolutum enim dimissumque judicium nefas est litem alteram consurgere ex litis primae materia.

worden, das sie drücket: so bleibet ihre Bewegung nicht mehr ein blosser Zorn, sondern es wird der dadurch erregte Affect heftig, er läßt ihnen keine Ruhe, er treibet sie unabläßig an, den Lauf der ausgebrochenen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten zu hindern, und sich wegen der ihnen zugefügten Beleidigungen und Meineidigkeiten zu rächen. Das sind Regungen, die selbst die Natur allen Thieren beygeleget hat. Die Weltweisen sagen, daß Zorn und Kühnheit nur eine einzige Leidenschaft wären; daß beyde ein gewisses Uebel zum Gegenstande hätten; daß sie solches bestreiten und das Vermögen benehmen wollen, Schaden zu thun. Was wird man nun nicht von armen Protestanten zu besorgen haben, die durch ein grausames Tractament bis zur Verzweifelung getrieben worden, und die von der Ungerechtigkeit ihrer Feinde besorgen müssen, niemals aus ihren Händen zu kommen? Das Wort Vna salus victis nullam sperare salutem, ist viel zu alt und bekant, als daß es die meisten unter ihnen nicht wissen solten, und die Erfahrung hat oft gezeiget, daß es auch viel zu richtig und wahr sey, als daß sie es nicht in Ausübung bringen solten.

§. 186.

Was wollen sie anfangen, sagt man, sie haben ja kein Oberhaupt und Anführer; man hat sie entwafnet; ihre Anzahl ist auch so geringe, daß es sehr leichte seyn wird, sie zu Boden zu werfen; ihre Unternehmungen sind ungerecht, und man wird sie dafür züchtigen. Wir wollen diese Gründe kürzlich untersuchen, und zusehen, ob sie hinreichend sind, ihre Feinde sicher zu machen, und ihnen alle Furcht und Mißtrauen zu benehmen. Das Volk GOttes, so ehedem in Egypten war, hatte auch kein Oberhaupt. Der grausame Pharao, unter dessen tyrannischer Herschaft es seufzete, glaubte solches auch nicht, und das Volk selbst hatte nicht die geringste Hofnung dazu, sondern es seufzete nur zum Himmel. Als aber GOtt dessen Seufzen gehöret hatte, so kam er gleichsam herab, dasselbe aus der Hand

der Egyptier zu erretten. Er erweckte Mosen, einen Hirten von der Heerde des Jethro, einen Mann ohne groß Ansehen, der noch dazu eine schwere Sprache hatte. Wie viel weniger bewundernswürdige Exempel von unterdrückten Völkern könten wir namhaft machen, denen GOtt unter ihren dringenden Nöthen ganz unerwartet einen Erretter gesendet hat. Wir wollen uns nicht auf die alten, und die in weit entferntern Ländern zu finden sind, beziehen. Die gegenwärtigen, die noch lebenden werden mehr auf unsern Verstand wirken, als diejenigen, die wir nur in Schriften finden, die längst todt sind, und davon uns blos das Andenken übrig geblieben. Ists nicht wahr, daß man den Untergang der Engländer durch Abschaffung ihrer Gesetze verabredet hatte? daß Jacobus II gleich nach seiner Gelangung zum Thron mit allem Ernst daran arbeitete, seine Macht unumschränkt zu machen, damit er seinen Plan desto besser ausführen könte? daß er eine Parthey muthlos gemachet, die sich seinen Absichten widersetzte? daß er einen Fürsten aus dem Wege geräumet, der ihr Oberhaupt war, und den man für den einzigen hielt, der sich künftig an die Spitze der Mißvergnügten stellen könte? daß man bey der Ausführung des Vorhabens weniger Widerstand fand, als man sich vorgestellet? Es gieng eine Zeitlang alles nach dem Wunsch des Königs von England, und es zweifelte niemand mehr daran, daß es um die Engländer und ihre Freyheit gethan sey. Der König besorgte gar keinen Aufstand unter der Nation, weil sie kein Oberhaupt hatte; oder, wenn sie sich auch empöret hätte, so war er mächtig; und ausser seiner eigenen Macht, konte er sich auf die Armeen und Finanzen von Frankreich Rechnung machen, welches ihm versprochen hatte, daß er von keiner auswärtigen Macht beunruhiget werden solte, und daß man ihm beystehen würde, seine eigenen Unterthanen zu Boden zu werfen, fals er es nicht alleine bewerkstelligen könte. Die Engländer selbst sahen keine Hülfe, und glaubten, daß ihr Untergang unvermeidlich sey. Indes erwecket

GOtt

GOtt einen Fürsten, der sich den Unternehmungen des Königs entgegen setzet, der den niedergeschlagenen Muth der Engländer erwecket, der ihnen ihre Freyheit wieder verschaffet, und der den Gesetzen wieder zu ihrer verlornen Autorität verhilft. Dieser zur Vertheidigung der unterdrückten Gerechtigkeit und Unschuld von GOtt erweckte Beschützer bringt alles plötzlich unter sich, und überwältiget mit einer Handvoll Leute und ohne einen Schwerdtstreich die beyden kühnesten und mächtigsten Könige der Erde. Den einen zwinget er unter die Gesetze und Autorität eines Parlaments; den andern setzt er in die peinliche Nothwendigkeit, seinen Alliirten, seinen Freund vor seinen Augen umkommen zu sehen, ohne ihm auf irgend eine Weise Hülfe leisten zu können. Wer hätte wol vier Monate vorher gedacht, daß die Könige von England und Frankreich in solch äusserstes Gedränge kommen würden? Glaubte man nicht vielmehr aus den wahrscheinlichsten Gründen, daß der König von England despotisch herschen, und sein Volk um seine Freyheiten gebracht seyn würde? GOtt aber läßt das Gegentheil offenbar werden p). Er braucht den Prinz von Oranien zur Ausführung dieser wichtigen Sache; den Prinzen, dem man bisher auf eine so verächtliche und unanständige Art begegnet hatte, unter dem Vorwande, daß er noch jung sey. Wir lesen vom Darius, daß er, als er erfahren, daß Alexander aus Macedonien aufgebrochen, an alle seine Gouverneurs und Hauptleute Ordre gestellet, daß sie diesen Knaben des Philippus mit Ruthen hauen, an sein Alter und Stand ihn erinnern, und ihm diesen rasenden Buben in einem rothen Purpurkleide in Ketten ungesäumt zuschicken, seine Schiffe ins Meer versenken, und seine Soldaten ans äusserste Ende des rothen Meeres abführen solten; daß aber nichtsdestoweniger Alexander den Darius geschlagen, und sein ganzes Königreich erobert q). Es ist eben nicht lange, daß

 man

p) Turne, quod optant: divum promittere nemo
Auderet, volvenda dies en! attulit vltro.

q) Freinshemius Supplem. ad Qu. Curt.

man dergleichen Reden wider den Prinzen von Oranien geführet; es war aber GOtt nicht unmöglich, durch ihn etwas grosses auszuführen. GOttes Gedanken und Wege sind nicht die unsrigen. Er zeiget uns öfters heute eine Wirkung seiner Allmacht, davon wir gestern geglaubet, daß es ganz unmöglich sey. Er überführet uns dadurch, daß er der Herr der Engel, der Menschen und der Teufel sey.

§. 187.

Man suchet die Heldenthat des Königs **Wilhelm** anzuschwärzen, indem man sie eine Usurpation nennet: man bemühet sich, einen Abscheu gegen seine geheiligte Person zu erwecken, da man in die Welt hinein schreibet, daß er die Rechte der Natur verletzet, da er seinen Schwiegervater der königlichen Würde beraubet. Allein, die Schmähschriften, die Frankreich wider den König **Wilhelm** ausstreuen lassen, gereichen weit mehr zur Schande jener Crone, als dieses Fürsten. Sie entdecken, wie nagend der Verdruß sey, daß man einen Alliirten verloren, mit dem man gemacht, was man gewolt, und daß man statt dessen einen mächtigen Feind bekommen, der im Stande sey, den grossen Entwürfen Ziel und Grenzen zu setzen. Denn die Historie zeiget uns Söhne, Eidame und andere nahe Blutsverwandten im deutschen Reiche, in England und in Frankreich selbst, die ihre Väter und Schwiegerväter der Hoheit entsetzet, darum, weil sie in ihren Staaten unverantwortlich regiereten, und grosse Zerrüttungen anrichteten. Wir finden, zum Exempel, in Frankreich einen **Lotharius**, der **Ludwig** den Frommen, seinen Vater, abgesetzet r). Carl VII, als er noch Dauphin war, führete gegen seinen Vater Carl VI eine Armee zu Felde, und widersetzte sich seiner Regierung, weil er den Staat zerrüttete und das Königreich verwüstete s). Heinrich V entsetzte seinen Vater Heinrich VI der kayserlichen Würde, und zwar mit Zu-

r) Mezeray Abregé chronol. T. 1. p. 301.
s) Mezeray Abregé chrono'. Tom. 3 dans de la vie Charles VI Heiß Histoire de l'empire T. 1. p. 167.

Zustimmung und unter der Autorität aller zu Maynz versamleten Fürsten. Es ist nicht nöthig, mehr dergleichen Exempel anzuführen, sondern wir dürfen uns nur auf das Exempel Ludewigs, des Sohns Philippi Augusti, Königs von Frankreich, und auf die dabey vorkommenden Umstände beziehen; und damit wir keinen davon vergessen, so wollen wir des Mezeray eigene Worte hersetzen. „Als „Ludwig, (schreibt er,) t) noch in diesem Lande war, liessen „ihm die engländischen Herren die Krone von England an„tragen, und ihn wider die Tyranney Johannis, der vom „Papst in den Bann gethan war, um Beystand ersuchen; „indem derselbe ihnen ihre Freyheiten und Vorrechte geraubet hätte, weswegen sie die Waffen wider ihn ergriffen, „ihn vom Thron zu stossen. Sie hatten zwar die Stadt „London und einige andere Plätze inne; nichtsdestoweniger „liefen ihre Sachen nicht zum Besten, und die Verzwei„flung nöthigte sie, auswärtige Hülfe zu suchen. Als der „Tyrann sahe, daß sein Untergang unvermeidlich war, so „trug er kein Bedenken, die Krone zu schänden und sich in „den Schutz des Papstes zu werfen. Er ergab sich auch „wirklich an den Papst als einen Vasallen, und entrichtete „ihm einen Tribut von tausend Mark Silber. Allein, diese „Niederträchtigkeit trieb die Verachtung, die seine Unter„thanen gegen ihn hegeten, bis zur Verabscheuung und „Fluch. Indes entschlos sich der heilige Petrus, seinen „neuen Vasallen zu schützen, that die Engländer in den „Bann und schickte einen Legaten nach Frankreich, um den „Ludwig von dieser Unternehmung abzuhalten, und den „König Philippus zu bitten, daß er es ihm nicht ge„statten möchte. Philippus versprach dem heiligen Stuhl „in allen Stücken Gehorsam und Unterthänigkeit, sagte „aber aber dabey, daß er seinem Sohn nicht gebieten konte, „die Rechte seiner Gemahlin aufzuopfern, die eine Niece „des Königs Johannis wäre. Mithin nahm Ludwig „die Krone an, lies sich auf der Insel Tonnet ans Land se-

 „tzen,

t) Mezeray Abregé chronol. T. 2. p. 628.

die von der Brunehald ohne Einwilligung der Nation waren auferleget worden u. s. w. Denn, sagt der Geschichtschreiber, er hatte aus dem Unglück der Brunehald gelernet, daß die Unterthanen leichtlich von den Regenten abtreten, die sie überlästiget. Frankreich ist jetzo mit verschiedenen Fürsten von Europa in Krieg verwickelt. Viele Einwohner dieses Reichs werden lieber in die Hände eines oder des andern von denselben fallen, um in Ruhe zu leben, als unter der Regierung solcher Menschen bleiben, die unter dem Schein, ihnen Gutes zu thun, einen ewigen Krieg mit ihnen führen. Der erste, der ihnen Freyheit und Frieden anbietet, wird ihr Oberhaupt und Beschützer seyn. Sobald jemand zu ihnen sagen wird: Stehe auf, du gefangene Tochter Zion, und schüttele den Staub von deinen Füssen; so werden sie auch ausrufen: Wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse derer, die Gutes verkündigen, die Friede predigen, die zu Zion sagen: dein GOtt ist König. Sie werden ihn als ihren irdischen Erretter ansehen; sie werden ihm ihre Kleider auf den Weg breiten, Zweige von den Bäumen hauen, sie auf den Weg streuen und sagen: Hosianna, gelobet sey, der da komt im Namen des HErrn. Diese Neigung zur Veränderung der Herschaft darf man keiner Unbeständigkeit oder strafbaren Untreue zuschreiben. Der König hat sie seiner Geistlichkeit, den Meineidigkeiten und Gewaltthätigkeiten, so man an ihnen verübet, zuzurechnen. Die Thebaner brachten ehedem die Phocier in eine solche Bedrängung r), daß sie sich genöthiget sahen, das Gold und Silber aus dem Tempel des Apollo zu entwenden. War nun gleich die Handlung der Phocier häßlich, weil sie ein Kirchenraub war, so waren sie doch nicht so strafbar als die Thebaner, die sie durch ihre Ueberwältigung dazu vermocht hatten. Die neuern Pharisäer zwingen die Protestanten, sich den Aufsätzen der Alten zu unterwerfen. Und diese sagen als Nachfolger JEsu, daß sie das Gebot GOttes

r) Pasquier Recherche de la France. L. 1. p. 10.

tes mit den Traditionen nicht vertauschen wollen. Dis sind zwo ganz verschiedene Vorschriften. Es kan niemand zween widerwärtigen Herren dienen. Es ist wahr, man verlanget in Frankreich weiter nichts, als die Beobachtung der äusserlichen Religionsceremonie, und das Innere überlässet man GOtt. Aber kan auch aus einer Quelle zugleich bitteres und süsses Wasser fliessen? Nein! wir müssen entweder GOtt oder unsern Verfolgern treu seyn, entweder jenen oder diesen gehorchen. Man denke aber selbst nach, ob es recht sey vor GOtt, den Menschen mehr zu gehorchen, als GOtt? Petrus und Paulus haben diese Frage lange entschieden. Und wir bezeugen hiermit öffentlich, daß wir uns an die Entscheidung dieser Apostel halten. Der Entschluß ist gefasset, GOtt mehr zu gehorchen, als den Menschen. Bey der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, werden diese armen Verfolgten sich laut erklären; sie werden die matten Hände und die strauchelnden Knie aufrichten.

§. 189.

Aber, sagt man, wie werden sie das thun können? Man hat sie ja entwafnet; ihre Anzahl ist ja viel zu klein, als daß sie sich den Truppen selbst widersetzen können, die man ihnen auf den Hals schicken wird. Man wird sie zu Boden werfen und ausrotten. Und wenn das geschiehet, was hat man von ihnen zu fürchten? Worin werden sie Frankreich schaden können? Uns dünket, daß man sich dessen nicht zu rühmen habe, daß man die Protestanten in Frankreich entwafnet. Denn es verräth dieses eine Schwachheit auf Seite derer, von welchen sie entwafnet worden; es ist ein Zeichen, daß man sich vor ihnen fürchtet. Die Wirkungen von dieser Schwäche aber sind folgende y). 1) Sie verleitet die Menschen zu niederträchtigen und einem wahren Muthe unanständigen Handlungen. 2) Sie machet den Menschen tückisch und meineidig, weil sie den Mangel der Stärke durch List und Betrug

 zu

y) Le Chambre, Charactere des passions Tom. 2. p. 136. edit. in 4.

zu ersetzen suchet. Sie machet dieselben zornig und rachgierig, weil sie allen Arten der Beleidigungen ausgesetzet ist. 3) Sie ziehet endlich Grausamkeit und Blutdürstigkeit nach sich; um sich selbst unter der Furcht in Sicherheit zu setzen, schreitet man zu den äussersten Gewaltthätigkeiten, und machet den Sieg eben so brutal als grausam. Wir wollen eben nicht weitläuftig bemerken, daß aus dem Betragen unserer Feinde gegen die Protestanten eine Zaghaftigkeit hervorleuchte. Wir könten dieses leicht thun; aber da es stark in die Augen fället, so können wir der Arbeit überhoben seyn; und es ist genug, wenn wir unsern Feinden sagen, daß es ihnen keine Ehre bringe, da sie die Protestanten entwafnet. Aber giebts denn sonst keine Waffen, als die, so man uns genommen hat? Weiß man denn nicht, daß die Wuth bald Gewehr verschaffen kan a)? Hat man nie davon gehöret, was ein erhiztes und erbittertes Volk thun kan? Hat eine Regierung die Zuneigung und das Zutrauen des einen Theils ihrer Unterthanen verloren, und stehet sie mit dem andern Theil in keinem guten Vernehmen; so hat sie alles zu befürchten, sie sey so mächtig als sie wolle. Als einstens jemand den Agesilaus fragte: Warum die Stadt Sparta keine Mauren hätte? so wies er auf seine bewafneten Bürger und sagte: Sehet da! dis sind die Mauren der Lacedämonier. Wenn aber die Bürger, die Pfeiler und Stützen des Staats seyn sollen, sich untereinander zu verderben suchen; wenn man unter einem einzigen Volke zwo feindliche Armeen findet; wenn der eine Theil der Bürger den andern bewachen und bestreiten muß: so muß der Staat zu Grunde gehen. Man mag in ein Haus noch so viel Balken einziehen, so werden diese zur Erhaltung desselben nichts beytragen, so lange die Stützen desselben verfaulet sind. Frankreich würde un-

über-

a) Invenit arma furor. LVCANVS *lib.* 3.
- - - sævitque animis ignobile vulgus,
Iamque faces et saxa volant, furor arma ministrat.
VIRGIL. *Aeneid.* *lib.* 1.

überwindlich seyn, wenn es nicht Zwietracht und Uneinigkeit in seinem Busen hegete. Alle Bemühungen, so dessen Feinde ehedem angewendet, sind vergeblich gewesen; sie haben vielmehr demselben Zuwachs an Ehre und Ländern zuwege gebracht. Und eben darauf verläßt man sich noch heut zu Tage in Frankreich. Man bildet sich ein, daß, da man eine so grosse Menge auswärtiger Feinde überwunden, es gar was leichtes seyn werde, mit einer kleinen Anzahl innerlicher Feinde fertig zu werden. Aber man bedenket dabey nicht, daß diese kleine Anzahl innerlicher Feinde fähiger sey, es zu verderben, als die grosse Menge auswärtiger, die ihm sonst auf dem Halse gelegen. Die heftigsten Sturmwinde, die sich über der Oberfläche der Erden vom Morgen bis zum Abend ausbreiten, sind nicht vermögend, den Erdboden in Bewegung zu setzen; aber die geringen Winde, die im Schoos der Erden verschlossen sind, können ein entsetzliches Erdbeben verursachen, und einen Theil dieses Körpers zersprengen. Die innerlichen Kriege und bürgerlichen Bewegungen erschüttern einen Staat, da äusserliche Gewalt demselben oft nur geringen und bald zu heilenden Schaden zufüget. Von dieser Wahrheit haben wir häufige Exempel in der Römischen Historie und in unserer eigenen. Pyrrhus und Hannibal, die zween grössesten und mächtigsten Krieger ihrer Zeit, versuchten es ganz vergeblich, die Römer zu überwinden, weil diese einig waren. Sobald aber die Mißhelligkeit unter ihnen eingerissen war, so wurde es dem Cäsar leicht, sie in die Knechtschaft zu bringen. So lange der Friede unter ihnen herschete, so hatten sie Ehre und Sieg; es fehlete ihnen weder an Macht noch an Reichthum. Er war die Ursache und Stütze ihrer Grösse; dadurch wurden so viele Völker und Städte ihrer Herschaft unterworfen. Sobald sie aber ihr eigenes Vaterland zu einem Waffenplatz gemachet; so verloren sie auch ihre grossen und fürchterlichen Siege von aussen. Ihre Macht verschwand, ihre innerliche Zerrüttung machte die besiegten Völker kühn. Kurz, die

die Römer höreten auf, Römer zu seyn. Als in den spätern Zeiten Italien eine Anzahl von Ungeheuern zu Regenten hatte, einen Papst Alexander VI, der der gottloseste, lasterhafteste und meineidigste Mensch war, und den niemand als sein Hurensohn Cäsar Borgia übertraf; einen Ferdinand, Alphonsi, Königs von Arragonien, Bastart: so hatten die überwältigten Unterthanen kein Oberhaupt; aber sie fanden bald eins am Könige in Frankreich Carl VIII, der mit einer geringen Macht aus Frankreich nach Italien übergieng, und plötzlich einen erstaunlichen Anhang von denen bekam, die von ihm glaubten, daß er von GOtt bestimmet, das Joch der Tyrannen ihnen vom Halse zu nehmen [a]).

§. 190.

In unsern Tagen (1690) kennen wir einen Fürsten, der von unterdrückten Völkern aufgefordert worden, die keiner Waffen benöthiget sind; er nimt sie in seinen Schutz, und verhilft ihnen zu ihrem Recht ohne Blutvergiessen. Der Zustand, darin sich jetzo Europa befindet, muß für Frankreich schreckhaft seyn. Es kan dasselbe nicht daran zweifeln, daß alle Fürsten, denen es Länder abgezwacket hat, eben so denken werden, als ehedem Alexander in einem ähnlichen Fall gedacht hat [b]): Wir wollen so lange ruhig seyn, bis die Macht des Darius zu ihrer Volständigkeit gelanget ist, und er, wenn er seine Angelegenheiten besorget hat, Macedonien mit Krieg überziehet. Alle diese Fürsten sehen gar wohl ein, daß sich die Zeit nähere, da sie die Staaten und Provinzen wieder erobern können, die ihnen durch dessen überlegene Macht ehedem abgenommen worden. Und da fast kein Fürst in Europa ist, der nicht dabey intereßiret sey, so kan eine Zeit kommen, daß sie dem Königreiche Frankreich allesamt auf dem Halse liegen werden. Umsonst schmeichelt sich diese Krone damit, daß sie alsdann die catholischen Fürsten bereden werde, daß der Krieg, den man wider sie unternimt, ein Religionskrieg sey. Sie werden sich kein Blend-

a) Mezeray Abregé chronolog. T. 4. p. 377-386.
b) Freinshemius Supplem. lib. 2. p. 126.

Blendwerk vormachen lassen. Sie wissen sehr wohl, daß die Protestantischen Fürsten niemals in fremde Staaten eingedrungen, um alda ihre Religion einzuführen. Ueberdis ist ihnen bekant, daß die Catholiquen, die unter protestantischen Fürsten wohnen, daselbst in Ruhe leben und nicht im geringsten gestöret werden. Sie dürfen ihre Religion öffentlich üben. Mit was für einem Schein kan man also sagen, daß die protestantischen Fürsten die Römische Religion in auswärtigen Staaten unterdrücken wolten, da diejenigen Papisten, die in ihren Ländern leben, völlige Freyheit geniessen? Die intereßirten Fürsten werden sich also nicht betrügen lassen; denn sie sehen gar wohl, daß die protestantischen Fürsten den Krieg blos zu ihrer Vertheidigung führen. Denn wo haben sie den Angrif gethan? Sie führen den Krieg blos zur Vertheidigung des Reichs. Die Sache mit England ist von ganz anderer Beschaffenheit. Der Prinz von Oranien hat sich nicht aufgemachet, die Römischcatholischen zu zwingen, von ihrer Religion abzustehen und eine andere dafür anzunehmen, oder ihrem Gewissen eine Hölle zuzubereiten; sondern er will den Unterdrückten helfen, die ihn flehentlich um seinen Beystand ersuchet. Man hat in England die Gesetze des Landes und der Religion abschaffen wollen, und der vermuthliche Erbe der Krone, der in Gefahr gestanden, sein Recht zu verlieren, weil er ein Protestant ist, hat sich genöthiget gesehen, so wol die Gesetze als die Religion in England aufrecht zu erhalten. Ja er ist von dem Volke, dem an dieser Erhaltung gelegen gewesen, aufgefordert worden. Wolte man, zum Exempel, in Deutschland die protestantische Religion ausrotten, so würden die Fürsten und Stände des Reichs, die sich zu derselben bekennen, berechtiget seyn, sich zu vertheidigen, und zu Hülfe zu rufen wen sie könten. Aber in diesem Fall würden sie keinen Religionskrieg führen, sondern der Krieg würde wider sie geführet. Gleiche Beschaffenheit würde es auch in andern protestantischen Ländern haben. Es ist daher gar nicht warscheinlich, daß andere, und sonderlich catholische Fürsten, den Krieg, der wider Frankreich geführet

führet wird, für einen Religionskrieg halten würden. Sie sind zu klug dazu, daß sie sich dieses solten weismachen lassen. Sie werden jederzeit glauben, daß es vortheilhafter sey, die durch List und Gewalt entrissenen Länder wieder zu erobern, als die noch übrigen durch einen wüthenden und grausamen Krieg zu verheeren. Liessen sich die Europäischen Fürsten in einen solchen Krieg ein, so würden sie der ungerechten Sache Frankreichs aufhelfen, und die weggenommenen Länder decken, die Frankreich herausgeben zu müssen besorget. Und indem sie die Sache Frankreichs unterstützten; so würden die andern Fürsten ihre eigene zu Grunde richten und sich unter einander erwürgen. Und was würde endlich herauskommen? Nichts anders, als daß sie ohne alle Noth die Länder mit Blutströmen anfülleten, in grossen Staaten die Leichen berghoch häufeten, und alle die Länder verwüsteten, die so unglücklich wären, der Schauplatz eines solchen Krieges zu seyn. Denn die Protestantische und Römischcatholische Parthey halten einander meist das Gleichgewicht. Wenn man sich nun eine Zeitlang herumgeschlagen, so würde man müssen Friede machen, es sey denn, daß man sichs vorgenommen, von beyden Partheyen nicht einen einzigen übrig zu lassen. Denn so lange noch einer davon übrig wäre, könte man nicht sagen, daß die eine oder die andere Religion ausgerottet worden. Und das würde für Frankreich ein sehr breiter und bequemer Weg seyn, die Oberherschaft wenigstens über Deutschland zu erhalten. Die griechischen Städte verloren ehedem ihre Freyheit und Oberherschaft, da sie unter einander stritten, wem die Herschaft über Griechenland zustehe. Denn indem sie alle ihre Kräfte wider einander aufboten, um diesen Streit auszumachen, so entkräfteten sie sich insgesamt, und erkanten ihren Verlust eher nicht, als bis sie unter dem Joch der Knechtschaft stunden. **Philippus**, der sichs vorgenommen, ihnen ihre Freyheit zu beschneiden, wußte ihre Mishelligkeiten durch Unterstützung des schwächern Theils so künstlich zu unterhalten, bis er endlich die

Ueber-

Ueberwundenen so wol als die Ueberwinder in seine Fesseln schlug c).

§. 171.

Wie? sagen unsere Verfolger zu den catholischen Fürsten, ihr wollet uns bey der grossen Unternehmung, die Ketzerey auszurotten, nicht beystehen? Wir arbeiten an der gemeinen Sache, und ihr wollet uns die Hülfe versagen? Wolt ihr euch der Absicht GOttes widersetzen, der sich unserer zur Ausrottung der Ketzerey bedienet? Diese weisen und klugen Fürsten würden das Betragen dieser Leute hochschätzen und ehren, wenn es ihnen von GOtt wäre eingegeben worden. Aber es ist ihnen sehr begreiflich, daß die Eigenliebe, der Ehrgeitz und die Rache ihnen diesen Rath ertheilet. Sie wissen das gar wohl zu unterscheiden, was von GOtt komt, und was aus dem Irthum und Blendwerk der Menschen seinen Ursprung hat. Sie wissen wohl, daß keine menschliche Macht sey, die sich schmeicheln dürfe, daß sie GOtt unentberlich sey, wenn er was thun wolle d). GOtt spottet derer, die so stolze Gedanken hegen. Solten ja Maasregeln zur Vereinigung der Religionen ausgedacht werden, (so werden catholische Fürsten denken,) so stehet solches dem gemeinen Vater der Christenheit, dem Papst, zu, nicht aber der Krone Frankreich. Es fehlet jenem weder an Einsicht noch am Eifer; und er würde es gewiß schon versucht haben, wenn er geglaubet hätte, daß es möglich sey, was auszurichten. Allein, der Papst billiget selbst das Verhalten Frankreichs gegen die Protestanten nicht. Worein mischet sich der König? sagt er. Seine Herschaft erstreckt sich nur über weltliche Angelegenheiten; damit muß er sich begnügen und sich dessen nicht anmassen, was den Geistlichen und dem Priesterthum gehöret e). Es ist ein strafbarer Eingrif, wenn

c) Justinus histor. lib. 8.
d) Non tamen auderet pietas humana vel armis
Vel votis prodesse Jovi. LUCANUS *lib. 5.*
e) Imperium vestrum suis publicæ rei quotidianis administrationibus

wenn man sich in Dinge menget, die einen andern angehen. Ambrosius wolte sich ehedem in keine Conferenz mit dem Auxentius im Pallast des Kaysers einlassen, ob es gleich die Kayserin Justina gerne gesehen hätte und der Kayser ihm auch solches befahl f). Er antwortete dem Kayser schriftlich: es sey nicht recht, daß die Layen oder Heyden sich zu Richtern in Glaubenssachen aufwerfen; er wolle dem Auxentius vor einem desfals angestelten Concilio antworten, aber in dem kayserlichen Pallast werde er in dieser Sache nicht erscheinen. Der Papst, der ein sehr feiner Politicus ist, weiß dem Könige für seine Bekehrungen in Frankreich schlechten Dank. Er siehet wohl, daß man dieselben nicht um seinet willen, oder um des Besten der Kirche willen vornimt. Denn indem man die Protestanten so gewaltthätig tractiret, so thut man seiner Macht und Infallibilität, wie auch seiner Superiorität über die Concilia, grossen Abbruch. Man lässet ihm weiter nichts, als die Qualität eines Bischofs zu Rom und seinen Primat unter den andern Bischöfen, die übrigens nicht mehr sind, als er. Phädrus danket es der Wiesel nicht, daß sie die Höhle der Spitzmaus rein gemachet, weil sie es um ihres Eigennutzes und Nahrung willen gethan hatte g).

§. 192.

Endlich sagt man von Seiten Frankreichs: Die Sache ist an sich selbst gut, sie ist einmal angefangen worden, sie muß auch fortgesetzet werden. Hierauf antworten vermuthlich catholische Fürsten, sie könten nicht abse-

nibus debet esse contentum, non usurpare quæ sacerdotibus Domini solum conveniunt, *Decret. Part. I. dist. 10. cap. 5.* it. Culpa est inmiscere se rei ad se non pertinenti. *lib. 36. digest. de reg. jur.*

f) Histoire de Theodose le grand, *lib. 5.*

g) . . Faceres si mea causa
Gratum esset et dedissem veniam supplici.
Nunc quia laboras, ut fruaris reliquiis,
Quæ sunt rasuri, simul et ipsos devores,
Noli imputare vanum beneficium mihi.
PHÆDRUS *Fab. 21.*

absehen, daß die Sache an sich selbst gut sey; aber mit Ueberlegung angefangen worden, wenigstens könten sie keinen Vortheil davon haben. Hätte Frankreich diese Sache ohne Rath angefangen und sich einen Dorn in den Fuß gestecket, so sey es ihre Sache gar nicht, entweder ihre eigene Länder oder der Nachbarn ihre in Zerrüttung zu setzen. Wenn man aber überdis die Warheit sagen soll, so trauet man der Krone Frankreich nicht. Der Zustand der Pfalz, die man aller gegebenen Versicherungen, Tractaten und Vergleiche ungeachtet, unbarmherzig mißhandelt, rufet allen Europäischen Fürsten zu: **Wenn Frankreich seine Stimme holdselig machet, so glaubet ihm nicht, denn es sind sieben Greuel in seinem Herzen.** Es ist also kein Mittel übrig; die Feinde, die sich der König in Frankreich gemacht hat, bleiben seine Feinde, und das um so vielmehr, da er dieselben von langen Zeiten her als seine Feinde grausam behandelt hat. Er ergreift die Waffen ohne Ursache oder unter dem elendesten Vorwande; und wenn er sie einmal ergriffen hat, so gelten weder die göttlichen noch die menschlichen Gesetze etwas in seinen Augen. Wenn er seine Kriegsdeclaration einmal ausgehen lassen, so wird der Wuth und allen Arten der Schandthaten Thür und Thor geöfnet. Hat er aber viele Feinde von aussen, so fehlet es ihm auch nicht an innerlichen. Nur vor diesen leztern scheinet man sich nicht zu fürchten, sondern tröstet sich damit, daß man bald mit ihnen werde fertig werden und ihre Ausrottung vollenden können. Man sagt, daß die Anzahl der Protestanten geringe sey. Diese Vorstellung von ihnen machen sonderlich diejenigen, die mit Caligula wünschen, daß sie alle zusammen nur Einen Kopf und Hals haben möchten h). Man kan aber gewiß versichern, daß ihre Anzahl so groß sey, daß sie denen genug zu schaffen machen können, die ihre gewaltthätige Ausrottung unternehmen werden. Sie werden aus der

h) Suetonius lib. 4. Utinam populus Romanus unam cervicem haberet!

der Erfahrung lernen, daß es so leicht nicht sey, sie zu dämpfen. Fänget man einen Krieg wider sie an, so wird man ein Feuer zur Flamme bringen, das bisher unter der Asche gelegen hat; eine Flamme, die sich in alle Theile des Königreichs ausbreiten, die alles ergreifen und in weit kürzerer Zeit verzehren wird, als wenn man die Sachen in dem Zustande gelassen, darin sie sich gefunden. Als Agesilaus [i]) ehedem einen schweren Krieg führete, und man ihm erzählete, daß bey Corinth eine Schlacht vorgefallen, in welcher wenig Lacedämonier, aber desto mehr Athenienser, Corinther und andere ihrer Alliirten geblieben wären; so bezeugete er nicht die geringste Freude darüber, sondern er seufzete tief und sprach: O du armes Griechenland! du erwürgest mit eigenen Händen so viele deiner Bürger, die hinlänglich wären, an Einem Tage alle Barbaren aus deinen Gränzen zu vertreiben. Ohne Zweifel würde der König von Frankreich auch so sagen, wenn man ihm täglich berichtete, daß man eine Parthey Protestanten, die sich zum Gottesdienst versamlet, überfallen, daß man sie niedergehauen, daß man Flüchtlinge ertappet und sie aufgeknüpfet. Allein, dieses alles verbirgt man vor seinen Augen. Solte das geschehen, daß man eine algemeine Massacre anstellete, welches GOtt verhüten wolle! wie viel Blut würde vergossen werden? wie viel Menschen würden zu beyden Seiten umkommen? Wolte GOtt, daß Frankreich einmal erkennen lernete, wie es, wenn es alles haben will, in Gefahr stehe, alles zu verlieren. Indem es sich mit der Herschaft über die Leiber der Unterthanen nicht begnüget, sondern auch über die Herzen und Gewissen herschen will; so läuft es Gefahr, beydes zu verlieren. Indem es seine Unterthanen in Fesseln schläget, so verliert es die Gelegenheit zu grossen Siegen, und giebt sie seinen Feinden in die Hand. Denn es hat dasselbe sich selbst dasjenige zugefüget, was es von jenen nicht würde erfahren haben. Man hat bisher innerhalb Frankreich mehr Greuel ausgeübet und mehr Blut vergossen, als die grausamsten Schlach-

ten

i) Plutarchus Opp. Tom. I. p. 670.

ten mit einem Feinde würden gethan haben. Jungfrauen und Weiber so wol als Männer sind Schlachtopfer der Barbarey unserer Zeiten geworden. Warum erhält es seine Bürger nicht, die, nach seinem eigenen Geständniß, nicht aus Ehrgeitz oder Bosheit, sondern aus gewisser Erkentniß ihrer höhern Pflicht etwas versehen? Ist ihr Glaube nach dem Urtheil ihrer Feinde ein Zeichen ihrer Unwissenheit und Einfalt, so leget er auch ein Zeugniß von ihrer Unschuld ab. Möchte es doch bedenken, daß die zitternde und zagende Freyheit, wenn sie sich zu ihrer Gruft zu neigen scheinet, öfters durch ganz unerwartete Mittel sich erholet. Muth und Herzhaftigkeit findet sich oft bey den Ueberwundenen ein, und wirft die Ueberwinder zu Boden k). Die Hand GOttes, sagte ehedem Heinrich IV l), stürzet öfters die Fürsten in ihren glücklichsten Unternehmungen. Ein Weiser muß sich nie durch die Meinung eines günstigen Erfolgs von einem vortheilhaften Vergleich entfernen, oder sich auf den Anschein eines gegenwärtigen Glücks verlassen, als welches durch tausenderley unerwartete Zufälle zerscheitern kan. Als das Volk zu Athen die verderblichen Zerrüttungen kennen und einsehen lernete, daß es entweder durch innerliche Uneinigkeit oder durch äusserliche feindliche Macht werde zu Grunde gerichtet werden; so fand es keinen sicherern Weg zu seinem vorigen Ruhm, als daß es sich mit sich selbst aussöhnete. Will der König seinen protestantischen Unterthanen das Verlangen nach einem Beschützer benehmen und es selber seyn, will er den Untergang verhüten, damit sein Land bedrohet wird; so darf er nur das Edict von Nantes ehrlich wiederherstellen. Die entferntesten Völker, die mit Frankreich nichts zu thun haben, haben dieses Edict für gerecht erkant. Die Nachbarn erkennen es für nützlich, und die, welche es angehet, für nöthig. Wir wissen gar wohl, daß unsere Feinde mit diesem

k) Quondam etiam victis redit in præcordia virtus,
Victoresque cadunt. VIRGILIUS *Æneid. lib.* 2.
Victique resurgunt,
Quosque neges unquam, cadere posse, cadunt.

l) Perefix Histoire de Henri le Grand p. 207.

sem Rath einen Spott treiben und sagen werden, daß er eigennützig und niederträchtig sey: daß die üblen Ahndungen für den König Aberglauben und Schwachheit verrathen; und daß die Bemühung, ihn aus der Gefahr zu reissen, darein er sich stürzet, ihm nachtheilig sey, und daß wir entweder zaghafte Freunde oder gar Feinde seiner Ehre wären. Allein, möchte doch der König erkennen, daß diejenigen, die die Wirkungen unsers treuen Raths zu verhindern suchen, selbst intereßirt sind, weil sie die Urheber aller bisherigen Zerrüttungen und diejenigen Aufrührer sind, die, indem sie grosse Entwürfe von seiner Ehre machen, ihn ins Verderben stürzen. Will der König hievon überzeuget seyn, so darf er nur die Betrachtung anstellen, daß Frankreich bey einem Kriege gegen seine eigene Unterthanen nothwendig jämmerlich unterliegen muß, es siege auch von beyden Partheyen welche da wolle. Wird der König überwunden, so ist seine Niederlage für ihn eine fürchterliche Klippe. Ueberwindet er, so ist auch sein Sieg ein Unglück für ihn. Denn es wird kein anderer als ein sehr blutiger Sieg seyn, der für denjenigen, der ihn erhält, allemal betrübt ist. Leute, die bis zur Verzweifelung gebracht worden, machen sich Entwürfe, die ihre Kräfte übersteigen. Es ist keine Gefahr so groß, in welche sie sich nicht wagen solten. Tragen sie den Sieg auch nicht davon, so werden sie doch nie überwunden, ohne das Blut ihrer Feinde häufig vergossen und ihnen ihr Leben sehr theuer verkauft zu haben. Haben die schädlichen Rathschläge unserer Feinde die Macht, das Herz des Königes gegen alle vernünftige Vorstellungen, gegen die Warnungen des Himmels und gegen die Stimme der Natur zu verschliessen; haben sie die Macht, ihn zu verhärten und ihn in seinen einmal gefaßten Entschliessungen unveränderlich zu machen: so wird die Zeit das Unglück entdecken müssen, das man mit der Vernunft nicht vorhersehen wollen. Und wenn das Uebel erst wird unheilbar geworden seyn, so wird man zu spät erkennen, daß die Aufhebung des Edicts von Nantes und dessen Folgen die Ursache davon gewesen; und daß

die

die bösen Rathschläge die ersten Waffen gewesen, durch welche man auf seinen Untergang gearbeitet hat. Die Triumphbogen, die Siegesplätze und überhaupt alle Seulen, die man im Königreich zur Ehre des Königs aufgestellet hat, werden dereinst zu einem ganz andern Zweck dienen. Es zitterte ehedem Cassander, als er ein Bild vom Alexander sahe m); in welch Erstaunen werden alle Unterthanen des Königs in den künftigen Zeiten gesetzet werden, wenn sie sein Bild sehen. Er wird ihnen ganz roth gefärbt vom Blute ihrer Vorfahren vorkommen. Die Flecken, so die Ehre und das Interesse des Königs an sich nehmen wird, werden nicht zu zählen seyn.

§. 193.

Jedoch wir wollen von diesen traurigen Ahndungen gar nichts mehr gedenken, indem sie die Zeit wol aufdecken wird. Wir wollen dagegen einiger Wirkungen gedenken, die die Aufhebung des Edicts von Nantes schon nach sich gezogen hat. Es gehören darunter sonderlich diese drey. 1. Eine grosse Menge Menschen haben Frankreich bereits verlassen. 2. Man hat Städte befestigen und Citadelle anlegen lassen müssen, um dadurch die rückständigen aufzuhalten. 3. Es sind erstaunliche Summen Geldes aus dem Königreich geführet und Fremde damit bereichert worden. 1. Der Verlust, den Frankreich an Menschen erlitten hat, ist handgreiflich. Man bedauret den Marschal von Schomberg und seine beyden Söhne, die ihm nachgefolget sind *). Wir sehen ihren Ausgang aus Frankreich billig als eine Züchtigung GOttes an, die er über dieses Königreich wegen der darin verübten Grausamkeiten verhänget hat. Ihren Uebergang in die Dienste des Durchlauchtigsten Churfürsten von Brandenburg betrachten wir als ein Geschenk, das GOtt diesem Fürsten für die Liebe an unzählichen seinen Staaten nützlichen Personen bewiesen. Findet man auch wol unter den Helden der vorigen Zeiten oder in dem letzten Jahrhundert einen, der ihm gleich sey; so unerschrocken in Wider-

m) Freinshemius Supplem. ad Quint. Curt. lib. 1.

wärtigkeiten, so mäßig im Glück, in Schwierigkeiten so klug, in der Gefahr so tapfer, in der Religion so eifrig? Wo ist einer unter ihnen, der einen verdrängten König auf den Thron gesetzet, einen andern aber, der seine Unterthanen überwältiget, vom Thron herabgestossen n)? Nirgend findet man einen Helden, der vermögend gewesen, grosse Aufzüge vor der Welt zu machen, und der sie auch wirklich gemachet hat; aber auch keinen, der sich so wenig um den Beyfall der Zuschauer bekümmert, als er. Wir sind zu unvermögend, nur einen Schattenriß von ihm zu machen, geschweige daß wir sein Bild solten nach Verdienst ausmahlen können. Wir wollen diese Arbeit andern überlassen, die geschickter sind als wir, und sagen nur so viel, daß Frankreich mit ihm und seinen beyden Söhnen, die in der Lehre des Evangelii sorgfältig erzogen worden, die den Dienst ihres Souverain völlig inne hatten und aufs treulichste beobachteten, einen unersetzlichen Verlust erlitten, da sie nicht nur aus dessen Dienst gegangen, sondern auch in den Dienst eines andern Fürsten getreten. Aus dem Verlust anderer Menschen scheinet man sich nichts zu machen; und es ist auch wahr, daß derselbe mit dem Verlust der Schomberge nicht verglichen werden kan. Indes ist die Anzahl der Officiers nicht geringe, die nachher wider Frankreich Dienste gehabt haben; der Gelehrten, die den Staaten der Fürsten nützlich sind, von denen sie liebreich aufgenommen worden; der Kaufleute und Künstler, die durch ihren grossen Handel und Geschicklichkeit fremde Staaten auf Unkosten Frankreichs bereichern; der Handwerker und Ackersleute, die durch ihre Arbeitsamkeit in andern Gegenden von Europa nützlich sind, und die vielleicht Frankreich mehr Tort thun werden, als man jetzo glaubet. Die Pracht eines Königs bestehet in der Menge seines Volkes, und wenn dieses fehlet, so wird seine Herschaft geschmälert. **Wo ein König viel Volks hat, das ist seine Herlichkeit, wo aber wenig Volks ist, das macht** einen

n) Der erste war der König in Portugal, der andere aber der König in England Jacobus II.

einen Herrn blöde. Dis ist ein Ausspruch des weisesten unter den Königen, den die Erfahrung vieler Jahrhunderte bestätiget hat. Der König von Frankreich stösset diesen Theil seiner Herlichkeit in auswärtige Länder, und seine Herschaft nimt dadurch ab. Der Verlust der Menschen ist unvermeidlich, und ob man wol alle Maasregeln ergreifet, sie zu behalten, so entkommen ihrer doch unzählige. Zwar behält man ihre Güter statt der Personen, und meinet, daß man dadurch genug schadlos gehalten sey; aber die Rechtsgelehrten sagen uns o), daß es weit zuträglicher sey, das Reich durch einen Anwachs von Menschen, als durch einen Anwachs von Gütern zu vermehren. Wie schimpflich haben vernünftige Heyden von der Handlung des Sylla geredet, der die Reichthümer und Güter derer, die er überwältiget hatte, öffentlich an die Meistbietenden verkaufen lies? Was thut man anders in Frankreich? Es ist wahr, daß man vorgiebt, daß die Güter der ausgetretenen und verstossenen Protestanten den Clöstern, den Hospitälern oder andern armen Stiftern geschenket wurden. Es ist aber notorisch, daß der König das meiste davon in seinen eigenen Nutzen verwendet. 2. Es ist weltkundig, daß der König die Grenzstädte bevestigen und neue Citadellen an den Grenzen des Reichs anlegen lassen; um die Protestanten zurückzuhalten. Dieses ist für einen König eben so schimpflich als nachtheilig. Man verräth dadurch, daß der Fürst von seinen Unterthanen nicht geliebet werde, und daß er sich vor ihnen fürchte. Machiavel, dessen Staatsklugheit allen ehrlichen Leuten entsetzlich ist, hat solchen Fürsten, die sich vor ihren Unterthanen scheuen, den schädlichen Rath ertheilet, daß sie Vestungen in ihrem Lande anlegen lassen sollen, um sie dadurch im Zaum zu halten p). Aber das ist gewiß eine elende Republik, in welcher ein Herr entweder aus Furcht vor seinem Volke, oder um sein Volk zu zwingen, sich mit

o) Melius est ampliari imperium hominum adjectione, quam pecuniarum copia. *Digest. 1. de bonis damnatorum.*

p) Machiavel Discours lib. 2. c. 20-24. Pasquier Recherche de France. p. 990.

Felsen und Citadellen umzingeln muß. 3. Der dritte Punct daß durch die Protestanten viel Geld aus dem Lande gezogen worden, ist eben so begreiflich. Es ist kein einziger aus Frankreich gegangen, der wenigstens nicht etwas bey sich gehabt hätte. Ein sehr geschickter Mann q) hat sich die Mühe gegeben, gewisse Grundsätze davon anzugeben, die in Betrachtung gezogen zu werden verdienen. Man findet bey ihm eine Angabe von unermeßlichen Summen. Ist aber das Geld die Seele eines Staats: so kan man wohl sagen, daß diese Seele in andere Staaten gewandert sey.

*) Dieser vortrefliche Mann erhielt im Jahr 1675. als Turenne mit Tode abgieng, den Marschalsstab. Er hatte ihm lange gebühret; die Religion aber war die Ursache gewesen, daß man diese Ungerechtigkeit gegen seine Verdienste bewiesen, und der König hatte es keinen Hehl, es ihm zu sagen, daß er, wenn er catholisch werden wolte, den Marschalsstab erhalten solte. Allein, dieser Herr antwortete ganz getrost: Seine Religion sey ihm lieber als alles, und wenn diese ihn hindere, diese Ehrenstuffe zu besteigen, so begnüge er sich damit, daß Se. Majestät ihn derselben würdig erkant hätten. Die Noth des Staats aber erhielt endlich das Uebergewicht über den catholischen Eifer. Man mußte dem Graf von Schomberg eine Ehre antragen, um die er sich nicht beeiferte, und man mußte es auf eine solche Art thun, die davon zeugete, daß man sich keine Hofnung mache, daß er um deswillen die Religion changiren werde. Ohnerachtet er Frankreich die grösten Dienste geleistet hatte, so hielt es doch überaus schwer, daß man seiner schonete, als nach aufgehobenem Edict von Nantes der rasende Religionseifer ausbrach. Endlich erlaubete man ihm, daß er mit einer gewissen Anzahl von Personen aus dem Reiche gehen solte, doch sonst nirgend anders hin, als nach Portugal; so, daß das Land, wo er durch so viele Siege bekant worden, der Ort seines Exilii seyn solte. Jedoch er entkam auf einem andern Wege zu dem grossen Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm. Bald nachher aber gieng er in die Dienste des Königs Wilhelm von England, und wurde in Irland in der berühmten Schlacht bey Boyne, nach deren Verlust Jacobus II den Thron räumen mußte, im 82sten Jahr seines Alters getödtet.

q) Jurieu lettre pastorale.

Zwey-

Zweytes Capitel,

darin gezeiget wird, daß die Römischcatholischen Franzosen die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht nur nicht billigen können, sondern auch dessen Wiederherstellung sehnlichst wünschen müssen.

§. 194.

Wir wollen uns nicht in eine weitläuftige Beschreibung der Uebel einlassen, so die Verfolgung nach sich gezogen, weil solches schon anderwärts zur Gnüge geschehen ist. Nicht zu gedenken, daß dasjenige, was Frankreich leidet, hinlänglich genug ist, den König zu bewegen, die nöthige Gegenanstalt zu machen, die in der Wiederherstellung des Edicts von Nantes lediglich bestehet; so bitten auch seine protestantische Unterthanen hierum flehentlichst, und seine catholische Unterthanen werden Seine Majestät gewiß daran nicht hindern. Denn sie können und dürfen die Aufhebung dieses Edicts nicht billigen. Ja es bringts ihr Interesse ganz offenbar mit sich, daß dasselbe schleunigst wiederhergestellet werde. Unsere Mitbürger dürfen nur die Ursachen erwegen, deren man sich bedienet hat, uns zu verderben, und die Mittel, die man angewendet hat, diesen Zweck zu erreichen, um in den Stand gesetzet zu werden, selbst zu urtheilen, daß sie unmöglich die Aufhebung des Edicts von Nantes billigen, oder aus den daraus entstandenen Folgen ein Wohlgefallen haben können. Hat man etwa die Protestanten deswegen auszurotten gesuchet, weil sie Gottlose und Atheisten gewesen, oder weil ihre Laster und Aufruhr zu einer Pest des Staats geworden? Nein! unsere Mitbürger wissen es gar zu wohl, daß sie auf den lebendigen GOtt hoffeten und ein gutes Gewissen hatten. Sie sind Zeugen von dem guten Geruch ihrer Aufrichtigkeit, Gottseligkeit und Eifers um das Wohlergehen des Vaterlandes. Woher kam es denn, daß die Römischcatholischen ihren guten Wandel lobeten, und von ihnen sagten: es wäre nur Schade, daß

sie Hugonotten wären? Eben die Sprache, deren sich die Heyden, nach dem Zeugniß Tertulliani, bedieneten, wenn sie von den Christen redeten [r]). Wir haben selbst in den Gerichtsbüchern ein unverwerfliches Zeugniß unserer Aufrichtigkeit und guten Wandels; und wir können eben dasjenige von uns sagen, was erwehnter Tertullianus in seiner Schutzschrift für die Christen im vier und vierzigsten Capitel geschrieben hat. Warum verfolget man uns aber bey diesen kundbar guten Eigenschaften? Und warum ist insonderheit die Römischcatholische Geistlichkeit auf den Untergang der Protestanten bedacht? Hier muß man die wahren Ursachen von den Scheinursachen und äusserlichem Vorwand unterscheiden. Die wahren Ursachen sind längst im Buch der Weisheit mit den Worten angezeiget: **Lasset uns auf den Gerechten lauren, denn er machet uns viel Unlust und setzet sich wider unser Thun; er schilt uns, daß wir wider das Gesetz sündigen, und rufet aus unser Wesen für Sünde. Er giebt vor, daß er GOtt kenne, und rühmet sich GOttes Kind; strafet, was wir im Herzen haben; er ist uns nicht leidlich auch anzusehen: denn sein Leben reimet sich nicht mit den andern und sein Wesen ist gar ein anders . . Mit Schmach und Qual wollen wir ihn stöcken, daß wir sehen, wie fromm er sey, und erkennen, wie geduldig er sey. Wir wollen ihn zum schändlichen Tode verurtheilen, da wird man ihn erkennen an seinen Worten.** B. der Weish. 2, 12 u. f. Wir wissen gar wohl, daß sie diese Ursachen nicht öffentlich bekant werden lassen, sondern sie möglichst verborgen gehalten; indes ist es mehr als zu gewiß, daß dieses die wahren Ursachen sind, dadurch sie bewogen worden, uns zu verderben. Die übrigen, so sie kund werden lassen, sind nichts als ein leerer Vorwand; indes wollen wir prüfen, wie viel Schein und Grund sie an sich haben.

§. 195.

r) Tertullianus Apologet. cap. 3. Bonus vir Cajus, pejus tantum quod Christianus.

§. 195.

Man verfolget uns dem Vorgeben nach: 1. weil wir eine Religion hätten, die voll Ketzerey wäre; 2. weil das Gift unserer Lehre unsere Mitbürger anstecke, deren viele auch dadurch verkehret worden; 3. weil die Kirche, als die algemeine Mutter aller Christen, berechtiget sey, uns zu strafen und in ihren Schoos zurück zu bringen. Diese Ursachen haben einen blendenden Schein an sich; wenn man sie aber genau betrachtet, so findet man, daß, wenn sie gute und zureichende Ursachen wären, man auch berechtiget gewesen seyn würde, JEsu Christo und seinen Aposteln übel zu begegnen. Die Juden würden kraft derselben noch jetzt berechtiget seyn, uns für Ketzer und Separatisten zu halten, und das Christenthum würde blos darum bestehen, weil es die Oberhand hat, und die Christen würden nichts anders als Aufrührer gegen die Jüdische Kirche seyn. Diese abscheulichen und gotteslästerlichen Folgen fliessen ganz natürlich aus dem Verhalten und Meinungen der Römischen Clerisey. Unsere Ketzerey bestehet darin, daß wir eine Lehre haben, die in vielen Stücken von der Lehre der Römischen Kirche unterschieden ist, und ihr in gewissen Absichten gerade entgegen stehet. Als JEsus Christus zu lehren anfieng, beschuldigten ihn die Aeltesten des Volks, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, als sie die Ausbreitung seiner Lehre sahen, daß er ein Neuling sey, der das Volk verführe; indem er eine Lehre vortrug, die der ihrigen zuwider war. Sie erkläreten ihn für einen Aufrührer, der dem Kayser Zins zu geben verbiete; der in seiner Verwegenheit so weit gehe, daß er sage, er sey Christus, der König. Sie sagten: lassen wir ihn so gehen, so wird jederman an ihn glauben. Sie gaben Befehl, daß derjenige, der ihn kenne, ihn anzeigen solle, damit man ihn aus dem Wege schaffen könne. Sie griffen ihn auch nachher wirklich, sie brachten ihn ans Creutz und liessen ihn unter den Händen der Ungerechten sterben. Eben so haben sie es mit seinen Jüngern gehalten, und schryen insonderheit in Ansehung Pauli: Ihr Männer, helfet uns die-

diesen Menschen greifen, als welcher wider das Volk, wider das Gesetz und wider diese heilige Stätte geredet hat. Diese Juden, die alle jetzt erwehnte und noch viel mehrere Schandthaten begangen, sassen auf Mosis Stuhl. Sie rühmeten sich, daß sie allein das Volk GOttes wären, denen das Wort GOttes anvertrauet worden, denen die Kindschaft, die Herlichkeit, der Bund, das Gesetz, der Gottesdienst und die Verheissungen gehöreten. Die Kirche war die Mutter aller dieser Juden. Sie hatte also ein Recht, diejenigen zu bestrafen, die aus ihrem Schoos entwichen waren, um sie in denselben zurück zu führen. Sie hatte also auch ein Recht, diejenigen zu verstossen und umzubringen, die eine neue und der ihrigen entgegen stehende Religion predigten, und das um so viel mehr, je grösser die Anzahl der Anhänger und Bekenner dieser so genanten neuen Religion waren. Die Juden würden auf die Weise berechtiget seyn, uns Ketzer zu nennen. Wir würden noch widerspenstige Kinder gegen die Jüdische Kirche heissen, die uns mit allem Recht züchtigen könte, wenn wir ihr nicht an äusserlicher Menge und Macht überlegen wären. Hoffentlich wird man diese Folgen nicht billigen, die das Verhalten verwerflich machen, welches die Römische Clerisey gegen uns beobachtet. Wir können aber mit allem Recht noch eine andere Betrachtung hinzufügen, welche das gegen uns erwiesene Unrecht noch mehr zu Tage leget. Wir haben nemlich einen weit grössern Vortheil für uns, als der ist, den JEsus mit seinen Aposteln hatte. Denn diese trugen ganz neue Religionswarheiten denjenigen Juden vor, deren Vorfahren das Gesetz GOttes auf dem Berge Sinai von GOtt empfangen, und die daher auch einen grossen Schein des Rechtes vor sich hatten, ihre alte Religion zu behalten. Was aber uns betrift, so sind wir unter Christen, unter welchen wir Christum, und zwar den gecreuzigten, predigen. Sie predigen ihn zwar auch, aber anders als wir, indem sie ihm die Heiligen zur Seite stellen. Sie opfern ihn noch als ein Versöhnungsopfer für ihre Sünden, und wir glauben, daß das einzige Opfer, so JEsus

sus Christus am Creutz gebracht, zur Versöhnung aller unserer Sünden volkommen zureichend sey. Wir predigen ihnen keine neue Religion, sondern es ist eben diejenige, zu welcher sich ehedem ihre Vorfahren bekant haben. Das Christenthum ist eine Art der Religion, die dem verderbten Judenthum entgegen stehet. Und wie es unter den Juden verschiedene Bekentnisse und Religionspartheyen gab, z. E. der Pharisäer, der Sadducäer, der Herodianer und wahren Juden; so giebt es auch verschiedene Confeßionen der Christlichen Religion, z. E. der Römischcatholischen, der Lutheraner, der Jansenisten u. s. w. und die unsrige, die wir für die wahre Religion halten. Die heil. Schrift sagt nichts davon, daß man der Römischcatholischen Religion zugethan seyn müsse, wenn man selig werden wolle. Die Römische Kirche hat nie einen Primat über die Kirche zu Ephesus, noch über die zu Corinth, noch über die andern apostolischen Gemeinden gehabt. Man mußte, um selig zu werden, ein Christ seyn, und die reine christliche Religion ohne Vermischung mit Aberglauben, Abgötterey und Irthum, bekennen, so wie sie in der heil. Schrift geoffenbaret worden, die uns als die Richtschnur unsers Glaubens und Sitten mitgetheilet worden. Ein neuer sehr gelehrter Schriftsteller hat sehr wohl gezeiget, daß Paulus, als er an die Römer geschrieben, daß ihr Glaube in der ganzen Welt bekant geworden sey, nicht die Absicht gehabt habe, den Glauben der Römischen Kirche über den Glauben aller andern Kirchen zu erheben, sondern daß er nur damit anzeigen wollen, wie hohe Ursach er habe, GOtt zu danken, daß man in allen Provinzen des Römischen Reiches wisse, wie zu Rom selbst, als in der Hauptstadt des Reichs und Residenz des Kaysers, Leute anzutreffen wären, die den christlichen Glauben angenommen. Man würde gewiß hohe Ursache gehabt haben, sich zu betrüben, wenn zu der Zeit, da das Evangelium in den Provinzen Eingang gefunden, Rom die einzige Stadt gewesen wäre,

re, die sich demselben widersetzet hätte; weil man gar wohl weiß, was das Exempel einer Hauptstadt für eine Wirkung in den Provinzen hat. Paulus betrachtete es daher als die Ursache der Freude, daß die Stadt Rom, die menschlichem Ermessen nach die meisten Hindernisse hatte, und auf welche alle andere Provinzen sahen, das Evangelium angenommen. Jetzerwehnter Autor zeiget, daß eben dieses der Verstand der Worte sey, den viele Ausleger dieser Stelle Pauli beylegen, und unter andern auch der gelehrte Rigaut, Parlamentsrath zu Metz und ein Römischcatholischer Christ, in seinen Anmerkungen über einen Brief, den die Priester und Diaconi zu Rom an den heil. Cyprianus geschrieben, daraus man ganz deutlich ersiehet, daß damals kein Primat in der Kirche statt gefunden, daß die Kirchen einander alle gleich und im Glauben einig gewesen 6).

§. 196.

Es ist gewiß, daß zu den Zeiten der Apostel nur eine einzige christliche Kirche gewesen; allein, in den nachfolgenden Jahrhunderten hat sich lalmählig ein Irthum nach dem andern eingeschlichen. Einige haben diese Irthümer angenommen, von andern aber sind sie verworfen worden. So lange die Irthümer entweder nicht groß oder der Anzahl nach noch nicht viel gewesen, so hat sich diese Partheilichkeit nicht geäussert; endlich aber hat sich die Kirche in zween Haufen getheilet. Der eine ist der gesunde Theil gewesen, der weder die Irthümer noch die Neuerungen angenommen; der andere aber der kranke Theil, der durch die angenommenen Irthümer verunstaltet worden. Wir glauben, daß wir zum gesunden Theil der Kirche gehören, und daß hingegen die Römische Kirche der kranke Theil sey. Diese aber behauptet das Gegentheil. Und so sind zwo Partheyen einander in der

Thal

6) Warum dem Cyprianus der Titel eines Papstes beygeleget worden, in welchem Verstande es geschehen, und was daraus für Folgen hergeleitet werden können, das hat Lenfant in seinen Notes historiques et morales sur les epitres de St. Cyprien p. 34. 50. 115 gezeiget.

That zuwider. Ist es aber auch gerecht, daß der stärkere Theil den schwächern unterdrücket? Muß man sich denn selbst Gerechtigkeit verschaffen? Nimt man diesen Grundsatz an, so werden die Protestanten berechtiget seyn, die Römischcatholischen auszurotten, wo sie nur die Oberhand haben; und daraus kan nichts anders entstehen, als daß die Parthеyen, wenn sie sich einander gewachsen zu seyn glauben, sich unter einander erwürgen. Auf die Weise wird das Christenthum bald ausgerottet, und dagegen der Mohamedismus oder das Judenthum wieder eingeführet werden. Solte eine von beyden Parthеyen eine Macht und Autorität über die andere haben, so würde dieses Vorrecht der protestantischen gebühren, als welche der gesunde Theil der Kirche ist, welche die Reinigkeit ihrer Religion durch die Uebereinstimmung ihrer Lehre mit der Lehre der Apostel erweiset t). Denn die Römische Kirche hat so wenig von dieser Aehnlichkeit des Glaubens und der Uebereinstimmung mit der Lehre der Apostel an sich, daß ein sehr gelehrter Mann von der Römischcatholischen Kirche, der des Cardinal Mazarin Bibliothecarius gewesen u), aufrichtig gestanden, daß ein Mensch, der das neue Testament gelesen, nimmermehr den Plan der Römischcatholischen Religion, als welche in Regeln, Ceremonien, Satzungen, Traditionen und dergleichen Dingen bestehen, die von den Päpsten und Concilien von Zeit zu Zeit und ein Stück nach dem andern eingeführet worden, weder explicite noch implicite in diesem Buch antreffen werde. Wozu brauchen wir aber das Eingeständniß dieses geschickten Mannes? Es fält ja die Sache so jederman in die Augen. Der Unterschied zwischen der Religion der Apostel, wie sie in der heil. Schrift enthalten ist, und zwischen der Römischen Religion, ist so handgreiflich und so groß,

t) Tertullianus advers. Marcian. lib. 4. c. 4. Id verius quod prius, id prius quod ab initio, id ab initio quod ab Apostolis.

u) Naude jugement de tout ce, qui a été imprimé contre le Cardinal Mazarin, p. 346.

groß, daß er der Römischen Clerisey zur Schande gereichet, die daher auch die Lesung der heil. Schrift untersaget hat. Und wenn die Protestanten sich diesem ungeheuren Verbot nicht beständig widersetzet hätten; so würde schon längst keine Bibel mehr vorhanden gewesen seyn. Unter der Regierung Carl IX, dieses grausamen Verfolgers der Protestanten, redete man gar nicht mehr von der heil. Schrift, nachdem unsere Väter abgeschlachtet worden, und so lange die überbliebenen sich nicht unterstunden, ihr Zeugniß hören zu lassen. Belleforest beklaget sich in seiner Historie der neun Carls, daß man unter der Regierung des letztern in den Buchläden des Königreichs mehr nach dem Alcoran des Mohammed, als nach den guten Büchern heiliger Lehrer oder nach der heiligen Schrift selbst gefraget habe. Wir werden uns indes dieses Vortheils nie bedienen. Die Grundsätze unserer Religion gestatten uns nicht, unsere Religion durch die Waffen und Gewaltthätigkeiten auszubreiten. Wir wissen auch, daß die Gründe des gemeinen Rechtes nicht gestatten, sich selbst Recht zu verschaffen. Was ist nun zu thun? Man muß suchen, die Streitigkeit in der Güte beyzulegen; und wenn dieses nicht möglich ist, so muß man es dem anheim stellen, der recht richtet, und nach der Vorstellung JEsu die Erndtezeit abwarten: Lasset, spricht er, das Unkraut und den guten Waitzen wachsen bis zur Erndte; und zur Erndtezeit will ich sagen zu den Schnittern: Samlet zuförderst das Unkraut und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne; den Waitzen aber samlet mir in meine Scheune. Paulus und die andern Apostel, ja JEsus Christus selbst, haben die Ketzerey geduldet; und Paulus hat so gar geschrieben, es müßten Ketzereyen seyn, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden. Uebrigens mag die Römische Clerisey auftreten und sagen, ob sie die Protestanten, wenn sie dieselben vor die Gerichtsstühle des Königreichs gezogen, eines groben Verbrechens schuldig befunden? Wir sind gewiß versichert, daß sie dergleichen nicht werden aufweisen kön-

können. Wir sind blos darum verfolget worden, weil wir den Namen der Protestanten geführet haben w).

§. 197.

Nachdem wir nun unsern Mitbürgern gezeiget haben, daß sie weder die Gründe, um deren willen man unsern Untergang suchet, noch auch das Edict von Nantes billigen können, wodurch derselbe befördert wird; so wollen wir auch aus den Mitteln, deren man sich zu unserm Verderben bedienet hat, darthun, daß man uns ungerechter und gewaltthätiger Weise unterdrücket. So bald sich nur in der Welt Christen gefunden, die erleuchtet und standhaft genug gewesen, die Reinigkeit des Christenthums von der Vermischung mit dem Heydenthum zu unterscheiden, und den Weg zu bestimmen, der zum wahren Leben führet; so hat man sich bemühet, dieselben verächtlich zu machen. Ist dieser nicht ein Zimmermann, ein Sohn der Mariä, ein Bruder Jacobi, Joses, Judä und Simon? Und wohnen nicht seine Schwestern in dieser oder jener Stadt unter uns? Marc. 6, 3. Als man bemerkte, daß das Volk zu erkennen begunte, wie GOtt seine Schätze in irdene Gefässe geleget, damit die Herlichkeit dieser Kraft sey von ihm, und nicht von ihnen, so fieng man an, den gleichgültigen und verächtlichen Ton, den man bisher geredet hatte, abzulegen, und dagegen zu fragen, aus welcher Macht und Autorität sie solches thäten? Matth. 21, 23. Als man sahe, daß einer grossen Menge Menschen die Schuppen von den Augen fielen, und daß das Gewerbe, so man mit der Religion getrieben, in Abnahme gerieth; so fieng man an zu sagen, daß diese Männer die Leute verführeten, andern Göttern zu dienen, wider das Gesetz, Apostelgesch. 18, 13, daß sie den Staat verwirreten, daß sie Ordnungen einführeten, die man weder zu dulten noch zu beobachten schuldig wäre, zumal da man Römisch wäre. Apostelgesch. 16, 16 u. f. Als

w) Tertullianus Apologet. c. 2. Christianus si nullius criminis reus est, nomen valde infestum, si solius nominis crimen est.

Als man ferner wahrnahm, daß die Gründe dieser Religions-verbesserer etwas ausrichteten und das Volk lenketen, so stellete man ihnen anfänglich eben dieselben Waffen entgegen, nehmlich vernünftige Vorstellungen; da man aber ihrer Weisheit nicht zu widerstehen vermochte, so hat man Menschen aufgewiegelt, welche sagen mußten, daß sie Gotteslästerungen lehreten. Apostelgesch. 6, 12. Da man sahe, daß wenig Gouverneurs der Provinzen diese Lehre annahmen, so suchte man von den Grossen dieser Welt Edicte und Declarationen zu erschleichen, kraft welcher der neuen und verbesserten Religion, und denen, die sich dazu bekenneten, wenig Freyheit gelassen wurde. Man bemühete sich, ihre Erhaltung und ihr Elend aufs genaueste mit einander zu verbinden. Die Römische Historie lehret uns r), daß der Kayser Caligula Verordnungen wider das Volk abfassen, dieselben aber mit sehr kleinen Buchstaben schreiben und sehr hoch stellen lassen, dennoch aber hätte er eine harte Strafe allen denen auferleget, welche wider diese Gesetze gehandelt. Man hat auch gegen uns Edicte und Declarationen herausgegeben, deren Vollstreckung den allermeisten eine wahre Unmöglichkeit gewesen. Wurde nun denselben entgegen gehandelt, so sahe man die Protestanten als Leute an, die sich des Königs Gebot widersetzten, man riß ihre Tempel nieder, man verjagte ihre Lehrer und zerstreuete die Heerden. Bewiesen sich andere hingegen so behutsam und vorsichtig, daß sie selbst wider die Absicht ihrer Feinde alles genau und pünctlich beobachteten, was ihnen war anbefohlen worden; so berathschlagte man sich, wie man sie fangen möchte in ihrer Rede. Man suchte falsche Zeugen aufzustellen, um sie dadurch zu verderben, sie der Obrigkeit und der Macht der Gouverneurs in die Hände zu liefern. Man theilte so gar grosse Geldsummen aus, um etwas fälschlich wider sie auszusa-

r) Suetonius in vit. Calig. c. 4. Hujusmodi vectigalibus indictis neque propositis, cum per ignorantiam scripturæ multa commissa fierent; tandem flagitante populo Romano proposuit quidem legem, sed et minutissimis literis, et angustissimo loco, ut ne cui describere liceret.

zusagen. Endlich hat man auch zween falsche Zeugen gefunden, aus deren Aussage man uns für Todes würdig erkläret, uns Galle und Eßig zu trinken gegeben und an das Creutz gestellet hat. Diejenigen, welche für die Protestanten in Frankreich Schutzschriften abgefasset, haben zur Gnüge bewiesen, daß das gewöhnliche Verfahren der Römischen Clerisey wider uns darin bestanden; ihre Handlungen vom Anfange der Reformation bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes, reden laut davon. Selbst unsere Mitbürger sind Zeugen davon, deren Gewissen wir zu Richtern in dieser Sache aufforderen, daß sie einen Ausspruch thun, dabey aber auch sich der Worte unsers Heilandes erinnern: Wenn euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat; wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das ihrige lieb; daß der Knecht nicht über den Herrn sey, und daß, wenn dieser verfolget worden, jene auch nicht werden geschonet werden.

§. 198.

Können daher auch unsere Mitbürger etwas anders wider unsere Verfolger aussprechen, als den Fluch, den GOtt selbst auf die Pharisäer und Schriftgelehrten geleget hat: Wehe euch, ihr Schriftgelehrten, ihr Heuchler, die ihr den Schlüssel der Erkentniß habt; ihr selbst gelanget nicht zum Himmelreich, und andere, die darnach trachten, lasset ihr nicht hinein. Luc. 11, 52. Wir lassen hierin unsern Mitbürgern Gerechtigkeit widerfahren, und glauben von ihnen, daß dieses ihr Urtheil sey. Aber wir halten auch dafür, daß sonderlich drey Zweifel vorhanden sind, die sie zurücke halten, die Aufhebung des Edicts von Nantes schlechterdings zu verdammen. Der erste Zweifel ist, weil die Geistlichen im Königreiche, die ihre Gewissensräthe und Seelenführer heissen, Urheber davon sind; der zweyte, weil die Parlamente in Frankreich, diese weisen und erleuchteten Versamlungen, diese Aufhebung gebilliget haben; der dritte aber, weil GOtt, der alle Ungerechtigkeit hasset, nicht zugegeben haben würde, daß wir so unterdrücket

cket und mit Füssen getreten worden, wenn wir eine gute und gerechte Sache hätten. Jedoch alle diese Zweifel sind leicht zu heben.

§. 199.

Anlangend den ersten Zweifel, so haben wir erst vorhin gezeiget, daß die Kirche, die diesen Titel mit allem Rechte führen konte, weil er ihr von GOtt selbst war beygeleget worden; daß die Juden, die doch das besondere Volk GOttes waren, eben so wider JEsum und seine Jünger gewütet, als es die Römische Clerisey mit uns gemacht hat. Wir wollen nicht hoffen, daß die Römischcatholischen das Verfahren der Juden wider JEsum rechtfertigen werden, aus dem Grunde, daß sie die Kirche gewesen. Allein, eben so wenig können sie das Böse gut heissen, das die Römische Clerisey wider uns verübet, unter dem Vorwande, daß es die Kirche sey, von der das alles herrühre. Ueberdis sind die meisten unserer Mitbürger in Frankreich erleuchtete und gelehrte Personen. Es ist ihnen nicht unbekant, daß die Verschwörung wider das Christenthum wüthend gewesen, daß die Weltweisen der Heiden dasselbe mit allen ihren Spitzfündigkeiten bestritten; daß die Redner sich aller ihrer Beredsamkeit und rednerischen Künste bedienet; daß die Staatsklugen alle ihre Ränke dagegen versuchet; daß die Völker sich durch Aufruhr dagegen empöret; daß die Grossen dieser Welt Edicte dagegen abgefasset, und alles angewendet, was in ihrer Macht gewesen, dasselbe zu unterdrücken. Sie wissen, daß die wahre Kirche niemals die falsche verfolget, sondern daß die falsche Kirche die wahre jederzeit gemißhandelt, und sich dabey nie der Schrift oder Vernunft, sondern nur der Gewaltthätigkeit gegen diejenigen bedienet, die ihre Irthümer nicht genehm halten wollen. Sie haben aus den Kirchengeschichten gelernet, daß es die Heiden so wider die ersten und besten Christen gemachet; daß die Arianer den Rechtgläubigen auf solche Art begegnet, und daß der, der nach dem Fleisch geboren war, verfolget habe den, der nach dem Geist geboren

boren worden. Gal. 4, 29. Es muß daher dieser erste Zweifel wegfallen, und es kan die Verfolgung, so man in Frankreich wider die Protestanten ausübet, deswegen weder gelobet noch entschuldiget werden, weil die Urheber derselben solche Leute sind, die entweder ihrer Herkunft halber oder wegen ihrer Aemter in grossem Ansehen stehen. Sie kan deswegen nicht gebilliget werden, weil diejenigen, so dieselbe verursachet haben und unterhalten, auf Mosis Stuhle sitzen. Es würde auf die Weise kein Laster, keine Schandthat seyn, die nicht entschuldiget, ja wol gar zu einer Tugend gemachet werden konte, wenn die Beschaffenheit oder Anzahl der Personen, so sie verübet oder billigen, in Betrachtung gezogen werden solte. Die Mordthat, zum Exempel, die an der Person des Herzogs von Orleans vom Herzog Johann von Bourgogne verübet worden, war abscheulich und fluchwürdig vor GOtt und den Menschen. Als aber Johann Petit, ein Theologus und berühmter Prediger, in Gegenwart des Königs behauptete, daß die That rechtmäßig sey, und solches hernach in der L. Frauenkirche vor dem Volke öffentlich wiederholete, so warfen sich alle andere Prediger zu Paris, auf ihren Canzeln als Vertheidiger dieses schändlichen Mordes auf. Mußte denn nun diese vor den Augen GOttes und der Menschen abscheuliche That von ehrlichen und vernünftigen Menschen gut geheissen werden, darum, weil die Clerisey Urheberin davon war, und die Prediger, die Gewissensräthe, dieselbe lobeten? Unsere Vorfahren haben gewiß so nicht gedacht, und wir berufen uns auf denjenigen, der diese Begebenheit erzählet hat y). Die Römischcatholischen Prediger haben sich ehedem unterstanden, selbst am Hofe zu predigen: daß die Könige Favoriten und Lieblinge halten könten, und daß die Favoriten, um zu einer solchen Ehre zu gelangen, tödten und mit Gift hinrichten könten, wer ihnen nur im Wege stünde; und man hat sich boshafter Weise selbst der heiligen Schrift dazu bedienet, diese

y) Pasquier Recherche de France Lib. 6. p. 443.

teuflische Lehre zu unterstützen. Es haben aber diese Lehrer es dabey nicht bewenden lassen, daß sie dergleichen Gottlosigkeiten geprediget, sondern sie haben es auch im Jahr 1649 unter dem Titel einer Staatsrede, die zu St Germaine vor dem Hofe gehalten wurde, drucken lassen i). Die Historie Frankreichs lehret uns, daß zu allen Zeiten die Geistlichen, ja selbst die Bischöfe, die ärgsten Gräuel von verschiedener Art ausgeübet. Ein Geistlicher war es, der den König Childebert und Bruneholo, auf Befehl des Fredegund, im Jahr Christi 587 zu tödten suchte k). Zween andere Geistliche waren es, die auf eben diesen Befehl sich eine gleiche Mordthat am Childebert und Gontran im Jahr Christi 590, auszuüben vernahmen. Childebert ertapte noch einen Mörder, der von eben dieser Person erkauft worden, ihn hinzurichten. Dieses gab ihm Gelegenheit, die vorhergegangenen Verschwörungen untersuchen zu lassen; und es kam dabey heraus, daß Gilles, Bischof von Rheims, darunter stecke, den auch der König in gefänglichen Verhaft bringen lies. Weil aber die Bischöfe sich darüber beschwereten, daß man einem Prälaten so hart begegnet, ohne ihn gehöret zu haben; so lies er ihn los, um ihm den Proceß förmlich zu machen. Zu dem Ende lies er den 15ten November ein Concilium zu Metz halten, wo dieser Bösewicht durch Zeugen und durch seine eigene Aussage des Meineides, des Hochverraths, des Lasters der beleidigten Majestät, der Erregung bürgerlicher Kriege überführet, von seinem Bißthum abgesetzet und nach Strasburg relegiret wurde; indem der König ihm auf Fürbitte der andern Bischöfe das Leben schenkete.

§. 200.

Wolten wir alle Schandthaten aufsuchen, die von der Clerisey in Frankreich begangen worden, so möchte wol nicht leicht ein

i) Naude Jugément de tout ce qui a été imprimé contre le Cardinal Mazarin p. 190.

k) Mezeray Abregé chronolog. T. I. p. 88. 91. 94. 102.

ein Jahr in der Geschichte vorbeygehen, das nicht durch grobe Verbrechen, durch himmelschreyende Ungerechtigkeiten, oder durch entsetzliche Verwirrungen, so von ihnen angerichtet worden, sich merkwürdig gemachet. Wir würden einen Salonius von Embrun, einen Sagittarius von Gap finden, von denen der Geschichtschreiber gesaget hat, daß sie mehr verdieneten Banditen als Bischöfe genant zu werden. Wir würden einen meineidigen und aufrührischen Gilles von Rheims antreffen, der bürgerliche Kriege entzündet, einen Saffarac, Bischof zu Paris, einen Contumeliosus, Bischof von Riez, die sich beyderseits der Hurerey und Unreinigkeit schuldig gemachet; einen Cautinus von Tours, von dem Gregorius entsetzliche Greuel und Bosheiten entdecket hat. Wir würden finden, daß unter sechzehen bis achtzehen Concilien nur ein einziges, das zu Orange gehalten worden, anzutreffen sey, auf welchem von Glaubenswahrheiten gehandelt worden; alle übrigen hatten es entweder mit Bestrafung abscheulicher Bischöfe, oder mit Beylegung der unter ihnen täglich entstehenden Streitigkeiten zu thun. Wir würden finden, daß die meisten Bischöfe dem Tyrannen Ebroin bey seinen Ungerechtigkeiten geschmeichelt, weil sie sich entweder vor ihm fürchteten, oder selbst daran Theil hatten; daß selbst Dadon oder Oduin, Bischof von Rouen, dem man einen Platz unter den Heiligen eingeräumet hat, sein vertrauter Freund und einer von seinen vornehmsten Räthen gewesen, und daß dieser Heilige den Philibert deswegen ins Gefängniß werfen lassen, daß er diesem Tyrannen Vorstellung gethan. Wir würden finden, daß der gröste Theil der Bischöfe dem Tyrannen Ebroin ohne alle Bedingung ergeben gewesen, und daß sie aus Gefälligkeit gegen ihn unschuldige und ehrliche Leute zum Tode verurtheilet. Daher auch Mezeray von diesen Bischöfen gesaget, daß sie mehr verdienet hätten Sclaven dieses Tyrannen, als Väter des Concilii benant zu werden. Wir würden finden, daß die Clerisey seit sehr geraumer Zeit die Religion und die Andacht des

Volks sowol als der Könige in nichts anders gesetzet, als in den Geschenken, die man den Kirchen gereichet, und in den Reichthümern, die man in ihren Schatz niedergeleget. Wer ihnen am meisten schenkete, der war auch der Gottseligste. Wer ihnen kärglicher mittheilete, wurde auch weniger geachtet; diejenigen aber, die ihnen nichts gaben oder wol gar was nahmen, waren Gottlose. Die kostbaren Geschenke, zum Exempel, die Dagobert an die vornehmsten Kirchen in Frankreich gegeben, haben ihm bey den Geistlichen den Titel eines Unvergleichlichen zuwege gebracht, und daß er der Tugendhafteste, der Tapferste, der Weiseste, der Volkommenste im Kriege und Frieden gewesen, der jemals über die Franzosen regieret. Es ist aber ganz gewiß, daß er blos deswegen diese Lobsprüche erhalten, weil er sich gegen die Kirchen und Geistlichen freywillig bewiesen. Denn man findet in seinem ganzen Leben nicht nur keine gute Handlung, sondern im Gegentheil alle Arten der Laster, die er ausgeübet. Er lies einen, Namens Brunulfus, der ihm nach Neustrien gefolget war, tödten, ohne daß er von ihm beleidiget worden, und diese Mordthat suchte er durch einige gute Handlungen zuzudecken. Seine Leidenschaft gegen die Weiber war so heftig, daß er sich dadurch bewegen lies, die Königin Gomatrud zu verstossen, und die Nantildis, eine von ihren Bedienten, sich beyzulegen. Die Nantildis aber wurde gar bald von einer andern ausgestochen. Denn als es ihm einstens einfiel, in seinen königlichen Kleidern und mit grosser Pracht in den Provinzen seines Königreichs umher zu reisen, so suchte er sich eine andere schöne Person, Namens Ragnetrudis, aus. Bald darauf legte er sich noch zwo andere Frauen bey, und hielt sich ausser denselben so viele Maitressen, als es seine ins unendlich gehende Veränderungssucht mit sich brachte. Er lies sich von seiner wilden Jugendhitze hinreissen; und die oberste Gewalt verleitete ihn zu vielen Gewaltthätigkeiten. Seinen fleischlichen Trieben versagte er keine Lustbarkeit; er legte aber auch rauberische

Hände

Hände an die Güter seiner Unterthanen, als ob sie schlechthin sein Eigenthum wären. Man hat ihn im Verdacht, daß er am Tode des Chilperic Schuld habe, der des Ariberts Sohn war und in der Wiege umgebracht wurde; damit er Aquitanien in seine Hände bekommen möchte; wenigstens hat er dieses an sich gerissen, sobald das unschuldige Kind todt war. Unter seiner Regierung wurden in einer einzigen Nacht neuntausend Bulgarier hingerichtet, die ihn ersuchet hatten, daß er ihnen in einem Winkel seines Reichs sich niederzulassen gestatten möchte; dieses that er auch, aber die Ermordung desselben geschahe mit seiner Einwilligung. Als die mit unerschwinglichen Abgaben belästigten Picten einen Aufruhr anfiengen, so zog er in eigener Person wider sie, schleifte ihre Stadt und lies zum Zeichen der Verwüstung den Grund mit Salz bestreuen. Dis ist das ganze Leben dieses im Kriege und Frieden so volkommenen Fürsten. Haben nun die Geistlichen diejenigen um des Genusses willen gelobet, die allen Absichten nach strafbar gewesen; so haben sie im Gegentheil diejenigen Fürsten getadelt und gelästert, die ruhmwürdige Handlungen verrichtet. **Carl Martel**, der sich in den Französischen Geschichten einen unvergänglichen Ruhm erworben, muß nicht nur bey der Nachwelt sein Andenken von ihnen schänden lassen, sondern sie verfolgen ihn auch mit ihrer Rache bis in jene Welt. Sie tragen sich mit einer Offenbarung des heiligen **Eucherius**, Bischofs von Orleans, der zu Folge er nach Leib und Seele in den ewigen Höllenflammen liegen soll; daß man, als man sein Grab geöfnet, nichts anders als eine abscheuliche Schlange und einen unerträglichen Gestank gefunden; welches ihrer Meinung nach ein Zeichen seines verdamlichen Zustandes war. Die Geschichte werden unter den Händen solcher Geistlichen nach den Geschenken, die sie bekommen, abgemessen. **Jovius**, der aus einem Arzt zum Bischofe von **Nocera** vom Papst Alexander IV gemacht wurde, rühmte sich, daß er eine güldene Feder für die hätte, die ihm Gutes thä-

ten, und eine bleyerne für die, so ihn verachteten [a]); wor- in ihm aber Sleidanus, nach dem Urtheil eines gelehrten Mannes, nicht gefolget [b]).

§. 201.

Wir haben bisher vom Credit der Geistlichkeit in Frankreich einige Beweise aus den erstern Jahrhunderten genommen, weil sie zu unserm Zweck sehr dienlich gewesen. Ist diese Clerisey schon so verderbt gewesen, da sie gleichsam noch nahe bey der Quelle gestanden; in welchen erbärmlichen Zustand muß sie in den folgenden Zeiten gerathen seyn, da sie sich immer weiter davon entfernet hat; sonderlich seit dem die Secte der Jesuiten den Namen Christi und des Christenthums geschändet hat. Daß unsere Folge richtig sey, das wird sich aus einer kurzen Prüfung ihrer Lehre und ihres Verhaltens entdecken. Es ist aber dabey nicht unser Zweck, die Sitten dieser Geistlichen unserer Zeit zu untersuchen. Denn ihre ganze Moral ist geschrieben und jederman kennet sie. Nein! wir wollen eigentlich nur zeigen, daß, wenn ihre Lehre, Maximen und Meinungen die Richtschnur der so genanten weltlichen Personen seyn sollen, in kurzer Zeit kein souverainer Fürst, keine wahre Religion, ja keine bürgerliche Geselschaft mehr statt haben könne, sondern die Welt zu einer Wüste werden müsse, in welcher die Menschen unter dem unerträglichen Joch der grausamen und blutdürstigen Jesuiten stehen würden; und daß eben deswegen die Aufhebung des Edicts von Nantes von keinem vernünftigen Franzosen gebilliget werden könne, weil dieselbe von diesen gefährlichen Menschen herrühret. Die Lehre der Jesuiten ist der Souverainität der Fürsten schlechterdings zuwider. Sie lehren nicht nur, daß es erlaubt sey, Souverains abzusetzen und zu tödten, wenn sie dem Papst oder der Kirche nicht anständig sind, wie solches ein neulicher Schriftsteller ganz deutlich

a) Matthäi Histoire des sept années de paix dans son avertissem. p. 4.

b) Pasquier Recherche de la France p. 993.

sich gezeiget hat [c]; sondern sie lehren auch, daß das Volk seinen König vom Throne stossen, und ihm die Krone nehmen könne, wenn er seine Regierung tyrannisch führete, ohnerachtet es demselben Gehorsam und eine immerwährende Treue zugeschworen. Es ist dieses eine Lehre, die einer der vornehmsten Lehrer von dieser Geselschaft, Emmanuel Sa, vorgetragen [d]), und sich dabey gerühmet hat, daß er vierzig Jahr gearbeitet, ehe er dieses heilige Werk zu Stande gebracht, dessen Sätze er Aphorismos genant habe, gegen welche gar kein Zweifel statt haben soll. Wird diese Lehre genehm gehalten, so sind die Könige nicht mehr souverain, sondern die Jesuiten und das gemeine Volk haben nicht nur die ordentliche, sondern auch die ausserordentliche Jurisdiction über sie. Sie sind auf die Weise berechtiget, ihr Verhalten gleichsam zu anatomiren und ihre Handlungen zu untersuchen, um zu wissen, ob sie auch würdig sind, zu regieren und zu leben. Und da dieses bey ihnen ein Lehrsatz ist, so dürfen wir uns darüber gar nicht wundern, daß sie einige von unsern Königen zum Tode verurtheilet haben. Und wenn der gemeine Hause den Wahn heget, daß er im Gewissen verbunden sey, diesen Gewissensräthen blindlings zu folgen; so ists kein Wunder, daß sie jederzeit unter demselben die Mörder gefunden, deren sie benöthiget gewesen. Damit aber sowol das Volk als die Könige zur Ausführung des Plans der Jesuiten beschäftiget werden, so bemühen sich diese, jene in einen Religionskrieg zu verwickeln. Es falle derselbe aus, wie er wolle, so wird er für den König und das Volk allemal nachtheilig seyn. Sieget der König und die catholischen Unterthanen, so sind es die Jesuiten, welche die Ehre und Vortheile von diesem Siege einerndten. Denn man hat ihre Feinde abgeschlachtet, und die Vertheidiger der Souverainität und Independenz der Könige aus dem Wege geschaffet; und was das Zeitliche betrift, so ist man eben dadurch ihren

c) Mezeray Abrege T. 6. Irrevocabilite de l'edit de Nantes p. 1.
d) Emmanuel Sa Summa Summarum Pontif. cap. 58.

ihren Bemühungen, uneingeschränkt zu herschen, zu statten gekommen. Jederman weiß, daß diese schädliche Secte, als sie im Königreich Portugal unter dem Namen der Apostel, nicht aber der Jesuiten, vesten Fuß gefasset, dem Könige Sebastian angelegen, und ihn durch allerley Arten der Ränke dahin zu bewegen gesuchet, ein algemeines Gesetz zu geben, daß künftig niemand zur Krone gelangen solle, der nicht von dieser Societät wäre, und von derselben zur Krone gewählet worden e). Hätten sie keine Feinde mehr, wären alle Römischcatholische im Gewissen verbunden, sich ihrem Urtheil und Entscheidung zu unterwerfen; so würde kein Souverain zu finden seyn, der nicht von ihnen abhängig wäre, der sich nicht vor ihnen fürchten müßte, und endlich wol gar genöthiget seyn würde, ihnen den Thron abzutreten.

§. 202.

Es würden aber die Souverains nicht nur nicht mehr von andern Menschen unabhängig bleiben, sondern es würde auch keine wahre Religion statt haben. Wir wollen hier nicht weitläuftig darthun, wie die Lehre und Uebungssätze dieser Secte der Religion das wesentliche benehmen, sondern verweisen nur auf das Buch des Jesuiten Mascarenhas, welches zu Cramoisy 1656 gedruckt worden. Er hat es der heiligen Jungfrau dediciret, und der Verfasser erkläret sich, daß er darin nichts anders gelehret, als was er von dieser seiner Meisterin gelernet, die ihn auch zur Abfassung dieser Schrift ausserordentlich getrieben, und ihm alles inspiriret habe. Und da es fast scheinet, als ob er zu seiner Sicherheit an dieser Inspiration noch nicht genug gehabt, so hat er sich auf die Bestimmung vieler andern Jesuiten bezogen, die er namentlich angeführet hat. Nach der Lehre dieser saubern Herren ists gar keine Todtsünde, wenn man das Evangelium lediglich um der Ehre und des Geldes willen prediget, und ein Geistlicher von ihrer Art hat keine Verbindlichkeit auf sich, das Volk zu unterrichten, wenn ihm seine Pfarre wenig

e) Pasquier Recherche de France p. 313.

nig einbringt f). Wir setzen noch hinzu, daß bey ihrer Lehre und Uebungssätzen auch die bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen könne. Denn nach ihrer Lehre ist derjenige, der sich bey bürgerlichen Contracten entweder mündlich oder schriftlich anheischig gemachet hat, sichs aber innerlich vorbehalten, den Contract nicht zu erfüllen, gar nicht im Gewissen zur Erfüllung seiner Zusage verpflichtet. Wenn die Taxe der Waaren nicht richtig ist, so kan man ihrer Meinung nach sich eines falschen Gewichtes zu seinem Vortheil bedienen g); und wenn man von einem Richter auf einen Eid getrieben wird, so kan man sich vor ihm mit Zweydeutigkeiten durchlügen. Wenn ein Vater seinem Sohne für die Dienste, so er ihm geleistet, kein Salarium giebt, so kan dieser dem Vater ohne alle Verletzung des Gewissens bestehlen. Sie lehren, daß die Abtreibung einer Leibesfrucht gar nichts sündliches sey, wenn man nur daran zweifele, daß sie schon lebendig gewesen. Sie sagen, es sey erlaubt, sein Haus an liederliche Huren zu vermiethen, die daraus eine Hurenherberge machen, ohne daß man nur auf eine Entschuldigung dürfe bedacht seyn. Weiter wollen wir uns nicht in ihre schändliche Lehre einlassen. Es ist dieses wenige schon genug, zu zeigen, von was für gefährlichen Folgen es sey, wenn man sich den Lehrsätzen und Maximen dieser Gewissensräthe überläßt. Man wird zwar dagegen einwenden, daß dieses vielleicht nur die Lehre einiger einzelner Jesuiten sey, daß aber daraus nicht folge, daß sie alle derselben zugethan wären; man wird sagen, daß die an den Höfen der Fürsten befindliche Jesuiten dergleichen Bücher verworfen, und die darin enthaltene Lehren nicht für die ihrigen erkennen wollen. Allein, man darf sich dadurch nicht irre machen lassen. Denn sie sind kraft ihrer Constitution verbunden h), einerley Meinung zu seyn, einerley Lehre zu führen, sowol in ihren Predigten, als im gemei-

f) Escobar Theolog. moral. lib. 10. Sect. 2. c. 16. propos. 20. p. 462.
g) Escobar Theolog. moral. Tract. 1. exam. 3. c. 7.
h) Constitut. P. 3. c. 1. art. 8. Idem sentiamus, idem dicamus omnes, doctrinae differentes non admittantur, nec verbo in concionibus, vel lectionibus publicis, vel libris.

gemeinen Umgange und in ihren Schriften. Man kan versichert seyn, daß von ihnen kein Buch herausgegeben wird, so nicht von ihrem Ordensgeneral approbiret worden. Sie dürfen sich nicht unterstehen, etwas herauszugeben, das nicht vorher die Censur paßiret. Denn dieses ist ihnen in ihren Constitutionen und Ordensregeln vest eingebunden l). Diese Regeln werden nach der grösten Strengigkeit beobachtet. Man zwinget denjenigen zum Widerruf, der einen Saß vorgetragen, der der Lehre dieser Societät zuwider ist, und wenn er auch noch so orthodox wäre. Und das ist noch die gröste Gnade, die einem solchen Schriftsteller widerfähret; indem man denjenigen oft grausam strafet, der sich etwas nachtheiliges hat entfahren lassen. Diese Gesellschaft, die sich selbst den Titel Augusta beygeleget, fordert, daß ihre einzelen Glieder derselben ihre Ehre und ihr Gewissen aufopfern. Aus diesem Gehorsam rührete es her, daß vor nicht allzulanger Zeit der Herr Pater Nouet ein gewisses Buch aufs äusserste herunter machte, welches er vor wenig Tagen, nachdem er es auf Ersuchen eines Erzbischofs gelesen und geprüfet, mit Lobsprüchen gebilliget hatte. Aus eben dem Grunde sahe sich der ehrliche Pater Caussinus genöthiget, in einer öffentlichen Schrift, die der Königin übergeben wurde, mit solcher Heftigkeit wider solche Personen loszuziehen, gegen welche er, wie seine Freunde wußten, besondere Hochachtung hegete. Und die plötzliche Veränderung des Pater Petavius in der Lehre von der Prädestination und Gnade, muß allem Vermuthen nach eben dieser Ursache zugeschrieben werden. Er hat ohne Zweifel besorget, es möchte mit ihm eben so verfahren werden, als es dem Pater de la Croix um einer ähnlichen Ursache willen ergangen. Jedermann weiß, daß weder die Aufrichtigkeit seines Characters, noch die Reinigkeit seines Lebens noch auch die vierzig Jahre, die er in diesem Orden zugebracht, die Jesuiten

l) Constitut. P. 3. c. 3. art. 18. Libri edi non poterunt sine approbatione et consensu præpositi Generalis, qui eorum examinationem tribus committet.

ten beugsam machen können, da er einen allzugrossen Eifer um die Lehre des Augustinus bewiesen, und diesen Lehrer dem Molina vorgezogen. Ohnerachtet er vom General die Erlaubniß erhalten hatte, sich von der Geselschaft zu entfernen, so wolten sie ihn doch die Freyheit nicht geniessen lassen, die so vielen andern bewilliget wird. Da sie sichs vorgenommen, an diesem redlichen Manne eine Härtigkeit zu beweisen, die sie sehr selten Schelmen und Dieben widerfahren lassen; so steckten sie ihn in ein grausames Gefängniß, und GOtt allein weiß es, was sie ihm in demselben für Marter angethan, indem weder seine Eltern noch Freunde jemals die geringste Nachricht von ihm erhalten können. Endlich ist auch die Historie mit dem Pater Annate, ehemaligem Beichtvater Ludwig XIV, gar wohl bekant. Sie ist viel zu laut worden, und hat viel zu groß Geräusch in der Welt gemacht, als daß man sie nicht wissen solte. Dieser gute Pater hatte sichs vorgenommen, den vertrauten Umgang dieses Königs mit der Maitresse Valiere zu unterbrechen. Er sagte einstens zum Könige, daß er ihm die Absolution von den Sünden, die er bekant hätte, nicht ertheilen könte, wo er nicht die Valiere von sich liesse. Da er nun bey dieser Unternehmung Widerstand fand, so gieng er so weit, daß er sein Beichtvateramt beym Könige niederlegte. Der König sagte zu ihm, da er ihm die Absolution nicht ertheilen könne, so habe er seinen gebornen Beichtvater, den Pfarrer zu St. Eustachius, und er werde denselben rufen lassen, sein Amt zu verwalten. Sobald die Societät Jesu Nachricht bekam, daß sie in Gefahr stünde, die Herschaft über das Gewissen des Königs zu verlieren, so gerieth der arme Pater Annate in ihre Censur, und sie zwungen ihn, der Moral und Politik der Jesuiten auch wider seine Einsicht und Ueberzeugung des Gewissens zu folgen. Daher konte nun der König so viel Absolution erhalten, als er haben wolte. Wir könten mehr ähnliche Exempel anführen, es kan aber an diesen, die aller Welt bekant sind, genug seyn.

§. 203.

§. 203.

Das sind nun die Leute, welche die römische Kirche heissen; das sind ihre Pfeiler, ihre Seulen, ihr Grund und Eckstein. Dis sind die Leute, welche die Römische Religion lehren. Freylich tragen sie ihre schädlichen Lehrsätze nicht allezeit laut vor. Sie enthalten sich derselben, wenn sie nicht wollen, daß sie ihre gewöhnlichen Wirkungen nach sich ziehen sollen. Sie würden sich dadurch überall verhaßt machen; welches eine grosse Unvorsichtigkeit wäre. Wenn sie sichs aber vorgenommen, einen Fürsten zu verderben, so werden sie von ihnen nie ohne den abgezielten Erfolg vorgetragen. Es sind dieses ihre Waffen, deren sie sich nur gelegentlich bedienen, und die sie den von ihnen begeisterten Enthusiasten in die Hände geben, wenn es ihnen zuträglich zu seyn scheinet. GOtt verhüte es, daß sie dieselben nie wider den König brauchen, der sie füttert und groß machet. Will er aber des gewiß seyn, daß sie sich derselben nie wider Ihn oder die Seinigen bedienen solle; so muß das auch heilig und sicher seyn, daß weder der König noch seine Nachfolger ihnen keinen Verdruß machen, oder etwas wider das Interesse der Geselschaft Jesu verfügen. Es ist wahr, sie sind die Gewissensräthe unserer Mitbürger. Ist aber auch diese Betrachtung rechtmäßig und gültig? Gehört das mit zur Andacht, etwas zu thun, das GOtt verboten hat? [illegible] auch ein menschlicher Grund vorhanden, der den Beyf[illegible] rechtfertigen könne, den wir solchen Dingen oder Handlungen geben, die GOtt schlechterdings verboten hat? Es können daher unsere Mitbürger die Aufhebung des Edicts von Nantes, nebst den daraus entstandenen Folgen, unmöglich deswegen billigen, weil die Jesuiten oder die Römische Kirche in Frankreich Urheber davon sind. Und das um so viel weniger, da ihr Verhalten durch wahre Gottesgelehrte längst als verwerflich dargestellet worden. Diese nennen die Gewaltthätigkeit, die dem Gewissen und der Religion angethan wird, die doch eben so frey seyn will, als der Wille, eine Unstürzung aller Religion. Ein gezwungener Wille

bleibt

bleibt doch allezeit ein Wille. Aber eine gezwungene Religion ist ganz und gar keine Religion mehr. Sie sagen, daß der wahren Religion nichts so entgegen stehe, als der Zwang; ein erzwungener Gottesdienst könne GOtt unmöglich gefallen, weil auch kein Mensch zu finden sey, der nicht an einem Dienst und Ehre, der dem andern abgezwungen worden, einen Abscheu habe. Das Nicenische, Constantinopolitanische, Ephesinische, Chalcedonische und andere Concilia haben den Satz ganz deutlich entschieden, daß man diejenigen, die man Ketzer nennet, nicht zwingen, oder Gewaltthätigkeiten an ihnen beweisen müsse. Diesem Grundsatz zu Folge bewies sich der heilige Martinus ehedem als einen Fürbitter beym Maximus für die Ketzer seiner Zeit, und bat ihn, daß er sie nicht zwingen möchte, sich zur wahren Religion zu bekennen. Im Jahr 386 wurde zu Trier ein Concilium gehalten [k]), und der Bischof Ithacius vor demselben deswegen verklaget, daß er den Priscillianus und seine Anhänger bis auf den Tod verfolget. Im Jahr 444 wurde Chelidonius, Bischof von Besancon, abgesetzet [l]), weil er der Abfassung eines Bluturtheils mit beygewohnet. Wäre es nöthig, so könte aus allen Jahrhunderten des Christenthums dargethan werden, daß Gewaltthätigkeit und Zwang in Religionssachen verdammet worden; daß die wahre Kirche es für ihre Pflicht gehalten, sich gelinder und sanfter Mittel zu bedienen; und daß dieselbe, nach dem Muster ihres Oberhauptes JEsu Christi, Gefallen hat an Barmherzigkeit, und nicht am Opfer. Wir würden zeigen können, daß selbst die Canonisten diejenige Art zu predigen neu und ausserordentlich nennen, welche mit Schlägen verbunden ist, und die den Glauben mit Drohungen fordert [m]). Wir können

k) Mezeray Abregé chronol. T. I. p. 10 11.

l) Mezeray Abregé chronol. T. I. p. 41.

m) Decret. P. I. distinct. 45. Quid autem de episcopis, qui verberibus timeri volunt, Canones dicant, bene fraternitas vestra novit. Pastores etenim facti sumus, non percussores. Et egregius prædicator dicit: Argue, obsecra, increpa in omni patientia et doctrina. Nova vero atque inaudita est ista praedicatio, quae verberibus exigit fidem.

können aber der Anführung dieser Beweise überhoben seyn, weil die Jesuiten selbst gestehen n), daß die Canones einem Lehrer gebieten, daß er nicht schlagen soll. Wenn der Jesuit Maimburg o) von der protestantischen Religion redet; so sagt er: Diese unglückselige Secte verräth durch ihre gewaltsame und dem Evangelio JEsu Christi gerade zuwiderlaufende Aufdringung zur Gnüge, daß sie eine falsche Secte sey, und nicht von JEsu Christo herrühre, der der GOtt des Friedens ist. Nennet man nun die Protestanten, mit denen man einen unaufhörlichen Krieg geführet, die man dergestalt in die Verzweifelung getrieben, daß sie zuweilen eine Nothwehr gethan; nennet man, sage ich, dieselben unselige Sectirer, verdammet man ihre Religion, ohnerachtet sie dieselben nicht unterweiset, sich zu vertheidigen: wie soll man denn die nennen, die sie verfolgen? Und was für ein Urtheil soll man von der Religion fällen, die sie zur Verfolgung antreibet? Wir sagen daher mit einem sehr geschickten Römischcatholischen Gelehrten p), der den Geistlichen den Vorwurf machet, daß sie die Urheber der Tortur wären: Woher komt die Unersättlichkeit in den Martern, die man heut zu Tage unter so vielen Geistlichen antrift, und uns den Gebrauch der heftigsten Mittel anrathen, die uns in die gefährliche Anwendung der Tortur stürzen? Wo ist der sanfte und stille Geist des Priesterthums hin, der sich rühmet, ein Feind des Blutes und übertriebener Strengigkeiten zu seyn? Hat man ja bey peinlichen Befragungen in die Fusstapfen der Tyrannen und abgöttischer Völker treten mussen; mußte denn deswegen dieser heilige Orden seinen Character mit den blutigen Wirkungen solcher henkermäßigen Verrichtungen schän-

n) Maimburg Histoire du Pontif. de S. Gregoire le Grand p. 233. 241. 242.

o) Maimburg Histoire du Calvinisme L. 1. pag. 3.

p) Augustin Nicolas Dissertation morale et juridique sur la Torture p. 75.

schänden? Wo bleiben denn die in den Concilien auf diese Unternehmung gesezte Strafen? Ist es auch eine hinlängliche Entschuldigung, wenn man sagt, daß der Priester nur den Proceß instruire, und sich der Richter und weltlichen Obrigkeit zur Ausführung seines Urtheils bediene? Wo bleibt denn der in den Rechten bekante Saz: daß der, der etwas durch einen andern thut, als ein solcher angesehen werden müsse, der es selbst gethan? Wir können diese Sprache mit noch mehrerem Grunde führen, als der jezt erwehnte Schriftsteller. Denn wir sind nicht nur ja sowol, als er, berechtiget, der Clerisey der Römischen Kirche den Vorwurf zu machen, daß ihr der Ursprung und Gebrauch der Tortur überhaupt zuzuschreiben sey; sondern wir können ihnen auch noch dieses vorrücken, daß sie die Urheber der Tortur sind, die wir ausgestanden haben. Die Grausamkeit dieser Geistlichen hat sich selbst in Absicht auf uns übertroffen. Denn im Anfange haben sie dieselbe nur erfunden, einen Verklagten zum Geständniß seiner Schuld zu bringen, oder auch seine Unschuld zu erfahren; uns aber hat man so lange gequälet und gemartert, bis wir gesaget, wir wären Römischcatholisch, da man doch sehr wohl gewußt hat, daß dieses nicht wahr sey. Die Ausflucht, daß die Römische Clerisey nicht unmittelbar Hand an uns geleget habe, heisset soviel als nichts. Die Rechtsregel bringt es einmal mit sich, und es wird auch in Gerichten darnach erkant und gesprochen, daß derjenige, der durch einen andern was thun läßt, als der Urheber dieser That angesehen werden müsse. Alles, was wir bisher gesagt haben, ist auf die Hebung des ersten Zweifels unserer Französischen Mitbürger gerichtet. Sie trugen nemlich Bedenken, die Aufhebung des Edicts von Nantes zu verdammen, weil die Clerisey, die sie für ihre Gewissensräthe und Seelenführer halten, Urheber davon waren, und weil die Parlamente das Aufhebungsedict eingetragen und rechtskräftig gemachet, folglich auch alles gebilliget, was in der Folge geschehen. Die erste von

diesen Schwierigkeiten ist gehoben; wir wollen auch die zweyte und dritte aus dem Wege zu räumen suchen.

§. 204.

Die Bewährung und Registration desjenigen Edicts, dadurch das von Nantes aufgehoben worden, bey den höchsten Gerichtshöfen und Parlamenten des Königreichs, kan dieser Aufhebung gar kein günstiges Vorurtheil erwecken oder derselben einen Schein des Rechtes beylegen. Der Kayser Carl V stellete sich an, als ob ihm recht viel daran gelegen wäre, die Stände des Reichs bey ihren Freyheiten zu erhalten. Es wurden Reichstäge ausgeschrieben, und andere von Alters her gewöhnliche Versamlungen angeordnet, an welchen das algemeine Beste der Republik Deutschland in Ueberlegung gezogen werden solte. Allein, der Beschluß aller dieser Rathschläge und angestelten Versamlungen war von ihm allein abhängig. Daher auch der Herzog von Sachsen, Mauritius, und der Marggraf Albert ihm dieses vorrückten, die ihn auch aus eben diesem Grunde mit Krieg überzogen. Eben so gehet es auch in Frankreich. Die Parlamente haben ihre äusserlichen Privilegien und Vorrechte erhalten. Sie kommen zusammen, wie sie sonst zu thun gewohnt gewesen; sie legen ihren Ornat an und erscheinen in ihren Kleidungen von Scharlach und Hermelin; übrigens aber sind ihre Schlüsse vom Willen dererjenigen abhängig, die im Lande regieren, sonderlich aber vom Willen der Jesuiten, die zu diesen Zeiten den Credit entsetzlich mißbrauchen, darin sie bey Hofe stehen. Als Cicero ehedem mit den Römischen Rathsherren redete, so sagte er zu ihnen: daß, als die überwiegende Gewalt in ihren Städten geherschet hätte, diejenigen, so die Waffen in den Händen gehabt, allenthalben durchgegriffen. Sie befahlen auch, sagt er, herschsüchtig, daß ihr in euren Zusammenkünften nichts anders beschliessen soltet, als was sie haben wolten. Sie dictirten euch das erst in die Feder, was ihr hernach im Senat sprechen soltet. Und indem ihr das gebotet, was sie gethan haben wolten, so unterstundet ihr euch nicht, das zu befehlen, was

durch

durch sie von Rechts wegen hätte geschehen sollen. Die so genanten souverainen Gerichtshöfe in Frankreich haben mehr nicht als diesen glänzenden Titel übrig; bey dem Pater la Chaise aber, oder bey einem Tellier, oder auch anderwärts, werden die Sachen dictiret, die von diesem Senat beschlossen werden sollen. Sie gehorchen auch, wie alle andere subordinirte Geselschaften. Als Ludewig XI ehedem ein Edict an das Parlament zu Paris schickte, daß es alda registriret werden solte, so wegerte sich das Parlament, solches zu thun und zu publiciren, daher der König im Zorn schwur, daß alle diejenigen, die ungehorsam gewesen, mit dem Leben büssen solten. Als das Parlament dieses erfuhr, so kamen alle Glieder desselben in ihren rothen Kleidern und in Proceßion ins Louvre und stelleten sich vor den König. Als sie nun der König fragte: Was sie haben wolten? so antwortete der erste Präsident, Pasquiere, im Namen der ganzen Geselschaft: Sire, den Tod, den sie uns zuerkant haben, und den wir viel lieber ausstehen, als Dero Edict wider unser Gewissen registriren und publiciren wollen. Herr Pasquier erzählet uns q), daß als er Generaladvocat in der Rechnungskammer zu Paris gewesen, der Herr von Soissons gewisse Edicte gebracht hätte, die vom Parlament eingetragen werden sollen: worauf einer von den Präsidenten, Herr von Dola, den Herrn von Soissons gefraget: ob sie denn nicht in dieser Angelegenheit ihre Meinung und Gutachten sagen solten, wie es sonst gewöhnlich wäre? worauf derselbe zur Antwort ertheilet: daß ihm desfals nichts anbefohlen, sondern nur dieses gesaget worden, daß die Edicte eingetragen werden solten. Hierauf antwortete der Herr von Dola: Weil man ihre Meinung zu wissen nicht begehre, so sey auch ihre Gegenwart nicht nöthig. Worauf alle Parlamentsräthe aufgestanden, um weder mit Worten noch durch ihre Gegenwart in die Publication des besagten Edicts zu willigen. Der Generaladvocat zu Paris, Homerus Talon, hielt ehedem im Jahr 1649 folgende

q) Pasquier Recherche de la France p. 567. 568. 1001.

de Rede in Gegenwart des Königs Ludewig XIV. Ehedem, sagte er, war es diesem Parlament erlaubt, den Königen zu widersprechen, und zu ihnen mit Warheit zu sagen: Sire, das ist nicht recht. Heut zu Tage aber hat man die Moral verkehret, man treibet mit dem Staat einen Spott und bringt bereits ausgefertigte Edicte, davon man schon versichert ist, daß die Eintragung und Publication derselben nicht ausbleiben werde. Ehedem hat sich dieses Parlament dem Könige Franciscus I, als er schon dreyßig Jahr alt war, widersetzet, wegen einiger Abgaben, die dem Volke aufgeleget werden solten. Jetzo aber unterstehet man sich nicht, Ew. Majestät etwas, auch unter Dero Minderjährigkeit, abzuschlagen. . . Wir können Ew. Maj. getrost sagen, daß Dero Siege das Elend des Volks im geringsten nicht vermindern; daß in Dero Königreiche noch ganze Provinzen gefunden werden, wo das Volk weiter nichts als ein wenig Brodt, Haber und Heu hat. Die Palmen und Lorbeerzweige, um deren Vergrösserung willen man sich mit so vielen Völkern herumwürget, können bey uns noch nicht unter die guten Pflanzen gezählet werden, weil dieselben keine Früchte tragen, die zur Unterhaltung des Lebens dienlich wären. Man hat auf alles, was man nur ersinnen können, Auflagen gemachet. Es haben Ew. Maj. Unterthanen mehr nicht als ihre Seelen übrig, und wenn diese feil geboten und ein Handel damit getrieben werden könte, so würden sie längst mit in Anschlag gebracht worden seyn. Eine solche despotische Art zu regieren schickt sich für die Scythen, Barbaren und andere weit entfernte mitternächtliche Völker, die weiter nichts als Menschengestalt haben. In Frankreich aber, welches jederzeit den Ruhm der besten Policey und Artigkeit gehabt, sind die Unterthanen jederzeit gewöhnt gewesen, frey

gebo-

geboren zu werden, und als wahre Franzosen zu leben. Indes müssen sie jezt mit Seufzen wahrnehmen, daß sie als Sclaven und Galeerenknechte tractiret werden; sie halten jezt ihren Rücken hin, um die Streiche von einem Galeerenofficier anzunehmen. Dadurch wird ihnen ihr Herz abgenaget, und unter ihrem Seufzen hat sich das Land keinen Segen vom Himmel zu versprechen. Viele fliehen schon, und sie fluchen denen in ihrem Herzen, welchen sie äusserlich Ehrerbietung erweisen müssen. Es ist die Sache Ew. Maj. hievor zu sorgen und das Elend dieser Zeiten zu erwegen. Bedenken sie ja wohl, daß so viele tausend Seelen in den Provinzen seufzen müssen, um mit ihrem Schweiß den Krieg fortzusetzen. Sorgen sie dafür, daß Gütigkeit, Gelindigkeit und Menschenliebe künftighin im Louvre das Bürgerrecht habe, u. s. w.

§. 205.

Die Sachen befinden sich in Frankreich, in Absicht auf die Parlamente in einem noch erbärmlichern Zustande. Die Herren Pasquiere, Pasquier und Talon sind todt, und sie haben niemand nach sich gelassen, der die Rechte des Parlaments vertheidige. Diese hochberühmten souverainen Gerichtshöfe haben nachgegeben, und ihre Schwäche bey aller Gelegenheit gezeiget. Das Parlament zu Mez hatte, zum Exempel, ein Arret abgefasset, das dem Könige mißfällig war. Als nun der König zu Mez war, muste das däsige Parlament zu Fuß zu ihm ins Louvre kommen, wo er die von ihnen abgefaßten Schlüsse vor ihren Augen zerriß, und dagegen ein anderes Arret von seinem Staatsrath abfassen lies, das dem Parlamente zu Mez nachtheilig war. Noch ein neuerer Fall hat sich mit dem Parlament zu Paris zugetragen. Denn als der vorige König Ludewig XIV die Feuerkammer anlegete, um die Giftmischer zu richten, damit das Königreich und die Stadt Paris angefüllet war, so gerieth auch der Marschal von Luxenburg in Verdacht und

wurde in gefänglichen Verhaft gezogen. Als ihm nun diese Kammer den Proceß machte, so verfügte sich das Parlament in seiner Cerimonienkleidung zum Könige, und that demselben Vorstellung, daß die Herzoge, Pairs und Prinzen des Königreichs unter seiner Jurisdiction stünden; sie beschwereten sich, daß die Feuerkammer ihnen diese rauben wolle, und sagten, daß Se. Majestät sie jederzeit bey ihren Rechten und Prärogativen geschützet hätte, und hoffeten, daß sie dieses auch jetzo thun würden. Nachdem sie nun der König ganz gelassen angehöret hatte, so sagte er zu dem ersten Präsidenten, der das Wort geführet hatte: **Monsieur, die Könige, meine Vorfahren, haben dieses aus guten Ursachen gethan, ich aber halte es aus guten Ursachen anders.** Damit kehrete er sich um und gieng fort. Die Parlamente dürfen nach gegenwärtigem Fuß gar nicht rasonniren. Und eben deswegen darf man gar nicht glauben, daß die Aufhebung des Edicts von Nantes rechtmäßig sey, weil die Parlamente des Königreichs solches registriret. Sie mögen es für gerecht erkant haben oder nicht, so haben sie solches eintragen und rechtskräftig machen müssen. Es ist sicher genug, daß einige solches nicht gebilliget, und sie würden es öffentlich verworfen haben, wenn sie sichs hätten unterstehen dürfen. Die Parlamente sind in ihren Urtheilen nicht gleich; einige urtheilen recht, andere aber unrecht. Als die Jesuiten im Jahr 1595 von dem Parlament als Verführer der Jugend, als Stöhrer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Staats waren verurtheilet worden, daß sie binnen funfzehn Tagen das Königreich räumen solten, so widersetzte sich demselben das Parlament zu **Bourdeaux** und **Toulouse**, so, daß die Jesuiten sich in **Guienne** und **Languedoc** bis zu ihrer Zurückberufung aufhielten. Aus dieser Verschiedenheit der Urtheile der Parlamenter kan man zweyerley schliessen. 1. Daß, obwol in diesen souverainen Gerichtshöfen gelehrte und vernünftige Männer sitzen, sich dennoch das Interesse, Leidenschaften und Vorurtheile, so sie wider einander hegen, mit einmischen;

schen; daher ihre Schlüsse gar nicht unbetrüglich sind, und man darf nicht meinen, daß man sich darauf, als auf das Evangelium verlassen könne. So bald man merket, daß sie mangelhaft sind, so müssen sie in eine Prüfung gezogen werden. Und dieses muß insonderheit in Ansehung der Aufhebung des Edicts von Nantes geschehen. Es folget 2. aus dieser Widerwärtigkeit der Meinungen, daß man daraus keinen Schluß auf die Rechtmäßigkeit der Aufhebung des Edicts von Nantes machen könne. Man hat die Parlamente in dieser Sache gar nicht gefraget, sie haben ihr Gutachten nicht einschicken dürfen, sondern es ist allen diesen souverainen Höfen der Befehl von einer einzigen Person zugeschicket worden. Der Untergang der Protestanten in Frankreich ist gar nicht von ihnen beschlossen worden, wenigstens nicht von den allermeisten, sondern sie haben nur das Edict, so man ihnen zugeschicket, rechtskräftig machen müssen. Und da sie sich bey der Registrirung dieses Edicts so einstimmig bewiesen, so ersiehet man daraus, daß sie alle, ohne zu raisonniren, gehorsam seyn müssen. Aber daraus folget noch gar nicht, daß sie es alle für gerecht gehalten. Sie haben nicht einmal die Freyheit gehabt, sich darüber zu bereden, geschweige denn, daß sie ein Urtheil nach ihrer Erkentniß hätten abfassen dürfen. Endlich muß man auch nicht denken, daß dieses Edict des Königs und dessen Folgen rechtmäßig wären, weil es von vornehmen Personen, die entweder um die Person des Königs sind, oder nicht, gebilliget worden. Wäre dieser Schluß richtig, so würde man auch sagen müssen, daß die rasenden Unternehmungen des Nero gut und rechtmäßig gewesen, weil der Rath zu Rom so niederträchtig war, denselben blindlings zu gehorchen, und alles zu beschliessen, was er von ihnen begehrete, und weil seine Hofschranzen aus Schmeicheley alles genehm hielten. Nicht alle vornehme Personen billigen das Verfahren des Königs. Sagen sie gleich nicht laut, daß sie es verdammen, so folgt doch daraus nicht, daß sie es gut heissen. Die Meinungen sind hierüber getheilet. Einige, die dem

Hofe schmeicheln, erkennen es für was löbliches; andere aber getrauen sich nicht, solches öffentlich zu verwerfen, aus Furcht, daß die Hofschranzen auf ihre Unkosten sich zu erheben und auf ihren Untergang ihr Glück zu bauen, suchen möchten. Gesetzt aber, daß die Anzahl derer, die dieses Edict billigen, weit grösser wäre, als sie wirklich ist, so kan auch daraus für den leidenden Theil nichts nachtheiliges fliessen. Denn es kan eine Sache aus eben dem Grunde verdächtig seyn, weil sie den stärksten Anhang hat. Die menschlichen Angelegenheiten sind nicht so glücklich, daß das gesundeste und beste der grösten Anzahl gefällig wären. Der gröste Haufe ist gemeiniglich ein Merkmal, daß die Sache nicht viel Nutze sey, der derselbe anhänget. Man muß sich das Beste aussuchen, nicht aber das Gangbareste. Wir müssen das erwählen, was uns der ewigen Glückseligkeit theilhaftig machet, nicht aber das, was der gemeine Mann, oder der gröste Hause gut heisset, als welcher ein sehr schlechter Kenner und Ausleger der Wahrheit ist. Ueberdis giebt uns auch das bürgerliche und canonische Recht, ja die heilige Schrift selbst hievon Unterricht. Man muß, sagen die Rechtsgelehrten, sein Urtheil nicht auf Exempel, sondern auf Gesetze gründen. Die gesunde Vernunft muß den Vorgang vor den Exempeln haben. Die grosse Menge derer, die Unrecht thun, komt dem Irthum und der Sünde nicht zu statten; und die heilige Schrift sagt, man soll nicht folgen der Menge zum Bösen. 2 Mos. 23, 2 t).

§. 206.

Wir wollen uns zu dem letzten Zweifel wenden und zeigen, daß er eben so ungegründet sey, als die vorhergehenden. Wie kan man glauben, sagt man, daß die Sache der Protestanten so gut sey, da doch GOtt, der ein

t) Cod. de sentent. et interloc. tit. 47. Non exemplis sed legibus judicandum. Decret. Part. 1. dist. 9. c. 11. Sana quippe ratio etiam exemplis anteponenda est, cui quidem et exempla concordant, sed illa, quae tanto digniora sunt imitatione quanto excellentiora pietate. Hieronymus epist. Peccantium multitudo non parit errori patrocinium.

ein Feind der Ungerechtigkeit ist, zulässet, daß sie so überwältiget und unter ihren Trümmern begraben werden. Er läßt ja kein Zeichen sehen, daß ihre Religion gut sey, und daß ihnen Unrecht geschehe. Allein, die Leiden, so uns umgeben, sind nicht vermögend, eine nachtheilige Vorstellung von unsern Personen und von unserer Lehre zu machen, und man darf sich dadurch nicht hindern lassen, zu glauben, daß uns Gewalt und Unrecht geschehe. Ist nicht der heilige und unschuldige JEsus von Juda verrathen, den Hohenpriestern und dem Landpfleger übergeben, der Wuth des Volkes überlassen, nach Golgatha geführet und ans Creutz geheftet worden. Dieser Zweifel ist mehr strafbar als vernünftig. Er verräth, als ob man gegen unser Elend eben so gesinnet wäre, wie ehedem die ungerechten Freunde Hiobs, die ihn für einen Gottlosen hielten, weil er so ausserordentlich geplaget war. Hiob 4, 7. Man macht es wie die Feinde Davids, die, als er auf seinem schmerzlichen Lager angefesselt war, sagten: daß er um Uebelthaten willen da liege. Ps. 41. Man führet die Sprache der Apostel selbst, die, als sie den Blindgebornen sahen, aus einem jüdischen Vorurtheil fragten: Meister, wer hat gesündiget, dieser oder seine Eltern? Man macht es, wie die Barbaren zu Malitha, welche, als sie sahen, daß Paulo eine Otter an die Hand fuhr, mit dem Urtheil fertig waren, daß er ein Mensch sey, den die Rache nicht leben lasse. Diejenigen, welche an der Wahrheit unserer Religion und an unserer gerechten Sache zweifeln, sind schlecht unterrichtet, und haben die heilige Schrift nicht gelernet, die uns weise macht zur Seligkeit. Wüßten sie diese, so würde ihnen auch nicht unbekant seyn, daß JEsus seinen Nachfolgern die Vorschrift hinterlassen, sich selbst zu verleugnen und ihr Creutz auf sich zu nehmen; daß er ihnen vorhergesagt, daß sie in der Welt Angst haben würden, und daß sie durch viele Trübsal ins Reich GOttes eingehen müßten. Wüßten sie die Schrift, so würden sie auch mit Jesaia einen Unterschied zwischen den Wunden des Feindes und den Schlägen eines Freundes machen können;

nen; sie würden mit Jeremia zwischen dem Urtheil, das die Kirche betroffen, und zwischen der Ausrottung, die GOtt den Feinden zubereitet, einen Unterschied finden können. Jes. 27. Jerem. 46. Sie würden darin gefunden haben, daß die Apostel selbst über alle Macht beschweret gewesen, so, daß sie sich ihres Lebens erwogen, und nicht anders gegläubet, als daß sie sterben müßten, daß sie aber dennoch von diesem augenscheinlichen Tode errettet worden, weil sie auf den GOtt, der die Todten auferwecket, ihre Hofnung gesetzet. Wiewol ist das nicht zuviel gefordert von Gliedern der Römischen Kirche? Man verbietet ihnen ja, die heilige Schrift zu lesen, wie können wir von ihnen erwarten, daß sie wie ein Timotheus und Apollos mächtig seyn sollen in der heiligen Schrift? Da dieser Leuchter unter einen Scheffel gestecket worden, wie können wir fordern, daß er sie erleuchte? Indes, würden wir ihnen doch Unrecht thun, wenn wir glaubten, daß sie weniger gesunde Vernunft hätten, als die Heiden, und daß ihre Gedanken wenigsten eben so weit der Absicht GOttes gemäs seyn könten, als der Heiden ihre. Ist es ihnen nicht erlaubt, die heilige Schrift zu lesen, so dürfen sie doch wenigstens die Schriften vernünftiger Heiden lesen. Wollen sie sich nur Mühe geben, den Tractat des Seneca, von der Vorsehung GOttes, aufzuschlagen, so werden sie finden, daß dieser Mann, der nur seiner gesunden Vernunft nachgegangen, geglaubet und auch geschrieben, daß GOtt diejenigen nicht verzärtele, sondern sie prüfe, abhärte und züchtige, wie Soldaten, die ihm unter seiner Fahne dienen sollen. Er sagt, man solle nicht sowol auf das sehen, was man leide, als auf die Art und Weise, wie man sich darunter verhalte. Er will nicht verstatten zu glauben, daß man deswegen strafbar und lasterhaft sey, weil man unglücklich ist, und daß dasjenige, was einem im Kampf und Streit begegnet, allemal eine Strafe sey *).

§. 207.

*) Seneca *de providentia* c. 1. Inter bonos viros ac Deum amicitia est, conciliante virtute. Amicitiam dico? imo etiam necessi-

§. 207.

Unsere Mitbürger betrügen sich, wenn sie glauben, daß GOtt nicht auf uns achte, sondern hart mit uns umgehe; oder daß wir seine Feinde wären, weil er unzählige Leiden über uns verhänget, und uns in die gröste Gefahr kommen lässet. Der vernünftige Seneca kan sie eines andern überführen. Warum, fraget er, schicket GOtt den Frommen Trübsalen und Krankheiten zu? Warum stellet man bey einem Kriegsheer die muthigsten der grösten Gefahr blos? Gewiß nicht deswegen, als ob er sie gerne aufopfern wolle, oder als ob er keinen Wohlgefallen an ihnen habe. Wollen nun unsere Mitbürger bey dem allen noch sagen und glauben, daß diejenigen, die unter dem Leiden stehen, Feinde GOttes oder ihm wenigstens sehr gleichgültig sind? Möchten sie doch nur den erwehnten Tractat des Seneca, von der göttlichen Vorsehung, lesen, so würden sie unmöglich den Protestanten die schuldige Gerechtigkeit versagen können. Wäre es

necessitudo et similitudo... Itaque cum videris bonos viros acceptosque diis laborare, sudare, per arduum ascendere, malos autem lascivire et voluptatibus diffluere, cogita, filiorum nos modestia delectari, vernularum licentia; nos disciplina tristiori contineri, horum ali audaciam. Idem tibi de Deo liqueat. Bonum virum in deliciis non habet; experitur, indurat, sibi illum præparat. -- *Cap. 2.* Non quid, sed quemadmodum feras, interest. Non vides, quanto aliter patres, aliter matres indulgeant? illi excitari jubent liberos ad studia obeunda mature, feriatis quoque diebus non patiuntur esse otiosos, et sudorem illis, et interdum lacrymas, excutiunt. At matres fovere in sinu, continere in umbra volunt; numquam flere, numquam tristari, nunquam laborare. Patrium habet Deus adversus bonos viros animum, et illos fortiter amat; et operibus, inquit, et doloribus, et damnis exagitentur, ut verum colligant robur. -- *Cap. 4.* Quare Deus optimum quemque aut mala valetudine aut aliis incommodis afficit? Quare in castris quoque periculosa fortissimis imperantur? Dux lectissimos mittit, qui nocturnis hostes adgrediuntur insidiis, aut explorent iter, aut præsidium loco dejiciant. Nemo eorum, qui exeunt, dicit: Male de me imperator meruit; sed, bene judicavit. Idem dicant, quicunque jubentur pati, timidis ignarisque flebilia: Digni visi sumus Deo, in quibus experiretur, quantum humana natura posset pati.

es ihnen erlaubt, die Schrift zu lesen, so wolten wir ihnen den ganzen sieben und dreißigsten Psalm empfehlen, dessen Lesung sie gewiß zu einem günstigen Urtheil über uns bewegen würde. Da wir aber wohl wissen, daß sie die heilige Schrift nicht lesen dürfen, so verweisen wir sie auf das Leben ihrer vermeinten Heiligen. Darin werden sie finden, daß der Anspruch, den sie an die Heiligkeit machen, sich auf ihre Leiden gründe, daß die Widerwärtigkeiten ein Erbgut der Gerechten sind. Wollen sie den Bischof von Meaux, der sonst ihr Orakel ist, nachschlagen, so wird er sie lehren, daß wenig Ketzer um des Glaubens willen gelitten haben, sondern daß die wahre Kirche jederzeit sey verfolget worden. Sie werden diese Wahrheit erwiesen finden in seinen Reden über die algemeine Historie, sonderlich in dem zwölften Kapitel. Können sie sich aber nicht bereden, daß die Leiden Merkmale des Beyfalles an denen sind, die gezüchtiget werden, so müssen sie wenigstens aufhören, sie für untrügliche Kennzeichen ihrer Verwerfung auszugeben. Ist es uns bey einer solchen Ungewißheit, darein uns Begebenheiten setzen, erlaubet, auf einer Seite überzuschlagen, so ist es ganz gewiß die Seite der Betrübten und Elenden. Was mit der heiligen Schrift auch ein vernünftiger Heide bezeuget, das muß billig ein günstiges Vorurtheil bey uns erwecken. Die Historie vom Ursprung und Fortgang der christlichen Religion in der Welt, muß uns das Uebergewichte zur Seite der Verfolgten geben. Das wahre Christenthum ist jederzeit der leidende Theil in der Welt gewesen. Die wahre Kirche, die Braut JEsu, ist allezeit schwärzlich, weil die Sonne sie bescheinet, und die Kinder ihrer Mutter sie nöthigen, die Weinberge zu hüten. Diese bedeutungsvollen Worte schliessen die Beweise in sich, daß die wahre Kirche leidet; sie enthalten die Ursache, warum sie leidet, sie zeigen auch die Mittel an, deren man sich bedienet, ihr Leiden zu verursachen. Die Jünger JEsu Christi haben jederzeit Hunger und Durst ausgestanden, sie sind nackt und blos hin und her geirret, sie sind verfolget und ge-

schmähet worden; sie sind ein Schauspiel der Menschen und der Engel gewesen. Man lieset nirgend, daß die wahre Kirche die falsche Kirche nach ihren eigenen Grundsätzen verfolget hätte; und wenn sie dieses gethan hätte, so könte sie nicht die wahre Kirche seyn. Die Leiden, so man uns zufüget, sind ein Zeichen, daß unsere Religion gut sey, und daß man uns Unrecht thüe. Unsere Mitbürger brauchen daher keine andere zu fordern, als die, so sie vor sich haben. Ihre Forderung würde ungerecht seyn, wenn sie begehreten, daß die Wunderwege sie ausser allen Zweifel setzen sollen. Sie würden alsdann den Hohenpriestern und Schriftgelehrten gleich werden, die dem HErrn JEsu ins Angesicht speieten, ihm dasselbe verdeckten, schlugen und zu ihm sagten: Weissage uns. Es ist nicht das auserwählte Geschlecht, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, das Zeichen und Wunder begehret, sondern das verkehrte und ehebrecherische Geschlecht. Matth. 12, 39. c. 16, 1-4. Sagt jemand, daß der GOtt, der keine Ungerechtigkeit liebet, wenn unsere Sache gerecht wäre, nimmermehr zugeben würde, daß wir überwältiget und unter unsern eignen Trümmern vergraben würden, sondern daß er vielmehr durch ein merkliches Zeichen offenbar machen werde, daß uns Unrecht geschehe: so führet man damit die Sprache der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Aeltesten des Volkes, die zu Jesu sagten: Ist er Christus, der König von Israel, so steige er herab vom Creuz, so wollen wir ihm glauben. Er hat GOtt vertrauet, der errette ihn, hat er Lust zu ihm. Denn er hat gesagt: ich bin Christus, GOttes Sohn. Ja man führet beynahe die Sprache des Teufels selbst, der zu JEsu sagte: Bist du GOttes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brodt werden. Bist du GOttes Sohn, so laß dich hinab in diese Tiefe u. s. w. Ist das endlich nicht Zeichens genug für die Reformation, daß der König von England, der dieselbe ausrotten wolte, schier ohne Schwerdtstreich vom Thron gestossen worden.

Die-

Diejenigen, die also neue Zeichen und Wunder begehren, mögen sich hüten, daß das erste Zeichen, so GOtt um der Wahrheit unserer Religion willen thut, ihr eigenes Verderben sey. Wäre endlich der Schluß richtig: Wenn die Sache der Protestanten gut wäre, so würde sie GOtt nicht unterliegen lassen; so würde daraus folgen, daß niemals jemand ungerechter Weise in der Welt leiden dürfte. Denn GOtt, der ein Feind der Ungerechtigkeit ist, würde nicht zugeben, daß jemand verwundet, beraubet, getödtet oder im geringsten beleidiget würde, wenn er es nicht verdienet hätte. Ja, es würde noch eine andere Ungereimtheit daraus entstehen, daß nemlich derjenige, der einen andern verwundet, bestohlen, getödtet, nicht einmal Schuld haben würde, wenn man zeigete, daß der Verwundete, Bestohlne oder Getödtete, nicht so vernünftig und billig gewesen, als er hätte seyn sollen; oder daß der Beleidigte niemals in einer andern Sache Unrecht gehabt, oder daß man den Missethäter davon überzeuget, oder daß wol gar deshalb ein Wunderwerk geschehen. Auf die Weise würden die Verfolger der Protestanten berechtiget seyn, alle Arten der Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, alle nur ersinnlichen Grausamkeiten an ihnen zu verüben, bis ihre Feinde von der Warheit und Unschuld ihrer Religion überzeuget wären, sie solches auch zugestanden, oder die göttliche Vorsehung sich durch ein entscheidendes Wunderwerk ins Mittel geschlagen. Die Protestanten haben zur Gnüge gezeiget, daß ihre Religion wahr sey. Sie sind auch gewiß genug, daß der gröste Theil ihrer Feinde von der Warheit derselben überzeuget sey, und daß es daher gar keines Wunderwerks bedürfe. Da sie aber solches wegen der Härtigkeit ihres Herzens nicht bekennen wollen, sind sie denn deswegen berechtiget, alles an ihnen zu verüben, was ihnen ihre Wuth und die Hölle selbst eingiebt? Unsere Mitbürger sehen also gar wohl, daß sie von diesem Schlusse abstehen müssen, und daß dieser letzte Zweifel so schlecht gegründet sey, als die beyden vorhergehenden.

§. 208.

§. 208.

Was bisher vorgetragen worden, ist hinlänglich unsern Römischcatholischen Mitbürgern begreiflich zu machen, daß sie die Aufhebung des Edicts von Nantes und deren Folgen nicht billigen sollen oder können. Wir wissen gar wohl, daß es unter ihnen solche giebt, die dieselbe nicht nur verdammen, sondern auch an den Ungerechtigkeiten, die man an uns verübet, einen Abscheu haben, und mit unserm Elende Mitleiden tragen; die sichs aber äusserlich nicht merken lassen, damit sie nicht Verdruß davon haben. Es wird daher nicht undienlich seyn, solchen Personen zu zeigen, daß, ob sie wol nicht so weit vom Reich GOttes entfernet sind, als andere, dennoch auch nicht in dasselbe eingehen können, wenn sie die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten, und wenn sie sich nicht ohne Menschenfurcht für die unterdrückte Unschuld und Gerechtigkeit erklären. Wir seufzen nicht blos über diejenigen, die in den Tribunalen sitzen, die die Aufhebung des Edicts von Nantes unterzeichnet und registriret, die unzählige Menschen zu den härtesten Strafen und zum Tode selbst verurtheilet haben, oder die sich in Volstreckung des ungerechten Urtheils geschäftig bewiesen haben; sondern unser Seufzen erstrecket sich auch auf diejenigen furchtsamen Seelen, die besorgen, in den Bann gethan zu werden, und die die Ehre bey Menschen höher achten, als die Ehre bey GOtt. GOtt beklagte sich ehedem, daß niemand um der Gerechtigkeit willen schreye und um die Wahrheit streite; daß niemand die Rechte der Unschuldigen vertheidige, und diejenigen, so wider die Gerechtigkeit handelten, von ihrem bösen Wege abzuleiten suche; daß niemand die Bedrückten vertheidige, und die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit führe. Eben so gehet es noch heut zu Tage. Nach dem Urtheil der heutigen Weltmenschen ist es eine Unvorsichtigkeit, sich der Unschuldigen anzunehmen, weil ihre Anzahl kleiner ist, als derer, die sie überwältigen. Einige schlagen sich aus einer heillosen Politik und wider ihr Gewissen zu den Verfolgern, und geben ihnen Beyfall, damit man

sie nicht in den Verdacht ziehe, als ob sie mit den Protestanten in einem heimlichen Verständniß lebeten. Andere aber, die für billiger angesehen seyn wollen, sagen kein Wort; sie thun ihnen zwar nichts zuwider, aber sie wenden auch das Böse nicht von ihnen ab, und erretten sie nicht. Was die ersten betrift, so siehet ein jeglicher, daß sie eben so niederträchtig und strafbar sind, als Cleombrotus, dessen Cicero gedenket [t]): der, weil er an seiner Reputation was einzubüssen meinete, und in Besorgung stund, daß er in den Verdacht eines heimlichen Verständnisses mit dem Feinde gezogen werden möchte, verwegener und unglücklicher Weise wider den Epaminondas stritt. Diese sind gewissermassen strafbarer, als die Verfolger selbst. Denn ausser dem, daß sie wirklich Verfolger sind, so legen sie auch die Masque der Heucheley an; und ihre listige Verstellung ist ein Merkmal ihrer niederträchtigen Seele. Es sind Leute, die da wandeln im Rath der Gottlosen, die da treten auf den Weg der Sünder, und sitzen, da die Spötter sitzen; die aber auch umkommen werden, wie die Gottlosen. Ps. 1. Man kan nicht das Thier anbeten, und zugleich in dem Lebensbuche des Lammes eingeschrieben stehen. Was die andern betrift, so sind sie gleichfals strafbar, und ihre Verhaltungsweise, die ihnen so unschuldig vorkomt, ist völlig verwerflich. Wehe denen, die den Gottlosen Recht sprechen, und fördern die Sache der Gerechten nicht. Es ist zum wahren Christenthum nicht genug, daß man nichts Böses thut, sondern es muß auch das Gute ausgeübet werden. Nach dem Urtheil eines Heiden wird die Ungerechtigkeit auf eine doppelte Weise verübet, wenn man nemlich andere wirklich beleidiget, oder wenn man die Beleidigungen nicht abwendet, da man es doch thun könte [u]). Eben dieser vernünftige Mann bestrafet die Zaghaften, die sich nicht getrauen, ihre Meinung zu sagen, nur damit sie nicht den Neid und Haß anderer auf sich laden möchten. Beweisen sie gleich darin eine Art der Gerech-

t) Cicero Offic. lib. 1.

u) Cicero Offic. lib. 1.

Gerechtigkeit, daß sie niemand schaden; so sind sie auf der andern Seite nicht weniger ungerecht, wenn sie die nicht vertheidigen, die man unterdrückt. Die Rechtsgelehrten sagen, das derjenige, der das nicht verhütet, was die Gesetze verbieten, als ein solcher angesehen werden müsse, der selbst wider das Gesetz gehandelt r). Selbst verschiedene Päpste haben den Ausspruch gethan, daß, so man lasterhaften Unternehmungen nicht steure, man durch stillschweigende Einwilligung das Böse hege, und sich Verantwortung aufbürde s).

§. 209.

Es ist was recht betrübtes, daß in Frankreich so viel Ungerechtigkeiten verübet werden, daß so viele Grausamkeiten vorfallen, ohne daß es jemand für seine Schuldigkeit erkennet, den Elenden und Unterdrückten zu helfen. Diese Leute, die sich für gerecht und heilig halten, weil sie sich nicht öffentlich zu den Verfolgern schlagen, oder so zaghaft sind, daß sie nicht das Herz haben, sich für die unterdrückte Unschuld zu erklären, haben zu befürchten, daß GOtt ihnen dereinst den Vorwurf machen werde, den er ehedem den Juden gemachet, Jes. 57, 11, und daß er auch eben das Urtheil der Verdammung über sie sprechen werde. Die Entschuldigung solcher Leute gründet sich auf den königlichen Befehl, dessen Befolgung nicht nur die Klugheit erforhere, sondern es sey auch nöthig, demselben zu gehorchen. Sie irren sich aber, und ihre Entschuldigung ist nicht rechtmäßig. Die Gründe, darauf dieselbe beruhet, ist dem gemeinen und canonischen Rechte, ja der gesunden Vernunft zuwider. Es ist aber offenbar, daß die Aufhebung des Edicts von Nantes dem natürlichen, bürgerlichen und göttlichen Rechte zuwider sey. Die Canonisten sagen selbst, daß die Verord-

r) Fraus enim legis fit, ubi quod fieri noluit, fieri autem non vetuit. -- Qui non facit, quod facere debet, videtur facere adversus ea, quia non facit. *Digest. l. 39. it. lib. 121. de reg. juris.*

s) Gregorius VII Libr. epist. 5.

nungen der Fürsten die Rechte der Natur und GOttes selbst nicht verdrängen müssen, und daß derjenige, der den Gesetzen der Menschen, die den Gesetzen GOttes zuwider laufen, den Gehorsam versaget, eine grosse Belohnung zu erwarten habe z). Zum Erweis dessen beziehen sie sich auf die Historie der Gesellen Daniels und sagen, daß diese aus Eifer und Treue gegen GOtt sich geweigert, dem gottlosen und GOttes Ehre schändenden Gesetze des Nebucadnezars zu gehorchen, darin geboten worden, das von ihm aufgerichtete Bild anzubeten. Und endlich sagt uns die Vernunft, daß die Klugheit nichts von uns begehre, das wider die Natur ist a). Es haben demnach diese Leute nichts vor sich, das sie berechtigte, der Wahrheit und Gerechtigkeit das öffentliche Zeugniß zu versagen. Sie haben nichts vor sich, als die Furcht, aus der Synagoge gestossen zu werden; die Furcht, sich Ungemächlichkeiten aufzuladen, und die Ruhe, die ihnen so liebe Ruhe, etwas zu stören. GOtt gebe, daß sie ihr Leben, indem sie es zu erhalten suchen, nicht verlieren. Oder was wirds ihnen helfen, wenn sie die ganze Welt gewönnen, und litten Schaden an ihrer Seele? Wollen sie nicht in diesem gefährlichen Falle verbleiben, so können sie unmöglich die Widerrufung des Edicts von Nantes dulten. Sie sind verbunden, wie Apollo in der Synagoge, freymüthig zu reden, und die Widerrufung dieses Edictes mit uns zu suchen.

§. 210.

Um sie nun hiezu desto mehr zu bewegen, so wollen wir noch, wiewol ganz kurz, zeigen, daß es ihre eigene Sa-

che,

z) Imperatores, quando pro falsitate contra veritatem constituunt malas leges etc. Quicunque legibus imperatorum, quæ contra veritatem Dei feruntur, obtemperare non vult, acquirit grande præmium. . . Rex Nebuchodonosar, cum servus esset idolorum, constituit sacrilegam legem, ut simulacrum adoraretur; sed eius impiæ constitutioni qui obedire noluerunt, pie fideliterque fecerunt. *Decret. P. 1. dist. 9.*

a) Nunquam aliud natura, aliud sapientia dicit. JUVENAL. *Sat. 14.*

che, die Ruhe und Ehre der Nation betreffe, daß man den Protestanten ihre Freyheit, Rechte und Güter wieder gebe, die man ihnen ohne Schein des Rechts, sondern gewaltthätig genommen hat. **Es ist ein Tag der Rache des HErrn, und ein Tag der Vergeltung, zu rächen Zion. , , Es ist noch um ein kleines zu thun, so wird die Ungnade und mein Zorn über ihre Untugend ein Ende haben,** Jes. 34, 8. c. 10, 25. Alle catholische Einwohner des Königreichs haben Ursache, die Erfüllung dieser Weissagung zu fürchten; ob sie gleich nicht alle die Ungerechtigkeiten verübet, darüber wir seufzen, indem der Landesherr dasjenige verantworten muß, was unter seinem Namen geschiehet, und die Unterthanen werden um der Sünden willen ihrer Fürsten bestrafet [b]). Verletzet, zum Exempel, Saul das Bündniß, das Josua mit den Gibeoniten geschlossen; so müssen die Israeliten deswegen leiden. GOtt strafte dis Verbrechen durch eine ihnen zugeschickte Hungersnoth, weil sie den unvernünftigen Eifer Sauls genehm gehalten, oder weil sie denselben nicht zurück gehalten, oder weil im Staat so wol als in der Natur, der Körper von den bösen Feuchtigkeiten, die vom Haupte herabsteigen, leidet, oder weil das Volk nicht darauf bedacht gewesen, den Gibeoniten Satisfaction zu verschaffen, oder das ihnen zugefügte Unrecht zu ersetzen. Die Menschen haben es in den Zeiten des alten Testaments eben so gehalten. Da z. E. Sichem die Dina entführet und geschändet, so liessen es Simeon und Levi, ihre Brüder, nicht dabey bewenden, daß sie den Sichem und Hemor, seinen Vater, tödteten, der diesen Raub begünstiget; sondern sie tödteten auch alle Männer, sie plünderten die Stadt aus, sie trieben ihr Vieh, Ochsen, Esel und alles hinweg, sie machten ihre Kinder und Weiber zu Gefangenen,

 und

b) Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

HORATIUS *Epist.* 2. *lib.* 1.

Ut solis defectus magnam mortalium perniciem trahit, ita Regis error, etiam levis, magnam tamen in rebus humanis gignit perturbationem. ERASMUS. Ita nati estis, ut bona malaque vestra ad rempublicam pertineant. TACITUS *Annal. lib.* 8.

und eigneten sich alles zu, was in ihren Häusern war. Das, was Sichem allein gethan hatte, wurde allen Bürgern zugerechnet; weil sie seiner bösen That nicht widersprochen, oder, so viel an ihnen gewesen, sie nicht gehindert hatten, so wurden sie als solche angesehen, die diese That genehm gehalten. Man findet in der heil. Schrift mehr ähnliche Exempel, die diese Warheit bestätigen; wir wollen aber dieselbe nicht anführen, weil sie auch durch das bewähret wird, was ehedem unter den Fürsten gebräuchlich gewesen und zum Theil noch üblich ist. Wenn nemlich junge Prinzen einen Fehler begangen hatten, so züchtigte man ihre Pagen in ihrer Gegenwart, um ihnen dadurch in ihrer zarten Jugend begreiflich zu machen, daß ihre Unterthanen gleichfals um der Fehler willen würden gestraft werden, die sie in den künftigen Zeiten begehen möchten c). Es muß daher den Römischcatholischen daran gelegen seyn, so viel als möglich die Züchtigung GOttes abzuwenden, welche die an uns verübte Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten nach sich ziehen, indem dieselben ganz unfehlbar auf ihren Kopf fallen werden. Es ist kein anderes Mittel, derselben zu entgehen, als wenn man uns die Freyheit des Gewissens, samt allem andern, was uns zugehöret und was uns auf die widerrechtlichste Art genommen worden, wieder schenket. So lange wir nicht in unsern vorigen Zustand versetzet werden, so kan man, nach der Regel der Canonisten, nicht erwarten, der angedroheten Strafe zu entgehen d).

§. 311.

Dieser Bewegungsgrund ist stark, und er würde durchschlagen müssen, wenn auch kein anderer vorhanden wäre. Um aber unsere Mitbürger hiezu desto mehr zu bewegen, so wollen wir einige andere anführen; welche, wenn sie mit dem vorigen zusammengenommen werden, sie nicht werden stumm bleiben lassen. 1. Es ist gewiß, daß die Protestan-

c) Pasquier, Recherche de la France p. 688 et 999.

d) Decret. de regul. Juris. Non remittitur peccatum, nisi restituatur ablatum.

stanten in Frankreich, deren Menge alda sehr groß ist, durch die Dragoner alles des Ihrigen beraubet, oder durch Geldstrafen völlig erschöpfet worden, blos darum, weil sie Protestanten waren, und auch nicht aufhören wolten, solche zu seyn. 2. Die Bestürzung, in welche sie seit der Aufhebung des Edicts von Nantes gesetzet worden, hat ihnen nicht gestattet, sich ihrer irdischen Angelegenheiten gebührend anzunehmen. 3. Man hat sichs so gar geflissentlich angelegen seyn lassen, sie elend zu machen und zu Boden zu stossen, damit ihnen kein Mittel übrig bleiben möchte, sich in fremde Länder zu wenden, ihre Güter in dieselben zu bringen, oder etwas im Königreiche zu unternehmen. Man kan wohl sagen, daß sie Bäumen gleich sind, die man bey der Wurzel abgestämmet und zu Boden geworfen hat, und von welchen weiter keine Frucht zu erwarten ist. Nichtsdestoweniger sollen sie zu den Auflagen und freywilligen Geschenken an den König das Ihrige beytragen. Kurz, sie müssen alle Lasten des Staats mit übernehmen. Da man nun die Protestanten in den Fall der Unmöglichkeit setzet, künftig etwas zu geben, so werden die Catholiken künftighin alles allein tragen müssen. Die Auflagen werden nicht verringert werden, ohnerachtet die Anzahl derer, die sie sonst getragen, vermindert worden; ja was sage ich, der ausbrechende Krieg muß sie nothwendig vermehren helfen. 4. Man hat alle Protestanten in Frankreich entwafnet. Sie sind nicht mehr im Stande, ihre Städte zu bewachen. Solte ihnen ein Feind auf den Hals fallen, so würden sie nicht im Stande seyn, ihre Mitbürger zu vertheidigen. Wir lesen, daß die Allirten der Lacedämonier einmüthig von diesen abgetreten, als sich ihre Herschaft in eine Tyranney verwandelte; und daß sie, statt für sie in der Schlacht zu Leuctra zu streiten, blosse Zuschauer ihrer Niederlage abgegeben. Auf die Weise können die Protestanten gar leicht in den Stand gesetzet werden, dereinsten Zuschauer von der Niederlage der Römischcatholischen zu werden. Ja es könte ihnen noch was gefährlichers begegnen. Sie könten, wie ehedem die Macedonier gethan, allesamt von der

Parthey des Demetrius abtreten und sich zur Parthey des Pyrrhus schlagen. Statt den kleinen Ueberrest zur Vertheidigung ihrer Landesleute anzuwenden, dürften sie genöthiget werden, wider diejenigen zu streiten, die gegen sie ungerecht und grausam gewesen, und die sich durch ihre Verwüstung und Elend, durch das Gebet und Thränen der Unterdrückten und Verfolgten nicht zum Mitleiden bewegen lassen. 5. Endlich ist es eine sehr gute Staatsmaxime, daß man für die Nachbarn besorget seyn, und sie nicht verlassen müsse. Ist es nöthig, dahin zu sehen, daß der benachbarte Staat in Ruhe bleibe, damit man nicht in seine Unruhe mit eingeflochten werde; wie viel erheblicher ist es, auf die Unterthanen eben desselben Reichs zu sehen, daß keine Mißvergnügten unter ihnen aufwachsen, die bürgerliche Unruhe und Empörung verursachen könten. Es verhält sich mit dem Staatskörper wie mit dem natürlichen Körper. Wenn dieser letztere im Fieber lieget, so kommen so wol die guten als die bösen Feuchtigkeiten in Bewegung. Ist ein Theil des Reichs in Bewegung, so kan der andere nicht ruhig seyn. Die, so gerne in Ruhe bleiben wolten, werden in die unvermeidliche Nothwendigkeit gesetzet, auf die eine oder die andere Art daran Theil zu nehmen.

§. 212.

Möchten doch unsere Mitbürger die Zeiten unserer Vorfahren mit den unsrigen vergleichen, und nachsuchen, was die ältesten Geschichtschreiber davon melden; so würden sie finden, daß die alten bürgerlichen Kriege, dadurch Völker und Staaten zu Grunde gerichtet worden, jederzeit aus Ueberwältigungen entstanden, die lange nicht von solcher Heftigkeit gewesen, als diejenigen, unter welchen die Protestanten in Frankreich bisher geseufzet haben. Sie würden finden, daß die bürgerlichen Kriege so wol die Misvergnügten, als die, so keine Ursache zu Beschwerden gehabt, unter ihren Trümmern vergraben, und daß dadurch die grössesten und blühendsten Reiche umgestürzet worden e). Die Protestan-

e) Livius Hist. lib. 2. Opulentis civitatibus vernum seditio, magna imperia mortalia reddidit.

stanten sind entwafnet, sie sind zu Boden geworfen, ihre Anzahl ist geringer worden, und es scheinet, als ob von ihrer Seite nicht viel zu befürchten sey; allein, hat man nicht oft erlebet, daß ein Unglück von derjenigen Seite ausgebrochen, von welcher man es am wenigsten vermuthete f)? Und was findet man jetzt schon seit einigen Jahren in Frankreich, als Betrug, Verrätherey und Gewaltthätigkeit, wie in den eisernen Zeiten. Kein Freund darf sich dem andern vertrauen; der Vater fürchtet sich vor dem Sohne; das Weib legt dem Manne und dieser dem Weibe Falstricke g). Was für ein Vergnügen kan man haben, unter solchen Menschen zu wohnen, die als Riesenkinder dem Himmel den Krieg ankündigen, und die, so viel an ihnen ist, sich der Majestätsrechte GOttes anmassen. Wir beschwören unsere Mitbürger bey der Sorgfalt, die sie für ihre eigene Glückseligkeit, für die Erhaltung ihrer Personen, ihres Wohlstandes und Ruhe haben, daß sie diesem Unheil und Zerrüttungen abhelfen, und zu dem Ende die schleunige Wiederherstellung des Edicts von Nantes suchen. Sie sind dazu um so vielmehr verpflichtet, weil ausser ihrem augenscheinlichen Untergange, wenn die Sachen auf diesem Fusse verbleiben, auch die Ehre der Nation nicht nur beflecket, sondern auch gänzlich aufgeopfert wird.

§. 213.

Als Simeon und Levi, die Söhne Jacobs, da sie ehedem von Hemor und Sichem waren betrogen worden, unter dem Schein eines Bündnisses in die Stadt gedrungen

 waren,

f) Seneca epist. 91. Mala, unde minime expectantur, erumpunt.

g) Vivitur ex rapto, nec hospes ab hospite tutus;
Non socer a genero, fratrum quoque gratia rara est.
Imminet exitio vir conjugis, illa mariti;
Lurida terribiles miscent aconita novercæ.
Filius ante diem patrios inquirit in annos;
Victa jacet pietas; et virgo cæde madentes
Ultima cœlestum terras Astræa reliquit.
Neve foret terris securior arduus Aether,
Affectasse ferunt regnum cæleste gigantes.
OVIDIUS *Metam. lib. 1. Fab. 4.*

waren, und die obenerwehnten Gewaltthätigkeiten verübet hatten, so legte der Patriarch Jacob, ihr Vater, einen Fluch auf sie, daß sie seinen Namen unter den Einwohnern des Landes Canaan stinkend gemachet. Was meinen unsere Mitbürger wol, was auswärtige Völker von dem Verhalten denken, so man bisher in Frankreich gegen uns bewiesen hat? Die Aufhebung des Edicts von Nantes, das durch einen abscheulichen Betrug alle Protestanten des Königreichs in einerley Unglück verwickelt und sie nöthiget, sich in allen Gegenden der Welt auszubreiten, wo sie die an ihnen bewiesene Meineidigkeit offenbaren, muß die Franzosen allenthalben stinkend machen. Man muß sie als Leute ansehen, die mit ihrem Wort und Zusage spielen, und diese nur von sich stellen, um die zu belistigen, die so einfältig sind, sich darauf zu verlassen. Und ob wol nicht alle Unterthanen die schandbaren Handlungen selbst verübet, worüber die Protestanten so bittere Klagen führen; so schaden dieselben doch ihrem guten Namen. Die Römischcatholischen, sagt man in auswärtigen Ländern, haben nichts anders als böse Exempel vor sich, und sie können unmöglich gesund seyn, da sie lauter giftige Luft in sich ziehen. Der König billiget die Aufhebung des Edicts von Nantes mit allen davon abhangenden Folgen; und das ist genug, die Auswärtigen zu bereden, daß seine Unterthanen ein gleiches thun; alles, was in dem Widerrufungsedict enthalten ist, giebt den Auswärtigen den Rath, sich nicht auf sie zu verlassen. Das Urtheil, das man von den Unterthanen nach dem Maasstabe, so man von ihrem Souverain nimt, fället, ist gemeiniglich sehr wohl gegründet. Die Erfahrung hat jederzeit gelehret, daß die Unterthanen den Neigungen ihrer Souverains folgen, es geschehe nun solches aus Schmeicheley und Gefälligkeit, oder weil man glaubet, daß die Handlungen keine andere Rechtfertigung gebrauchten, als das Exempel des Souverain. Sind die Neigungen der Fürsten tugendhaft, so werden sich auch die Unterthanen leicht darnach richten, sind sie aber verderbt, so werden die Unterthanen auch

bald

bald davon hingerissen werden. Es ist leichter, daß die Natur einen Irthum in ihren Wirkungen begehe, als daß der Souverain Unterthanen habe, die ihm nach dem moralischen Character unähnlich wären h). Bleiben unsere Mitbürger bey ihrem bisherigen Stillschweigen und befördern die Wiederherstellung des Edicts von Nantes nicht; so wird man nicht zweifeln können, daß sie alles gottlose Wesen billigen, so bisher geschehen ist und noch geschiehet. Die Auswärtigen werden berechtiget seyn, auf ihre Zusagen nichts zu bauen, und sich vor allen Unterhandlungen mit ihnen zu hüten. Sie werden dieselben im Handel und Wandel für Raubthiere halten, die von Vernunft und Recht nichts wissen; sondern die sich ihrer List und Stärke nur bedienen, Güter, so andern zustehen, zu erlangen und zu behalten. Geschähe dieses, in welchem Gedränge würden sich die Römischcatholischen finden? Sie würden verderben müssen, und niemand würde mit ihrem Schaden Mitleiden haben. Wenn demnach die Römischcatholischen noch wissen, was zeitliche Glückseligkeit, Ehre und Ruhe ist, so können sie unmöglich die Aufhebung des Edicts von Nantes billigen, vielmehr sind sie verbunden, die Wiederherstellung desselbigen eifrigst zu treiben. Wir können uns unmöglich vorstellen, daß der König gesonnen sey, sein Königreich in Feuer und Flamme zu sehen, vielweniger, daß er diese selbst anzünden wolle. Dergleichen erwartet man nur von einem Nero, von diesem Schandfleck der Erde und Fluch des Himmels, daß er Rom in den Brand stecken und von einem Thurm die lodernde Flamme mit Vergnügen ansehen kan. Die christliche und heldenmüthige Handlung Kayser Carl V wird sich besser zum Muster für den König schicken. Denn als dieser Herr den Herzog von Alba fragte, wie der Aufruhr der Einwohner zu Gand zu bestrafen sey; so antwortete er: sein ungehorsames und aufrührisches Vaterland verdiene völlig zerstöret zu werden. Der Kayser, den diese grausame Antwort ver-

h) Caßiodorus Lib. 3. epist. 12. Facilius errare naturam, quam principem formare rempublicam dissimilem sui.

verdroß, lies ihn auf einen Thurm steigen, davon er die Stadt übersehen konte, und fragte ihn, wie viel spanische Häute erfordert würden, einen solchen Handschuh wieder zu verfertigen? Worauf der Herzog von Alba nichts antwortete, sondern seinen Fehler in der Stille erkante. Die Protestanten in Frankreich sind nie Aufrührer gewesen [i]), vielmehr haben sie in den wichtigsten Fällen unwidersprechliche Beweise von ihrer Treue gegen den König abgeleget. Sie haben sich auch keines andern Verbrechens schuldig gemacht. Nichts als die schändlichen Leidenschaften haben sich zu ihrem Untergange verschworen. Möchte doch dieses der König erkennen, und die rechten Mittel gebrauchen, so lange noch eine Wirkung davon erwartet werden kan. Es ist in seiner Gewalt, den Frieden wieder herzustellen; er kan aber auch sein Reich in eine unwiederbringliche Zerrüttung stürzen. Es stehet nicht in einer und eben derselben Hand, ein Feuer anzuzünden, und demselben, wenn es angezündet worden, die Gränzen zu bestimmen.

- - Tecum prius ergo voluta
Hæc animo ante tubas; galeatum sero duelli
Pœnitet. JUVENALIS *Satyra* I.

i) Der Erweis davon ist in der ersten Helfte des ersten Theils vom Schicksal der Protestanten, ausführlich zu finden.



Zwo-



Zwote Abtheilung,

darin die Begebenheiten eines Protestanten aus Frankreich, der um der Religion willen zu den Galeeren verurtheilet worden, erzählet werden.

§. 214.

Es werden wol wenige meiner Landesleute, die vordem in diese glückseligen Provinzen ihre Zuflucht genommen haben, gefunden werden, die nicht von den Trübsalen ein Zeugniß ablegen könten, welche die durch ganz Frankreich ausgebreitete Verfolgung über sie gebracht. Hätte ein jeglicher von ihnen dasjenige aufgesetzet, was ihnen so wol in ihrem Vaterlande als auch auf der abgenöthigten Flucht aus demselben widerfahren, und es würde solches in eine Samlung gebracht: so würde solches nicht nur wegen der Maunigfaltigkeit lesenswürdig, sondern auch für eine grosse Anzahl redlicher Protestanten sehr lehrreich seyn, welche gröstentheils nicht wissen, was sich seit dem 1684sten Jahre in dieser grausamen und blutigen Verfolgung zugetragen. Viele haben überhaupt etwas davon geschrieben; aber kein einziger, so viel mir wenigstens bewußt ist, hat die verschiedenen Arten der Quaal vorgestellet, die ein jeglicher von meinen Mitgenossen an der Trübsal erfahren hat. Es übersteiget meine Kräfte, ein solches Werk zu übernehmen, indem ich

ich eine fast unendliche Zahl solcher Begebenheiten nur unvollkommen weiß, welche meine geliebten Landesleute ihren Kindern täglich erzählen. Daher will ich der Welt nur dasjenige mittheilen, was mir selbst seit dem Jahr 1700 bis 1713 widerfahren ist, in welchem ich durch Vermittelung der Königin Anna von England, glorwürdigsten Gedächtnisses, von der Galeerenstrafe glücklich bin erlöset worden.

§. 215.

Ich bin zu B . . einer kleinen Stadt in der Provinz P . . . im Jahr 1684 geboren worden, von Eltern bürgerlichen Standes, die die Handelschaft trieben, die durch GOttes Gnade jederzeit und bis an ihren Tod bey der wahren protestantischen Religion beständig beharret, einen unsträflichen Wandel geführet, ihre Kinder in der Furcht GOttes erzogen, und sie so wol in den Grundsätzen der wahren Religion unterrichtet, als auch von den Irthümern des Papstthums abgehalten. Ich will den Leser nicht mit Erzählung desjenigen aufhalten, was mir in meiner Kindheit bis zum Jahr 1700 begegnet, da die Verfolgung mich aus dem Schoos meiner Familie riß, mich aus meinem Vaterlande zu flüchten nöthigte, und mich den Gefährlichkeiten einer Reise von zweyhundert Meilen unterwarf, die ich zurücklegen mußte, um in den vereinigten Niederlanden eine sichere Zuflucht zu finden. Ich will nur dasjenige kürzlich und nach der reinesten Warheit erzählen, was mir seit der schmerzlichen Trennung von meinen Eltern, begegnet ist, die ich in der grausamen Wuth und Verfolgung zurücke lies. Ehe ich aber meine Flucht aus meinem geliebten Vaterlande ausführlich erzähle, so wird es nöthig seyn, zu melden, wodurch im Jahr 1700 die ganz unmenschliche Verfolgung in der Provinz, darin ich geboren worden, veranlasset wurde. Unter währendem Kriege, der durch den Ryswickischen Frieden geendiget wurde, hatten die Jesuiten und die Römischcatholische Priesterschaft das Vergnügen nicht haben können, die Protestanten dragonisiren zu lassen, weil der König seine Truppen an den Gränzen seines Königreichs brauchte. Kaum

aber

aber war der Friede geschlossen, als sie sich wegen der Ruhe schadlos zu halten suchten, die sie uns unter währendem Kriege wider ihren Willen lassen müssen. Diese unbarmherzigen und wüthenden Verfolger liessen daher ihre Rache wider alle Provinzen Frankreichs aus, darin Protestanten waren. Ich will nur dasjenige so umständlich, als mir möglich ist, melden, was zu Peririgord vorgefallen. Der Herzog von F . . der wenigstens äusserlich dafür angesehen seyn wolte, daß er in Ansehung der protestantischen Religion nicht so, wie seine berühmten Vorfahren, gesinnet sey, hielt im Jahr 1699 auf Anhetzen der Jesuiten um Erlaubniß an, daß er in seine Landschaft von P . . die sehr groß und ansehnlich ist, reisen dürfte, um, wie er sagte, die Hugonotten zu bekehren. Dieser Vorsatz war den Absichten und Grundsätzen des Hofes viel zu angenehm, als daß ihm ein so ansehnliches und würdiges Amt versaget werden sollen. Er reisete in Begleitung von vier Jesuiten, einer Bedeckung von Soldaten und mit einigen seiner Domestiquen von Paris ab. Als er auf seinem Schlosse F . . eine Meile von B . . ankam, so machte er, um den Leuten einen Begrif von der gütigen Art seiner Gesandtschaft und von dem Sinne seiner geistlichen Räthe beyzubringen, damit den Anfang, daß er ganz unerhörte Grausamkeiten wider die Unterthanen von protestantischer Religion ausübete. Er lies täglich Bauersleute von allerley Geschlecht und Alter zusammentreiben, und sie, in seiner Gegenwart, ohne allen Proceß ganz unbarmherzig und einige bis auf den Tod quälen, um sie auf der Stelle zur Abschwörung ihrer Religion zu zwingen, aus keiner andern Ursache, als weil es sein Wille war. Er brachte es auch wirklich durch diese satanischen Mittel dahin, daß einige von diesen armen unglückseligen Leuten einen erschrecklichen Eid ablegten, bey der Römischen Religion unveränderlich zu beharren. Um nun seine Zufriedenheit und Freude über diesen glücklichen Erfolg zu bezeugen, und seine Unternehmung auf eine solche Art, die dem Bewegungsgrunde und den ihm eingeflößten Rathschlägen gemäs war, an den

Tag

Tag zu legen; so lies er in der Stadt F . . wo sein Schloß lag, öffentliche Freudensbezeugungen anstellen, und eine prächtige Bibliothek durch ein angezündetes Freudenfeuer verzehren, die aus gottseligen Büchern protestantischer Religion bestund, und die von seinen Vorfahren mit vieler Sorgfalt war gesamlet worden. Eben so machte er es zu T . . in G . . ohne Zweifel aus Verdruß, daß seine Befehle nur an seine eigene Herschaft eingeschränket waren. Für diesmal war die Stadt B . . von der Verfolgung ausgenommen, so wie verschiedene andere umliegende Städte. Es war aber diese Ruhe nur eine Windstille, auf welche ein entsetzlicher Sturm folgen solte. Ehe ich aber dasjenige beschreibe, was die Protestanten in dieser Provinz ausstehen müssen, so werden es die Leser nicht übel nehmen, wenn ich ihnen eine Begebenheit erzähle, die sich auf dem Schloß F . . zugetragen, als der Herzog von seiner Arbeit auf denselben ausruhete, und die Frucht seiner glücklichen Expedition, den Weyrauch und die Lobsprüche einerndtete, die ihm von den Priestern und Mönchen dieser Gegenden mit verschwenderischer Freygebigkeit gebracht wurden. Ein gewisser Advocat zu B . . Namens Grenier, der einen witzigen Kopf, aber nicht viel Beurtheilungskraft und wenig Religion besas, ob er wol ein geborner Protestant war; dieser Advocat, sage ich, wolte bey der Gelegenheit auch seinen Witz sehen lassen, und sich durch eine Rede an den Herzog in die Reihe seiner Schmeichler stellen. Er lies um Erlaubniß dazu bitten, die er auch leicht erhielt. Der Herzog, der auf seinem Cerimonienstuhl saß und die vier Jesuiten zu beyden Seiten hatte, lies den Grenier zur Audienz; welcher seine Rede mit folgenden Worten anfieng: **Gnädiger Herr! Dero Großvater war ein grosser Kriegsheld; Dero Vater ein sehr andächtiger Herr, und sie ein grosser Jäger.** Der Herzog fiel ihm gleich ins Wort und fragte ihn, woher er denn wisse, daß er ein grosser Jäger sey? wie denn auch wirklich die Jagd nicht seine herschende Neigung war. Ich schliesse es, antwortete Grenier, aus Dero vier Spürhunden,

den, die Ihnen nicht von der Seite kommen, und wies zugleich auf die vier Jesuiten. Diese Väter thaten als gute Christen so gleich die Bitte an den Herzog, daß dieser Grenier wegen seiner Unverschämtheit gestrafet werden möchte. Man stelte aber dem Herzog vor, daß der Grenier nicht recht klug sey, und er lies es dabey bewenden, daß er zum Zimmer hinaus gewiesen wurde.

§. 215.

Ich setze aber nun die Ordnung meiner Erzählung fort, und melde, wodurch meine Flucht aus dem Königreiche veranlasset worden. Der Herzog von F = = der auf seine gemachten Bekehrungen stolz war, brach auf, um davon einen Bericht an dem Hofe abzustatten. Man mag selbst urtheilen, ob er und seine Jesuiten die Folgen ihrer Mißion übertrieben. Dem sey aber wie ihm wolle, der Herzog bekam im Jahr 1700 die Erlaubniß, wieder nach P. = = zu reisen, um die in den königlichen Städten dieser Provinz wohnenden Hugonotten durch eine Anzahl unbarmherziger Dragoner zu bekehren. Er kam in Begleitung eben derselben vier Jesuiten zu B = = an und hatte ein Regiment Dragoner bey sich, deren grausames Verfahren mit den Bürgern, bey welchen sie einquartiret wurden, mehr Neubekehrte machte, als alle Ermahnungen der Jesuiten. Denn es ist keine Grausamkeit so groß, die diese gestiefelten Mißionarien nicht solten ausgeübet haben, um die armen Bürger in die Messe zu treiben und sie zu zwingen, ihre Religion abzuschwören und dagegen durch die entsetzlichsten Eidschwüre sich zu verpflichten, niemals von der Römischen Religion wieder abzutreten. Der Herzog hatte ein Formular von diesem Eide, das mit Flüchen wider die protestantische Religion angefüllet war, und welches diese armen gemarterten Bürger theils gutwillig, theils gezwungen unterzeichnen und beschweren mußten. In das Haus meines Vaters wurden von diesen verabscheuungswürdigen Dragonern zwey und zwanzig eingeleget. Ich weiß nicht, durch was für eine Politik der Herzog bewogen worden, meinen Vater nach P = = ins Gefängniß

bringen zu lassen. Man bemächtigte sich darauf meiner zween Brüder und meiner Schwester, die noch kleine Kinder waren, und steckte sie in ein Kloster. Ich war so glücklich, aus dem Hause zu entkommen, so, daß meine arme Mutter sich unter diesen zwey und zwanzig Bösewichtern allein befand, die ihr die entsetzlichste Marter anthaten. Nachdem sie nun im Hause alles verwüstet hatten, und nur die vier Wände stehen lassen, so schlepten sie meine trostlose Mutter vor den Herzog, der sie durch ein schändbares Tractament, das mit den entsetzlichsten Drohungen verbunden war, zwang, das Formular zu unterschreiben. Diese arme Frau, die bitterlich weinete, und wider alles, was sie thun mußte, feyerlich protestirete, suchte wenigstens durch ihre Hand und Feder die zu bestätigen Protestationen ihres Mundes. Denn als der Herzog ihr ein Formular von der Abschwörung ihrer Religion vorlegte, um dasselbe zu unterzeichnen; so schrieb sie zwar ihren Namen hin, setzte aber folgende Worte darunter: Der Herzog F.. hat mich dazu gezwungen. Man wolte sie zwingen, diese Worte wieder auszustreichen; sie wegerte sich aber dessen beständig. Es übernahm daher einer von den Jesuiten diese Mühe, und strich diese Worte aus.

§. 216.

Mitlerweile war ich aus dem Hause meiner Eltern entrunnen, ehe die Dragoner in dasselbe gedrungen. Ich war damals (im October 1700) eben sechzehn Jahr alt. Das ist eben kein Alter, darin man hinlängliche Erfahrung hat, sich aus solchen gefährlichen Händeln heraus zu wickeln, wie die damaligen waren. Wie solte ich der Wachsamkeit der Dragoner entgehen, mit welchen die Stadt und alle Zugänge derselben besetzet waren, damit niemand entweichen möchte? Nichtsdestoweniger war ich durch GOttes Gnade so glücklich, daß ich nebst einem meiner Freunde des Nachts entkam, ohne bemerket zu werden; und als wir die ganze Nacht durch einen Wald gegangen, so fanden wir uns des Morgens zu M.. einer kleinen Stadt, die ohngefehr vier

Fran-

Französische Meilen von B . . lag. Hier entschlossen wir uns, es möchte uns auch begegnen was da wolte, unsere Reise bis nach Holland fortzusetzen. Wir überliessen uns bey aller Gefahr, die sich unserm Geiste vorstellete, dem göttlichen Willen, und fasseten unter Empfehlung in den Schutz GOttes, den vesten Vorsatz, dem Exempel des Weibes Lots nicht zu folgen und hinter uns zurück zu sehen, sondern daß wir, so gefährlich auch unsere Unternehmung wäre, vest und unveränderlich bey dem Bekentniß der wahren Religion bleiben wolten, solten wir auch darüber auf die Galeeren oder zum Tode selbst verurtheilet werden. Nach diesem gefaßten Entschluß riefen wir GOtt um Barmherzigkeit und Beystand an, und giengen unsern Weg fröhlich auf Paris los. Wir machten einen Ueberschlag mit unserm Geldbeutel, der nicht sonderlich angefüllet war. Ohngefehr zehen Pistolen waren unser ganzes Capital. Wir machten eine solche öconomische Einrichtung, dabey unsers kleinen Vorraths geschonet werden konte, und kehreten täglich nur in ganz mittelmäßige Herbergen ein, um nur wenig zu verzehren. Es begegnete uns, GOtt sey Dank! kein Unfall bis nach Paris, alwo wir den 10ten November 1700 ankamen. Als wir nun aus dem Lande giengen, machten wir den Plan, daß wir zu Paris eine uns bekante Person aufsuchen wolten, die uns den leichtesten und ungefährlichsten Weg bis an die Grenzen zeigete. Ein guter Freund und Protestant gab uns auch wirklich einen schriftlichen Aufsatz von einer Marschruthe bis nach Mezieres, die ein Waffenplatz an der Maas und eine Grenzstadt gegen die spanischen Niederlande war, und an welche der fürchterliche Wald von Ardenne sties. Dieser Freund meldete uns, daß wir weiter keine Gefahr zu vermeiden hätten, als den Eingang in diese letzte Stadt, und daß der Ardennische Wald uns dazu dienen könte, nach Charleroi zu kommen, die nur sechs bis sieben Meilen von Mezieres läge; und wenn wir erst Charleroi erreichet hätten, so wären wir ausser den Grenzen Frankreichs und folglich auch sicher. Er setzte hinzu, daß zu Charleroi ein holländischer

Commandant und Garnison wäre, daher wir daselbst vor aller Gefahr gedeckt seyn konten. Dabey aber erinnerte uns dieser Freund, daß wir vorsichtig seyn und nicht nach Mezieres gehen solten, weil man daselbst die strengste Aufmerksamkeit auf alle richtete, von denen man vermuthete, daß sie Fremde wären; daß man sie erst zum Gouverneur und hernach ins Gefängniß führete, wenn sie keinen Paß aufzuweisen hätten. Wir traten aber doch unsere Reise von Paris nach Mezieres an. Unter Weges begegnete uns nichts widriges, indem man in dem Königreiche selbst niemand anhielt. Die ganze Aufmerksamkeit war nur auf die Grenzörter gerichtet. Wir kamen also an einem Nachmittage gegen vier Uhr auf einem kleinen Berge an, der ohngefehr eine Viertelmeile von Mezieres ablag, von welchem wir die ganze Stadt und das Thor, durch welches wir gehen mußten, übersehen konten. Man wird sich leicht vorstellen, wie uns zu Muthe gewesen, wenn man die nahe Gefahr betrachtet, die sich unsern Augen darstellete. Wir setzten uns auf diesem Berge ein wenig nieder, und beredeten uns wegen des Eintrits in diese Stadt. Als wir nun unsere Augen auf das Thor richteten, so sahen wir, daß eine lange Brücke über die Maas an dasselbe sties; und daß, da es eben schön Wetter war, eine Menge Bürger auf derselben spatzieren giengen. Wir urtheilleten also, daß, wenn wir uns unter diese Bürger mengeten und mit ihnen auf der Brücke ab und zu giengen, wir leicht unter ihnen durchkommen würden, ohne von der Schildwache als Fremde erkant zu werden. Als wir diesen Schluß gefasset, so holeten wir die in unserm Tornister befindlichen Hemden heraus, zogen sie insgesamt über den Leib, und den Tornister steckten wir in unsere Taschen. Darauf putzten wir unsere Schuhe, kämmeten unsere Haare aus und brauchten alle Vorsichtigkeit, um nicht als Fremde erkant zu werden. Es ist hiebey zu merken, daß wir keine Degen hatten, weil es in Frankreich verboten war, einen Degen zu tragen. Als wir uns nun so zubereitet hatten, giengen wir den Berg herab und auf die Brücke zu, auf welcher

chen wir unter den Bürgern so lange auf der Brücke spatzieren giengen, bis mit der Trommel das Zeichen zum Thorschluß gegeben wurde. Die Bürger eileten also über Hals und Kopf, und wir mit ihnen, um in die Stadt zu kommen, und die Schildwache bemerkte uns nicht, daß wir Fremde waren. Wir freueten uns darüber, daß wir dieser Gefahr entgangen waren, weil wir glaubten, daß diese die einzige sey, die wir zu befürchten hätten. Aber wir machten, wie man zu sagen pfleget, die Rechnung ohne den Wirth. Wir konten nicht gerade zu aus Mezieres wieder herauskommen, weil das entgegenstehende Thor bereits verschlossen war. Wir mußten also in der Stadt übernachten. Wir giengen in die erste Herberge, die uns aufstieß. Der Wirth war nicht zugegen, sondern seine Frau nahm uns auf. Wir bestelleten etwas Abendbrodt, und als wir gegen neun Uhr zu Tische saßen, so kam der Wirth nach Hause. Seine Frau erzählte ihm, daß sie zween junge Fremdlinge in das Haus aufgenommen hätte. Wir höreten in unserer Kammer, daß ihr Mann sie fragte, ob wir auch einen Paß von dem Gouverneur hätten, und als die Frau ihm zur Antwort gab, daß sie sich nicht darnach erkundiget hätte; so sagte er zu ihr: H . . willst du uns ins Unglück und Verderben stürzen? du weißt ja die strengen Verbote, daß man ohne Erlaubniß niemand beherbergen soll. Ich muß so gleich mit ihnen zum Gouverneur gehen. Dieses Gespräch des Wirthes mit seiner Frau machte uns unruhig. Endlich trat er selbst in unsere Kammer und fragte uns sehr höflich, ob wir mit dem Gouverneur gesprochen hätten? Wir antworteten ihm, daß wir solches nicht für nöthig geachtet hätten, weil wir nur Eine Nacht in dieser Stadt zu bleiben gedächten. Es würde mich, sagte er, tausend Thaler kosten, wenn der Gouverneur wüßte, daß ich euch ohne seine Erlaubniß beherbergete. Aber, fragte er weiter, habt ihr einen Paß bey euch, daß ihr in die Grenzstädte kommen dürfet? Wir antworteten ihm ganz getrost, daß wir damit wohl versehen wären. Das ist was anders, erwiederte er, und ich werde

 auf

auf die Weise nichts zu besorgen haben, daß ich euch ohne Erlaubniß beherberget. Indes müsset ihr doch mit mir zum Gouverneur gehen, um demselben euren Paß vorzuzeigen. Wir antworteten ihm, daß wir sehr entkräftet und müde wären, morgen früh aber wolten wir ihm willig dahin folgen. Er war damit zufrieden. Wir nahmen darauf unsere Mahlzeit vollends zu uns und legten uns in ein Bette, das ganz gut war, das uns aber keinen Schlaf gestattete; so sehr hatte sich die Furcht von der nahen Gefahr unserer bemächtiget. Was für Ueberlegungen stelleten wir nicht in dieser langen Nacht an! was für Antworten studirten wir nicht aus, die wir dem Gouverneur auf seine Fragen ertheilen wolten? Aber es waren lauter Ueberlegungen und Vorschläge ohne einen gewissen Schluß. Da wir niemand hatten, der uns die Gewähre leisten konte, daß wir nicht vom Gouverneur würden ins Gefängniß geführet werden; so brachten wir den Ueberrest der Nacht im Gebet zu, wir riefen GOtt in einer so dringenden Noth um seinen Beystand an, wir baten ihn, daß, wenn er uns ja in eine Prüfung wolte kommen lassen, er uns den nöthigen Muth und Standhaftigkeit verleihen möchte, ein würdiges Bekentniß von der evangelischen Warheit abzulegen. In dieser gottseligen Uebung fand uns der Anbruch des Tages. Wir stunden hurtig auf und giengen hinunter in die Küche, neben welcher der Wirth mit seiner Frau lag. Indem wir uns aber ankleideten, fiel uns ein Mittel ein, daß wir nicht vor dem Gouverneur dürften erscheinen; welches Mittels wir uns auch bedieneten, und es gelang uns auch vortreflich.

§. 217.

Wir fasseten nemlich den Vorsatz, heimlich aus diesem Quartier zu entweichen, ehe der Wirth aufgestanden wäre und uns näher beobachten könte. Als er uns so frühe unten in der Küche wahrnahm, fragte er, was wir so zeitig haben wolten. Wir antworteten ihm, daß wir, ehe wir zum Gouverneur giengen, erst ein Frühstück zu uns nehmen wolten, damit wir, wenn uns der Gouverneur abgefertiget hätte, unsere

unsere Reise gleich weiter fortsetzen könten. Er billigte unser Vorhaben und befahl der Köchin, daß sie mitlerweile, da er aufstehen und sich ankleiden würde, die Speise zubereiten solte. Es sties aber diese Küche gerade auf die Strasse. Als wir nun merkten, daß die Magd die Thür offen gelassen hatte, so schützten wir eine Noth vor. Weil nun der Wirth sich nichts Arges einfallen lies, so entkamen wir aus dieser fatalen Herberge, ohne Abschied zu nehmen und ohne unsere Zehrung zu bezahlen; denn es schien uns unumgänglich nöthig zu seyn, diesen Betrug zu begehen. Als wir auf der Strasse waren, fragten wir einen kleinen Knaben, welches das Thor zu dem Wege nach Charleville sey? denn durch dasselbe mußten wir unsern Weg nehmen. Wir waren nicht weit davon; und als man dasselbe aufmachte, so giengen wir ohne alle Hinderung hinaus. Wir giengen auf die kleine Stadt Charleville zu, die ohne Thor und Besatzung war, und ohngefehr einen Büchsenschuß weit von Mezieres lag. Wir frühstückten daselbst hurtig und giengen wieder heraus und nach dem Ardennischen Walde zu. Es hatte dieselbe Nacht stark gefroren, und der Wald kam uns ganz fürchterlich vor, weil die Bäume mit Glateis bedecket waren. Als wir etwas tiefer in diesen Wald kamen, so trafen wir eine grosse Menge Wege an, und wir wußten nicht, welchen wir auf Charleroi zu nehmen solten. Unter dieser Verlegenheit begegnete uns ein Bauer, den wir fragten, welches der rechte Weg nach Charleroi sey? Dieser Bauer antwortete uns mit Achselzucken: er sähe wohl, daß wir Fremde wären, und es sey für uns was gefährliches, durch den Ardennischen Wald nach Charleroi zu gehen, indem er wohl merke, daß wir den Weg nicht wüßten, und daß es fast unmöglich für uns sey, den rechten Weg zu finden. Denn je weiter wir darin fortgehen würden, desto mehr Wege würden wir darin antreffen. Und da in diesem Walde weder ein Dorf noch ein Haus anzutreffen wäre, so liefen wir Gefahr, uns dergestalt zu verirren, daß wir in vierzehn Tagen nicht wieder auf die rechte Bahn kommen könten. Ueberdis wäre

der Wald mit wilden Thieren angefüllet, und wenn der eingefallene Frost anhalten solte, so würden wir vor Hunger und Kälte umkommen müssen. Diese Worte setzten uns in grosse Bestürzung. Wir boten also dem Bauer einen Louisdor, wenn er uns den rechten Weg nach Charleroi weisen würde. Nein! sagte er, und wenn ihr mir hundert Louisdor geben woltet. Ich merke wohl, daß ihr Hugonotten seyd, und daß ihr aus Frankreich geflüchtet seyd. Ich würde mir den Strick an den Hals legen, wenn ich euch diesen Dienst erwiese. Aber, fuhr er fort, ich will euch einen guten Rath geben. Verlasset den Ardennischen Wald und wählet den Weg zu eurer linken Hand. Ihr werdet auf demselben in ein Dorf kommen; daselbst bleibet über Nacht, und morgen früh setzet von diesem Dorf rechter Hand euren Weg fort. Ihr werdet alsdann die Stadt Rocroy zu sehen bekommen, die ihr zu eurer linken Hand müsset liegen lassen. Setzet euren Weg immer rechter Hand fort, so werdet ihr in die kleine Stadt Couvé kommen. Durch diese müsset ihr gehen; und wenn ihr wieder herauskomt, so schlaget euch auf den Weg zur linken Hand, der wird euch ohne Gefahr nach Charleroi führen. Der Weg, fuhr der Bauer fort, den ich euch zeige, ist zwar viel weiter, als der durch den Ardennischen Wald, aber er ist auch ohne Gefahr. Wir dankten diesem ehrlichen Manne und folgten seinem Rath. Wir kamen des Abends in dem Dorfe an, davon er mit uns geredet hatte; wir übernachteten in demselben und fanden des Morgens früh den Weg zur rechten Hand, den er uns gezeiget hatte. Wir giengen denselben und liessen Rocroy zur linken liegen. Allein, der gute Bauer hatte uns, vielleicht aus Unwissenheit, nicht gesaget, daß dieser Weg gerade auf einen engen Paß zwischen zween Bergen führe, darin eine Französische Wache stund, welche die Fremden, die ohne Paß reiseten, anhielte und sie nach Rocroy ins Gefängniß lieferte. Wir giengen also als verirrete Schaafe dieser Löwenhöhle entgegen. Aber durch den glücklichsten Zufall von der Welt entgiengen wir ohne

unser

unser Wissen und Vorsatz der augenscheinlichen Gefahr. Denn als wir in diesen engen Paß eintraten, der die Südwache hies, so fiel ein so heftiger Regen, daß die Schildwache, die sonst vor dem Corps de Garde stand, in die Wache hinein gieng, um sich vor dem Regen zu decken, wir aber kamen ganz unschuldig durch, ohne bemerkt zu werden; und indem wir unsern Weg fortsetzten, so kamen wir zu Couvé an. Wir hätten hier völlig sicher seyn können, wenn wir gewust hätten, daß diese kleine Stadt ausser den Grenzen Frankreichs gelegen. Sie gehörete dem Prinzen von Lüttich, und es war ein Schlos bey derselben, darin eine Holländische Besatzung lag. Aber davon wußten wir zu unserm Unglück nichts. Denn, hätten wir es gewußt, so würden wir uns zu diesem Schloß gewendet haben, dessen Gouverneur allen Flüchtlingen eine Bedeckung gab, die nach Charleroi geführet seyn wolten. Kurz, GOtt lies es zu, daß wir in unserer Unwissenheit blieben, um unsere Standhaftigkeit und Glauben durch eine dreyzehenjährige Erfahrung des schrecklichsten Elendes in den Gefängnissen und auf den Galeeren zu bewähren; wie aus der weitern Fortsetzung dieser Nachrichten erhellen wird.

§. 218.

Wir kamen also, wie ich gesagt habe, zu Couvé an, und waren durch und durch naß. Wir giengen nach dem Wirthshause, um uns daselbst zu trocknen und etwas zu essen. Wir setzten uns. Man brachte uns eine Kanne Bier, ohne uns Gläser zu geben. Da wir nach denselben frugen, so sagte der Wirth, daß er wohl sähe, daß wir Franzosen wären, weil man hier zu Lande gewohnt sey, aus der Kanne selbst zu trinken. Wir bequemeten uns dazu; allein, diese Frage nach Gläsern, so unschuldig sie auch an sich zu seyn schien, ward die Ursache unsers Unglücks. Denn es befanden sich noch in der Stube, worin wir waren, ein paar Personen, wovon der eine ein Bürger aus der Stadt, und der andere ein Forstbedienter des Fürsten von Lüttich war. Als der letztere bemerket hatte, daß

der Wirth zu uns gesagt, daß wir unstreitig Franzosen seyn müßten; so befliß er sich, uns auszuforschen, und wurde so dreiste, daß er sich nahe zu uns setzte. Seine erste Anrede war, daß er viel verwetten wolte, daß wir keine Rosenkränze bey uns hätten. Mein Gefährte, der sich eben Schnupftoback rieb, wies ihm das Reibeisen und sagte unüberlegt zu ihm: daß dis sein Rosenkranz sey. Diese Antwort bestärkte den Forstbedienten in seinen Gedanken, daß wir Protestanten und aus Frankreich entwichen wären. Und da diejenigen, die man anhielt, dem Angeber zufielen, so faßte er den Entschluß, uns anhalten zu lassen, wenn wir nach Marienburg, eine Meile von Couvé, gehen würden. Dis war aber unser Vorhaben im geringsten nicht; denn nach dem Rath des redlichen Bauers mußten wir uns, wenn wir aus Couvé kommen würden, zur linken Hand halten, ohne das Französische Gebiet jemals wieder zu betreten. Doch wer kan seinem Schicksal entfliehen? Beym Ausgange aus Couvé giengen wir gerade den Weg, der zur Linken lag. Kaum hatten wir aber denselben betreten, als wir von weiten einen Menschen in Gestalt eines Officiers zu Pferde gewahr wurden, der auf uns zu kam. Da die geringste Sache die Furcht vermehret, so stunden wir gleichfals in Sorgen, von diesem Officier angehalten zu werden; wir änderten also unsern Vorsatz und geriethen auf den unglücklichen Weg, der uns nach Marienburg führete. Diese Stadt ist sehr klein und hat nur Ein Thor, und folglich auch nur Einen Eingang. Dis wußten wir: wir fasseten daher den Entschluß, Marienburg zur Linken liegen zu lassen, uns zur Rechten zu halten und nach Charleroi zu gehen. Allein, uns war nicht bekant, daß der boshafte Forstbediente uns von ferne nachfolgete, und Willens war, uns gefangen nehmen zu lassen. Endlich kamen wir vor Marienburg an, da es fast Nacht war; und weil wir vor dem Stadtthor ein Wirthshaus sahen, so beschlossen wir, uns die Nacht hindurch hier aufzuhalten. Wir giengen wirklich hinein, und man führete uns

in

in eine Stube, worin zu unserer Erwärmung eingeheitzet wurde. Wir waren hier kaum eine halbe Stunde gewesen, als wir einen Mann hereintreten sahen, den wir für den Wirth hielten. Er grüßte uns überaus höflich und frug, woher wir kämen und wohin wir zu gehen gedächten? Wir sagten ihm: daß wir von Paris wären und nach Pillippeville gehen wolten. Ich muß es, fuhr er fort, dem Statthalter von Marienburg melden. Wir glaubten, ihn eben so, wie unsern Wirth zu Mezieres, hinter das Licht zu führen. Allein, wir betrogen uns; denn er befahl uns mit einer trotzigen Stimme an, ihm sogleich zu folgen. Wir waren unsers Unglücks ohnerachtet, nicht muthlos, und ohne einige Furcht bey uns blicken zu lassen, bereiteten wir uns, ihm zu folgen. Ich sagte zu meinem Gefährten in der Bauernsprache, die dieser Mann nicht verstand, daß wir, weil es sehr dunkel wäre, unserm Führer zwischen der Stadt und dem Wirthshause entwischen wolten. Wir folgten indessen diesem Manne, den wir noch immer für den Herrn dieses Hauses hielten, gehorsam; doch wir erfuhren bald, daß er ein Unterofficier von der Wache vor dem Thore sey, der noch acht Soldaten bey sich hatte, die wir mit aufgepflanzten Bajonetten im Hofe des Hauses antrafen. An ihrer Spitze erblickten wir den gottlosen Forstbedienten von Couvé. Die Soldaten umzingelten uns, und benahmen uns alle Hofnung, zu entkommen. Man brachte uns zum Statthalter, Namens Pallier, der uns frug, woher wir kämen, und wohin wir uns wenden wolten? Auf die erste Frage sagten wir ihm die Warheit; bey der andern aber gaben wir vor, daß wir Peruquenmacher wären, und daß unser Vorhaben sey, nach Philippeville, von da nach Maubeuge, Valencienne, Cambrai und andern Orten zu gehen, und alsdann in unser Vaterland wieder zurückzukehren. Der Statthalter lies uns durch seinen Cammerdiener, der ein Peruquenmacher war, und der sich zum Glück an meinen Gefährten machte, welcher diese Profeßion gelernet hatte, ferner ausforschen.

Er

Er wurde überzeugt, daß wir die Warheit geredet hatten. Der Statthalter frug uns hierauf: zu welcher Religion wir uns bekenneten? Wir sagten frey heraus: daß wir der Reformirten Religion zugethan wären; denn wir schämeten uns, in diesem Stücke der Warheit ungetreu zu werden. Möchten wir nur bey den andern Fragen, die der Statthalter an uns that, auch die Warheit geredet haben! denn, will man niemals den Weg der Unsicherheit betreten, so muß man nach der christlichen Sittenlehre sich hüten, zu lügen. Allein, wie schwach und ohnmächtig ist nicht hierinnen die menschliche Natur? übet sie wol jemals ein gutes Werk volkommen aus? Da uns der Statthalter befraget hatte: ob unser Vorsatz sey, das Königreich zu verlassen? verneineten wir es. Nach dieser Untersuchung, die eine gute Stunde gedauret hatte, befahl der Statthalter dem Platzmajor, uns zur Sicherheit festsetzen zu lassen: welches er auch mit eben der Mannschaft that, die uns im Wirthshause überfallen hatte. Unter Weges frug mich der Major, Namens M. de la Salle: ob ich wirklich aus B... gebürtig wäre? Ich bejahete es. Ich bin gleichfals, fuhr er fort, an einem eine Meile von B... gelegenen Orte geboren. Wie heissen sie, wie heist ihre Familie? Ich sagte es ihm. Gerechter GOtt! rief er aus, ihr Vater ist der beste meiner Freunde; trösten sie sich, meine Kinder, ich werde mich bemühen, sie von ihrem Unglück zu befreyen, und in zwey oder drey Tagen sollen sie wiederum die Freyheit ungestöhrt geniessen. Unter diesen Reden kamen wir zum Gefängniß. Der Forstbediente bat den Major, uns plündern zu lassen, um Antheil an diesem Raube zu nehmen; denn er glaubte, daß wir viel Geld bey uns hätten. Allein, unser ganzes Capital bestand in einem Fünfthalerstücke, welches der Major uns abforderte, ohne uns der Wuth der andern zu überlassen. Der Major, der mit unserm Unglück Mitleiden hatte, und der sich gegen uns überaus freundschaftlich bewies, glaubte bey uns mehr Geld zu finden, und befürchtete, daß dieser

Um-

Umstand zu unserm Nachtheil gereichen könte; er lies deshalb dem Statthalter kund thun, daß wir aus dem Königreiche zu gehen, nicht willens wären; denn man weiß alzuwol, daß Handwerksgesellen, die, wie man gemeiniglich zu reden pfleget, auf die Wanderschaft gehen, nicht mit vielem Gelde beschweret sind. Und überdem sahe er wohl ein, daß die Untreue des gottlosen Forstbedienten, vor dem er einen wahren Abscheu hegte, schlecht belohnet werden würde. Der Major gab uns also in dieser Furcht denen andern nicht preis, sondern behielt das wenige Geld in seinen Händen, um es dem Statthalter zuzustellen. Da der Forstbediente sahe, daß er seine Rache nicht an uns ausüben konte, war er so unverschämt, dem Major ins Gesicht zu sagen: daß man mit den Hugonotten, die nach Holland flüchteten, nicht so umgehen müßte. Ich will ihr Geld wol finden; und hiemit fiel er über uns her, um uns zu durchsuchen. Nichtswürdiger Bösewicht, schrye der Major, was hält mich ab, dich prügeln zu lassen? Glaubst du, mir wegen meines Verhaltens vorschreiben zu können? und jetzt schlug er ihn. Dis war die Belohnung, die dieser Verräther für seine Bemühung, uns gefangen nehmen zu lassen, bekam. Und wenig Tage nachher wurde er, auf Ansuchen des Holländischen Gouverneurs des Schlosses von Couvé, von dem Fürsten von Lüttich seines Dienstes entsetzet, und, weil er der Stifter unserer Gefangennehmung war, aus allen seinen Ländern verwiesen. Gerechte Strafe, eines so unwürdigen Unterthanen! Als diese Untersuchung geendiget worden war, führte man uns in ein häßliches Gefängniß. Angst und Bestürzung überfiel uns; weinend frugen wir den Major: Was vor eine Schandthat haben wir begangen, mein Herr, daß man mit uns als mit Bösewichtern umgehet, die Galgen und Rad verdienet haben? Ich muß, meine Kinder, meine Befehle volstrecken, sagte der Major mitleidig zu uns. Doch ihr werdet diese Nacht an diesem fürchterlichen Orte nicht zubringen, wo anders meine Bemühungen nicht vergebens seyn werden.

den. Er stattete auch sogleich bey dem Statthalter von seiner Verrichtung Bericht ab, und sagte zu ihm, daß er uns sehr genau durchgesuchet und weiter nichts als ein Fünfthalerstück gefunden hätte; und dis bewiese hinlänglich, daß unser Vorhaben nicht sey, aus Frankreich zu gehen, ohne die andern Anzeigen, die wir deshalb in seiner Gegenwart gegeben, anzuführen, und daß er glaubte, daß es billig und recht seyn würde, uns in Freyheit zu setzen. Allein, zu unserm Unglück gieng eben diesen Abend die Post nach Paris, und während der Zeit, daß wir nach dem Gefängniß gebracht wurden, hatte der Statthalter unsere Gefangennehmung nach Hofe berichtet. Dieser Unglücksfall war uns nunmehr an unserer Befreyung hinderlich. Der Major wurde durch dieses Hinderniß in die gröste Bestürzung gesetzt; er bat den Statthalter, uns aus dem heßlichen Gefängniß heraus zu lassen, und uns das Haus des Stockmeisters einzuräumen, vor dessen Thüre zu unserer Bewahrung eine Schildwache solte gesetzet werden, und daß er dafür stehen wolte, daß wir nicht entfliehen solten. Der Statthalter bewilligte dieses; und wir waren kaum eine Stunde im Gefängniß gewesen, als der Major mit einem Corporal und einer Schildwache zurück kam, und uns ankündigte, daß wir im ganzen Hause des Stockmeisters uns unserer Freyheit bedienen, und eine Stube zu unserem Nachtlager uns aussuchen konten: welches wir auch thaten. Er gab auch überdem das wenige Geld, welches wir ihm zugestellet hatten, dem Kerkermeister, und befahl ihm, uns davon so lange zu unterhalten, als es hinreichend seyn würde; denn er wolte nicht, theils zu unserm Nutzen, theils um nicht als Verbrecher angesehen zu werden, daß wir das Brodt des Königes essen solten; indem er dem Ausgang unserer Sache mit der grösten Begierde entgegen sah. Er verkündigte uns mit grossem Widerwillen die unangenehme Nachricht, daß der Statthalter unsere Gefangennehmung schon dem Hofe berichter hätte; daß er aber mit ihm sein möglichstes thun würde, damit unser Proceß für uns günstig

ßig ausfallen möchte. Diese höfliche und freundschaftliche Begegnung des Majors tröstete uns in etwas. Bald nachher schickte der Statthalter den ganzen Verlauf unserer Sache, der zu unserm Besten eingerichtet war, nach Hofe. Allein, die Aussage, die wir gethan hatten, daß wir der protestantischen Religion zugethan wären, brachte den Marquis de la Vrilliere, Staatsminister, so sehr wider uns auf, daß er die Warscheinlichkeiten, die in dem Protocoll standen, daß nemlich unser Vorsatz gar nicht sey, das Königreich zu verlassen, gar keiner Aufmerksamkeit würdigen wolte; sondern er befahl dem Gouverneur von Marienburg, uns zu den Galeeren zu verurtheilen, weil wir ohne Geleitsbrief über die Grenzen gegangen wären; indessen solte der Geistliche von Marienburg alles daran wenden, uns zur Römischen Kirche zu bringen; und würde er darin glücklich seyn, so könte man uns, wenn wir unterrichtet worden wären und unsere Religion abgeschworen hätten, mit Erlaubniß des Hofes, in Freyheit setzen und uns nach B.. zurückbringen lassen. Der Major lies uns das Original des Marquis de la Vrilliere selbst lesen. Erwarten sie von mir keinen Rath, was sie thun oder lassen sollen, sagte er zu uns, ihr Glaube und ihr Gewissen muß den völligen Ausspruch thun. Alles, was ich ihnen sagen kan, ist dieses, daß die Abschwörung ihrer Religion ihnen die Thür des Gefängnisses öfnen wird. Ohne dieses werden sie gewiß auf die Galeeren gebracht werden. Wir haben unser ganzes Vertrauen, antworteten wir ihm, auf GOtt gesetzt, und wir unterwerfen uns mit Demuth seinem heiligen Willen; wir erwarten keine menschliche Hülfe, und wir werden vermittelst der Gnade GOttes, den wir ohne Aufhören anbeten, die göttlichen und wahrhaften Grundsätze unserer heiligen Religion niemals verleugnen. Glauben sie ja nicht, daß es ein Eigensinn oder eine Hartnäckigkeit sey, daß wir in unsern Meinungen standhaft bleiben: nein; GOtt sey Dank, daß es aus Erkentniß und Ueberzeugung geschieht, und daß unsere Eltern alle mögliche Sorgfalt angewendet haben, die

War-

Warheit unserer Religion und die Irthümer der Römischen Kirche erkennen zu lernen; damit wir die eine bekennen und die schädlichen Grundsätze der andern vermeiden könten. Wir dankten ihm zugleich mit der zärtlichsten Rührung unsers Herzens für die vielen Bemühungen, die er unsertwegen gehabt hätte, und versicherten ihn, daß, weil wir unsere Dankbarkeit durch nichts anders an den Tag legen könten, wir für ihn beständig beten würden. Der rechtschaffene und redlichgesinnete Major, der im Herzen, wie wir, ein Protestant und nur äusserlich ein Catholik war, umarmete uns brüderlich, und gestand, daß er sich für eben so unglücklich, als wir uns, hielte; er begab sich mit thränenden Augen hinweg und bat uns, es nicht übel zu nehmen, daß er nicht länger bey uns seyn könte, weil ihn sein Muth und seine Standhaftigkeit gänzlich verliessen. Unterdessen nahm unser weniges Geld, das dem Stockmeister war zugestellet worden, mehr und mehr ab. Man gab uns täglich anderthalb Pfund von des Königs Brodt. Allein der Gouverneur und der Major schickten uns wechselsweise hinreichend zu trinken und zu essen. Der oberste Geistliche, der uns zu Proselyten zu machen hofte, und die Mönche eines Klosters, das in der Stadt befindlich war, überhäuften uns so sehr mit Essen, daß wir den Stockmeister und seine Familie davon noch unterhalten konten. Der Prediger besuchte uns fast alle Tage, und gab uns anfänglich einen wider die Ketzer gerichteten Catechismus, um die Warheit der Römischen Religion daraus zu beweisen. Wir setzten ihm den Catechismus des Herrn Drelincourt, den wir bey uns hatten, entgegen. Dieser Prediger war eben nicht der geschickteste; und da er uns für alzuklug ansah, so lies er von seinem Vorhaben, uns zu überzeugen, ab. Denn er hatte uns die Freyheit gegeben, mit ihm entweder aus der Tradition oder aus der heiligen Schrift zu disputiren; und als wir das letzte erwählten, so war er damit nicht zufrieden, sondern verließ uns, nachdem wir mit ihm zwey oder drey Unterredungen angestellet hatten. Da also bisher seine Bemühungen vergebens gewesen waren, so versuchte er, uns

s durch

durch zeitliche Vortheile zu gewinnen. Er hatte eine junge und schöne Nichte bey sich, die er einstens unter dem Vorwande eines freundschaftlichen Besuches mit zu uns brachte. Er that mir den Antrag, sie zu heyrathen, und versprach, daß sie eine ansehnliche Mitgift bekommen würde, wenn ich mich zu ihrer Religion bekennen wolte, und versicherte zugleich, daß mein Gefährte ohne allen Zweifel meinem Beyspiel folgen würde, wenn ich diese Parthey ergriffe. Allein, der Haß gegen die Römische Priesterschaft und ihrem Geschlechte machte, daß ich diesen Antrag völlig ausschlug. Hiedurch wurde er so erbittert, daß er dem Gouverneur und Richter sogleich bekant machte, daß er sich zu unserer Bekehrung gar keine Hofnung machen könte; daß wir verstockt und verhärtet wären; daß wir keine Beweise noch Gründe anhören wolten, und daß wir verworrene und vom Teufel besessene Menschen wären. Nach seiner Aussage wurde beschlossen, über uns das Urtheil zu sprechen; welches auch in der That bald geschah. Der Richter dieses Orts und sein Schreiber kamen zu uns ins Gefängniß und stelten eine gerichtliche Untersuchung an. Nach zween Tagen las man uns unser Urtheil vor; welches darin bestund: „daß, weil wir „überführet worden wären, daß wir wider die Befehle des „Königes aus dem Reiche hätten entweichen wollen, weil wir „ohne Geleitsbrief des Hofes über die Grenzen gegangen und „uns für Protestanten bekennet hätten, wir auf die Galeeren verdamt worden wären, um darauf als Sclaven „Zeit Lebens zu dienen u. s. w.„

§. 219.

Da uns unser Urtheil vorgelesen war, so frug uns der Richter: ob wir deshalb an das Obergericht zu Tournai, worunter Marienburg stund, appelliren wolten? Wir antworteten ihm: daß wir uns blos seines ungerechten Urtheils wegen zum Richterstuhl GOttes wendeten; daß alle Menschen wider uns aufgebracht wären, und daß GOtt der einzige Gegenstand unsers Flehens sey, auf den wir unser Vertrauen setzten, und der allein der gerechte Richter sey. Ich bitte

sie, sagte er, schreiben sie mir die Härte und Strenge ihres Urtheils nicht zu. Nein, es sind Befehle des Königes, die sie verdammen. Allein, mein Herr, sagte ich zu ihm, der König weiß ja nicht, ob ich überführet bin, daß ich aus dem Reiche zu gehen willens gewesen; und der Befehl gehet nicht dahin, daß man deswegen auf die Galeeren verdammet werden müßte, weil man der verfolgten Religion zugethan ist; sondern blos die Ueberführung, daß man das Königreich habe verlassen wollen, macht einen dieser Strafe unterwürfig. Indessen stehet in unserer Verurtheilung, die sie uns vorgelesen, daß wir völlig der Entweichung aus dem Reiche überführet worden, ohne doch deshalb einen einzigen Beweis anführen zu können, ja ohne untersuchet zu haben, ob es die Warheit sey. Was verlangen sie von mir? sagte er zu uns, verbinden uns nicht die Gesetze, den Befehlen des Königs gehorsam zu seyn? Geben sie sich also nicht mehr für einen Richter, sondern vielmehr für einen blossen Volbringer der Befehle des Königes aus, antwortete ich. Berufen sie sich, sagte er, auf ein höheres Gerichte. Dis werden wir nicht thun, gaben wir ihm zur Antwort; denn wir wissen, daß das Parlament unter den Befehlen des Königes stehet, und daß es die Beweise, die zu unserm Vortheile sind, eben so wenig, wie sie, untersuchen wird. Ey! sagte er hierauf, so erfordert es meine Pflicht, mich in ihrem Namen an das Parlament zu wenden. Uns sind die Verordnungen besser bekant; denn jeder Richter, der einem höhern Gerichte unterwürfig ist, kan kein Urtheil, das eine leibliche Bestrafung betrift, volziehen, ohne es dem Parlament kund thun zu lassen. Machen sie sich also gefaßt, mit nach Tournai zu gehen. Wir sind zu allem bereit, sagten wir ihm. Man lies uns noch an diesem Tage wieder in dem Gefängniß verwahren, und wir kamen nicht eher wieder heraus, als bis die Reise nach Tournai angestellet werden solte, die wir auch mit vier Häschern, welche uns Stricke um die Hände legten und uns alle beyde mit denselben aneinander banden, antraten. Unsere Reise, die wir zu Fuß thun mußten, wurde uns überaus beschwer-

beschwerlich. Wir kamen durch Philippeville, Maubeuge, Valenciennes und endlich nach Tournai. Alle Abende warf man uns in die schrecklichsten Gefängnisse, die man nur finden konte. Wasser und Brodt war unsere Nahrung. Ohne Bette, ohne Stroh mußten wir auf der blossen Erde liegen. Gleich Mördern, die Rad und Galgen verdienet haben, gieng man mit uns um. Da wir endlich zu Tournai anlangeten, verwahrete man uns in den Gefängnissen des Parlaments. Wir waren von allem Gelde entblösset, und wir erwarteten fast täglich vor Hunger den Todt, weil zu diesem Gefängniß einer jeden freygebigen Person zur Beystehung der Gefangenen, wider die Gewohnheit bey andern Gefängnissen, der Zugang verwehret war, und weil wir nichs mehr als unsere anderthalb Pfund Brodt täglich zu verzehren hatten. Zur Vermehrung unsers Unglücks brachte es der Pfarrer bey dem Parlament so weit, daß man unsern Proceß so lange bey Seite legte, bis er uns, nach seiner Aussage, würde bekehret haben. Doch dieser Geistliche, es sey nun, daß er es aus Faulheit gethan, oder, um uns durch Hunger auf seine Seite zu zwingen, besuchte uns nur alle acht oder vierzehn Tage. Er redete so wenig von der Religion, daß wir uns gar nicht vertheidigen konten; und da wir ihm unsere Gedanken von der Warheit der protestantischen Religion sagen wolten, brach er ganz kurz ab und sagte: auf ein andermal; und hiemit verließ er uns. Unterdessen wurden wir so mager und kraftlos, daß wir uns nicht mehr aufrecht halten konten. Man hatte uns zu unserm Nachtlager ein wenig verfaultes und mit Ungeziefer angefültes Stroh gegeben, welches zu unserm Glücke nahe bey der Thür unsers Gefängnisses lag, durch dessen kleine Oefnung man uns, wie Hunden, das Brodt zuwarf. Denn, wären wir etwas weiter von der Thür entfernt gewesen, so würden wir gewiß nicht vermögend gewesen seyn, uns unsern Unterhalt zu holen. Ein Beweis, wie groß unsere Schwachheit war. In dieser äussersten Noth verkauften wir an den Thürhüter, für ein wenig Brodt, unsere Oberröcke und

Westen, ja so gar unsere Hemden, die wir bey uns hatten, und behielten nur dasjenige, das wir am Leibe trugen, welches aber auch bald verfaulte und zerriß. Bey diesen höchst erbärmlichen Umständen sahen wir niemand als den Geistlichen, der mit seinen Besuchungen noch immer fortfuhr, und die er nicht aus Mitleiden gegen uns, sondern mit uns ein Gespött zu treiben, unternahm. Das Wesentliche seiner Verrichtungen bestund darin, daß er uns frug: ob wir von unsern Trübsalen noch nicht ermüdet wären? und uns sagte, daß man uns im geringsten nicht beklage, weil unsere Befreyung und unser Wohl von uns selbst abhienge, wenn wir den Irthümern Calvins entsagen würden. Zuletzt schien er uns bey seinen Unterredungen so dreiste und grob zu werden, daß wir ihn keiner Antwort mehr würdigten.

§. 220.

Diß war der elende Zustand, worin wir uns nun fast seit sechs Wochen in den Gefängnissen des Parlaments zu Tournai befanden. Beym Ausgange der sechsten Woche warf der Thürhüter an einem Morgen um 9 Uhr durch die kleine Oefnung einen Besen hinein, und befahl, daß wir unser Gefängniß reinigen möchten, weil man zu uns in einigen Augenblicken zween Edelleute bringen würde, die uns Gesellschaft leisten solten. Wir frugen ihn: weshalb sie angeklaget worden wären? Es sind, antwortete er, Hugonotten, wie ihr; und sogleich verlies er uns. Eine Viertelstunde nachher öfnete sich die Thür unsers Gefängnisses, und der Stockmeister und einige bewafnete Soldaten brachten zween junge Herren herein, deren Kleider überaus reich mit Gold besetzt waren. So bald diese Herren in unser Gefängniß getreten waren, schloß die Wache die Thüre zu und gieng hinweg. Wir erkanten sie so gleich. Sie waren Landesleute von uns, und Söhne der berühmten Bürger zu B. . mit denen wir grosse Freundschaft gehalten hatten und Schulcameraden gewesen waren. Ihnen hingegen aber kamen wir ganz unkentlich vor; denn durch die Drangsalen die wir ausgestanden hatten, waren wir sehr verändert worden. Wir grüsse-

grüsseten sie zuerst und nanten sie bey ihrem Namen. Der eine hieß S . . der andere R . . . Sie waren aber geadelt worden. S . . lies sich also Ritter, und R . . Marquis nennen; Titel, die sie deswegen angenommen hatten, damit sie nicht bey ihrer Flucht aus Frankreich gar zu vielen Gefährlichkeiten unterworfen seyn möchten. Ich glaube, daß es für die Leser ein Vergnügen seyn wird, hier ihre Geschichte zu lesen; doch, ehe ich dieses thue, muß ich mit der Erzählung, was bey ihrem Eintritt in unser Gefängniß ferner vorgegangen ist, fortfahren. Da wir sie in unserer Baurensprache angeredet hatten, so frugen sie uns, wer wir wären? Wir eröfneten ihnen unsern Namen und unsere Vaterstadt. Sie erschracken und sagten uns, daß unsere Eltern und Freunde gewiß glaubten, daß wir gestorben oder unter Weges ermordet seyn müßten, weil sie seit sechs bis sieben Monaten, da wir aus B . . ausgegangen wären, keine Nachricht von uns gehabt hätten. Wir hatten aber während unserer Gefangenschaft keine Erlaubniß zu schreiben. Kaum war diese kurze Unterredung geendiget worden, als wir uns freundschaftlich umarmeten und in diesen zärtlichen Umarmungen unserer trauriges Schicksal, worin wir uns befanden, beweineten. Sie fragten uns, ob wir etwas zu essen hätten, ihren Hunger zu stillen. Wir gaben ihnen unser kleines Stück Brodt, das wir täglich bekamen und einen Trunk Wasser, welches unser beständiges Getränk war. Gerechter GOtt! riefen sie aus, wird man mit uns eben so umgehen? und kan man für Geld nichts zu essen und zu trinken haben? O ja! antwortete ich ihnen, für Geld; aber welche Schwierigkeit für uns! Wir haben seit drey Monaten keinen Heller gesehen. Wenn man nur, sagten sie, das nothwendigste für Geld haben kan, so ist es gut. Zu gleicher Zeit zogen sie aus ihren Beinkleidern und Schuhsohlen 400 Louisd'or. Beym Anblick dieses Geldes empfanden wir die gröste Freude; und die Hofnung, uns wieder zu erquicken und keinen Hunger mehr zu leiden, vermehrete dieselbe. Sie gaben mir ein Fünfthalerstück in die Hand und baten mich, etwas Essen

keinen Mangel leiden möchten. Wir kleideten uns als Officiers an, die sich zu ihren Regimentern verfügen wolten. Das Regiment, so zu unserm Vorwande dienete, war das de la Marche, welches um Valencienne herum lag. Der Gasconier war unser Bedienter. Unsere Reise wurde durch kein Hinderniß unterbrochen. Der Gasconier gieng zu Fuß, wir aber waren zu Pferde. Er befand sich unter Weges aus klugen Absichten sehr selten bey uns, sondern zeigte uns nur die Häuser, wo wir abtreten könten und wo er auch bald nachher selbst eintraf. Auf die Weise gelangten wir in Paris an, wo wir uns einige Tage, die Merkwürdigkeiten dieser grossen Stadt zu besehen, aufhielten, und daselbst grossen Staat machten. Als wir an einem Tage zu Versailles waren, begegnete uns ein bekanter Officier, der ein Fräulein aus B.. die der protestantischen Religion zugethan war, geheyrathet hatte, ob er gleich selbst ein Catholik war. Diese Dame hatte zween Brüder, die in fremde Länder geflohen waren; und da die königlichen Fiscäle die Güter ihrer Brüder wegen ihrer Entweichung an sich gezogen hatten, so forderte dieser Capitain, Namens de Maison, die Güter seiner Schwäger beym Hofe endlich zurück. Wir begaben uns nach seinem Hause, wo wir sehr freundschaftlich aufgenommen wurden. Er gewann unser Zutrauen, und wir waren so aufrichtig gegen ihn, daß wir ihm das Geheimniß, aus dem Königreiche zu gehen, eröfneten. Er billigte dieses Vorhaben, und hiedurch erhielt er so viel, daß wir ihm nicht das geringste von unserer Unternehmung verheeleten. Wir giengen aus Paris von ihm, um unsere Reise nach Valencienne fortzusetzen, wie wir zu einem jeden sagten. De Maison wünschte uns alles Glück, und gab uns bey unserer Abreise sehr viele Merkmale einer ächten Freundschaft. Doch dieser Ungetreue nahm schleunig den Weg nach Versailles; und um sich bey dem Staatsminister de la Vrilliere einzuschmeicheln, damit er das Verlangte vom Hofe desto leichter bekommen möchte, entdeckte er ihm unsere Flucht und sagte ihm den Weg, den wir bis nach

Mons

Mons nehmen würden, wo wir sicher zu seyn glaubten, weil es eine Stadt in den spanischen Niederlanden war und woselbst eine holländische Garnison lag. Der Minister unterlies nicht, so gleich einen Courier nach Querin, das zwischen Valencienne und Mons ist, zu schicken. Querin gehörte der Krone Frankreich, und war daselbst über einen kleinen Fluß eine Brücke, die die Grenzen von Frankreich und den spanischen Niederlanden ausmachte; und da in diesem Flecken keine Besatzung war, so befahl der Minister dem Schulzen dieses Dorfes, die Brücke von Bauern besetzen zu lassen, mit dem Befehl, daß, wenn zween Officiers mit einem Bedienten kommen würden, die von dem Regimente de la Marche zu seyn vorgäben und zu welchem sie sich verfügen wolten, sie angehalten und als Gefangene nach Valencienne gebracht werden solten. Der Gerichtsschöppe von Querin versamlete seine Bauern, die wohl bewafnet waren, und stellete eine Wache von 25 Mann forn an die Brücke. Wir wußten nicht das geringste, was wegen unserer Anhaltung zu Querin vorgieng. Unser Wegweiser versicherte uns, daß wir gar nichts zu befürchten hätten; und er würde gewiß recht gehabt haben, wenn uns der boshafte de Maison kein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Wir kamen endlich in dunkler Nacht zu dieser unglücklichen Brücke. Die Schildwache rief: Wer da? Königliche Officiers von dem Regiment de la Marche, antworteten wir. Halt! sagten sie. Hierauf besetzte die ganze Wache mit geladenem Gewehr in guter Ordnung die Brücke. Bestürzt über diesen Zufall, munterte uns unser Wegweiser wieder auf, und sagte zu uns, daß unser Wohl davon abhange, daß wir über die Brücke setzten; denn jenseit des Flusses gienge das spanische Gebiet an, und Frankreich könte uns auf keine Art ferner beunruhigen. Von dieser Hofnung angefeuert, nahmen wir alle drey unsere Pistolen in die Hand. Der Wegweiser sprang auf mein Pferd; und nachdem wir einige Schüsse auf die Bauern gethan hatten, ohne einen von ihnen zu verwunden, geriethen sie alle in Schrecken; sie flohen, um ihr

Leben nicht zu verlieren, in der grösten Verwirrung von der Brücke und machten uns den Uebergang derselben nicht mehr schwer. Unser Wegweiser wünschte uns wegen eines so vortheilhaften Ausganges Glück, und versicherte, daß wir nunmehr in eben so grosser Sicherheit, als in Amsterdam, wären. Da noch ein Theil von Quevrin auf der Seite lag, wo wir uns befanden; (denn der Bach floß mitten durch diesen Ort,) so giengen wir ins Wirthshaus, um daselbst diese Nacht zuzubringen. Wir waren bey unserm Essen überaus fröhlich und legten uns so gar alle drey in eine Stube, die im obersten Stockwerk war, nieder. Unser Wegweiser stund, nach seiner Gewohnheit, des andern Tages sehr früh auf; und als er zum Fenster hinaussah, um sich nach dem Wetter zu erkundigen, wurde er mehr als hundert Bauern gewahr, die den Gasthof umgaben. Zitternd und über diesem Anblick in Erstaunen gesetzt, weckte er uns hurtig auf und sagte, daß er befürchtete, daß man uns fest setzen wolte, und daß der Gasthof mit bewafneten Bauern umringet sey. Bey dieser schreckhaften Neuigkeit sprangen wir aus dem Bette, und als ich durch das Fenster alles sah, was uns der Wegweiser gesagt hatte, so wolte ich ihm in der ersten Hitze den Hals zerbrechen, weil ich gewiß glaubte, daß er uns verrathen und in den Rachen des Wolfes geführet hätte; allein dieser arme Mensch warf sich zu meinen Füssen, flehete meine Gütigkeit an und betheurete, daß ihm nicht die geringste Schuld beygemessen werden könte, weil ohne Zweifel in dem Staat ohne sein Wissen eine schleunige Veränderung vorgegangen seyn müßte, und daß er sich deshalb so gleich erkundigen wolte. Mittlerweile kam der Wirth in unsere Stube und verkündigte uns, daß diese Bauern, die sein Haus umgeben hätten, uns auf Befehl des Königs fest setzen wolten. Welcher König? sagte ich zu ihm. Der König von Frankreich, antwortete er. Wie? der König von Frankreich? wir sind ja nicht mehr in seinen Ländern. Der Wirth sahe wohl, daß wir das, was seit vier oder fünf Tagen vorgegangen war, nicht wußten; daß nemlich die

Fran-

Franzosen nach geschehenem Vergleich mit dem Könige von Spanien sich der spanischen Niederlande in einem Tage bemächtiget, von allen Städten Besitz genommen und die Holländer ihnen Platz gemachet hatten. Diese merkwürdige Begebenheit geschahe 1701, wie es jederman weiß. Unser Wirth erzählete uns dieses alles, und wir sahen wohl, daß unser Wegweiser unschuldig war. Wir berathschlagten uns, was wir in einer so drohenden Gefahr thun solten. Unsere Meinung war, den Anführer dieser Bauern durch das Fenster unserer Stube zu fragen, was er verlangte? Dis war der Schöppe des Dorfes. Wir riefen ihm zu, was er zu thun willens sey? Sie, meine Herren, auf Befehl des Königs von Frankreich gefangen zu nehmen, und sie als Gefangene nach Valencienne zu führen. Wir stehen ja hier unter dem Gebiete von Mons, sagten wir zu ihm. Ja, antwortete er; allein, es hat sich in kurzer Zeit alles geändert; die Franzosen sind eben so wol Herren von Mons als von Valencienne, und ich muß den Befehlen des Königs von Frankreich gehorchen und sie nach Valencienne bringen. Dis solst du gewiß nicht thun, erwiederten wir; nicht eher, als bis wir unser Leben theuer genug werden verkaufet haben, wirst du uns bekommen. Sie werden also, meine Herren, vor Hunger sterben müssen, antwortete er uns, denn Gewalt werden wir bey ihnen niemals gebrauchen, und nur alsdenn werden ihnen Lebensmittel gegeben werden, wenn sie sich werden ergeben haben. Indessen thaten wir einige Schüsse durch die Fenster auf die Bauern, doch ohne alle Wirkung; denn sie hatten sich zu ihrer Sicherheit ins Haus hinein begeben, so, daß wir keinen Feind vor uns hatten, gegen den wir unsere Waffen gebrauchen konten. In dieser äussersten Noth dachten wir unserm Unglück, das sich mehr und mehr häufete, nach, und hielten für rathsam, uns wegen des Inhalts des königlichen Befehls zu erkundigen. Zur Volführung dieses Vorhabens riefen wir den Schöppen und versicherten ihn, daß er nichts zu befürchten hätte, und daß er allein und ohne Waffen zu uns

kom-

kommen konte, um uns seine Befehle zu zeigen. Er war hiezu gleich willig; er öfnete uns den versiegelten Brief, worin die königlichen Befehle enthalten waren. Allein, kaum hatte er angefangen zu lesen, so handelte mein Freund S . . so unvorsichtig und wider das von uns gegebene Ehrenwort, dem Schöppen kein Leid zuzufügen, und schoß auf ihn; welches aber zum Glück weiter keinen Schaden that, als daß es den Hut, den er in Händen hielt, durchbohrete und den Brief in Stücken riß. Der Schöppe floh bestürzt die Treppe hinunter, und über die That meines Freundes erbittert, die ich selbst mißbilligte, und die er gethan zu haben sich anjetzt schämete, schwur er, uns keinen Pardon zu geben und alle Höflichkeiten bey Seite zu setzen. Er stellete seine Leute so, daß es uns unmöglich war zu entkommen. Wir thaten in einer Stunde alles, was wir thun konten; es war aber vergebens. Wir sahen uns in dem grösten Unglücke; wir geriethen auf bessere Gedanken. Uns schien kein Mittel zu unserer Erhaltung besser zu seyn, als eine Capitulation auszuwirken, die für uns günstig und anständig war. Um diesen Vorsatz zu volführen, riefen wir von weitem den Schöppen, der zur Verwahrung vor einer andern üblen Begegnung auf der Treppe stehen blieb. Wir sagten ihm, daß, da wir nun wüßten, daß wir unter dem Gebiete von Mons stünden, man einen expressen Boten an den Gouverneur dieser Stadt schicken müßte, (er war ein Spanier, und nur ein Französischer Commandant befand sich wegen der Französischen Garnison in Mons,) und wenn er es für gut halten würde, daß wir auf seinen Befehl nach dieser Stadt gebracht werden solten, so würden wir uns ergeben; wo aber dieses nicht geschähe, so wolten wir uns lieber in Stücken hauen lassen oder vor Hunger sterben, als uns an sie zu ergeben. Der Schöppe überlegte dieses; er wußte, daß wir im Gebiete von Mons waren; er wußte auch, daß es seine Schuldigkeit sey, dem Gouverneur davon Nachricht zu geben; er schickte also in der grösten Eilfertigkeit einen Expressen ab. Der Gouverneur, den es verdroß, daß die Fran-

zosen in den ihm unterwürfigen Gebiete solche Befehle gegeben hatte, ohne ihn vorher um Erlaubniß zu bitten, schickte zween Reuter und einen Lieutenant nach Quevrin, der uns sehr höflich begegnete, und der dem Schöppen die Verrichtung, uns nach Valencienne zu führen, abnahm und uns nach Mons brachte. Der Gouverneur erwies uns sehr viel Freundschaft und gab uns die Versicherung, daß wir nur alsdann an Frankreich übergeben werden solten, wenn es der König von Spanien befehlen würde, an den er in unserer Gegenwart einen Courier abschickte und unsere Sache Sr. catholischen Majestät aufs beste empfahl. Er lies uns in ein ordentliches Gefängniß bringen, das jedoch so lange wohl verwahret blieb, bis er die Befehle vom Spanischen Hofe empfieng. Frankreich war zu Madrid nicht unwirksam; es bemühete sich, uns in seiner Gewalt zu haben. Doch die Ansuchungen des Gouverneurs waren gleichfals nicht gänzlich fruchtlos, sie gereichten zu unserm Vortheil; denn der König von Spanien bewilligte zwar, daß man uns an den König von Frankreich auslieferte, allein unter der Bedingung, mit uns nicht nach der Strenge des Befehls umzugehen, sondern uns mit einigen Monaten Gefangenschaft zu bestrafen, und uns alsdann frey an unsern Geburtsort zu schicken. Es wurde auch zugleich beschlossen, daß der Gouverneur von Mons uns zur völligen Sicherheit auf das Schloß Ham in der Picardie bringen solte, um daselbst einige Monate hindurch, nach dem geschlossenen Vertrage, gefangen zu sitzen. Unser Wegweiser wurde in diesem Vertrage nicht mit benennet; er hatte aber gleiches Schicksal mit uns. Da der Gouverneur diese Ordre empfangen hatte, so theilte er sie uns mit. Unsere Freude war über diesen so billigen Ausspruch unbeschreiblich groß. Der Gouverneur lies uns unter einer Begleitung von sechs Reutern nach Ham führen. Man übergab uns dem Gouverneur dieses Platzes, der uns das Schloß zu unserm Gefängniß einräumete und sich gegen uns so leutselig bewies, daß wir täglich mit ihm, und unser Wegweiser mit seinen Bedienten speiseten.

§. 222.

bitten, mit uns selbst und mit ihm Mitleiden zu haben, und sich der Gelegenheiten zu bedienen, die sich stündlich darböten, uns alle drey zu erretten. Ich kan es nicht allein thun, sagte er zu uns; wollen sie mir aber behülflich seyn, so will ich mich, so gebunden und gefesselt ich auch bin, des Unterofficiers bemächtigen: die andern drey Soldaten werden sich bey der geringsten Drohung, die sie ihnen thun werden, von selbst unterwerfen. Erwegen sie meine Herren, welchen schrecklichen Strafen ich unterworfen seyn werde, wenn ich nach Tournai gebracht werden solte. Wir wolten seinen Bitten kein Gehör geben; denn da wir keine Lust zur Entfliehung hatten, so wolten wir uns wegen dieses armen Menschen keine Verschuldung zuziehen. Es verlangte uns endlich sehr, in Tournai zu seyn, damit wir unsere Religion abschwören könten. Ich gestehe, daß wir Heuchler seyn werden; allein, wir werden GOtt noch immer als Reformirte anrufen, und ihn wegen unserer Schwachheit um Vergebung bitten. Es befinden sich ja noch viele in Frankreich, die eben dieses thun, um sich bey der Welt beliebt zu machen; werden wir tadelnswürdiger seyn, als sie? Dis war das Lehrgebäude des Herrn R . . und seines Freundes S . . und ihre Irthümer preßten uns viele Seufzer und Klagen aus. Doch laßt uns wieder zu unserer Erzählung kommen.

§. 203.

Da wir zu Valencienne ankamen, fuhr Herr R . . fort, brachte uns ein Soldat von der Hauptwache zu dem Hause des Gouverneurs. Als der Gouverneur, Herr von Magaloti, unsere Begebenheiten angehöret hatte, sagte er zu uns: Ihr Verbrechen, meine Herren, ist eben nicht so groß; ein wenig gesegnetes Wasser und die Besuchung einer Messe wird sie in volkommene Sicherheit stellen. Er sah auch zugleich den Wegweiser, und erkante ihn. Ach! bist du es, Gasconier; endlich werden doch deine gottlosen Ausschweifungen bestraft werden. Er wendete sich hierauf zum Unterofficier und sagte: Mein Freund, du und

die

die andern Soldaten, ihr werdet nicht vermögend seyn, diesen listigen Menschen nach Tournai zu bringen. Im vergangenen Jahr wurde er in dieser Stadt zum Galgen verdamt; allein, an dem Tage seiner Verurtheilung entwischte er aus unsern starken Gefängnissen. Ich finde es für gut, eure Bedeckung durch einige Grenadiers zu verstärken; denn ich befürchte sehr, daß er euch entlaufen werde. Der Unterofficier fand sich an seiner Ehre beleidiget und sagte zu ihm, daß er weit verschlagenere Kerls gefangen weggeführet hätte, als diesen Gasconier, und daß der Gouverneur von Ham wohl eingesehen hätte, daß er zu dieser Verrichtung der Geschickteste sey. Gut, sagte Herr von Magaloti, gebt also auf ihn sehr genau acht. Wir wurden des andern Tages frühe mit unserer ordinairen Begleitung nach Tournai gebracht, welches sieben Meilen von Valencienne liegt. Da aber dieser Weg für unsere Fußgänger gar zu weit war, so konten wir nur bis St. Amand kommen, einer kleinen mit einigen Mauern umgebenen Stadt, die zwo Meilen von Tournai entfernt ist. Hier fiel es unserm Gasconier ein, zu entwischen; er entkam glücklich, und sehen sie, welcher List er sich hierbey bedienete. Als wir zu St. Amand ankamen, hielt es unser Unterofficier für dienlich, ausserhalb der Stadt auf der andern Seite die Nacht zu bleiben, damit er nicht am morgenden Tage auf die Eröfnung der Thore warten dürfte, und bey guter Zeit ausgehen könte. Wir giengen also durch die Stadt; und da wir vor das Thor kamen, wurden wir in ein grosses und mit Mauern ganz umgebenes Guth gebracht. Man führete uns alle sieben in eine Stube, wo wir sehr geruhig und mit grossem Appetit assen, nur der Gasconier nicht, der schon die Annäherung seines Todes fühlete, je näher er der Stadt Tournai kam. Er seufzete beständig und unterbrach unsere Gespräche so ofte, daß ihm der Unterofficier befahl, sich niederzulegen. Ach! sagte er, ich kan in meinen Kleidern nicht schlafen, denn ich habe sie während der ganzen Reise nicht vom Leibe gebracht.

Wenn ihr die Gütigkeit haben wolt, mich meiner Fesseln zu entledigen, um mich ausziehen zu können, so werdet ihr mir die gröste Wohlthat erzeigen. Wir bemüheten uns, den Unterofficier dahin zu bringen, daß er ihm diese kleine Gefälligkeit, die von keiner Gefahr zu seyn schien, nicht versagen möchte; denn er würde ihm gewiß nicht entlaufen, so lange er ausgezogen wäre. Der Unterofficier ließ sich durch unser Bitten bewegen, und erlaubte es ihm. Der Gasconier entkleidete sich und bat sich hierauf die Erlaubniß von ihm aus, daß er seine Nothdurft verrichten dürfte. Der Unterofficier nebst zwey Soldaten begleiteten ihn; sie besahen den Hof, sie fanden alles fest und sicher; sie liessen ihn allein. Der Gasconier suchte sich bey dem Thorwege dieses Hofes seinen Ort aus. Kaum hatte er sich in die gehörige Stellung gesetzt, als ein Bedienter, der von dem, was vorgieng, nichts wuste, von draussen hereinkam, und die kleine Thür öfnete. Der Gasconier, der auf alles acht gab, und sich dieser so günstigen Gelegenheit zu bedienen wuste, gab diesem Bedienten eine derbe Maulschelle, um ihm den Durchgang nicht zu verwehren, und schoß als ein Pfeil durch das Thor. Nun war er im freyen Felde. Eine dicke Finsterniß beherschte diese Nacht; unsere hinkende Soldaten waren nicht vermögend ihn zu verfolgen. Wie würden sie es auch haben thun können, da sie nichts der grossen Dunkelheit wegen sehen konten? Nachdem sie ihn aber doch nach ihrer Schuldigkeit eine Zeitlang gesuchet hatten, kamen sie ganz bestürzt und erzürnend wieder zu uns, und wußten nicht was sie thun solten. Sie gaben uns den Rath, zu gehen, wohin wir wolten, weil sie nicht Willens wären, uns nach Tournai zu bringen, sondern nach ihrer Garnison zurück zu kehren, aus Furcht, dem Kriegesrechte unterworfen und scharf bestraft zu werden. Doch wir, die wir dazu wenig Lust bezeugten und begierig waren, Tournai zu sehen, misbilligten ihren Vorsatz, und setzten sogleich einen ausführlichen Bericht auf, den wir und des Guths Herr zu ihrer Befriedigung unterzeich-

zeichneten. Hierdurch wurde ihr beunruhigtes Gemüth besänftiget, und sie haben uns diesen Morgen, wie sie sehen, in dieses Gefängniß gebracht, wo wir nicht allzulange zu bleiben gedenken.

§. 224.

Dis ist die Geschichte, die uns Herr R.. erzählete, und ich werde sie bis zu ihrer Befreyung zu Lille, wovon wir Augenzeugen gewesen sind, fortsetzen. Zween Tage nach ihrer Ankunft in unserm Gefängniß lies man sie nach der Parlamentsstube kommen. Hier wurden sie kurz verhöret und vom Präsidenten befraget, ob sie von von ihrer Religion zur Römischcatholischen übergehen wollten? Sie trugen im geringsten kein Bedenken zu sagen: daß sie es von ganzem Herzen wünschten. Wohl, sagte er zu ihnen, man wird ihnen vor ihrer Abschwörung einigen Unterricht geben, und alsdann werden wir zu ihrer Befreyung schreiten. Man brachte sie wieder zu uns. Eine angenehme Freude lächelte aus ihren Gesichtern; sie frolockten, eine solche That begangen zu haben, die ihnen in kurzem ihre Freyheit und viele Belohnungen vom Hofe versprach; wie sie denn auch von einigen Parlamentsräthen schon waren beschenket worden. Sie höreten nicht auf, sich deshalb in unserer Gegenwart einander Glück zu wünschen; und wir, wir verabscheueten unaufhörlich ihre Zaghaftigkeit und ihren Abfall. Kaum waren einige Stunden verflossen, als ein Catholischer Geistlicher in unser Gefängniß trat. Er legte ihnen wegen des löblichen Vorsatzes die grösten Lobsprüche bey; er übergab ihnen einen Catechismus und sagte zugleich, daß ihre Loslassung von der Erlernung dieses Buches abhienge; und hiemit verlies er sie. Die beyden Herren lerneten Tag und Nacht. Doch zu Ende des dritten Tages wurde diese Beschäftigung durch einen Unglücksfall unterbrochen. Zween Bediente vom Parlament befahlen ihnen, mit vor die Gerichtskammer zu kommen. Ihre Hände wurden gebunden. Unglückliche Prophezeihung für sie! Allein, sie bewiesen sich bey

dem allen standhaft, denn sie glaubten sicherlich, daß dis eine Ceremonie der Justitz sey. Sie erschienen also vor der Versamlung des Parlaments, wo der Präsident gleich beym Eintritt zu ihnen sagte: Es sind, meine Herren, nunmehr drey Tage, da sie uns versprachen, ihren Irthümern zu entsagen und die Römische Religion anzunehmen, und wir hingegen ihnen versicherten, daß sie alsdann frey seyn solten. Wir wollen sie nicht betrügen. Wir sind nicht mehr im Stande, ihnen die Freyheit zu geben. Dieser Brief verhindert uns daran. Der Hof befihlt uns, ihnen nach der Strenge des Befehls, der den Ausgang aus dem Königreiche verbietet, den Proceß zu machen; und wie glücklich sind sie, daß darin ihrer unbesonnenen Ausschweifung zu Querin, wo sie die untersiegelte Ordre zu ihrer Festsetzung durchschossen, nicht gedacht wird. Auf Befehl des Königs werden sie zu den Galeeren verdamt, und ihre Strafe würde weit härter und grösser seyn, wenn man in ihrem Proceß der Handlung, die sie zu Querin begangen, Erwehnung gethan hätte. Sie können also, meine Herren, ihrer Religion entsagen oder es unterlassen, der König will und befihlt, daß sie Zeit lebens zu den Galeeren verdammet seyn sollen. Es steht indessen in ihrer Freyheit, ihre Abschwörung zu thun; wir werden jederzeit diese edle That loben; allein, wir sagen ihnen auch zugleich, daß sie ihnen von ihrer Verurtheilung nicht loshelfen wird. Die beyden Herren antworteten: daß, da sich die Sache so verhielte, sie von ihrem Vorhaben abgiengen. Vortrefliche Catholiken! rief der Präsident aus, und befahl, daß man sie wieder in ihr Gefängniß bringen solte. Sie kamen ganz bestürzt zurück. Thränen der Reue und Betrübniß flossen häufig aus ihren Augen. Rührende Klagen erweichten unser Herz und unruhige Betrachtungen über ihre Schwäche machten sie niedergeschlagen. Das Parlament brachte ihren Proceß bald zu Ende, und in weniger als acht Tagen wurde ihnen ihr Urtheil vorgelesen; welches dahin gieng, daß sie Zeit lebens zu den Galeeren verdamt seyn

seyn solten. Des andern Tages kamen vier Gerichtsdiener zu ihnen, die sie abholeten, um sie nach Ryssel in Flandern zu bringen, wo der Sammelplatz aller Verurtheilten war. Welch ein bejammernder Anblick, die so prächtig gekleidete Herren gebunden und gefesselt durch Tournai mitten unter vier Häschern zu Fuß führen zu sehen, wo sie durch die Menge des Volks, die in allen Strassen stunden, um dieses traurige Schauspiel mit anzusehen, sich drengen mußten; denn jederman glaubte fest, daß diese beyden Herren von dem vornehmsten Adel aus Frankreich wären. Sie wurden also in diesem Aufzuge und zu Fuß nach Ryssel, welches fünf Meilen von Tournai liegt, gebracht, wo man sie in das häßliche Gefängniß der zu den Galeeren Verurtheilten auf dem St. Petri Thurm setzte. Ich werde von dieser fürchterlichen Wohnung zu seiner Zeit eine Beschreibung machen. Indessen blieben diese Herren hier nicht gar zu lange. Die Jesuiten von Ryssel besuchten sie, und versprachen ihnen die Gnade des Hofes, wenn sie sich zur Catholischen Religion bekennen wolten. Geblendet von dieser Zusage willigten sie freudig in dieses Anerbieten. Die ehrwürdigen Väter baten noch überdis den Stadtrichter zu Ryssel, der über die Gefangenen die Aufsicht hat, ihnen diese beyden Herren in ihr Closter zu übergeben, um sie in ihrer Religion zu unterrichten, und sie eine feyerliche Abschwörung thun zu lassen, und versprachen zugleich, daß sie nach dieser Ceremonie in das Gefängniß wieder gebracht werden solten. Der Stadtrichter war mit diesem Antrage sehr wohl zufrieden. Nun erblicken wir diese kaltsinnigen und schwachen Gemüther in dem Abgrunde ihres Verderbens. Sie waren drey Wochen bey den Jesuiten, und nachdem sie von ihnen die falschen Lehren der Catholischen Religion eingesogen, ihren Abscheu an der Protestantischen Religion in verabscheuungswürdigen Lästerungen zu erkennen gegeben, und wider Calvin und seine Lehre entsetzliche Flüche ausgestossen hatten, mußten sie eine öffentliche Abschwörung thun, wozu der Commendant von

Ryssel und alle Standespersonen dieser Stadt gebeten wurden. Hierauf wurden sie dem Stadtrichter wieder übergeben, der sie nicht in ihr voriges Gefängniß, sondern in eine sehr ordentliche Stube bringen lies, wo sie ausser dem Essen, monathlich von den Jesuiten oder vielmehr von den vornehmen Personen der Stadt, bey denen diese ehrlichen Väter für sie etwas samleten, sechs Duplonen bekamen. Sie bemüheten sich auch, diesen Herren die Gunst des Hofes zuwegen zu bringen. Allein, so leicht ihnen diese Sache anfänglich geschienen, so schwer wurde sie ihnen gemacht. Der König gab ihren Bitten kein Gehör; er verlangte, daß ihr Urtheil nach aller Strenge volzogen werden solte. Doch die Jesuiten liessen es dabey nicht bewenden. Sie strengeten zur Erhaltung dieser Gnade alle ihre Kräfte an. Ihr inständiges Ansuchen kam bis zu der Madame Maintenon. Sie stelleten dieser Frau vor, daß diese beyden Herren aus dem alten adelichen Hause P... herkämen, daß die Handlung zu Querin, die der König so übel aufgenommen hätte, mehr ein unbedachtsamer und jugendlicher Streich, als ein geflissentlicher Vorsatz sey, seiner Majestät zu misfallen, und daß sie endlich die beyden eifrigsten Catholiken in Frankreich wären. Diese Dame, die auf eine solche Art von den Jesuiten war eingenommen worden, bat beym Könige für sie um Gnade; der auch ihre Bitten bewilligte, und R.. zum Lieutenant der Infanterie und S.. zum Lieutenant unter den Dragonern erklärete; doch mit dem Beding, daß der letzte noch sechs Wochen im Gefängniß bleiben, der andere aber sogleich frey seyn solte. Man wird sich wundern, daß der eigentliche Verbrecher so wohl belohnet wurde; denn eine Lieutenantsstelle unter den Dragonern ist derjenigen unter der Infanterie weit vorzuziehen; doch es kan seyn, daß dem Könige die einem Dragoner so nöthige Dreistigkeit des Herrn S.. gefiel; wenigstens war dis das Urtheil, welches man darüber zu Ryssel fällete. R.. leistete seinem Freunde S.. während der sechs Wochen seiner Gefangenschaft,

Ge-

Gesellschaft, ob er gleich die Freyheit hatte, zu gehen, wo-hin er wolte. Dieses edelmüthige Betragen gegen sei-nen Freund zog ihm viel Lob und Bewunderung zu. Nach-dem die sechs Wochen verflossen waren, wurden sie in völ-lige Freyheit gesetzt; sie besuchten ihre Freunde und Wohl-thäter und begaben sich hierauf zu ihren Regimentern. Nachher erfuhren wir, daß sie beyde in der Schlacht bey Heckern geblieben waren. Dis ist das Ende dieser beyden Herren, von denen, nach meinem Urtheil, nichts rühmlichers kan gesagt werden, als daß sie auf dem Bette der Ehre gestorben sind. Verständige und einsichtsvolle Leser werden bey dieser Geschichte genug nützliche und richti-ge Betrachtungen machen können, wenn sie auf die Auffüh-rung des Herren R = = und S = = und auf die Gerichte GOttes aufmerksam seyn werden, der bald oder spät die ärgerlichen Laster, besonders dasjenige des Abfals von der wahren Re-ligion, welches unter allen, die man wider die Gottheit be-gehet, das abscheulichste ist, bestrafet. Ich begnüge mich, die menschlichen Handlungen ungezwungen und mit War-heit zu beschreiben, und lasse einem jedem, der diese Denk-würdigkeiten lesen wird, die Freyheit, Urtheile zu fällen, was für welche er will. Ich komme wieder zu meiner Erzählung, und setze die Geschichte der Trübsalen fort, die mir und meinem Gefährten begegnet.

§. 225.

S = = und R = = kamen uns, wie ich schon oben er-wehnet habe, bey unserm grossen Hunger zu Hülfe. Wir wusten, daß sie viel Geld hatten, und die Furcht, nach ihrer Abreise wieder in eine Hungersnoth zu fallen, trieb mich an, sie flehentlich zu bitten, uns drey oder vier Louis-d'or zurück zu lassen. Ich sagte ihnen, daß ich deshalb an meinen Vater schreiben würde, der ihnen diese kleine Sum-me zu B = = auf ihren Befehl wieder auszahlen solte: doch alle Vorstellungen waren vergebens, sie blieben bey unserm Elende unempfindlich und hinterliessen uns nicht mehr, als einen halben Louisd'or, den ich ihnen aber nachher, als wie

sie in den Gefängnissen zu Ryssel wenige Tage vor ihrer Befreyung antrafen, wiedergegeben habe. Wir giengen mit diesem wenigen Gelde sehr sparsam um; wir assen weiter nichts als Brodt, und verzehreten es nicht einmal in dem Parlamentsgefängnisse; denn man brachte uns aus demselben in den sogenanten Stadtthurm, wovon folgendes die Ursach war. Man muß wissen, daß die Schelde durch Tournai fließt. Auf der südlichen Seite dieses Flusses ist das Parlamentshaus, und diese Gegend ist dem Erzbischof von Cambrai unterwürfig; die nördliche Seite aber gehöret dem Bischof von Tournai zu. Ich habe schon gesagt, daß der Prediger des Parlaments einigemal zu uns kam, nicht in der Absicht, uns durch vernünftige Gründe zur Veränderung unserer Religion zu bewegen, sondern nur zu sehen, ob wir unsern Sinn nicht ändern würden. Da der Bischof von Tournai die Kaltsinnigkeit oder vielmehr die Nachläßigkeit und Unwissenheit dieses Predigers bey unserer Bekehrung vernommen hatte, so schickte er einen seiner Capellane zu uns. Dieser Capellan war ein alter redlicher Geistlicher, der mehr der Aufrichtigkeit als der Gottesgelahrtheit beflissen war, wie wir aus seinem Betragen abnehmen konten. Er sagte uns, daß er vom Bischof geschickt worden sey, uns zur christlichen Religion zu bekehren. Wir erwiederten, daß wir durch die Taufe und durch unsern Glauben an das Evangelium JEsu, Christen wären. Wie, sie sind Christen? und wie heissen sie? Hiemit zog er aus seiner Tasche eine Tafel, worin unsere Namen aufgezeichnet warden; denn er glaubte, sich geirret zu haben. Wir sagten ihm unsern Vor- und Zunamen. Sie sind es, antwortete er hierauf, zu denen ich geschickt worden bin; und ich glaube nicht, daß sie Christen sind, denn der Bischof hat mir aufgetragen, sie zum Christenthum zu bekehren. Sagen sie mir, wenn es ihnen gefällig ist, ihre Glaubensartikel her. Sehr gern, antworte ich, und zu gleicher Zeit sagte ich ihm das Apostolische Symbolum vor. Glauben sie hieran? sagte er voll Verwunderung zu uns.

Und da wir es bejaheten, antwortete er: und ich auch; der Bischof hat mich heute zu seinem Narren gebraucht; denn es war eben der erste April des Jahres 1701. Voll Zorn, daß Ihro Gnaden mit einem Manne von seinem Alter und Character auf eine solche Art sein Spiel gehabt hätte, gieng er schleunig von uns. Man kan nun urtheilen, ob dieser ehrliche Geistliche studiret, und die verschiedenen Secten des Cristenthums untersuchet habe. Es mag nun seyn, wie es will, so sahen wir ihn nicht mehr. Allein, des andern Morgens schickte der Bischof zu uns seinen Grosvicarius, Namens Regnier, der ein ganz anderer Theologe als der alte ehrliche Capellan war. Inzwischen fand er uns in den Beweisen der protestantischen Religion und in den Irthümern der Römischen Kirche so wohl unterrichtet, als er es nicht geglaubet hatte; und dis war ohne Zweifel die Ursach, warum er sich unsere Bekehrung so sehr angelegen seyn lies. Es vergieng kein Tag, da er uns nicht besuchte. Er war ein vortreflicher Redner, aber dabey voll von Irthümern, und der blos aus der Tradition, wir aber aus der heiligen Schrift stritten. Wegen Ungleichheit der Meinungen konte eben nichts sonderliches beschlossen werden; je näher er zu seinem Endzwecke hätte kommen sollen, desto mehr entfernte er sich von demselben. Er war aber dabey ein sehr bescheidener Mann, der die Redlichkeit liebte und der gegen seinen Nächsten christliche und liebreiche Gesinnungen hegete. Ich erinnere mich, daß er, da wir von allem entblößt waren, und uns das nothwendigste zu unserer Erhaltung fehlete, uns zur Bekleidung Leinwand geben lies, ohne uns zu sagen, daß es von ihm herkäme. In der heiligen Woche, worin der Bischof denen Gefangenen seine Liebe zu erkennen gab, kam der Grosvicarius in das Parlamentsgefängniß; er gieng zu allen Gefangenen, die daselbst in grosser Anzahl waren, und gab einem jeden mit Erlaubniß des Bischofs sechs Groschen. Hierauf kam er zu uns, und nachdem er uns im Namen des Bischofes gebeten hatte, sein edel-

müthiges Betragen als ein Zeichen der Hochachtung anzunehmen, überreichte er uns vier louisd'or. Wir machten einige Schwierigkeit, sie anzunehmen; doch, da er gar zu sehr in uns drang und vorstellete, daß es Ihro Gnaden als ein Merkmal des Hasses ansehen würden, wenn wir es ausschlagen wolten, so war es unmöglich, dieses Geschenk von uns abzulehnen. Und wenn wir die Warheit aufrichtig sagen wollen, so konte uns in unserer grossen Noth nichts angenehmeres begegnen.

§. 226.

Ich habe schon oben erwehnet, daß der Parlamentsprediger uns öfters besuchete. Er fand an einem Tage den Grosvicarius bey uns. Er beschimpfte ihn sogleich, indem er ihn frug, wie er so verwegen seyn könte, in seine Pfarre zu kommen und daselbst solche Verrichtungen zu übernehmen, die ihm nur zukämen? Der Grosvicarius antwortete mit der grösten Bescheidenheit: daß er von eben den Ursachen, die er hätte, wäre angetrieben worden, hieher zu kommen, um die verirreten Schafe zur Heerde Christi wieder zu führen. Ich werde ohne sie, ihnen diesen Weg zu zeigen wissen, antwortete der Hofprediger sehr trotzig, und der Erzbischof von Cambrai wird nicht zugeben, daß sie sich seiner Rechte in seiner Diocös anmassen; und ich befehle ihnen in seinem Namen an, sich von hier wegzubegeben und niemals wieder hieher zu kommen. Der Grosvicarius that es in der That, und besuchte uns niemals wieder. Da er aber von dieser Begebenheit seinem Bischof Bericht abgestattet hatte, und der Bischof den Schimpf nicht haben wolte, uns von andern besuchen zu lassen, bat er den Generalprocurator des Parlaments, daß wir in das Stadtgefängniß, welches unter seinem Gebiete war, gebracht würden; welches nachher auch geschahe. Nun waren wir in dem Gefängniß des Stadtthurms, wo wir es weit besser, als zuvor hatten. Viele Protestanten, die vornehme Bürger zu Tournai waren, hatten die Erlaubniß zu uns zu gehen. Sie bestachen den Stockmeister, daß er zu

ihrer

ihrer Befriedigung alle Morgen unser Gefängniß öfnete, und uns erlaubete, in einem kleinen und nahe gelegenen Hofe einige Stunden frische Luft zu schöpfen. Hier besuchten uns unsere treuen Freunde sehr oft; sie unterstützten uns mit ihrem Rathe und ermahneten uns, standhaft zu seyn. Der Grosvicarius Regnier traf diese Gesellschaft einigemal bey uns an, ohne darüber einigen Unwillen zu erkennen zu geben. Vielmehr bewies er sich gegen sie überaus höflich; und als diese leutseligen Personen aus Hochachtung gegen ihn sich wegbegeben wolten, bat er sie aufs inständigste, hier zu bleiben und unsere Unterredung mit anzuhören. Ich muß gestehen, daß diese rechtschaffenen Protestanten in eine Verwunderung gesetzet wurden, als sie die Art unserer Vertheidigung in diesem Streit, und die Anmuth und Leutseligkeit des Grosvicarius, mit der er uns seine scheinbaren Beweise vorlegte, höreten. Oft lies er nach einem zweystündigen Gefechte, worin nichts entschieden wurde, Wein herbey bringen, den wir zusammen als gute Freunde austrunken, ohne von der Religion zu reden. Nachdem wir endlich über alle Puncte gestritten, und ihm die Irthümer in der Römischen Kirche gezeiget hatten, so schlug er uns zur Verhinderung alles Streits ein Bekehrungsmittel vor. Wir werden ihnen, sagte er zu uns, die Freyheit lassen, den grösten Theil dieser Puncte, die ihnen als Irthümer vorkommen, zu verwerfen; als, die Anrufung der Heiligen und der Maria, die Ehrerbietung gegen die Bilder, das Fegefeuer, den Ablaß und die Wallfahrten; nur bequemen sie sich, die Transsubstantiation und das Meßopfer zu glauben, und den Calvinischen Irthümern zu entsagen. Allein, wir gaben ihm zu erkennen, daß der Schritt, den er uns zu thun befähle, uns gar zu gefährlich zu seyn schiene, und daß wir dazu nicht zu bewegen seyn würden. Seine Besuche nahmen hierauf so sehr ab, daß er in funfzehen Tagen erst wieder zu uns kam, und endlich unterlies er sie ganz und gar. Und seit dem beunruhigte uns zu unserm grösten Vergnügen kein Prediger oder Mönch wieder.

§. 227.

§. 237.

An einem gewissen Tage traten des Morgens um neun Uhr fünf Personen in unser Gefängniß, die der Stockmeister hereinbrachte und sich so gleich wieder wegbegab. Wir sahen sie mit unverwandten Blicken an, und endlich erkanten wir drey von diesen Herren, die aus B.. gebürtig waren. Die zwey andern blieben uns noch immer unbekant; sie vergossen häufig Thränen; sie umarmeten uns eben so freundschaftlich und liebreich, als die drey ersten; sie nanten uns bey unsern Namen und versicherten, daß sie uns auf das genaueste kenneten. Bestürzt, diese beyden Personen nicht zu erkennen, die uns beständig umarmeten, die unsern Zustand eben so wol, als den ihrigen, beweineten, und die Begleiter von unsern drey Freunden waren, frug ich den Herrn D.. wer diese beyden uns unbekante Personen wären? Es ist, sagte er, die eine die Mademoisell M.. und die andere die Mademois. C.. aus B.. ihre gute Freundinnen, die sich den Gefährlichkeiten, mit uns unter Mannskleidern, wie sie sehen, aus Frankreich zu gehen, ausgesetzt, und alle Beschwerlichkeiten dieser mühsamen Reise mit einer für so zärtliche Personen ausserordentlichen Standhaftigkeit zu Fuß ertragen haben, da sie doch vor dieser Reise keine Meile haben gehen können. Wir bezeugten ihnen unsre Ehrerbietung, und stellten ihnen vor, daß es wider die Wohlanständigkeit seyn würde, wenn sie so verkleidet und mit fünf Mannspersonen in einem Gefängniß bleiben wolten, und daß unsere Feinde uns und ihnen es zu einem schändlichen Laster anrechnen würden. Ich bat sie, mir zu erlauben, daß ich den Stockmeister von ihrer Verkleidung benachrichtigen dürfte, der ihnen gewiß beystehen würde; und daß sie ihren Namen und Geschlecht bekant machen und die Warheit mit Muth und Standhaftigkeit bekennen möchten. Die Herren waren meiner Meinung, und die beyden Demoisells willigten in meinen Antrag. Ich rief dem Stockmeister; und da ich ihm diese Begebenheit gesagt hatte, lies er sie aus unserm Gefängniß heraus, räumete ihnen ein besonderes Zimmer ein

und

und gab dem Richter hievon Nachricht, der ihnen ihrem Geschlechte gemässe Kleider reichen lies. Wir haben sie hierauf nicht wieder gesehen; denn sie wurden Zeit Lebens zu einem Klosterleben in Paris verurtheilt, wohin sie zu eben der Zeit geführet wurden, als man ihre drey Reisegefährten deswegen zu den Galeeren verurtheilte, weil sie aus dem Reiche hatten entweichen wollen. Nachdem wir mit den drey Herren, wovon sich der eine Dupuy, der andere Mouret und der dritte la Renue nante, über unser Schicksal genug Klagen angestellet hatten, so baten wir sie, uns ihre Begebenheiten zu erzählen. Herr Dupuy that unserm Verlangen ein Genüge.

§. 228.

Er sagte uns, daß ihnen vermittelst eines guten Wegweisers seit ihrer Abreise aus B.. nichts sonderliches begegnet sey. Daß sie ohne einigen Zufall und Hinderniß durch Frankreich bis an den Uebergang der Schelde, zwo Meilen von Tourniai, gegangen wären, wo sie durch die Verrätherey eines boshaften Bauern, auf den ihr Wegweiser und sie ihr Vertrauen gesetzt hätten, um sie über diesen Fluß zu bringen, wären verrathen worden. Und dis ist der Grund unsrer kläglichen Geschichte. Da wir an den um die Schelde herumliegenden Oertern, die Frankreich von den Spanischen Niederlanden scheidet, gekommen waren, führete uns unser Wegweiser in der Nacht zu einem Bauer, den er wohl kante und der sich davon ernährete, daß er die Flüchtlinge mit einem kleinen Schif über diesen Fluß setzte. Dieser war vor Freuden ausser sich, als er sah, daß er für sich einen so guten Gewinn wieder machen würde; denn wir versprachen ihm, für einen jeden zwey Louisd'or zu geben, wenn er uns bis auf die andere Seite des Flusses bringen wolte. Er gab uns etwas zu essen, und erwartete nur die Stunde, die zu unserm Vorhaben am günstigsten war, und wo sich die Nachtwache an den Ufern der Schelde nicht würde mehr sehen lassen. Als der Bauer auf einen von gutem Zeug gemachten Mantel, den der Herr Mouret trug, seine

Augen

pächter den Anklägern Belohnungen dafür versprächen; daß er und sein Mitgehülfe anfänglich gewiß keinen andern Gedanken gehabt hätte, als diesen, die Pflichten eines Anklägers auszuüben; daß der Kaufmann ihnen freywillig, ohne daß sie ihn darum gebeten hätten, 15 Thaler zum Geschenk angeboten, und daß sie aus Erkentlichkeit ihn ruhig hätten reisen lassen. Der Oberrichter hatte zur Hinrichtung dieses gottlosen Menschen vergebliche Anschläge gemacht; denn Batist stelte seinen begangenen Strassenraub auf einer so schönen Seite vor, daß man nicht für rathsam hielt, mit ihm weiter gerichtlich zu verfahren. Er solte schon wieder in Freyheit gesetzet werden, als plötzlich ein Zufall der ganzen Sache ein anderes Ansehen gab, der für ihn sehr unglücklich hinauslief, und der umständlich beschrieben zu werden verdienet.

§. 230.

Nach der Gefangennehmung der drey Herren und der beyden Demoisels, von denen ich schon oben geredet habe, wurde ihnen ihr Proceß von dem Gerichte oder der Landvogtey der Stadt Tournai gemacht; und ehe das Urtheil von dem Parlament bestätiget wurde, welches fünf bis sechs Wochen daurete, brachte man die Herren in unser Gefängniß, um sie hierauf auf die Galeeren zu schicken. Während dieser Zeit kam der Stockmeister oft zu uns und bat den Herrn Dupuy einstens, ihm die Geschichte von ihrer Gefangennehmung durch den ungetreuen Batist zu erzählen. Er that es und sagte ihm, wie dieser Boshafte ihnen viele Landsleute und bekante Personen, die er in seinem Kahn übergesetzt, genant, und ihre Freygebigkeit gerühmt hätte. Er fügte hinzu, daß Batist vor ihrer Gefangennehmung seinen guten Freund, unsern Wegweiser, aus der Stube genommen und ihn über den Fluß gebracht hätte; welches er theils aus Freundschaft, theils deswegen, daß er von ihm wegen seiner schändlichen Ränke nicht angeklaget würde, möchte gethan haben. Dem sey nun wie ihm wolle, so verdienete Batist nach den Grundsätzen Frankreichs und seiner Befehle, den Tod; und wenn er auch weiter nichts gethan, als den Wegweiser

weiset über die Schelde gebracht. Es begab sich jetzt, daß der Oberrichter, da er von der Gerichtsstube herabkam, mit dem Stockmeister redete und ihm anbefahl, den Bauer Batist in dem ärgsten Gefängniß so lange zu verwahren, bis er überzeugende Beweise verschiedener Laster wegen, die er begangen zu haben glaube, erhalten würde. Der Stockmeister sagte ihm hierauf, daß er untrügliche Beweise haben könte, daß Batist sehr oft Protestanten, die aus dem Reiche geflüchtet wären, über die Schelde geführet hätte. Er erzählete ihm hierauf alles, was er vom Dupuy und seinen Gefährten gehöret hatte. Erfreut über eine so angenehme Nachricht, kam der Richter selbst vor unser Gefängniß; er rief die drey Herren bey ihren Namen und kündigte ihnen an, daß sie morgen um 10 Uhr vor sein Gericht gefordert werden solten, um mit einem Eyde die Warheit wegen des Batist zu sagen. Aber, fügte er hinzu, ich ermahne sie, meine Herren, die Empfindungen der Rache wider diesen Bösewicht zu unterdrücken, und von allem, worüber man sie fragen wird, die Warheit zu sagen. Hierauf begab er sich wieder hinweg. Die drey Herren schienen vor Freude ausser sich gesetzt zu seyn, sich an dem gottlosen Batist rächen zu können, und bezeugten, daß sie alles, was sie wüßten, sagen würden, ohne ihr Gewissen zu verletzen. Ich gestehe, daß ich anfänglich ihrer Meinung war; da ich aber nachher einige Betrachtungen über die Folgen ihrer Aussage anstellete, so änderte ich meine Gesinnung und theilte ihnen darüber meine Gedanken mit.

§. 231.

Es ist wahr, meine Herren, sagte ich zu ihnen, der gottlose Batist wird ohne Gnade gehenkt werden, wenn sie wider ihn die Warheit aussagen. Allein, ich bitte sie, ziehen sie zweyerley in Erwegung, welches daraus entstehen wird. Erstlich: Sie werden von unsern Freunden keine Lobsprüche zu erwarten haben, und von Seiten unserer Feinde wird es ihnen ein beständiger Vorwurf seyn; beyde werden sagen, daß sie es aus Rache gethan haben:

denn jederman ist von Natur geneigt, von seinem Nächsten übel zu reden, und sie werden sich von dieser Beschuldigung nicht gänzlich frey zu machen wissen, weil sie keine sichtbare und redende Beweise von dem, was in ihrem Herzen ist, geben können, und weil unsere Unschuld uns nur vor GOtt rechtfertiget, der unsere geheimesten Gedanken weiß. Zweytens: Sie werden eine heimliche Ungerechtigkeit begehen, wenn sie diesen Unglücklichen hängen lassen. Denn sie sind ohnstreitig an dem Tode eines Menschen schuld, der, nach unsern Grundsätzen, kein Laster begangen hat, da er die Entfliehung unsrer Brüder erleichtert; weil wir ihm, da er uns diese Gefälligkeit erweiset, seinen verdienten Lohn geben, nicht für seine Mühe, sondern für die Gefahr, der er bey Erweisung dieses Dienstes, welcher bey den Papisten als das gröste Verbrechen, bey den Protestanten aber als eine belohnenswürdige Tugend angesehen wird, unterworfen ist. Sehen sie, meine Herren, welcher Gefahr sie sich durch ihre Aussage, so wahr und aufrichtig sie auch seyn wird, aussetzen, und der sie gewiß nicht werden entgehen können. Sollen wir also, riefen diese Herren aus, einen falschen Eyd thun, um diesem Menschen das Leben zu erhalten, und um den beyderley Abwegen, die sie uns vorgestellet haben, zu entfliehen? Nein, antwortete ich, nichts muß sie bewegen, einen falschen Eyd zu thun. Was sollen wir also machen? sagten sie zu mir. Dis beunruhiget mich noch am meisten, erwiederte ich: allein man muß alles mit Bedacht überlegen, und sich bemühen, ein Mittel ausfündig zu machen, das sie an der Begehung einer Ungerechtigkeit verhindert, und das zugleich das Leben des Batists erhält. Ich besinne mich jetzt auf etwas, wovon ich aber nicht weiß, ob es in Ausübung wird gebracht werden können, weil mir die Gesetze der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsordnungen unbekant sind. Indessen will ich es ihnen mittheilen. Ich habe oft sagen gehöret, daß jeder zu den Galeeren Verurtheilter in Zeugnissen, die er giebt, verwerflich ist, und daß ihn so gar keine Obrigkeit noch Richter zwingen soll oder kan, ein Zeugniß eydlich abzu-

abzulegen. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, so würde ich es versuchen, ob ich dem eydlichen Zeugnisse entgehen könnte, wenn ich mich bey dem Oberrichter weigerte, eine solche Handlung zu begehen, und ihm anführete, daß ein Verurtheilter von einer solchen Verrichtung ausgeschlossen sey. Irre ich mich, und kan man sie nach den Gesetzen zwingen, die Warheit durch einen Eyd zu bestätigen, so sagen sie dieselbe frey heraus. Es ist, nach meinem Urtheil, ein Zwang, der sie hiezu nöthiget, und dieses Verhalten wird sie wenigstens von der Beschuldigung befreyen, daß sie es aus Rachsucht gethan haben; und man wird sehen, daß sie mit dem grösten Unwillen wider Batist zeugen. Dieser Rath wurde für genehm gehalten und auch bewerkstelliget. Des andern Morgens um 10 Uhr kam der Stockmeister und zween Thürhüter zu uns und brachten die drey Herren in die Gerichtsstube, wo sie den Richter und seine Räthe versamlet fanden. Der arme Batist saß mit gefesselten Händen auf einer Bank, seine Augen waren niedergeschlagen, eine fürchterliche Bläße hatte sein Gesicht überzogen, und beym Anblick derer, von denen jetzt sein Leben abhieng, und die so viel gerechte Ursachen hatten, sich wegen seiner Verrätherey, die er an ihnen begangen hatte, zu rächen, wurde sein Innerstes erschüttert. Der Richter frug Batist, ob er diese Herren kennete? Er sagte nein. Wir werden sie dich bald kennen lernen, erwiederte der Richter; und frug zugleich die Herren, ob ihnen dieser Uebelthäter bekant sey? Sie sagten ihm, daß sie ihn für den ansähen, der sie hätte gefangen nehmen lassen. Heben sie, fuhr der Richter hierauf fort, ihre Hände in die Höhe und versprechen GOtt und der Gerechtigkeit, in allem, was man sie fragen wird, die Warheit zu sagen. Die Herren antworteten unerschrocken, daß sie es nicht thun würden, weil sie, als Verurtheilte, dazu ausser Stand gesetzet wären, und daß sie zu einem Zeugniß, noch vielweniger zur Leistung eines Eydes, nicht gezwungen werden könten. Wie, rief der Richter mit einer finstern Miene aus, sie sagen, daß sie die Warheit lieben, und weigern sich

doch, sie zu bekennen! Wir sind, antwortete Dupuy, zwar Liebhaber der Warheit des Evangelii, allein sie verbietet uns, ihr Opfer zu bringen, die mit dem Unglück anderer Menschen verbunden sind, und die Gesetze befreyen uns gleichfals davon. Welche Großmuth! welch ein bewundernswürdiges Betragen! sagte der Richter mit gen Himmel gerichteten Augen. Er wendete sich darnach gegen Batist, der ganz entzückt war, seine Feinde so reden zu hören, und auf den jetzt, so zu sagen, statt der Rache lauter Liebe zufloß. Er sagte zu ihm: Bösewicht, küsse die Fußstapfen dieser Tugendhaften, die dir den Strick vom Halse abnehmen. Du bist die Ursache ihrer Verurtheilung zu den Galeeren; du solst ihnen aber auch Gesellschaft leisten. Hiemit stund er von seinem Stuhl auf; die ganze Versamlung gieng aus einander und die Gefangenen wurden ins Gefängniß zurück gebracht. Unsre drey Herren waren vergnügt, so glücklich gewesen zu seyn, dem Batist ohne Verletzung ihres Gewissens beygestanden zu haben. Endlich wurde vom Oberrichter das Urtheil wider Batist und Pitous (dis war sein Camerad,) ausgesprochen. Sie wurden Zeit Lebens zu den Galeeren verdamt, weil sie den Kaufmann auf der Heerstrasse angefallen hatten. Da das Urtheil der drey Herren gleichfals bestätiget war, so wurden sie von sechs Gerichtsbedienten aus dem Gefängniß geholet, die sie nach Ryssel, als dem Sammelplatz der Verurtheilten, bringen solten. Man band zwey und zwey an den Händen, und endlich alle fünf zusammen; und das Schicksal wolte, oder es geschah vielleicht auf Befehl des Richters, daß Batist und Herr Dupuy bey einander kamen. So wurden sie des Morgens um 10 Uhr weggeführet. Ganz Tournai wußte, was vorgegangen war, und der Ruf von der großmüthigen und christlichen That dieser Herren, die ihrem ungetreuen und verrätherischen Feinde das Leben erhalten hatten, hatte sich allenthalben ausgebreitet. Eine Menge Volks versamlete sich vor dem Stadtthurm, und alle Strassen waren voll Menschen, die die Tugend mit dem Laster verbunden sehen

hen wollen. Darinn, dieser Erzbösewicht, dieser Verräther, war den grösten Beschimpfungen ausgesetzt, und an den drey Herren verschwendete man alle Lobeserhebungen und Glückwünsche.

§. 232.

Wir sahen uns nun zum andernmal unsrer Freunde beraubt. Wie schmerzhaft war es für uns, die nicht mehr zu sehen, durch deren Gottesfurcht wir erbauet wurden und in deren Umgange wir unser grösstes Vergnügen suchten. Der Grosvikarius hatte uns seit langer Zeit nicht besuchet; endlich kam er nach der Abreise dieser drey Herren wieder zu uns. Ich komme zu ihnen, sagte er, zu sehen, ob unsre vorigen Unterredungen bey ihnen keine günstigen Ueberlegungen zu ihrer Bekehrung verursacht haben. Die Betrachtungen, die wir darüber angestellet, antworteten wir, bestärkten uns mehr und mehr in den Meinungen, die wir ihnen schon längst zu erkennen gegeben haben. Meine Besuchungen sind also unnütz, fuhr er fort, und werde ich dieselben ja fortsetzen, so wird es blos aus der Absicht geschehen, um zu vernehmen, ob ich ihnen worin behülflich seyn kan. Indessen siehet sich der Bischof genöthiget, dem Generalprocurator des Parlaments sein Wort zu halten, und er hat mir aufgetragen, ihm seine Ergebenheit zu bezeugen und ihn zugleich zu bitten, daß er sie in den Parlamentsgefängnissen wieder annehmen möchte. Wir erblaßten bey diesen Worten; wir zitterten vor Furcht, in dieses heßliche Gefängniß, worin wir schon so viel ausgestanden hatten, wieder gebracht zu werden. Er wurde unsere Bestürzung gewahr. Ich sehe, sagte er, daß sie sich vor dieser Zurückkehr fürchten; wenn sie es aber verlangen, so will ich diesen Herrn bitten, daß er sie hier lasse, und daß sie während der Untersuchung ihres Processes nicht in ihr voriges Gefängniß geführet werden, und ich will ihnen noch heute seine Antwort kund thun. Wir bezeugten ihm, daß er uns durch diesen freundschaftlichen Dienst unendlich verpflichten würde; denn wir fürchteten uns vor dem Parlamentsgefängniß so sehr, wie vor dem Feuer.

Er hielt sein Wort und brachte uns noch an eben dem Tage die angenehme Nachricht, daß wir ruhig seyn könten, weil wir in unserm Gefängniß bleiben solten. Mit den zärtlichsten und rührendsten Empfindungen dankten wir ihm für seine Bemühung. Von Mitleiden durchdrungen und weinend verlies er uns. Einige Tage nachher kam ein Parlamentsrath, den ich gewisser Ursachen wegen nicht nennen werde, zu uns in unser Gefängniß und sagte: daß man uns ihm aufs angelegentlichste empfohlen hätte, und daß er etliche Tage hindurch zur Untersuchung unserer Sache uns besuchen würde. Wir konten nicht begreifen, woher diese Empfehlung kam. Solten wir von unsern Eltern, an die wir, seitdem wir aus dem Stadthurm waren, nicht geschrieben hatten, vermuthen, daß sie es durch einige Standespersonen, die ihre Freunde wären, gethan hätten, da wir doch von ihnen gar keine Zuschrift hatten, die uns in Absicht dieser Empfehlung einige Nachricht gegeben; und da wir auch von keinen Protestanten aus Tournai erfuhren, ob es von ihnen herrührete; auf wen konten wir wol anders unsern Verdacht werfen, als auf den redlichen Großvicarius, der uns so aufrichtige, so brüderliche Versicherungen gethan hatte, daß er unsere Freyheit recht sehnlich wünsche und derselben mit dem grösten Verlangen entgegen sähe? Dem sey nun wie ihm wolle, so blieb der Parlamentsrath eine ganze Stunde bey uns. Er erkundigte sich, welchen Weg wir genommen hätten, wo und auf was für Art wir angehalten worden wären. Wir thaten ihm in allen Stücken volkommen Genüge. Er hörete unsere Geschichte bis auf den unglücklichen Zufall in Couvé mit der grösten Aufmerksamkeit an, und frug uns, ob wir es beweisen könten, daß wir in einem Wirthshause dieser kleinen Stadt gewesen wären? Wir antworteten ihm, daß nichts leichter sey, als hievon die Warheit darzuthun. Seyn sie also, meine Kinder, sagte er hierauf, unverzagt, ich hoffe, ihre Sache wird einen glücklichen Ausgang haben. Morgen werde ich zu ihnen einen Rechtsgelehrten schicken, der ihnen eine

eine Bittschrift zur Unterzeichnung überreichen wird. Unterschreiben sie dieselbe, sie werden die Wirkungen davon gewahr werden. Er verließ uns, und wir sahen ihn nachher nicht eher wieder, als unter unsern Richtern im Parlament, wo wir einige Tage nachher, wie man bald sehen wird, erscheinen mußten. Am andern Tage kam der Rechtsgelehrte zu uns, von dem der Parlamentsrath mit uns gesprochen hatte, und lies uns die Bittschrift, die er verfertiget hatte und die wir unterzeichneten, vorlesen. Diese Bittschrift, die an die Richter im Parlament gerichtet war, war dieses Inhalts: daß wir zwar Protestanten wären, daß wir uns aber der Strafen, die das königliche Edict, das jedem ohne Erlaubniß des Hofes die Flucht aus dem Königreiche verbietet, enthält, nicht schuldig gemacht hätten: daß wir uns erböten, es zu beweisen, daß wir niemals den Gedanken, aus Frankreich zu entfliehen, bey uns geheget hätten, weil wir, da wir schon aus demselben gegangen gewesen, doch wieder in dasselbe zurückgekehret wären, indem wir durch Couve, eine Stadt des Prinzen von Lüttich, warin eine holländische Garnison gelegen, gekommen wären: daß wir uns blos darum des Weges durch diese Stadt bedienet, weil wir ohne denselben von Rocroy nicht nach Marienburg hätten reisen können: und endlich, daß, wenn wir aus Frankreich zu gehen willens gewesen, wir uns nur unter den Schutz des Holländischen Gouverneurs von Couve hätten begeben dürfen, der uns ohne Schwierigkeit durch das Bischofthum Lüttich bis nach Charleroi würde haben bringen lassen. Diese Bittschrift wurde in der Gerichtsstube des Parlaments übergeben.

§. 233.

Zween Tage nachher brachten uns drey Gerichtsbediente vors Parlament. Der Präsident, der zugegen war, zeigte uns die Bittschrift und frug zugleich, ob wir sie unterzeichnet und übergeben hätten? Wir bejaheten es und baten die ehrwürdige Versamlung, auf dieselbe gnädig zu achten. Der Präsident sagte, daß er dieselbe gelesen und daraus ersehen hätte, daß wir erweisen wolten, daß wir durch Couve ge-

gangen wären. Dis ist, fuhr er fort, zum Beweis dieses Artikels nicht hinlänglich genug und auch von keiner gar zu grossen Wichtigkeit, weil es eine bekante Sache ist, daß man erst durch diesen Ort kommen muß, ehe man nach Marienburg gelangen will. Allein, beweisen sie, daß sie, da sie zu Couve waren, volkommen gewußt haben, daß diese Stadt ausser dem Gebiete von Frankreich gewesen ist. Aufrichtig zu reden, wir vermutheten uns dieser Frage im geringsten nicht. Inzwischen antworteten wir mit einer noch ziemlichen Dreistigkeit, daß wir davon völlig unterrichtet gewesen wären. Wie konten sie es wissen? sagte er zu uns, sie sind junge Leute, die niemals von Hause weggekommen, und Couve ist mehr als zweyhundert Meilen von ihnen entfernt. Ich wußte nicht, was ich darauf antworten solte; denn vorzugeben, daß wir es auf den Grenzen vernommen hätten, war nicht rathsam: doch mein Gefährte entschloß sich zu sagen, daß es ihm noch vor seiner Abreise aus B.. bekant gewesen wäre; weil er als ein Barbier bey einer Compagnie des Regiments von Picardie, das zur Zeit des Ryswickischen Friedens zu Rocroy in Garnison gestanden, gedienet hätte, und ein Zeuge von der Einrichtung der Grenzen gewesen sey; daß von da sein Regiment nach Strasburg verlegt und er daselbst reformirt worden wäre; und daß es ihm in dieser Bedienung sehr leicht würde gewesen seyn, aus Frankreich zu entwischen, um entweder nach Holland oder nach Deutschland zu gehen. Wenn sie ausser Dienste sind, sagte der Präsident zu ihm, so müssen sie einen Abschiedsbrief aufweisen können. Dieses that er auch; er überreichte ihn dem Präsidenten, der ihn der ganzen Versamlung zu lesen gab. Der Gerichtsschreiber heftete denselben hierauf an die Bittschrift und man brachte uns wieder in unser Gefängniß.

§. 234.

Um dasjenige, was vom Daniel le Gras (so hieß mein Gefährte,) gesaget worden, besser zu verstehen, werde ich noch dieses hinzufügen. Er war bey dem Regimente von Picardie Barbier gewesen und nach dem Ryswickschen Frieden

den zu Straßburg reformirt worden; er hätte aber niemals Rocroy noch die um diese Stadt herumliegenden Oerter gesehen, sondern er gab es blos zu unserer Vertheidigung vor, und überlies dem Parlament die Untersuchung der Wahrheit, ob dieses Regiment zu Rocroy gestanden hätte oder nicht. Diese Vorschläge prüfeten diese Herren nicht: denn, die Wahrheit zu sagen, der Parlamentsrath, unser Beschützer, hatte viele Stimmen zu unserm Vortheil gesamlet, und die ganze Versamlung, zum wenigsten der gröste Theil derselben, bemühete sich, uns die Freyheit zu verschaffen. Zwo Stunden nach unsrer Rückkehr in das Gefängniß kam der Stockmeister sehr schnell zu uns gelaufen, um uns wegen unserer hohen Befreyung Glück zu wünschen. Ein Geistlicher des Parlaments hatte es ihm verkündiget, der mit seinen eigenen Augen den Entschluß der Versamlung gelesen hatte, der uns völlig von der Beschuldigung, als wenn wir aus dem Königreiche hätten flüchten wollen, freysprach. Alle unsere Freunde aus der Stadt besuchten uns und nahmen an unserm Glück sehr vielen Antheil, und wir glaubten diese Sache so gewiß, daß wir mit grossem Verlangen der Stunde unsrer Loslassung entgegen sahen. Allein, wie bald verschwand unsere Freude! wie kurz war das Vergnügen, an unsere Freyheit gedacht zu haben! Das Parlament hatte uns zwar losgesprochen; da wir aber als Staatsverbrecher angesehen wurden, so konte es folglich ohne Erlaubniß des Hofes uns nicht in Freyheit setzen. Der Generalprocurator schrieb also deshalb an den Staatsminister de la Vrilliere und berichtete ihm, daß wir von unserer Unschuld hinreichende Beweise abgeleget hätten, und daß das Parlament seine Befehle wegen dieser Gefangenen erwartete. Der Minister antwortete, daß sie ja diese Beweise recht prüfen und untersuchen solten, damit sie nicht betrogen würden. Das Parlament, das sich selbst nicht widersprechen wolte, schrieb wieder an ihn, daß die Beweise volkommen und ohne Widerspruch wären. Es verstrichen funfzehn Tage, ehe entscheidende Befehle von Hofe kamen. Endlich kamen sie an und

 benah-

benahmen uns zugleich die schmeichelnde Hofnung zu unsrer nahen Befreyung, und liessen uns nicht mehr an unserm Schicksal zweifeln. Wir wurden vor der ganzen Versammlung des Parlaments in die Gerichtsstube gefordert, wo uns der Präsident frug, ob wir lesen könten? Wir bejaheten es. Lesen sie also, sagte er, diesen Brief, den der Marquis de la Vrilliere selbst geschrieben hat. Die Kürze desselben hat sich meinem Gedächtniß volkommen eingeprägt. Hier ist er unverfälscht:

Meine Herren,

„J : : M : : und Daniel le Gras haben sich „unterstanden, ohne Freybrief über die Grenzen zu „gehen, sie werden deshalb auf ausdrücklichen Be„fehl des Königes zu den Galeeren verurtheilet.

Ich bin,

meine Herren u. s. w.

Marquis de la Vrilliere.

Hier sehen sie, meine Freunde, sagte der Präsident und verschiedene andere Parlamentsräthe zu uns, ihr Urtheil, das nicht von uns, sondern vom Hofe herrühret. Wir sind unschuldig: wir beklagen sie und wünschen ihnen die Gnade GOttes und des Königs. Man führete uns hierauf wieder in den Stadtthurm, wo am Abend ein Parlamentsrath nebst dem Gerichtsschreiber zu uns kam und uns in die Stube des Stockmeisters bringen lies. Dieser Rath befahl uns, daß wir uns vor GOtt und der Gerechtigkeit niederwerfen und der Vorlesung unsers Urtheils Gehör geben solten. Wir gehorchten und der Schreiber las es uns vor; das nach einer kurzen Vorrede folgenden Inhalts war:

„Da man J . . . M . . . und Daniel le Gras vol„kommen überzeuget und überführet hat, daß sie von der „protestantischen Religion sind, und willens gewesen, aus „dem Königreiche zu entfliehen, um die benante Religion frey „und ungehindert zu bekennen; so werden sie deswegen Zeit „lebens zu den königlichen Galeeren verdammet„ u. s. w.

Wir

Wir höreten mit grosser Aufmerksamkeit die Lesung unseres Urtheils bis zu Ende an. Nach derselben sagte ich zum Parlementsrath: Wie kan, mein Herr, das Parlament, eine so ehrwürdige und weise Gesellschaft; den Ausdruck in diesem Urtheil (überzeuget und überführet,) billigen; da es uns doch selbst die Freyheit zugestanden hat. Es ist wahr, das Parlament hat sich bemühet, sagte er zu uns, sie in Freyheit zu setzen, allein, der Hof, der weit über dasselbe ist, verdammet sie. Wozu dienet also die Gerechtigkeit, mein Herr, die so wol das eine als das andere Gericht regieren soll? Gehen sie nicht zu weit, antwortete er. Es komt ihnen nicht zu, diese Sachen zu beurtheilen. Sie müssen schweigen und ihr Unglück in Gedult ertragen. Indessen bat ich ihn, uns eine glaubwürdige Abschrift von unserm Urtheil zu geben, welches er auch versprach und bald hernach bewerkstelligte.

§. 235.

Nach dreyen Tagen holeten uns vier Gerichtsbediente aus unserm Gefängniß und brachten uns gefesselt nach Ryssel in Flandern. Wir kamen des Abends ganz ermüdet in dieser Stadt an, indem wir diese fünf Meilen zu Fuß gethan hatten, die uns wegen unserer Ketten sehr beschwerlich geworden waren. Wir wurden nach dem Petersthurm, der in der Stadt lag, geführet, der wegen seiner Vestigkeit zum ordentlichen Gefängniß der Verurtheilten bestimt war. Als wir hineingetreten waren, durchsuchte uns der Stockmeister sehr genau; und da sich von ohngefähr oder vorsetzlich zween Jesuiten daselbst befanden, nahmen sie uns aus Eifer unsere Bücher und unser Urtheil weg, ohne uns weder das eine noch das andere wieder zu geben; und ich hörete, daß einer dieser Väter, nachdem sie das Urtheil gelesen hatten, zu dem andern sagte: daß das Parlament einen grossen Fehler begangen hätte, uns von solchen Sachen eine so glaubwürdige Abschrift gegeben zu haben. Die Untersuchung war geschehen, und man brachte uns in ein Gefängniß, das eines der fürchterlich-

lichsten ist, das ich jemals gesehen habe. Es ist sehr groß und weitläuftig. Eine solche Finsterniß ist darin, daß die Unglücklichen den Unterscheid zwischen Tag und Nacht niemals, als wenn ihnen des Morgens Brodt und Wasser gereicht wird, gewahr werden, und die durch keinen Strahl einiges Lichts jemals unterbrochen wird. Ein wenig Stroh, das von den Ratzen und Mäusen halb zerkauet ist, die hier in grosser Anzahl sind, und die ungestraft das Brodt auffressen, weil man sie in der dicken Finsterniß nicht sehen und verjagen kan, ist das Lager derselben. Wir kamen in diesem fürchterlichen Behältniß an, wo ein Haufen Bösewichter sassen, die durch verschiedene Laster sich dieses Unglück zugezogen hatten. Es waren ihrer dreyßig, die wir zwar nicht sehen konten, doch aber nennen höreten. Ihr erstes Verhalten gegen uns war, den Willkomm zu fordern, oder gewärtig zu seyn, den unter ihnen gewöhnlichen Tanz zu thun. Wir wolten lieber der zwey Thaler, die wir diesen gottlosen Menschen ohne Mitleiden geben mußten, verlustig seyn, als diesen Tanz wagen. Wir sahen ihn zween Tage nachher an einem Neuangekommenen ausüben, der ihn mehr aus Mangel des Geldes als aus Muth ausstund. Die Bösewichter hatten eine von starker Leinwand angezogene Prelle, worauf sie den Unglücklichen legten; viere der stärksten Ruderknechte faßten an den Enden derselben an, und schmissen den, der darauf lag, so hoch als sie konten in die Höhe, und liessen ihn auf die Steine fallen, womit der Boden des Gefängnisses beleget war. Diese Strafe wiederholte man so oft, als sie dem armen Menschen wegen seiner Weigerung, Geld zu geben, zuerkant war. Diese Marter setzte mich in die gröste Wehmuth. Der Unglückliche schrye erbärmlich; man hatte aber kein Mitleiden mit ihm. Der Stockmeister selbst, der alles Geld, das dis verfluchenswürdige Spiel einbrachte, bekam, lachte darüber. Er sah ihnen durch die kleine Thür zu und rief beständig: seyd munter, Kinder! Der arme Mensch war von den vielen

Fäl-

Füssen ganz zerschlagen, und man glaubte, daß er davon sterben würde; indessen erholete er sich doch wieder. Einige Zeit nachher hatte ich gleichfals eine schreckliche Probe auszustehen. Hier ist die Beschreibung davon.

§. 236.

Alle Abend kam der Stockmeister und vier liederliche Thürhüter nebst der Wache in unser Gefängniß, und untersuchten, ob sie nicht Spuren zu unserer Entweichung finden konten. Diese Leute, die zusammen zwanzig ausmachten, waren mit Pistolen und Degen bewafnet. Sie besahen die vier Mauern und den Fußboden sehr genau. Da sie an einem Abend alles besichtiget hatten, und sich wieder zurück begaben, blieb ein Thürhüter etwas zurück, um die Thür zuzuschliessen. Ich redete mit ihm ein wenig, und als er mir noch ziemlich leutselig antwortete, glaubte ich, ihn mitleidig gegen mich gemacht zu haben. Ich bat ihn deshalb, mir das Licht, das er in der Hand hielt, zu geben, um vom Ungeziefer mich reinigen zu können; allein, er wolte es nicht thun, sondern schloß die Thüre sogleich zu. Ich sagte hierauf etwas laut, weil ich nicht glaubte, daß der Thürhüter so nahe wäre, daß er mich verstehen konte: daß es mich gereuete, ihm das Licht nicht aus den Händen gerissen zu haben; denn ich hätte dazu die beste Gelegenheit gehabt, da ich mit ihm aus der kleinen Oefnung, die in der Thür war, redete. Er hörete, was ich sprach und gab dem Stockmeister davon Nachricht. Des andern Morgens, da fast alle Gefangene schon aufgestanden waren, und gewöhnlichermassen die Litaney gesungen hatten, (denn ohne diese Verrichtung würden sie von den Jesuiten des Donnerstages kein Almosen bekommen haben,) blieb ich allein auf meinem Stroh liegen; und ich war wiederum eingeschlafen, als ich durch viele Schläge, die mit der Fläche des Degens auf meinen blossen Leib geschahen, da ich nichts als mein Hemde und meine Beinkleider anhatte, erwecket wurde. Voll Schrecken stand ich plötzlich auf; ich sahe den Stockmeister mit dem Degen

in

in der Hand, die vier Thürhüter und alle Soldaten gehar- nischt vor mir stehen. Ich frug, warum man mit mir so übel umgienge? Des Stockmeisters Antwort waren zwanzig Schläge, und der Thürhüter, mit dem ich gestern geredet hatte, gab mir eine so derbe Ohrfeige, daß ich zu Boden fiel. Da man mich wieder aufgehoben hatte, befahl mir der Stockmeister, ihm zu folgen; ich weigerte mich, es zu thun, bevor ich nicht wüßte, auf wessen Befehl es geschähe; und wenn ich es verdiente, so mißgehandelt zu werden, so käme es dem Oberrichter zu, mir selbst die Strafe kund zu thun. Man gab mir wiederum so viel Schläge, daß ich zum andernmal ohnmächtig hinsank. Die vier Thürhüter nahmen mich, zwey bey den Beinen und die andern zwey bey den Armen, und trugen mich so gewaltthätig aus dem Gefängniß. Ich wurde als ein todter Hund von der Treppe des Thurms in den Hof herunter geschleppet, wo man die Thür zu einem andern unterirdischen Behältniß öfnete. Man floh mit mir wieder eine Treppe so geschwind hernieder, daß ich die Stuffen derselben nicht zählen konte, ob gleich glaube, daß es ihrer dreyßig waren; und man schloß hier eine eiserne Thür eines Ortes auf, den man das Hexengefängniß nennet. Hier wurde ich hinein gestossen, und meine Begleiter machten sogleich die Thür hinter mir zu und begaben sich hinweg. Ich sah in diesem fürchterlichen Loche nicht das geringste. Ich wagte es, einige Schritte zu thun, um etwas Stroh zu suchen, indem ich mit den Händen herumtappete; allein, wie groß war meine Bestürzung als ich bis an die Knie ins Wasser sank, das so kalt wie Eiß war. Ich kehrete schnell zurück, und stellete mich an die Thür, wo das Erdreich etwas erhöhet und nicht naß war. Ich fand hier ein wenig Stroh, worauf ich mich setzte; empfand aber bald, daß das Wasser immer grösser wurde. Ich glaubte sicherlich, daß man mich lebendig begraben wolte, und daß dieser fürchterliche Aufenthalt mein Grab seyn würde, wenn ich hier vier und zwanzig Stunden bliebe. Nach einer hal-

ben

ten Stunde brachte mir der Thürhüter Brodt und Wasser; welches er mir durch die kleine Thür zureichte. Ich schmiß ihm aber den Krug und das Brodt wieder zu und sagte: Geh zu dem Henker, deinem Herrn, und berichte ihm, daß ich nicht eher essen und trinken werde, als bis ich den Oberrichter gesprochen habe. Der Thürhüter gieng von mir, und in einer Stunde kam der Stockmeister ganz allein, mit einem Licht und mit einem Bund Schlüssel in den Händen, zu meinem Gefängniß. Er öfnete die Thür und sagte ganz freundlich zu mir: daß ich ihm folgen möchte. Ich gehorchete. Er führete mich in seine Küche. Ich war von dem Blute, das mir aus der Nase und aus der Wunde am Kopfe, die ich von den barbarischen Thürhütern durch das Herunterschleppen von den steinernen Stuffen bekommen hatte, gelaufen war, sehr beschmutzt. Der Stockmeister lies mich abwaschen, auf meine Wunde ein Pflaster legen und gab mir ein Glas voll Wein, der mich in etwas erquickte. Er verwies mir meine Unvorsichtigkeit, da ich dem Thürhüter das Licht abgefordert hätte; und als ich mit ihm gefrühstücket hatte, führete er mich in ein Gefängniß, das in seinem Hofe lag und reinlich und helle war, und sagte mir, daß er mich, nachdem dieses vorgegangen sey, nicht wieder zu den andern Verurtheilten bringen könte. Gebet mir also meinen Freund zur Gesellschaft, sagte ich ihm. Geduld, antwortete er, es wird alles mit der Zeit geschehen. Ich blieb vier bis fünf Tage an diesem Ort, und der Stockmeister schickte mir täglich zu essen. Er that mir an einem gewissen Tage den Vorschlag, mich und meinen Freund in eine Stube zu bringen, da wir ein gut Bette und alle Bequemlichkeiten haben würden, wenn wir ihm monathlich zween Louisd'or bezahlen wolten. Wir waren mit wenig Gelde versehen. Indessen erbot ich mich, ihm anderthalben Louisd'or zu geben, wenn er uns so lange bey sich behalten wolte, bis wir zu den Galeeren geführet würden. Ich konte ihn nicht dazu bewegen. Es gereuete ihm aber nachher, es nicht gethan zu haben; denn wenig Tage hierauf

wur-

wurden wir in eine sehr schöne und wohlausgepuzte Stube gebracht, ohne daß es uns etwas kostete; wie man bald sehen wird. Einsmals sagte er mir: daß ihn mein Freund sehr gebeten hätte, mich zu ihm zu bringen, und daß er ihm versprochen hätte, es zu thun. Gut, sagte ich, kommet mit mir dahin. Nein, antwortete er, ich muß sie nun wieder in den Petersthurm zu den andern Verurtheilten führen. Ich merkte wohl, daß er uns zwingen wolte, ihm monathlich zween louisd'or für die Stube, die er uns angeboten, zu geben; allein, da ich unsern Mangel an Gelde in Erwegung zog, und betrachtete, daß, wenn wir nicht eher als in zween oder drey Monathen weggebracht werden solten, wir daselbst nicht würden bleiben können, so blieb ich bey dem ihm einmal angethanen Erbieten unveränderlich, und lies mich in den Petersthurm zu den andern bringen. Mein Freund, der mich verlohren zu haben glaubte, wurde von den zärtlichsten Empfindungen durchdrungen, als er mich bey sich fühlete. Ich sage fühlen, denn wegen der grossen Finsterniß, konten wir uns einander nicht sehen. An einem gewissen Morgen um 9 Uhr öfnete der Stockmeister die Thür unseres Gefängnisses und rief meinen Gefährten und mich zu sich. Ich glaubte anfänglich, daß er uns für unsere anderthalb louisd'or die Stube einräumen wolte; allein, wir wurden unseres Irthums benommen, als er zu uns sagte: der Herr von Lambertie, Oberrichter von Flandern und der hier Befehlshaber ist, verlanget sie zu sprechen. Ich hoffe, sprach er zu mir, daß sie nichts von dem, was lezthin vorgegangen ist, gedenken werden. Nein, antwortete ich, ich habe es schon vergeben und vergessen, werde mich auch nicht zu rächen suchen. Unter diesen Reden traten wir in eine Stube, wo wir den Herrn von Lambertie fanden, der uns mit der grösten Höflichkeit empfieng. Er hielt einen Brief von seinem Bruder, der ein rechtschaffener Edelmann, ein Protestant, und drey Meilen von B - - wohnhaft war, in der Hand. Mein Vater hatte uns dieses Empfehlungsschreiben zuwegen

ge-

gebracht. Wie schmerzhaft ist es für mich, sagte der Herr von Lambertie zu uns, ihre Befreyung nicht bewerkstelligen zu können. Für jede andere Verbrecher habe ich beym Hofe Erlaubniß und Freunde genug, ihnen Gnade auszubitten; allein, niemand unterstehet sich, dem zu dienen, der von der protestantischen Religion ist. Alles, was ich thun kan, ist dieses, ihnen ihre Gefangenschaft etwas zu erleichtern, und sie so lange als ich will, hier zu behalten, obgleich die Verurtheilten bald zu den Galeeren werden gebracht werden. Er frug hierauf den Stockmeister, ob er eine gute Stube leer stehen hätte? Der Stockmeister schlug ihm zwey bis drey vor, die er aber verwarf und zu ihm sagte: ich verlange nicht nur, daß diese Herren alle ihre Bequemlichkeiten haben, sondern ich will auch, daß sie sich erquicken sollen; bringe sie deshalb in die Almosenstube. Diese ist aber, erwiederte der Stockmeister, blos für die Gefangenen, die Freyheiten haben, die man den Verurtheilten nicht geben darf. Gut, antwortete der Herr von Lambertie, du solst ihnen alle diese Freyheiten verstatten; es ist deine und deiner Thürhüter ihre Schuldigkeit, auf sie acht zu haben, damit sie nicht aus dem Gefängniß entfliehen; gieb ihnen ein gut Bette und alles, was sie zu ihrer Erleichterung verlangen. Fordere von ihnen keinen Heller: es geschieht dieses auf meine Rechnung. Gehen sie, meine Herren, sagte er hierauf zu uns, in diese Almosenstube; es ist die beste, die bequemlichste, die angenehmste unter allen Gefängnissen, und ausser dem, daß sie hier ohne einige Unkosten guten Unterhalt haben werden, wird man sie bitten, das Geld, das hieselbst einkomt, an sich zu nehmen. Mache deshalb, sagte er zum Stockmeister, den Herrn M.. zum Vorgesetzten bey dieser Stube. Wir statteten dem Herrn von Lambertie wegen seiner grossen Gütigkeit den verbindlichsten Dank ab; und er versicherte uns, daß er uns oft besuchen und sich erkundigen wolte, ob der Stockmeister in Ansehung unserer seinen Befehlen nachkäme.

§. 237.

Man brachte uns also in die Almosenstube, wo ich mit dem grösten Widerwillen desjenigen, der vor mir diese Stelle gehabt hatte und dem man anderswo ein Amt gab, zum Einnehmer eingesetzet wurde. Diese Stube war sehr groß und in derselben standen sechs Betten für zwölf Staatsgefangene, die jederzeit Standespersonen und niemals aus dem gemeinen Volke waren. Ein oder zween junge Bursche, die entweder eines kleinen Betruges, oder einer andern geringern Vergehung wegen vestgesetzet worden waren, dieneten dazu, die Betten zu machen, das Essen zuzurichten und die Stube reinlich zu halten. Sie schliefen in einem Winkel auf Stroh; kurz, sie waren unsere Bediente. Das Amt, das ich zu bekleiden die Ehre hatte, war sehr beschwerlich. Derjenige, der den Titel des Einnehmers von dieser Stube führet, ist verpflichtet, alle Almosen, die zu diesem Gefängniß gegeben werden, auszutheilen. Sie sind gemeiniglich sehr ansehnlich und werden insgesamt in diese Stube gebracht. Ein Almosenstock hänget an einer Kette vor einem Fenster, worein die Vorbeygehenden etwas legen. Der Einnehmer, der zu demselben den Schlüssel hat, öfnet ihn alle Abende, um das Geld heraus zu nehmen, und es so wol unter Staatsgefangene, (wenn sie welches verlangen,) als auch unter die Uebelthäter auszutheilen. Ueberdem gehen die Thürhüter alle Morgen mit Karren durch die ganze Stadt, um die Gaben der Becker, der Fleischhauer, der Bierbrauer und Fischer einzusamlen. Diese ganze Samlung wird in die Almosenstube gebracht, wo sie durch den Einnehmer eingetheilet, und in alle Gefängnisse, nach der Menge der Gefangenen, die in einem jeden derselben sind, und wovon ihm der Stockmeister täglich eine Liste giebt, und deren Anzahl sich, weil ich hieher kam, bis auf 5 oder 600 erstreckte, ausgetheilet werden muß. Ob ich gleich oberster Austheiler dieser Almosen geworden war, so konte ich doch einem Mißbrauch nicht steuren, der mich verhinderte, etwas zur Erleichte-

rung

rung der Verurtheilten beyzutragen. Der Stockmeister erhielt zwar für sie aus dem Stocke Geld, um ihnen dafür eine Suppe machen zu lassen; allein, wie elend mußte dieselbe seyn, da sie von einem stinkenden und halb verfaulten Stücke Fleisch, das er ihnen mit ein wenig Salz kochete, und dessen blosser Geruch zum Erbrechen war, bestand. Nachdem wir sechs Wochen in dieser bequemen Stube gewesen waren, besuchte uns der Herr von Lambertie und sagte zu uns: daß Morgen die Verurtheilten nach Dünkirchen gebracht werden solten, wo sechs königliche Galeeren wären; daß er uns aber für dismal noch davon befreyen und uns für krank ausgeben wolte, und daß wir deswegen so lange im Bette bleiben müßten, bis die Verurtheilten würden fortgeführet worden seyn. Dis thaten wir, und es brachte uns doch so viel zuwege, daß wir noch drey Monathe hier bleiben konten. Nach Verlauf derselben wurden wiederum andere weggeschickt, mit denen wir aber, wie ich gleich erzählen werde, fortgiengen.

§. 238.

Im Monath Jenner 1702, kam der Herr von Lambertie zu uns und meldete uns: daß des andern Morgens wieder Verurtheilte würden weggeführet werden. Er stellete es in unsere freye Wahl, ob wir mitgehen oder noch hier bleiben wolten; er sagte uns aber, das dis die letzten wären, die nach Dünkirchen giengen, und daß folglich die andern insgesamt nach Marseille gebracht werden würden, eine Reise von mehr als dreyhundert Meilen, die uns desto beschwerlicher und mühsamer seyn würde, weil wir sie zu Fuß und mit Fesseln thun müßten; und daß er überdem im Monath Merz eine Reise zu thun hätte, wodurch er ausser Stand gesetzet würde, uns zu Ryssel weiter behülflich zu seyn. Ich rathe ihnen also, fuhr er fort, mit den Verurtheilten, die morgen den Weg nach Dünkirchen nehmen werden, zu gehen; meine Befehle erstrecken sich über dieselben bis an diese Stadt, und ich werde sie vor allen andern auf einem Wagen und so bequem, als es nur immer

geschehen kan, nach diesem Ort, der nur ohngefehr zwölf Meilen von hier ist, bringen lassen. Diese so wahrscheinlichen Gründe verursachten, daß wir den lezten Antrag willig annahmen. Er hielt uns sein gethanes Versprechen; denn an statt uns mit den Verurtheilten, deren Anzahl sich bis auf 30 belief und die zu Fuß gehen mußten, zusammenfesseln zu lassen, gab er uns einen Wagen. Man brachte uns alle Abende in ein gut Bette, und der Gefreyte unter den Gerichtsbedienten, der den Haufen anführete, lies uns mit sich essen; so, daß man zu Ypern, Furnes und an den andern Orten, wodurch wir kamen, sicherlich glaubte, daß wir Leute von sehr hohem Stande wären. Doch was war dis alles anders, als ein Rauch, der bald verschwindet? Den dritten Tag nach unserer Abreise von Ryssel kamen wir zu Dünkirchen an, wo wir alle zusammen auf die Galeere, die Glückliche genant, gebracht wurden. Unser Befehlshaber, der noch über sechs Galeeren, die im Hafen waren, zu befehlen hatte, hies de la Pailleterie. Man brachte anfänglich einen jeden auf eine besondere Ruderbank, und dis war die Ursach, daß ich von meinem besten Freunde getrennet wurde. Gleich bey unserer Ankunft bekam ein Ruderknecht, für ein uns unbekantes Verbrechen, die Bastonnade. Mein Herz blutete mir vor Wehmuth, da ich diese Strafe, die ohne einigen Umschweif volzogen wurde, ausüben sah. Des andern Morgens hätte ich bald selbst diese üble Begegnung, die mir die ganze Nacht hindurch so viel Schrecken verursachet hatte, wegen eines nichtswürdigen Ruderknechtes, der seines Raubens halber auf den Galeeren saß, empfinden müssen. Dieser Bösewicht kam an die Bank, woran ich mit noch sechs andern angefesselt war, und beschimpfte mich auf alle nur mögliche Art; er forderte hierauf zum Willkommen von mir etwas zu trinken. Ich hatte bisher auf seine Lästerungen nicht das geringste geantwortet; auf seine Bitte sagte ich ihm aber: daß ich nur denen etwas gäbe, die mich darum nicht bäten. Ich hatte in der That für diejenigen, die auf meiner

ner Bank waren und mich um nichts ersuchet hatten, fünf bis sechs Flaschen Wein bezahlet. Kaum hatte ich dieses gesaget, als Poulet (dis war der Name des Räubers,) sogleich bey dem Unterrudervogt der Galeere vorgab, daß ich die verfluchenswürdigsten Lästerungen wider die Jungfrau Maria und wider alle Heiligen des Paradieses ausgestossen hätte. Der Unterrudervogt, der wie alle andere von seinem Stande, ein unvernünftiger und grober Kerl war, glaubte der Nachricht Poulets. Er kam zu meiner Bank und befahl, daß man mich ausziehen solte, damit ich die Bastonnade empfangen könte. Man kan leicht urtheilen, wie groß meine Bestürzung war. Ich wußte nicht, was Poulet mit ihm geredet hatte. Ueberdem war ich mir keiner Vergehung bewußt, die mir diese Strafe zuziehen konte. Ich frug die, die bey mir sassen, warum man mit mir so umgehen wolte; oder ob es eine Gewohnheit sey, daß die Neuangekommenen diese Strafe ausstehen müßten? Sie, die eben so bestürzt waren als ich, sagten mir: daß sie nicht einsehen könten, was dieses bedeuten solte. Indessen gieng der Unterrudervogt nach dem Damm, um dem Major der Galeeren, der daselbst war und in dessen Gegenwart jederzeit die Volziehung dieser Strafe geschah, davon Bericht abzustatten. Da er bald hinüber war, begegnete ihm der oberste Rudervogt, zu dem er sagte: daß er zum Major gehen, und sich bey ihm erkundigen wolte, ob er dem Neuangekommenen, der ein Hugonotte wäre, und der die erschrecklichsten Reden wider die Catholische Kirche, wider die Jungfrau und wider alle Heiligen ausgestossen hätte, die Bastonnade wolte geben lassen. Der Rudervogt frug ihn, ob er diese Lästerungen selbst gehöret hätte? Er antwortete: daß sie ihm vom Poulet wären gesaget worden. Vortrefliches Zeugniß! erwiederte er. Dieser oberste Rudervogt war ein noch ziemlich höflicher und nach seinem Stande ein ansehnlicher Mann. Er näherte sich meiner Bank, und erkundigte sich, aus was für Ursachen ich die Catholische Religion gelästert

hätte? Ich antwortete ihm: daß mich jeder von einer solchen Lästerung, die mir meine Religion zu thun verböte, freysprechen würde. Er lies Poulet rufen, den er frug: was ich gethan und gesagt hätte? Dieser Erzbösewicht war so unverschämt, eben das zu ihm zu sagen, was er schon dem Unterrudervogt bekant gemacht hatte. Doch, da er der Aussage Poulets nicht völlig Glauben beymessen wolte, so nahm er die sechs Sclaven von meiner und hierauf die von der gegenüber- und obenstehenden Bank zu Zeugen. Diese achtzehen oder zwanzig Personen bezeugten einmüthiglich: daß ich bey den grösten Beschimpfungen, die mir Poulet angethan, kein gutes noch böses Wort gesprochen; und daß alles, was ich gesagt hätte, dieses gewesen wäre: daß ich denen den Willkommen nicht gäbe, die mich darum bäten. Nachdem der oberste Rudervogt diese Untersuchung angestellet hatte, schlug er mit aller Gewalt auf Poulet los; er lies ihn mit doppelten Ketten auf die Gerichtsbank schliessen, und gab seinem Unterrudervogt einen harten Verweis, daß er bey der Erzählung dieses Verruchten so leichtgläubig gewesen war. Ich wurde also der Furcht, die Bastonnade, diese fürchterliche Strafe zu bekommen, benommen. Hier ist die Beschreibung der barbarischen Volziehung derselben. Man ziehet den, der sie bekommen soll, ganz nackend aus. Sein Körper wird über einen Gang, der von einer Ruderbank zur andern führet, gespannet; seine Beine hängen auf einer, die Arme auf der gegen über stehenden Bank herab. Zween Ruderknechte halten ihm die Füsse und zween andere die Hände. Der Rücken ist gebogen und völlig blos und unbedeckt. Der Rudervogt steht hinter ihm, und drohet mit einer Peitsche einem starken Türken, um denselben anzufrischen, alle seine Kräfte anzuwenden, den Uebelthäter mit einem grossen Stricke zu zerfleischen. Dieser Türk ist gleichfals nackend; und da er weis, daß man ihn nicht schonet, wenn er mit dem Unglücklichen, den man mit so grosser Grausamkeit peiniget, das geringste Mitleiden haben

würde;

würde; so strenget er auf eine solche Art seine Leibeskräfte an, daß ein jeder Schlag eine Verwundung verursachet. Selten können diejenigen, die zu dieser Strafe verurtheilet sind, zehen bis zwölf Schläge aushalten, ohne dabey der Sprache und aller Bewegung nicht beraubt zu werden. Weder ein greßliches Schreyen, noch ein heftiges Bestreben sich loszureissen, verhindert, daß man nicht fortfahren solte, auf den elenden Körper zu prügeln. Nein, die Anzahl Schläge, die ihm von dem Major zuerkant worden, muß er erst bekommen. Zwanzig oder dreyßig derselben sind nur für ein gering Verbrechen. Diejenigen aber, die siebzig, achtzig, ja sogar hundert ausstehen müssen, geben meistentheils unter dieser harten Marter den Geist auf. Hat nun der Uebelthäter die Schläge empfangen, so bestreichet der Balbier den zerhauenen Rücken mit Essig und Salz, um dem Körper die Empfindlichkeit wieder mitzutheilen, und den Krebs dadurch zu verhüten. Dis ist die grausame Bastonnade, die auf den Galeeren vollzogen wird.

§. 239.

Ich war nun ohngefehr funfzehen Tage auf der Galeere, worauf ich gleich im Anfange gebracht worden war. Da unter allen Menschen sehr verschiedene Gesinnungen herschen; so giebt es auch Rudervögte, worunter einige weit grausamer und boshafter sind, als die andern. An die Galeere, worauf ich war, sties noch eine, deren Rudervogt ein rechter Satan war. Täglich lies er seine Galeere reinigen; da es doch die andern wöchentlich nur einmal thun liessen. Mit den erschrecklichsten Drohworten und Schlägen überhäufte er während dieser Reinigung, die zwo bis drey Stunden dauerte, seine Sclaven. Ich konte diese grausame Begegnung ungehindert mit ansehen. Die Ruderknechte meiner Bank sagten beständig zu mir: bittet GOtt, daß ihr bey der Theilung, die man mit euch und den andern Neuangekommenen bald vornehmen wird, nicht auf den **Palmbaum** (so wurde diese Galeere genant,) kommet.

Der Gedanke, daß es geschehen könte, setzte mich in die äusserste Furcht. Die Theilung der sechzig Angekommenen, die auf die sechs Galeeren ausgetheilet werden solten, gieng vor. Man führete uns insgesamt ins Pulvermagazin, wo wir völlig ausgezogen, und alle Theile unseres Körpers untersuchet wurden. Gleich einem fetten Ochsen, den man auf dem Markte kauft, betastete man uns allenthalben. Nach dieser genauen Besichtigung theilte man so wol die Starken als Schwachen in gewisse Classen ein. Es wurden sechs gleiche Loose gemacht, wovon ein jeder Rudervogt eines nahm. Man hatte mich in die erste Classe gestellet, und mein Name war vorn auf dem Loose geschrieben. Der Rudervogt, dem ich zugefallen war, befahl uns, ihm zu folgen, um uns auf seine Galeere zu bringen. Begierig mein Schicksal zu erfahren, und unwissend, daß dieser Mann ein Rudervogt war, bat ich ihn, mir zu sagen, auf welche Galeere ich kommen würde. Auf den Palmbaum, antwortete er. Ich seufzete und beweinete mein Unglück. Weshalb, frug er, achtet ihr euch unglücklicher als die andern? Weil ich, mein Herr, in eine Galeere, die die Hölle selbst, und deren Rudervogt ärger als der böse Geist ist, geführet werde. Ich wußte nicht, daß ich mit diesem argen Menschen selbst redete. Er sah mich mit einer finstern und bedrohenden Miene an. Wenn ich diejenigen, sprach er, die euch dieses gesagt haben, kennete und sie in meiner Gewalt hätte, wie bald wolte ich sie zur Reue darüber bringen. Ich sah nun wohl ein, daß ich zu frey geredet hatte; allein, es war dieses nun nicht mehr zu ändern. Indessen wolte mir doch dieser grobe Rudervogt zeigen, daß er nicht so arg sey, als man ihn beschuldigte. Er brachte sein Loos nach seiner Galeere. Kaum waren wir hier angekommen, als er mir ein Merkmal von seiner Gütigkeit gab. Der Schliesser hatte mir wegen meiner Jugend und Munterkeit einen eisernen Ring und eine Kette von einer ausserdentlichen Grösse und Schwere angeleget; der Rudervogt sahe es, und mit einer fürchterlichen Stimme drohete

er

er diesem Menschen: daß, wenn er mir diese ungeheure Kette nicht sogleich abnähme, er sich deshalb beym Capitain beschweren wolte, der gewiß nicht zugeben würde, daß die tüchtigste Person seines Looses zum Rudern, so verdorben werden solte. Der Schliesser nahm mir den Augenblick diese grosse Kette wieder ab und legte mir eine weit leichtere an, die der Rudervogt selbst aussuchte, und womit er mich auf desselben Befehl, an seine Bank anschlos. Zur Nachricht dient, daß dieser Mann auf einer Bank der Galeere an einem Tisch, den man mit Querbalken auf vier kleinen eisernen Pfählen machet, isset und schläft. Dieser Tisch ist lang genug, daß er darauf essen, und auch sein Bette, das mit einem Vorhang von grobem Cattun umgeben ist, aufschlagen kan. Die sechs Ruderknechte dieser Bank sind unter diesem Tisch, der sehr leicht weggenommen werden kan, wenn man rudern oder sonst eine andere Verrichtung thun muß. Der Rudervogt brauchet dieselben zu seinen Bedienten; jeder hat sein Amt; und wenn der Rudervogt isset, oder auf dem Tische lieget, (denn dis ist sein ordentlicher Platz,) so stehen sie alle aus Ehrerbietung mit entblößtem Haupte vor ihm. Jedweder schätzet sich für sehr glücklich, auf der Bank des Rudervogts oder unter ihm zu seyn; nicht nur deswegen, weil sie die Ueberbleibsel von seinem Essen bekommen, sondern weil sie bey ihrem Rudern und bey den andern Verrichtungen ausser Furcht sind, gar zu sclavisch gehalten zu werden. Man nennet diese Bank die Ansehnliche, und es ist eine grosse Wohlthat auf derselben zu seyn. Mir war gleichfals diese Gefälligkeit erwiesen worden, die ich aber aus meinem eigenen Versehen nicht lange genos. Bey mir herschte noch so viel ehrgeitzige Eitelkeit, und es war mir unmöglich, ihm so, wie die andern aufzuwarten. Wenn der Rudervogt aß, so legte ich mich nieder oder kehrete ihm den Rücken zu; ich setzte meine Mütze auf und sahe das Meer an. Die Sclaven meiner Bank sagten mir sehr oft: daß er es übel nehmen würde; allein, ich lies sie immer re-

ben und folgte meinem Eigensinn. Ich begnügte mich, ein Sclave des Königs zu seyn, ohne noch des Rudervogts seiner zu werden. Ich stund indessen in Gefahr, in seine Ungnade zu fallen; das gröste Unglück, das einem Sclaven nur wiederfahren kan. Es geschah aber nicht. Der Rudervogt war vielmehr, so arg und boshaft man ihn auch beschrieben hatte, sehr bescheiden gegen mich. Er frug die Ruderknechte seiner Bank, ob ich mit ihnen die Ueberbleibsel seines Essens äſſe? und da er vernahm, daß ich davon niemals nichts kosten wolte, so sagte er: er ist noch von seinen vorigen Leckerbissen satt, lasset ihn zufrieden. An einem gewissen Abend, da er sich schon niedergeleget hatte, lies er mich vor sein Bette rufen. Er redete mit mir sehr leise, damit es die andern nicht höreten, und sagte zu mir: daß er wohl sähe, daß ich nicht niederträchtig erzogen worden wäre, und daß ich mich nicht, wie die andern, demüthigen könte; daß er mich zwar deshalb nicht hochschäzte, daß er mich aber zum Beyspiel auf eine andere Bank bringen würde, und daß ich sicherlich glauben könte, daß ich bey der schweren Arbeit der Galeere weder von ihm noch von seinen Unterrudervögten niemals einen Schlag bekommen solte. Ich sagte ihm wegen seiner Gütigkeit den verbindlichsten Dank; und ich muß bekennen, daß er sein Versprechen hielt. Seltenes Exempel! In meinem Verhältniß würde er seinen eigenen Vater nicht geschonet, und ihn wie die andern geschlagen haben. In seinem Dienste war er der grausamste Mensch, den ich jemals gesehen habe; aber auch ausser demselben der bescheidenste und höflichste, und der jederzeit sehr verständig dachte. Fünf Protestanten waren auf seiner Galeere, von denen er keinen dem andern vorzog, und die von ihm niemals übel begegnet worden sind. Vielmehr erwies er uns einige Dienste, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot. Ich weis es aus der Erfahrung, und ich werde davon zu seiner Zeit Meldung thun. Indessen wird es nicht undienlich seyn, ein Exempel anzuführen, daß einem unserer protestantischen Brüder im Som-

mer

mer meines ersten Jahres, da ich auf der Galeere saß, widerfuhr. Hier ist es.

§. 240.

Der Capitain unserer Galeere, der sich Ritter von Langeron Mautevrier nante, war den Gesinnungen und Meinungen nach, ein volkommener Jesuit. Er haßte uns im höchsten Grade und unterlies nicht, wenn wir nach der damaligen Gewohnheit nackend ruderten, dem Ruderknecht zuzurufen: Erfrische den Rücken der Hugonotten mit einer Prügelsuppe; allein, an unserer statt betraf dis Unglück immer andere. Dieser Capitain lebte sehr verschwenderisch, und die 500 Livres, die er monathlich zu seinem Unterhalt bekam, waren zur Helfte seiner Ausgaben noch nicht hinreichend. Die Capitains haben gemeiniglich in der Vorrathskammer, die im untersten Boden der Geleere angebracht ist, einen Jungen, der gewöhnlich ein Ruderknecht ist, zu ihrer Bedienung. Es ist für den, der es haben kan, ein sehr gutes Amt. Man ist vom Rudern und allen schweren Arbeiten befreyet. Man lebt in der Küche des Capitains recht wohl. Es geschahe einstens, daß der Junge des Herrn von Langeron ihm 50 bis 60 Pfund Caffebohnen entwendete, die der Vorsteher vermißte. Er machte es dem Capitain bekant, der ohne einiges Zaudern sogleich befahl, daß man diesen armen Schelm auf die Gerichtsbank bringen und die Bastonnade geben solte; welches auch pünctlich vollzogen wurde. Der Capitain gab hierauf dem Rudervogt den Befehl, ihm unter den Sclaven einen getreuen Bedienten auszusuchen. Der Rudervogt beschwerete sich über das Wort getreu, und sagte: er könte ihn von der Treue dieser Uebelthäter unmöglich versichern; daß er aber einen alten und zum Rudern untüchtigen Mann wüßte; für dessen Redlichkeit er Bürge werden wolte; allein, fügte er noch hinzu: ich weis, daß sie ihn nicht nehmen werden. Warum nicht, frug der Capitain, wenn er so ist, wie du ihn mir beschreibest? Weil er, antwortete der Rudervogt, ein Hugonotte ist,

und

und ich weis ihnen keinen andern vorzuschlagen, für den ich sonst Bürge werden könte. Gut, sagte der Capitain, ich will es mit ihm versuchen; laß ihn zu mir kommen. Es geschah. Es war ein alter verehrungswürdiger Greis, der sich durch seine Redlichkeit und Gottesfurcht, die in seinen Gesichtszügen eingeprägt waren, Liebe und Hochachtung zugezogen hatte, und der Baucilhon hies. Der Capitain frug ihn: ob er Lust hätte, sein Bedienter zu werden? Das äusserliche Betragen und die Klugheit, womit dieser antwortete, gefielen dem Capitain so sehr, daß er ihn sogleich durch seinen Vorsteher ins Speisegewölbe führen lies. Er war in kurzer Zeit so wohl mit ihm zufrieden, daß er keinen mehr liebte als ihn, und ihm sein ganzes Vermögen anvertrauete. Wenn das Geld ausgegeben war, brachte ihm Baucilhon die Rechnung davon, die durch den Verwalter der Einkünfte und den Vorsteher des Speisegewölbes gemacht worden war; die der Capitain aber, aus Vertrauen gegen Baucilhon, sogleich zerriß, ohne sie gelesen zu haben. Diese Wohlgewogenheit des Capitains gegen denselben, und die gute Haushaltung, die er zum Besten seines Herrn hielt, erweckten ihm bald Feinde und grosse Neider. Der Capitain hatte zween Vorsteher, einen Verwalter und einen Koch, die an einem besondern Tische speiseten, und die vom Baucilhon oft Champagner Wein und köstliche Speisen, die er in Verwahrung hatte, forderten. Er schlug es ihnen aber jederzeit ab, weil ihm verboten worden war, dasjenige wegzugeben, was zur Tafel des Capitains bestimt war. Sie fasseten deshalb einen solchen Haß wider ihn, daß sie ihn zu stürzen beschlossen. Zur Volführung dieser That, hatten sie an einem gewissen Tage im Sinne, daß, wenn der Capitain ein Gastmahl geben und zu Tische sitzen würde, sie einige Silberstücke, (womit der Capitain wohl versehen war,) entwenden und Baucilhon dieses Raubes beschuldigen wolten. Da diese Sache unter vieren beschlossen war, so machte einer von den Vorstehern, entweder aus Geneigtheit gegen Bau-

cil-

cilhon, oder um seine Cameraden um ihr Amt zu bringen, demselben diese Verschwörung bekant, und sagte ihm: daß er diese Sache mit unterstützen müste, weil er dabey sehr nöthig sey. Vom Complot dieser Leute benachrichtiget, beschloß Baucilhon den Ausbruch desselben, der ihn über lang oder kurz stürzen würde, nicht zu erwarten, sondern lieber sein noch kurzes Leben mit Rudern zuzubringen, als es solcher Gefahr ausgesetzet zu sehen. In diesen Gedanken gieng er an einem Morgen mit seinen Rechnungen vor das Bette des Capitains, und bat ihn instandigst, ihn des Dienstes, über seine Speisekammer die Aufsicht zu haben, zu entledigen; er versicherte ihn, daß sein Alter, das je mehr und mehr sein Gedächtniß und Gesicht schwächete, ihm nicht mehr erlaubete, sich seiner Wohlthaten zu Nutze zu machen. Der Capitain, der sich hierüber sehr verwunderte, sagte zu ihm: daß er eine andere Ursach haben müßte, die ihn zu dieser Bitte bewegte, und daß er sie bey Strafe seiner Ungnade den Augenblick wissen wolte. Baucilhon, der es nicht mehr von sich ablehnen konte, offenbarete ihm die That und sagte: daß ihm Moria, der zweyte Vorsteher, die Zusammenverschwörung entdeckt hätte. Man rufe mir, sagte der Capitain, sogleich diese Leute her. Da dieses geschehen war, bedrohete er sie, sie ins Meer werfen zu lassen, wenn sie nicht die Warheit gestehen würden. Sie bekanten alles, und baten tausendmal um Vergebung. Ich werde euch mit nichts anders strafen, sagte er, als damit, daß ich euch bekant mache, daß von diesem Augenblick an, wenn etwas von den Sachen verloren gehet, die unter Baucilhons Aufsicht stehen, ihr alle drey Rechenschaft davon geben sollet. Sie beschwereten sich hierüber und gaben vor: daß sie also Baucilhon alle Augenblick stürzen könte. Er ist ein ehrlicher Mann, sagte der Capitain zu ihnen, und ihr seyd nichtswürdige Leute, die geprügelt und in Ketten geleget zu werden verdienen. Sie begaben sich ganz bestürzt hinweg, und versuchten nachher wider Baucilhon nichts; der ein getreuer Bedienter und

ein

ein Liebling vom Herrn von Langeron blieb, dessen Gewogenheit gegen ihn sich auch über uns vier Protestanten, die wir auf seiner Galeere waren, erstreckte.

§. 241.

Im Monath Julius eben dieses Jahres 1702, liefen wir mit unsern Galeeren im Hafen von Ostende ein. Von da kreutzeten wir, wenn das Meer stille war, längs den Küsten von Blankenburg und der Schleuse in Flandern. Hier kamen wir gegen Nieuport, und bis zum Einflusse ins britannische Meer. An einem gewissen Tage wurden wir auf der Höhe von Nieuport, in einer Weite von vier bis fünf Meilen, eine Escadre von 12 Holländischen Schiffen gewahr, die durch die grosse Meerstille aufgehalten wurde. Wir rückten näher auf sie los; und da wir sahen, daß sich eines ihrer Schiffe eine Meile weit von den andern entfernet hatte, so giengen die sechs Galeeren auf dasselbe von vorne zu, um es zu beschiessen. Der Capitain dieses Schiffes mußte ohne Zweifel sehr unerfahren seyn; denn da er uns auf sich zukommen sah, und die Galeeren für kleine Böte hielt, weil sie in der Ferne wegen ihrer niedrigen Borde gar nicht groß zu seyn schienen; so sagte der Capitain aus einer Prahlerey zu seinen Leuten: Haltet euch mit den Seilen bereit, damit ich diese sechs Chalouppen über meinen Bord lassen kan. Sein Chirurgus Labadour, der ein Französischer Flüchtling war, und der die Stärke der Galeeren besser kante wie er, warnete ihn beständig, nicht zu sicher zu seyn und die Galeeren seinem Borde nicht alzu nahe kommen zu lassen, weil sie sonst allem Vermuthen nach durch die grosse Menge Menschen, die sie hätten, überwältiget werden würden. Ohngeachtet dieser Warnung aber, kam der Capitain seinen Pflichten im geringsten nicht nach; er vertheidigte sich weder durch sein Geschütz, noch näherte er sich der Escadre: welches letztere er hätte leicht thun können, wenn er sich durch seine Böte würde haben ziehen lassen, und alsdann würden wir zwischen zwey Feuer gerathen, und gezwungen worden seyn, die Beute aus den

Hän-

Händen zu lassen. Wir näherten uns indessen durch starkes Rudern seinem Borde und machten Chamade, welches ein fürchterliches Geschrey ist, das die Ruderknechte, den Feind dadurch zu erschrecken, erheben. Schrecklicher Anblick, 300 nackende Menschen zu sehen, die sich auf einmal erheben und ihre Ketten schütteln, deren Geräusch sich mit ihrem Schreyen vermenget, und denen, die bey dergleichen Festen niemals zugegen gewesen sind, ein banges Schrecken einjagt. Die Furcht bemächtigte sich so gleich unsrer Feinde. Sie warfen sich auf einmal in den untersten Theil des Schiffes und schryen: Pardon! Die Soldaten und Bootsleute stiegen ohne viele Mühe über Bord und nahmen das Schif, das 54 Canonen hatte, das aber zu sechzig gebauet war, in Besitz. Sie fanden nur in allem hundert und achtzig Menschen darauf, die zu schwach waren, sich uns zu widersetzen. Das Schif wurde das **Einhorn von Rotterdam** genant. Wir zogen uns mit demselben beym Anblick der eilf andern Schiffe der Escadre, die sich uns näherten, die uns aber wegen des Windes nicht folgen konten, eiligst zurück und führten es in den Hafen von Ostende. Den übrigen Theil der Campagne brachten wir in Ruhe zu, und begaben uns hierauf nach Dünkirchen, wo wir den ganzen Winter hindurch blieben. Das Jahr 1703 verstrich gleichfals, ohne etwas wichtigeres unternommen zu haben, als die Küsten von England in der Meerenge, wenn es die Zeit und die Meerstille erlaubeten, zu beunruhigen. Des Winters hielten wir uns friedsam zu Dünkirchen auf.

§. 242.

Im Jahr 1704 waren wir im Hafen von Ostende und beobachteten eine Holländische Escadre, die auf der Höhe vor diesem Hafen kreuzete. Wenn das Meer stille war, beunruhigten wir mit Canonenschüssen ihre Schiffe, ohne von ihrem Geschütze, daß nicht so weit als das unsrige trug, getroffen zu werden. Dis war unsere tägliche Beschäftigung, und wir zogen uns, wenn sich der Wind ein wenig erhob, so gleich nach Ostende zurück. An einem gewissen Tage, da der

Vice-

Viceadmiral Almond mit fünf Holländischen Kriegsschiffen auf der Höhe von Blankenburg kreuzete, begegnete ihm ein Schiffer von dieser Küste, dem er einige Ducaten gab, wofür er mit seiner Barke nach dem Hafen von Ostende gehen und den Commendanten der Galeeren benachrichtigen solte, daß ihm fünf grosse Holländische Schiffe aufgestossen wären, die aus Ostindien schwer beladen zurückkämen, und deren Leute so entkräftet wären, daß sie es nicht unternehmen konten, einen Holländischen Hafen zu erreichen. Mit diesen Befehlen versehen, kam dieser Schiffer im Hafen von Ostende an. Er stattete unserm Befehlshaber seinen Bericht ab, und fügte noch viele andre Umstände hinzu, die sehr warscheinlich zu seyn schienen. Er sagte unter andern, daß er am Bord dieser Schiffe gewesen sey und ihnen alle sein Wasser verkauft hätte. Keine Nachricht konte unserm Befehlshaber angenehmer seyn, als diese. Wer war aber auch zugleich leichtgläubiger, als er? Ohne die Sache im geringsten untersucht zu haben, schickte er des Abends um zehn Uhr unsre sechs Galeeren ins Meer, die diese reiche Beute aufsuchen solten. Ein frischer Morgenwind wehete. Wir ruderten die ganze Nacht hindurch, und beym Anbruch des Tages erblickten wir die fünf Holländischen Schiffe. Kaum waren sie uns gewahr worden, als sie sich aufs äusserste bemüheten, fortzusegeln und sich neben einander in einer Reihe stelleten, so, daß wir nicht sehen konten, welches von diesen Schiffen den Beschluß machte, und welches des Admirals seines war. Diese Schiffe waren sehr wohl verstelt, ihre Zierathen des Hintertheils bedeckt, ihre Schießlöcher zugemacht, die Segel niedergelassen; kurz, sie hatten sich Kaufmannsschiffen, die von einer langen Reise gekommen, so ähnlich gemacht, daß sie uns betrogen, und wir sie wirklich für fünf Schiffe, die aus Indien kämen, gehalten. Alle unsre Officier, Botsknechte und Soldaten waren vor Freuden ganz ausser sich, weil sie gewiß hoften, sich mit dieser ansehnlichen Beute zu bereichern. Indessen rückten wir immer nach und nach an und näherten uns der Flotte augenscheinlich, die sich

sehr

sehr angelegentlich fortzusegeln bemühete, um uns desto warscheinlicher zu machen, daß sie in Furcht wären, und uns in aller Sicherheit, mit dem Vorsatz uns recht zu bewillkommen, an sich zu locken; denn ob sie gleich stark fortzusegeln schienen, so fanden sie doch Mittel, vermittelst eines dicken und doppelten Seiles, das sie von dem hintersten Schiffe ziehen liessen, nicht weiter zu kommen. Unsere sechs Galeeren ruderten in Schlachtordnung, in der grösten Hofnung, daß dis die so reichbeladene Schiffe aus Indien wären, so stark zu, als sie nur immer konten. Da wir so weit waren, daß unsere Canonen sie zu erreichen im Stande waren; so gaben wir aus unsrer Artillerie eine Salve auf sie. Das Schif, das die Arriergarde ausmachte, antwortete uns mit einer kleinen Canone auf dem Hintertheil, die aber nicht auf die Hälfte zureichte; wodurch wir denn noch mehr muthig gemacht wurden. Unter einem entsetzlichen Feuer aus unserm Geschütz, das sie standhaft aushielten, näherten wir uns ihnen immer mehr und mehr. Endlich kamen wir dem hintersten Schiffe so nahe, daß wir schon mit Streitäxten und Säbeln in den Händen bereit waren, einen Sturm zu wagen, als zu eben der Zeit der Admiral ihnen ein Zeichen gab. So gleich eilte das förderste Schif nebst den andern in solcher Geschwindigkeit auf uns zu, daß wir in einem Augenblick von diesen fünf grossen Schiffen umringet wurden, die, da sie Zeit genug gehabt hatten, ihre Artillerie recht zuzubereiten, ihre Schießlöcher eröfneten und ein so erschreckliches Feuer auf uns gaben, daß wir die meisten Mastbäume und Segel nebst einer grossen Menge Leute verloren. Jetzt sahen wir erst ein, daß diese vorgegebenen Indianischen Schiffe nichts anders als gute und fürchterliche Kriegsschiffe waren, die uns durch ihre List hintergangen hatten, um uns dadurch von der Sandbank, die zwey oder drey Meilen von dieser Küste ist, zu locken, und worüber die grossen Schiffe, weil sie zu tief ins Wasser gehen, nicht kommen können, da es doch den Galeeren im geringsten nicht schwer wird. Da wir uns auf einmal so

übel begegnet sahen und noch etwas ärgeres befürchten mußten; so gab der Commandant Befehl, daß sich eine jede Galeere nach der Sandbank retten solte, damit sich die Feinde unsrer nicht bemächtigen möchten. Sie begleiteten uns aber mit einem so fürchterlichen Feuer dahin, daß wir in der grösten Gefahr stunden, insgesamt zu Grunde geschossen zu werden. Die Nähe der Sandbank errettete uns endlich noch. Mit vieler Mühe und in einem kläglichen Zustande, nachdem wir 250 Leute in diesem Treffen verloren hatten und eine grosse Anzahl verwundet war, kamen wir bey Ostende an. Die erste Bemühung bey unserer Ankunft war, den Fischer zu suchen, der uns so sehr betrogen hatte. Wenn man ihn gefunden hätte, so würde er gewiß ohne Verzug aufgehangen worden seyn; allein er war zu klug gewesen, als daß er uns erwartet hätte. Unser Commandeur bekam vom Hofe keine gar zu grosse Lobsprüche; und jederman erfuhr bald seine Leichtgläubigkeit und besonders seine Unbedachtsamkeit, die sechs königlichen Galeeren mit 3000 Mann, (denn auf jedweder sind fünfhundert,) der grösten Gefahr ausgesetzet zu haben. Ich sage mit Recht, seine Unbedachtsamkeit; denn da wir die Feinde schon zu Gesichte bekamen und man mit den andern fünf Capitains Kriegsrath hielt, so blieb er doch beständig bey seiner Meinung, daß dieses die aus Indien kommende Schiffe wären; der Herr von Fontete, einer von diesen Capitains hingegen sagte, daß es ein Betrug seyn könne, und daß er glaube, daß man sich davon am besten überzeugen würde, wenn man die Brigantine, (ein leichtes Schif, das uns folgte,) zur Besichtigung dieser Flotte ausschickte. Der Commandeur aber antwortete ihm, daß die Furchtsamkeit ihm diese Muthmassung beybrächte. Der Herr von Fontete gab so gleich, ohne sich zu bedenken, die Antwort: so lassen sie uns also gegen die Feinde eilen. Worte, die uns oder vielmehr der Galeere des Commandeurs sehr viel Blut kosteten. Denn, wie er das Zeichen zum Zurückzuge, wovon ich schon geredet habe, gegeben hatte, so wolte der Herr von Fontete, der durch den

Vor-

Vorwurf, den ihm der Commandeur im Kriegesrathe gemacht hatte, sehr erzürnet war, sich nicht zurückbegeben, und stelte sich, als wenn er das Zeichen zum Zurückzuge nicht gesehen hätte; und da die fünf Galeeren schon über die Sandbank waren und der Commandeur diese einzige in Gefahr sahe, völlig zu Grunde gerichtet zu werden, so schrie er: Will Fontete tapferer seyn, als ich? Rudre eilend, sagte er zu seinem Rudervogt, auf die Feinde los. Der Rudervogt, der seinen Todt allem Anschein nach schon vermuthete, warf sich zu seinen Füssen und bemühete sich, ihn von seinem Vorsatz zurückzuhalten: allein, der Commandeur drohete ihm mit einer Pistole in der Hand, ihn zu erschiessen, wenn er seine Befehle nicht so gleich ausrichten würde. Der arme Rudervogt gehorchte und bemühete sich aufs äusserste, dem Herrn von Fontete so geschwind als möglich den Befehl, sich zurückzuziehen, zu bringen. Der Commandeur sahe sich also zum zweytenmal mitten unter den Feinden, und die erste Kugel, die auf diese Galeere kam, tödtete den Rudervogt. Als der Commandeur so weit war, daß er vom Herrn von Fontete gehöret werden konte, so rief er ihm zu, daß er sich zurückbegeben solte. Fontete that es so gleich, und er so wol als der Commandeur entkamen vermittelst der Sandbank der Verfolgung der Holländer glücklich. In dem übrigen Theile der Campagne hatten wir nicht Lust, neue Unternehmungen anzufangen; diejenige auf die fünf vorgegebenen Indianischen Schiffe hatte uns so muthlos gemacht, und wir fürchteten uns vor dem Viceadmiral Almond so sehr, daß wir uns einbildeten, daß er mit seinen Kriegslisten allenthalben wäre. Die folgende Begebenheit kan hievon einen Beweis ablegen.

§. 243.

Ich habe schon oben erwehnet, daß wir im Jahr 1702 ein Holländisches Kriegsschif, das Einhorn von Rotterdam, gefangen bekommen hatten. Ich habe auch schon eines Französischen Flüchtlings, Labadour, der auf diesem Schif Chirurgus war, gedacht Da dasselbe nach Ostende

gebracht worden war, so wurden die Leute von diesem Schiffe in die Gefängnisse dieser Stadt geführet. Labadour, der es verhüten wolte, als ein Flüchtling auf die Galeeren geschlept zu werden, wurde auf der Galeere des Commandeurs Soldat: einige Zeit nachher aber entfloh er, um nach Holland zurückzukehren. Man erwischte ihn, und er wurde auf die Galeere zurückgeführet, wo man ihn an Ketten schloß und ihm den Proceß machte. Der Kriegsrath befrug ihn, wohin er willens gewesen wäre zu fliehen? Nach Holland, sagte er, um die Waffen wider Frankreich zu führen. Der Commandeur, der sich über diese Antwort sehr verwunderte, sagte zu ihm: Wenn du geantwortet hättest, daß du nach einer Provinz in Frankreich gehen woltest, so würde man dich nur zu einem Ruderknechte verurtheilet haben. Jetzt legst du dir aber selbst den Strick an Hals. Ja, mein Herr, antwortete er, ich bekenne hier vor dem Rathe, daß ich in Warheit nach den Befehlen des Königes und nach den Kriegesregeln verdienet habe, gehangen zu werden; und wenn sie anders urtheilen, so werden sie ungerecht handeln. Der Commandeur sahe wohl ein, daß ihn die Furcht vor der Galeerenstrafe zu diesem Bekentniß nöthigte; er gab ihm also zur Antwort: Und ich, um dich weit härter zu strafen, ich spreche dich vom Tode, den du so sehr wünschest, los, und du solst zu den Galeeren verurtheilet werden. Es kam auch mit ihm wirklich dazu; er war aber kaum ein Jahr darauf gewesen, als ihn der Admiral Almond auf die Weise, wovon ich jetzt etwas ausführlicher reden will, davon befreyete. Der Admiral Almond kante und schätzte den Labadour, der auf seiner Flotte gewesen war, hoch. Labadour fand ein Mittel, ihm durch ein Schreiben zu benachrichtigen, daß, da er von den Franzosen auf dem Einhorn wäre gefangen genommen worden, man ihn durch die Drohung, ihn als Ruderknecht dienen zu lassen, gezwungen hätte, Soldat der Galeere zu werden; und daß er, weil er es versuchet hätte, zu entfliehen, um nach Holland, seinem eigentlichen Vaterlande, zurückzukehren, angehalten und zu

einer

einer immerwährenden Galeerenstrafe verurtheilet worden wäre; er erduldete diese Strafe wirklich, in der Hofnung, daß die Gewogenheit und Gütigkeit des Herrn Admirals, um dessen Beystand er flehete, ihm seine Befreyung zuwege bringen würden. Wir befanden uns nach der schönen Unternehmung, wovon ich schon Erwehnung gethan habe, in Ostende, als an einem gewissen Abend ein Boot, worauf ein expresser Bote war, daselbst ankam. Dieser Mensch brachte ein Schreiben vom Admiral Almond an den Commandeur der Galeeren mit, worin er ihn bat, Labadour loszulassen, weil er von der Ungerechtigkeit benachrichtiget worden wäre, die man an ihm begangen hätte, ihn als einen Kriegsgefangenen zu zwingen, Französische Dienste zu nehmen. Und der Admiral fügte noch hinzu: daß, wenn Labadour nicht so gleich in Freyheit gesetzet werden würde, man ihn nöthigen würde, andere Maasregeln zu nehmen, die nicht alzu angenehm seyn würden: hiedurch meynte er vielleicht, daß er die Galeeren im Hafen von Ostende verbrennen würde; und es war auch in der That sehr leicht möglich, und wir waren zu dieser Zeit deshalb in grosser Furcht. Dis Schreiben that seine Wirkung. Niemals war bisher ein Ruderknecht oder ein Türkischer Sclave der Galeeren anders, als durch ein mit dem königlichen Wapen besiegeltes Schreiben befreyet worden. Indessen setzte der Commandeur, es mochte nun aus Furcht vor den Drohungen des Admiral Almonds geschehen, oder daß er diese Gelegenheit für sehr gut hielt, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen; er setzte Labadour, sage ich, noch an eben dem Tage auf folgende Art in Freyheit: er lies ihn zu sich rufen und sagte zu ihm heimlich, daß er ihm, um dem Admiral Almond einen Gefallen zu erzeigen, die Freyheit verschaffen wolte; daß dis aber auf die Art, als wenn er entflohen wäre, geschehen müßte, und daß er ihm als Commandeur dieses gegen Abend sehr leicht machen würde, indem er dem Aufseher anbefehlen wolte, ihn nicht an seiner Bank anzuschliessen; daß sich Labadour oben auf der Galeere bey dem Ruder seiner Bank aufhalten, und daß das Boot der Galeere

ihn daselbst aufnehmen und ihn an denjenigen Ort, der zur Schleusse in Flandern führet, bringen solte. Dis wurde alles pünctlich volzogen. Labadour, von dem ich ein sehr guter Freund war, bat nach dieser Unterredung mit dem Commandeur um Erlaubniß, auf die Galeere den Palmbaum gehen zu dürfen. Er kam daselbst hin; er umarmete mich; er erzählte mir, auf was Art er diesen Abend befreyet werden würde und nahm von mir Abschied. Nachdem ihn also das Boot aufgenommen hatte und der Aufseher bey jedwedem zusah, ob er auch recht angeschlossen sey, so fand er, ob es ihm gleich bekant war, daß Labadour entwischet war. Er gab dem Commandeur Nachricht davon, der in Gegenwart seiner Leute und Officier wider die Nachläßigkeit des Aufsehers, den er dafür nur 24 Stunden anschliessen lies, sehr fluchte, und schickte auf die Seite, wo sich Labadour gar nicht ans Land gesetzt, verschiedene Boote aus, die ihm nacheilen solten. Des andern Morgens wurde nicht mehr daran gedacht. Man kan hieraus den Eindruck, den die Bitte oder vielmehr die Drohung des Admiral Almonds auf den Commandeur der sechs Galeeren gethan, ersehen.

§. 244.

In der folgenden Campagne unternahmen die Alliirten die Belagerung von Ostende. Unsere sechs Galeeren waren im Hafen von Dünkirchen bewafnet worden, und der Ritter Herr von Langeron wurde Commandeur darüber; denn sein Vorgänger Ritter de la Pailleterie war von dem Maltheserritterorden zum Großmeister ernant worden. Unser neuer Commandeur bekam an einem gewissen Abend vom Hofe den Befehl, sich in möglichster Geschwindigkeit mit seinen sechs Galeeren nach Ostende zu begeben, um die Besazung damit zu verstärken, indem diese Stadt eine Belagerung zu befürchten hätte. Wir setzten uns so gleich in Bewegung; und da wir die ganze Nacht hindurch stark fortgerudert hatten, so befanden wir uns des Morgens vor Nieuport, drey Meilen von Ostende. Wir wurden auf der Küste eine Menge Menschen mit Wagen und Pferden gewahr,

die aus Ostende flohen. Wir schickten ein Boot dahin, um von diesen Leuten Erkundigung einzuziehen; die auch aussagten, daß die Armee der Alliirten vor Ostende wäre, und daß dieser Ort ohne Zweifel noch diesen Tag eingeschlossen werden würde. Wenige Zeit nachher sahen wir eine grosse Flotte, die aus Norden kam, und die sich sehr bemühete, uns den Paß über die Sandbank, die zwischen Nieuport und Ostende ist, und wodurch man in die Reede von Ostende gehen mußte, abzuschneiden. Wir hatten aber mehr als eine Stunde zum voraus, und wir konten weit eher, als die Flotte, in Ostende seyn. Allein, unser Commandeur sahe die grosse Gefahr ein, worin wir in diesem Hafen seyn würden, der nur von einer Seite mit der Armee zu Lande bedeckt ist. Hiezu kam noch, daß die Flotte mit leichter Mühe Branders nachschicken konte, die uns ein trauriges Schicksal würden zugefüget haben, und daß die Alliirten, wenn sie die Stadt in Besitz nähmen, auch die Galeeren erobern würden, welches dem Könige sehr grossen Verdruß zuziehen würde. Nachdem dieses alles in Erwegung gezogen und ein Kriegsrath gehalten worden war, so wurde beschlossen, nach Dünkirchen zurück zu gehen; welches auch in der grösten Eil geschahe. Der Ritter von Langeron wurde vom Hofe, weil er seinen Entschluß nicht volzogen hatte, belohnet, und bekam deshalb viele Lobsprüche. Ostende ward zu Lande und zu Wasser belagert und es mußte sich nach Verlauf dreyer Tagen ergeben, nicht aber aus Versehen der Besatzung, sondern weil dieselbe zu schwach war; denn der Graf de la Motte, der mit einem fliegenden Corps von zwey und zwanzig Bataillons und Escadrons sich nahe bey dieser Stadt befand, warf sich mit allen seinen Truppen in dieselbe hinein und begieng dadurch einen grossen Fehler. Denn da die Alliirten diesen Ort nur durch Bomben und Feuerkugeln angriffen, und sich niemand in dieser kleinen Stadt wegen der Menge Menschen weder bewegen, noch sich vor der Bombardirung verbergen konte, so wurden sie genöthiget, sich mit der Bedingung zu ergeben, daß sie mit einem Stock in der Hand herausgehen und in einem Jahre nicht wieder

dienen solten. Während dieser dreyen Tage, da man diese Stadt beschoß, wagten es unsere sechs Galeeren, sich des Nachts unter die Flotte der Alliirten zu mengen, um ein Transportschif oder eine Bombardiergaliote weg zu nehmen; wir waren aber in unsern Unternehmungen nicht glücklich. Wir hatten nur blos das Vergnügen, das schönste Feuerwerk, das man jemals gesehen hat, zu sehen. Der Hafen zu Dünkirchen blieb der Ort unserer Sicherheit. Den ganzen Sommer brachten wir daselbst zu, weil wir uns niemals, als nur bey stillem Wetter oder mit dem Ostnord- oder Nordostwind, unterstanden daraus zu gehen; denn wenn der West- oder Südwestwind uns auf dem Meere ergriffen hätte, so würden wir nicht gewußt haben, ob wir unter diesem Winde nach Dünkirchen würden gekommen seyn. Dis verschafte uns ein wenig Ruhe, die uns in diesem Hafen von so vielen Beschwerlichkeiten befreyete; und wir entledigten uns jederzeit im Monat October der Waffen, um den Winter geruhig zuzubringen, und im Monath April bewafneten wir uns wieder, um die Campagne von neuen anzutreten.

§. 245.

Im folgenden Jahre 1707, hatten wir wegen des beständigen Ostwindes, da wir die ganze Meerenge beunruhigen mußten, vieles auszustehen. Wir bekamen daselbst ein kleines Engländisches Raubschif gefangen, und ein anderes, das von Ostende war, verbranten wir an der Küste von Engelland. An einem gewissen Tage waren wir in sehr grosser Gefahr, mit zwoen Galeeren umzukommen. Als wir an einem der schönsten Tage im Hafen von Dünkirchen waren, rief der Herr von Langeron, der die Engländische Küste gerne beobachten wolte, alle seine Steuermänner, die sich nach den Gestirnen richten, zusammen und befrug sie wegen des Wetters, ob es einigen Anschein hätte, daß es sich bald ändern möchte? Sie sagten insgesamt: daß das Wetter beständig wäre, und daß uns der Nordostwind eine unveränderliche Witterung ver-

sprä-

spräche. Ich habe schon vorhin erwehnet, daß wir sehr behutsam und vorsichtig waren, wenn wir ins Meer gehen wolten, seitdem Ostende von den Alliirten besetzet war; denn, wenn uns ein Sturm von West oder Süd-West auf dem Meere überfallen hätte, und wir den Hafen von Ostende zu erreichen nicht im Stande gewesen wären, so würden wir entweder gegen Norden zu laufen, oder an die Küste einer den Alliirten zugehörigen Provinz zu stranden gezwungen worden seyn. Denn die Galeeren können sich in einem grossen Sturme auf dem Meere nicht halten. Doch ich kehre wieder zu dem Ausspruch unserer Steuermänner zurück, die die Dauer des schönen Wetters einmüthiglich versicherten. Wir hatten auf unserer Galeere, die das Hauptschiff war, seit dem der Herr von Langeron, unser Capitain, Commandeur geworden war, einen Steuermann, der die Seeküsten wohl verstand und ein Fischer zu Dünkirchen war, Namens Peter Bart. Er war der leibliche Bruder des berühmten Nordischen Admirals, Johann Barts; der gröste Trunkenbold, aber dabey auch zugleich ein grosser Kenner der Küsten, und ein aufmerksamer Beobachter des Wetters; denn ich weiß niemals, daß er sich solte betrogen haben, wenn er vorhersagte, was wir für Wetter und Wind in zwey oder drey Tagen haben würden. Dieser Pilote fand indessen bey den andern Steuermännern und bey dem Commandeur wenig Glauben, weil er fast beständig betrunken war. Demohnerachtet aber frug man ihn um seine Meinung. Seine Aussprache war schlecht und er redete jedermann mit Du an. Er sagte seine Meinung, die der andern Steuermänner ihrer ganz zuwider war. Du wilst ins Meer gehen? frug er unsern Commandeur: ich verspreche dir morgen genug gekochtes (so drückte er sich vom tobenden Meere aus). Man hielt sich über sein Urtheil auf, und so sehr er auch bat, ihn ans Land zu setzen, so wolte der Commandeur doch niemals darein willigen. Endlich gieng unsere Galeere und des Herrn von Fontete seine, bey einem so schönen und stillen

Wetter ins Meer, daß man auf der Spitze des Mastbaumes ein brennendes Licht würde haben setzen können. An der Küste von Douvres und Blanquai machten wir uns fast die ganze Nacht hindurch mit unserer Artillerie lustig, und kamen nachher an die Reede von Ambleuteuse, einem Dorfe, das zwischen Calais und Bologne lieget. An diesem Orte war zwischen zwey Bergen ein Meerbusen, der die Schiffe, die daselbst ankerten, vor dem Ost- und Nordostwinde bedeckte. Ich weis nicht aus was für einem wunderlichen Einfall unser Commandeur in diesem Busen die Anker werfen wolte. Der Herr von Fontete handelte vorsichtiger und blieb in der grossen Reede zurück. Da Peter Bart anfänglich die Anstalten sahe, die wir machten, um in diesem Busen die Anker zu werfen; so schrye er als ein Verlohrner, daß man dieses ja nicht unternehmen solte. Man frug ihn um die Ursache. Er versicherte, daß wir beym Aufgang der Sonne den grösten Sturmwind von Süd-West, den kein Mensch jemals erlebt hätte, haben würden; und daß die Einfahrt in diesen Busen, die diesem Winde ausgesetzet wäre, uns verhindern würde, wieder daraus zu gehen, ohne nicht Gefahr zu laufen, auf die Felsen, die unter dem Wasser verborgen lägen, und womit dieser Busen angefüllet wäre, zu kommen, und wo die Galeere so zerscheitert werden würde, daß keiner davon käme. Man lachte über seine Nachricht und wir schiffeten ein wenig vor Tage in diesen unglücklichen Busen ein. Wir warfen daselbst zween Anker aus, und jeder war auf ein wenig Ruhe bedacht. Nur Peter Bart weinete und seufzete beständig, indem ihm die Herannäherung eines unvermeidlichen Todes vor Augen schwebte. Endlich erschien der Tag; der Wind kam aus Süd-West, doch so schwach, daß man darauf gar nicht Acht hattte. Kaum aber war die Morgenröthe angebrochen, so verstärkte sich der Wind und erregte wegen der Vorhersagung Peter Barts einige Aufmerksamkeit. Man war Willens aus dem Busen zu gehen; allein, ein wütender Sturm erhob sich so geschwind,

daß

daß man, an statt die Anker zu lichten, noch zwey auswerfen mußte, um sich der Gewalt des Windes und der Wellen zu widersetzen, die uns auf Klippen warfen, welche die entsetzliche Tiefe uns alle Augenblicke entdeckte. Und was hierbey noch das unglücklichste war, so konten die vier Anker, die wir aus dem Vordertheile der Galeere geworfen hatten, nicht Grund fassen, und wir wurden also zusehends an die Felsen getrieben. Der Commandeur und alle unsere Piloten, die da sahen, daß unsre Anker nicht halten konten, hielten für gut, auf die Anker zu rudern zu lassen, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Sobald man aber die Ruder ins Meer hineinlies, so schmissen die entsetzlichen Wellen dieselben weit hinweg. Nun befürchtete jederman einen unvermeidlichen Schiffbruch. Jeder weinte, seufzete und betete. Der Prediger theilte das heilige Abendmahl aus, und gab denen den Segen und die Absolution, die nur eine wahre Reue von sich blicken liessen, weil sie weder Zeit noch Gelegenheit hatten, zur Beichte zu gehen. Das besonderste bey einer so grossen Bestürzung war, daß die boshaften Ruderknechte, die ihrer Laster wegen verurtheilet worden waren, mit lauter Stimme zum Commandeur und zu den Officiers schryen: Seyn sie unbesorgt, meine Herren, bald werden wir insgesamt einander gleich seyn; wir werden uns nicht verweilen, aus einem Glase mit ihnen zu trinken. Man kan leicht urtheilen, wie sehr sie ihre Vergehungen und Sünden bereuet hatten. In dieser erschrecklichen Noth, wo jedweder nichts als seinen sichtbaren und nahen Tod erwartete, wurde endlich der Commandeur den Peter Bart, der sehr niedergeschlagen war, gewahr. Wenn ich dir doch, mein lieber Peter, sagte er zu ihm, geglaubt hätte, wir würden gewiß in dieser Angst nicht seyn. Weist du kein Mittel, aus dieser Gefahr zu entkommen? Was hilft es, antwortete Peter, daß ich euch Rathschläge gebe, wenn sie kein Gehör finden. Ja, ich weis ein Mittel, wodurch wir mit der Hülfe GOttes diesem Uebel entfliehen werden; ich bekenne dir aber, daß, wenn mir mein

Leben

Leben nicht zu lieb wäre, ich euch alle wie Schweine, wie ihr seyd, würde haben ersaufen lassen. Diese Grobheit wurde ihm wegen seiner natürlichen Unhöflichkeit leicht vergeben, und weil man überdem hoffete, daß er uns das Leben retten würde. Allein, fügte er hinzu, ich will in meinen Anstalten, die euch anfänglich lächerlich scheinen werden, mir nicht widersprechen lassen; man muß meinem Befehl gehorchen, oder wir kommen insgesamt um. Der Commandeur befahl sogleich, dem Peter Bart in allem, was er anordnen würde, bey Lebensstrafe gehorsam zu seyn. Hierauf frug Peter den Commandeur, ob er einen Geldbeutel bey sich hätte? Ja, sagte der Commandeur, hier ist er; mache mit demselben was du willst. Nachdem Peter vier Louisd'or daraus genommen, und ihm denselben wieder zugestellet hatte, so frug er die Bootsleute der Galeere, ob sich unter ihnen viere befänden, die entschlossen wären, alles zu thun, was er ihnen anbefähle, und deren ein jeder einen Louisd'or zur Belohnung haben solte. Es traten zwanzig derselben hervor. Er suchte aber nur viere der verwegensten darunter aus, die er in das grosse Boot, das sich beständig bey der Galeere befindet, setzen lies. Er gab ihnen zugleich einen Anker mit, den wir noch auf der Galeere hatten; das Seil davon aber blieb in der Galeere zurück, das ihnen von selbst nachfolgen mußte, wenn sie sich entferneten. Da dis geschehen war, lies er dieses Boot, worauf sich die vier Leute und der Anker befand mit Seilen ins Meer, und befahl ihnen, diesen Anker hinter dem Hintertheil der Galeere an den Felsen, an den wir angetrieben wurden, zu werfen. Jeder wunderte sich über diesen Befehl, indem niemand einsahe, was dieser Anker hinter dem Hintertheil der Galeere ausrichten konte; da er doch das Vordertheil zurückhalten solte. Selbst der Commandeur war begierig zu wissen, wozu dieser Anker dienen würde. Peter antwortete ihm: du wirst es sehen, wenn es GOtt gefält. Die vier Bootsleute waren, wiewol mit grosser Mühe und Gefahr, in ihrer Unternehmung glücklich, und

brach-

brachten den Anker an den Felsen. Peter, der dieses erblickte, schlug in die Hände des Commandeurs und sagte zu ihm: Gottlob! wir sind errettet. Man konte aber sein Vorhaben noch im geringsten nicht errathen. Hierauf lies Peter die Segelstange nieder, machte daran das grosse Segeltuch fest, rollete es auf und umwand es mit Seebinsen, die, wenn die Seegelseile aufgezogen werden solten, gewiß zerreissen und das Segel ausspannen würden. Die Segelstange lies er wieder in die Höhe bringen, und befahl vier Leuten, daß sie die vier Ankerseile an dem Vordertheil der Galeere mit Aexten abhauen solten, wenn er Befehl dazu geben würde. Das Seil des Ankers, den er hinter dem Hintertheil der Galeere an den Felsen hatte bringen lassen, wurde angezogen, und ein Mensch mit einer Axt dabey gestellet, der es gleichfals auf seine Ordre abhauen solte. Nach allen diesen Vorbereitungen, befahl er den vier Leuten an dem Vordertheil, die Stricke der vier Anker abzuhauen. Sobald sich dieser Theil der Galeere befreyet befand, so wendete er sich herum. Peters Geschicklichkeit verursachte aber, daß er sich nur soweit herumdrehen mußte, als es hinreichend war, in das Segel Wind bekommen zu können. Sobald die Segelseile in die Höhe gezogen wurden, sogleich zerrissen die Binsen, und in einem Augenblick spannete sich das Segel aus, und bekam ein Viertheil von dem Winde. Zu gleicher Zeit hauete man den Anker des Hintertheils ab; Peter ergrif das Steuerruder und lies die Galeere in der grösten Geschwindigkeit aus diesem unglücklichen Busen gehen. Seine Erfahrung hatte uns also aus dieser grossen und offenbaren Gefahr errettet, und wir befanden uns endlich wieder in der offenen See. Man berathschlagte sich nunmehr, ob man in dem ersten Hafen einlaufen wolte, um uns vor dem entsetzlichen Sturm, der immer ärger wütete, zu schützen. Dünkirchen war der einzige, der in unsern Händen war. Die Schwierigkeit, dahin zu kommen, beunruhigte uns nicht, wir waren nur zwölf Meilen davon entfernet, und der tobende Wind, der

aus

aus Südost kam, und also für uns vortheilhaft war, hätte uns blos mit dem Segel am Obermaste in weniger als drey Stunden dahin bringen können. Allein wir, wenigstens unsere Officier, befanden sich doch wegen der Furcht, daß uns der Sturm nach Dünkirchen nicht lassen würde, in der grösten Noth. Und in diesen Fällen würden wir gen Norden zu laufen, und wegen des Sturms an die Holländischen Küsten zu stranden, gezwungen worden seyn. Und dis wünschten die Ruderknechte recht sehnlich; die Officiers und die übrigen aber, fürchteten sich hievor am meisten. Endlich sahe man sich genöthiget, es aufs äusserste ankommen zu lassen. Wir schiften auf Dünkürchen zu, und kamen in der Reede vor diesem Hafen an. Unsere Galeere hatte alle Anker in dem Busen von Ambleteuse zurückgelassen; der Herr von Fontete aber, der uns folgte, gab uns deren zwey, die wir in dieser Reede auswarfen, wo sie sehr guten Grund fasseten. Wir mußten hier sechs Stunden bleiben, und die Fluth, die uns in den Hafen bringen konte, erwarten. In dieser Zeit befanden wir uns beständig zwischen Tod und leben. Die Wellen, die sich wie Berge aufthürmeten, bedeckten uns ohne Aufhören. Man trug grosse Sorge, die Thüren und andere Löcher wohl zu verwahren; denn ohne diese Bemühung würde so gleich der Boden voll Wasser gewesen seyn, und wir würden haben untersinken müssen. Jedweder auf unsern Galeeren sowol, als in Dünkirchen, dessen Einwohner uns in dieser grossen Gefahr sahen, beteten. Man theilte daselbst in allen Kirchen das heilige Abendmahl aus, und stellete öffentliche Messe für uns an. Dis war es alles, was sie zu unserer Hülfe zu thun vermögend waren; denn kein kleines noch grosses Schif konte aus dem Hafen gehen, um uns beyzustehen. Nachdem wir wider unsern Willen die sechs Stunden geduldig überstanden hatten, so berathschlagte man, ob die Anker gelichtet oder deren Seile abgehauen werden solten, um in den Hafen zu kommen. Allein, eine neue Schwierigkeit! der Hafen von Dünkirchen ist mit zwey grossen

Däm-

Dämmen, die fast eine halbe Meile weit ins Meer gehen, umgeben. Die Spitze dieser Dämme machen den Eingang des Hafens aus. Für diejenigen Schiffe, die von Mittag dahin einzulaufen gezwungen sind, ist der Eingang wegen der Sandbank, die sich vor demselben befindet, sehr beschwerlich; sie müssen an der Mittagsseite ganz nahe heran fahren, und zwischen diesen beyden Spitzen der Dämme kurz umwenden; und dis ist in Ansehung der Galeeren aufs unbequemste, weil sie von einer ausnehmenden länge sind, und sich daher nicht leicht umdrehen lassen. Alle diese Schwierigkeiten setzten uns in viele Unruhe. Ueberdem war der Vordertheil dieser Dämme wegen des erschrecklichen Sturms vom Meere überschwemmet, und wir konten nicht eher den Eingang gewahr werden, als wenn sich die Wellen zertheilten. Was solten wir also thun? Wir mußten entweder im Hafen einlaufen, oder ohne an Hülfe gedenken zu können, umkommen. Unserer Piloten Bemühungen waren vergebens. Man weckte Peter Bart auf, der auf einer Bank geruhig schlief, so sehr er auch von den Wellen, die sich über unsere leiber welzeten, naß gemachet wurde. Unser Commandeur frug ihn, ob er nicht ein Mittel wüßte, ohne lebensgefahr in den Hafen einzulaufen? Ja, sagte er, ich werde euch auf gleiche Art, wenn ich nach meiner Zurückkunft von der Fischerey mit meiner Barke einlaufe, mit allen Segeln dahin bringen. Wie, rief der Commandeur, mit dem Segel einlaufen? wir werden unfehlbar umkommen; denn niemals gehet eine Galeere mit dem Segel in einen Hafen, wegen der Schwierigkeit, es durch das Steuerruder zu regieren, und weil das Segel als ein Ruder anzusehen ist. Kanst du aber, sagte Peter zu ihm, wegen des ungestümen Wetters rudern lassen? Sey unbekümmert, es wird alles gut gehen. Wir waren indessen mehr den Todten als lebendigen ähnlich; bis an die Knie standen wir im Wasser; seit dreyen Tagen hatten wir weder zu essen noch zu trinken bekommen, und wir unterstanden uns nicht, die Thüren des Obertheils zu eröf-

eröfnen, weil wir befürchteten, daß die Galeere alsdann völlig überschwemmet werden würde. Ueberdem hatte uns die Sorge vor der bevorstehenden Gefahr, die wenige Herzhaftigkeit, die wir noch besassen, gänzlich genommen: denn wir glaubten, daß die Galeere, wenn sie in diesen engen Eingang zwischen den beyden Spitzen des Dammes einlaufen und denselben in etwas berühren würde, in tausend Stücke zerscheitern, und wir insgesamt umkommen müsten. Nur Peter Bart war hiebey unerschrocken; er hielt sich über die vergebliche Furcht, die sich der Officier sowol als der übrigen bemächtiget hatte, auf, und sagte uns dreist ins Gesicht, daß wir weibische leute wären. Er benachrichtigte aber auch zugleich den Commandeur, daß er nicht verhindern könte, daß nicht der Vorder- oder Hintertheil der Galeere an dem Fischmarkte, welches die Strasse war, wo sich der Hafen endigte, zerbrechen solte, weil man beym Einlauf mit allen Segeln die Galeere aufzuhalten nicht im Stande seyn würde. Was liegt daran, sagte der Herr von Langeron; ist es doch nur Holz, und die Arbeit der Zimmerleute wird den Schaden bald wieder ersetzen. Peter bereitete sich also zu seiner Unternehmung zu. Er lies die Ankerseile abhauen, er brachte die Segel in Ordnung, und gieng von der Mittagsseite bis zum Eingange, wo er das Ruder so geschickt zu führen wuste, daß er in diesem Eingange der Dämme ganz kurz umwendete. Er lies anfänglich seine Segel streichen; die Galeere gieng aber demohnerachtet so geschwinde, daß mehr als zwey bis dreytausend Bootsleute, die der Intendant zu unserer Hülfe auf die Dämme geschickt hatte, uns mit ihren Stricken, die wie ein Faden zerrissen, nicht aufhalten konten; und endlich sties die Spitze der Galeere wider den Fischmarkt, wie es Peter wohl vorhergesehen hatte. Die Galeere des Herrn von Fontete unternahm eben das, was wir thaten und kam glücklich im Hafen an. Der Commandeur wünschte recht sehr, Peter Bart auf seiner Galeere zu behalten, und versprach ihm

dop-

doppelten Gehalt. Nein, sagte er, und wenn du mir auch monathlich tausend Livres geben woltest, so würde ich doch ein Thor seyn, und man wird mich zu einer solchen Verrichtung niemals wieder erwischen; und hiemit nahm er seinen Abschied. Fast den ganzen Sommer hindurch blieben wir im Hafen von Dünkirchen, und entwafneten uns sehr frühzeitig.

§. 246.

Im Monath April 1708 ergriffen wir wieder die Waffen. Die ganze Campagne hindurch thaten wir weiter nichts, als daß wir die Engeländischen Küsten beunruhigten, um die Truppen daselbst wachsam zu halten. Sobald wir ein Kriegsschif gewahr wurden, sogleich retteten wir uns nach den Französischen Küsten, in einen Hafen, oder nach einer Rhede, oder nach dem Ufer. Dieses Verfahren währete bis zum fünften September, einem Tage, der in meinem Gedächtniß wegen des besondern Vorfals, der uns begegnete, unauslöschlich seyn wird, und wovon ich noch die Merkmale von drey grossen Wunden, die ich an demselben empfieng, an mir trage. Ich will diese Begebenheit selbst erzählen, deren Lesung denen Lesern gewiß nicht unangenehm seyn wird, und die, wie alles andere, was in diesem Buche enthalten, völlig wahr ist. Um aber dieselbe desto besser verstehen zu können, so wird es nöthig seyn, daß ich auf die Ursach derselben zurückgehe.

§. 247.

Zu Anfange des Sommers im Jahr 1708, hatte die Königin von England unter einer grossen Anzahl von Schiffen, die sie ins Meer schickte, einen Küstenbewahrer, worauf ein heimlicher Papist, und der, wie es die Erfahrung lehrete, wider sein Vaterland sehr übel gesinnet war, Commandeur war. Dieser Capitain hies Smit. Da er nur dieses einzige Schif bey sich hatte, und in Freyheit sich befand, seine Verrätherey auszuüben, so lief er zu Gothenburg in Schweden ein. Hier verkaufte er das Schif. Ob es der König von Schweden oder Privatpersonen bekamen, ist mir

unbekant. Dem sey nun wie ihm wolle, er verkaufte es, er empfieng Geld dafür; und nachdem die Leute beurlaubet worden waren, so begab er sich nach dem Französischen Hofe, wo er dem Könige seine Dienste wider Engeland anbot. Der König empfieng ihn sehr gnädig und versprach ihm, daß ihm die erste Schifcapitainsstelle, die erledigt werden würde, zufallen solte. Er rieth ihm aber zugleich, daß er sich während dieser Zeit als Volontair auf die Galeere des Ritters von Langeron begeben möchte, dem er anbefehlen würde, mit ihm auf eine sehr ehrerbietige Art umzugehen. Der Capitain Smit sah diesen Rath als einen geheimen Befehl an. Er gehorchte deshalb und wurde vom Ritter von Langeron sehr höflich empfangen, und auf seine Unkosten unterhalten. Der Capitain Smit war bey allen Streifereyen, die wir an den Küsten von Engeland unternahmen. Er wünschte, daß wir eine Landung thun möchten, um sich bey Verheerung einiger Dörfer hervorzuthun; allein, es war höchst gefährlich, dieses zu wagen. Längs den Küsten befanden sich Wachen, die die Seesoldaten wie das Feuer fürchteten. Smit, der vor Haß und Wuth gegen sein Vaterland brante, hatte den Kopf beständig voller Projecte, die zum Verderben der Engeländer abzieleten. Unter andern theilte er eines derselben dem Hofe mit, durch das er vermittelst der sechs Galeeren die kleine und am Fluß Temse gelegene Stadt zu verbrennen und zu plündern suchte. Der König billigte diesen Anschlag und befahl dem Herrn von Langeron, unserm Commandeur, den Befehlen des Capitain Smits zu folgen; zu gleicher Zeit bekam auch der Intendant der Marine die Ordre, ihm alles, was er brauchen würde, zu geben. Der Herr von Langeron, der mit grossem Widerwillen sich gezwungen sahe, einem Fremden, der mit keinem Caracter noch nicht bekleidet war, zu folgen, gehorchte zum Schein und sagte zu Smit: daß er die Anstalten und den Aufbruch der Galeeren zu dieser Unternehmung nach seinem Gefallen anordnen möchte. Smit lies feuerfangende Materien und alles, was zur Einäscherung

rung der Stadt Harwich nöthig war, zu Schiffe bringen, und verstärkte die Soldaten mit einigen Truppen, die zur Unterstützung der Landung dienen solten. Nach allen diesen Vorbereitungen giengen wir bey dem erwünschtesten Wetter den 7ten September früh ins Meer. Ein kleiner Nordostwind war für uns so vortheilhaft, daß wir, ohne zu rudern, ohngefehr um fünf Uhr des Nachmittages, beym Einfluß der Temse ankamen. Smit, der da glaubte, daß es noch zu früh wäre, und daß man uns würde wahrnehmen können, befahl, daß wir uns aufs hohe Meer begeben und daselbst die Nacht erwarten solten, um seine Landung zu unternehmen. Wir thaten es, und kaum waren wir hieselbst eine Viertheilstunde gewesen, als die Schildwache, die sich auf unserm grossen Maste befand, schrye: Schiffe! Woher? frug man ihn. Aus Norden. Wohin richten sie ihren Lauf? Nach Westen, antwortete er. Wie viel Segel? Sechs und dreyßig. Was sind es vor welche? Fünf und dreyßig Kauffartheyschiffe und eine Fregatte von ohngefehr sechs und dreyßig Canonen, die ihnen zur Schutzbegleitung zu dienen scheinet, sagte die Schildwache. Es war auch in der That eine Kauffartheyflotte, die aus Texel kam und nach der Temse ihren Weg richtete. Unser Commandeur hielt sogleich einen Kriegsrath, worin beschlossen wurde, daß man die Unternehmung auf Harwich fahren lassen und sich dieser Flotte bemächtigen wolte, die für den König weit vortheilhafter sey, als die Einäscherung dieser Stadt; daß sich nicht alle Tage die Gelegenheit darböte, eine so reiche Beute zu machen; daß die Unternehmung auf Harwich aber jederzeit noch vor sich gehen könte. Der Commandeur theilte seine Gründe dem Capitain Smit mit. Smit widersetzte sich aber dem Entschluß des Kriegesraths und behauptete, daß man den Befehlen des Königs gehorsam seyn müßte, ohne sich bey einer andern Unternehmung aufzuhalten, und daß wir uns gegen Mittag begeben solten, um die Flotte geruhig in die Temse einlaufen zu lassen, ohne daß sie uns gewahr würde. Der Kriegsrath blieb bey seiner ge-

faßten Entschliessung, und er freuete sich heimlich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, das Vorhaben auf Harwich zu vernichten. Die Mißgunst, sich gezwungen zu sehen, den Befehlen Smits zu folgen, trug hiezu am meisten bey. Nachdem der Kriegesrath war gehalten worden, wo ein jeder Capitain der Galeere die Befehle des Commandeurs zum Angrif der Flotte empfieng, so eilten wir, ihr zu begegnen, und wir kamen sehr bald nahe an einander. Unser Commandeur hatte die Galeeren so eingetheilet, daß viere derselben, sobald als es möglich seyn würde, die Kauffarthenschiffe umgeben, und sich nicht eher derselben bemächtigen solten, (denn die meisten der Kauffarthenschiffe, sind nicht im Stande sich zu vertheidigen,) als bis unsere und des Ritters Mauvilliers Galeere die Fregatte, die zur Begleitung diente, angegriffen und überwunden hätte. Nach diesen Verordnungen nahmen die vier Galeeren ihren Weg, die Kauffarthenschiffe zu umgeben und ihnen den Einlauf in die Temse abzuschneiden; und wir nebst unserm Beystande giengen gerade auf die Fregatte zu. Da dieselbe unsre Bewegungen wahrnahm, so sahe sie wohl ein, daß ihre Flotte, zum wenigsten der größte Theil derselben, in grosser Gefahr wäre. Sie war eine Engländische und der Capitain darauf einer der klügsten und der tapfersten seiner Zeit. Dis bewies er bey dieser Gelegenheit. Kaum hatte er den Kauffarthenschiffen den Befehl gegeben, sich in der größten Geschwindigkeit des Einganges der Temse zu versichern, um der Französischen Macht zu entwischen, und kaum hatte er die Versicherung hinzugefüget, daß er den sechs Galeeren so viel zu schaffen machen wolte, daß er sie alle zu retten glaubte, und er sich für sie aufzuopfern bereit wäre; sogleich eilte er mit vollen Segeln auf unsere beyden Galeeren, die ihn anzugreifen Willens waren, zu, gleich als wenn er selbst uns angreifen wolte. Es ist zu wissen nöthig, daß die Galeere, die uns zur Hülfe dienete, mehr als eine Meile hinter uns zurück blieb, es sey nun, daß sie nicht so geschwind fortkam, als die unsrige, oder daß der Capitain derselben den ersten

Streich

Streich uns aussehen lassen wolte. Unser Commandeur, den die Annäherung der Fregatte im geringsten nicht beunruhigte, glaubte, daß seine Galeere stark genung sey, sich derselben bemächtigen zu können. Der Ausgang bewies indessen, wie man es in der Folge dieser Erzählung sehen wird, daß er sich in seinen Muthmassungen betrogen hatte. Nachdem diese Fregatte uns so nahe gekommen war, daß wir sie mit unserm Geschütze erreichen konten, so gaben wir eine Salve auf sie, die sie nur mit einem einzigen Schusse wieder beantwortete. Dis bewog unsern Commandeur, aus einer Prahlerey, zu glauben, daß der Capitain dieser Fregatte ohne Zweifel müde wäre, ein Engeländer zu seyn, und daß er sich uns ohne Gegenwehr unterwerfen wolte; allein Geduld! er redete bald aus einem andern Tone. Wir näherten uns einander so beherzt, daß wir einander mit den Flinten erreichen konten, und wir machten schon den Anfang, aus denselben auf sie zu feuern, als sie sich auf einmal wendete, und uns zu entfliehen sich stellete. Die Flucht des Feindes vermehret gemeiniglich den Muth. Unsere Leute wurden herzhaft und schryen ihren Feinden zu, daß sie weibische Kerls wären, die ein Gefechte zu vermeiden suchten, und sie droheten ihnen, daß man sie zu Grunde schiessen wolte, wenn sie sich nicht ergeben würden. Der Engeländer antwortete nichts, er bereitete sich aber zu einer blutigen Tragödie zu, die er uns zu spielen Willens war. Die Fregatte, so die Flucht zu nehmen schien, kehrete uns das Hintertheil zu, und machte uns weis, daß sie der Ersteigung entgehen wolte. Die Bewegung einer Galeere, die ein Schif angreifen und sich desselben bemächtigen will, ist diese, daß sie ihr Vordertheil, wo sie alle ihre Stärke und ihre ganze Artillerie hat, an den Hintertheil des Schiffes, das die schwächste Seite ist, bringet, die Spitze ihres Vordertheils daselbst hineinstösset, aus ihren Canonen Feuer giebt, und alsdann sogleich zur Ersteigung schreitet. Der Commandeur der Galeere gab zu dieser Ersteigung Befehl, weil er glaubte, sie bey dieser Fregatte unternehmen zu können, und schärfte dem, der das Steuerruder führete, aufs angelegentlichste ein, daß er un-

Capitain, der sich in seinem Zimmer des Hintertheils eingeschlossen, und aus verschiedenen Flinten und Pistolen, die er bey sich hatte, schoß, und voll Verzweifelung schwur: daß er sich nicht eher ergeben würde, als bis kein Leben mehr in ihm wäre. Die Officiers, die sich schon als Kriegsgefangene auf die Galeere des Commandeurs begeben hatten, beschrieben ihren Capitain als einen Verwegenen, der entschlossen sey, sich eher mit seiner Fregatte in die Luft zu sprengen, als sich zu ergeben. Zu dieser Beschreibung kam noch eine andere entsetzliche Furcht, die alle Angst und Bestürzung, die wir schon ausgestanden hatten, weit übertraf; denn wir befürchteten alle Augenblicke, uns mit der Fregatte in die Luft gesprenget zu sehen. Der Capitain hatte das Zimmer des Hintertheils, wodurch man zu der Pulverkammer kam, inne; er konte darin sogleich Feuer anlegen, und die Fregatte so wol als die sechs Galeeren dadurch vernichten. Mehr als dreytausend Menschen befanden sich auf denselben, und alles war von der Furcht des Todes, womit man bedrohet wurde, eingenommen. In dieser äussersten Lebensgefahr beschloß man, sich dieses Capitains mit Anständigkeit und Klugheit zu versichern, indem man ihm die beste Begegnung versprach; er antwortete aber blos mit heftigen Flintenschüssen. Man mußte endlich zu gewaltsamen Hülfsmitteln schreiten, um ihn entweder todt oder lebendig gefangen zu nehmen. Man befahl deshalb einem Unterofficier nebst zwölf Grenadiers, in die Thür des Zimmers mit aufgesteckten Bajonetten einzudringen, und sich mit Gewalt des Capitains zu bemächtigen. Der Unterofficier, der zuerst den Angrif wagte, hatte auch bald diese Thür aufgerennet; allein der Capitain, der ihn hier erwartete, schoß ihm mit einer Pistole eine Kugel vor den Kopf und erlegte ihn. Da dis die zwölf Grenadier sahen und ein gleiches Schicksal befürchteten, so entflohen sie, und die Officiers konten keine andern Soldaten zu dieser Verrichtung wieder bringen; denn sie wandten zu ihrer Entschuldigung vor, daß sie der Capitain insgesamt tödten würde, weil nur einer nach dem andern zu diesem Zimmer kommen

nen konte. Man muste sich also nochmals der Gelindigkeit bedienen, um ihn in die Hände zu bekommen. Als aber der Capitain, der sich blos deswegen widersetzet hatte, um die Galeeren aufzuhalten und seiner Flotte Zeit zu geben, in die Reuse einzulaufen, eben jetzt an den Leuchten, die auf den Schiffen waren, gewahr wurde, daß sie völlig eingelaufen wäre; so schien er nicht abgeneigt zu seyn, sich zu ergeben. Damit er aber den Schiffen, die zu langsam gewesen seyn möchten, noch etwas Zeit liesse, und damit sie die Nacht von der Verfolgung der Franzosen gänzlich befreyete, so gab er noch einen Verzug vor, indem er sich erklärete, daß er seinen Degen nur lediglich in die Hände des Commandeurs übergeben würde, den er auf seiner Fregatte annehmen solte. Man errichtete einen Stillestand, um davon den Commandeur zu benachrichtigen, der aber einen andern Officier zu diesen Capitain schickte und ihm vorstellen lies, daß es die Pflicht eines Commandeurs sey, seinen Posten nicht zu verlassen. Der Capitain, der nichts mehr zu unternehmen nöthig hatte, um seine Flotte in Sicherheit zu setzen, übergab seinen Degen. Man brachte ihn selbst auf des Commandeurs Galeere, der sich wunderte, einen kleinen und ungestalten Menschen, der vor- und hinterwärts bucklicht war, zu sehen. Unser Commandeur war gegen ihn sehr höflich und sagte zu ihm, daß dis das Schicksal der Waffen wäre; und daß er sich über den Verlust seines Schiffes mit der guten Begegnung, die er bekommen würde, trösten lassen möchte. Ich bin, sagte er, wegen des Verlustes meiner Fregatte im geringsten nicht betrübt, weil ich mein Vorhaben ausgeführet habe, das darin bestand, die Flotte, die mir anvertrauet worden, zu retten. Und überdem hatte ich den Entschluß gefaßt, da ich sie sah, mein Schif und meine eigene Person für die Erhaltung eines Guthes, das ich zu vertheidigen schuldig war, aufzuopfern. Sie werden noch, fügte er hinzu, etwas Bley und Pulver finden, das ich ihnen zu geben, nicht Zeit und Gelegenheit gehabt habe; und dis ist das kostbareste, was sie auf der Fregatte antreffen werden.

 Wenn

Wenn sie mir übrigens als einem ehrlichen Mann begegnen, so werde ich oder ein anderer von meiner Nation vielleicht wieder die Gelegenheit haben, ihnen ein Gleiches zu vergelten. Diese edle Dreistigkeit nahm den Herrn von Langeron ein; der, indem er ihm seinen Degen wieder übergab, zu ihm sagte: Nehmen sie, mein Herr, diesen Degen wieder an, sie verdienen allzusehr, ihn zu tragen, und sie sind nur dem Namen nach mein Gefangener. Kurz darauf aber bereuete es unser Commandeur, ihm seinen Degen, durch den er bald vieles Unglück angerichtet hätte, gegeben zu haben; denn da der Capitain in das Zimmer des Hintertheils der Galeere gebracht worden, und daselbst den Verräther Smit, den er sogleich kante, und auf dessen Kopf tausend Pfund Sterlinge in Engeland gesetzt war, sahe; so schrye er: Verräther, du wirst von meinen Händen den Tod empfangen, da ihn dir der Schinder zu London nicht geben kan; und zu gleicher Zeit gieng er mit blossem Degen wütend auf ihn zu, und wolte ihm denselben durch den Leib stossen; allein, der Capitain nahm ihn in seinen Arm, und verhinderte den Stoß, zur grossen Betrübniß des Capitains; der öffentlich betheuerte, daß er Smit lieber als die sechs Galeeren in seiner Gewalt haben möchte. Der Capitain Smit, der durch diese That sehr beleidiget worden war, stellete vor, daß es nicht dienlich seyn würde, daß er und dieser Capitain sich auf einer Galeere befänden; er bat daher den Commandeur, seinen Gefangenen auf eine andere Galeere bringen zu lassen; der Commandeur antwortete aber, daß, da dieser Capitain sein Gefangener sey, er der Capitain Smit auf eine andere Galeere gehen könte, und daß sein Gefangener bey ihm bleiben würde; welches auch nachher geschah. Wir bevestigten hierauf die Fregatte, die sich die Nachtigal nante, an unsere Galeere. Der Name dieses tapfern Capitains ist mir entfallen. Wir giengen anfänglich mit unserer Beute vor die Temse, wir mußten aber verschiedene falsche Wege nehmen, um bey der Dunkelheit der Nacht den vier Schiffen, die aus der Temse uns zu verfolgen kamen, zu entwischen.

Sie

Sie konten uns nicht erreichen, und wegen dieses falschen Laufes kamen wir erst drey Tage nachher ohne einen andern widrigen Zufall zu Dünkirchen an.

§. 248.

Ich habe gleich zu Anfange dieser Begebenheit gesaget, daß ich den 7ten September 1708 niemals vergessen würde, an dem dieser Vorfall geschah und an dem ich drey grosse Wunden empfieng; aber dem Tode auf eine wunderbare Art entrissen wurde. Hier ist die ausführliche Erzählung davon. Kaum war die Fregatte dem Stoß des Schnabels unserer Galeere entgangen und hatte uns mit ihren Haken an sich gezogen, als wir dem Feuer ihrer Artillerie ausgesetzt waren. Es traf sich, daß unsere Bank, auf welcher fünf Verurtheilte und ein türkischer Sclave waren, sich einer Canone der Fregatte gegen über befand, von der ich wahrnahm, daß sie geladen war. Unsere Schiffe berührten sich einander, und folglich war die Canone so nahe bey uns, daß ich sie, wenn ich mich ein wenig hervorbeugte, mit der Hand erreichen konte. Dieser verhaßte Nachbar machte uns alle furchtsam, und meine Cameraden von meiner Bank legten sich auf die platte Erde hin, und glaubten, seinem Streiche zu entgehen. Indem ich diese Canone besah, wurde ich gewahr, daß sie niedrig gerichtet war; und weil die Fregatte ein höheres Bord hatte, als die Galeere, so glaubte ich, daß der Schuß in die Bank gehen und wir ihn insgesamt bekommen würden, wenn wir uns hinlegten. Ich hatte kaum diese Betrachtung angestellet, als ich mich entschloß, auf der Bank aufrecht zu stehen. Was konte ich auch anders thun, da ich an derselben angeschlossen und davon wegzugehen nicht vermögend war. Ich mußte es also wagen, mich dem Feuer dieser Canone bloszustellen. Ich war auf das, was in der Fregatte vorgieng, sehr aufmerksam; ich sahe den Constabler mit seiner brennenden Lunte von einer Canone zur andern gehen; und da er sich endlich auch zu derjenigen näherte, die sich unserer Bank gegen über befand, so erhob sich mein Herz zu dem Höchsten, und ich that als ein Mensch, der

Hiezu kam noch die Dunkelheit der Nacht und daß wir uns nicht unterstanden, Laternen anzustecken, weil wir befürchteten, von der Küste gesehen zu werden, und weil die Kriegsschiffe, die in der Themse waren, auf uns zukommen möchten. Kurz, es befand sich alles auf unsrer Galeere in einem Chaos und in einer Verwirrung, die sich erst nach der Ergebung der Fregatte endigte, und da man das Beste, was man konte, in Ordnung brachte. Die andern fünf Galeeren standen uns bey und ersetzten die Stelle unserer Todten und Verwundeten, und versahen uns mit Rudern und mit andern auf einem Schiffe nöthigen Sachen; denn sie hätten bey weitem nicht so viel gelitten, als wir. Man wendete alles an, uns in der grösten Stille wieder in Ordnung zu bringen. Ich sage, in der Stille und ohne Licht; denn wir sahen viele angezündete Leuchten aus der Themse gehen, und wir höreten verschiedene Canonenschüsse, die uns muthmassen liessen, daß es Kriegsschiffe waren, die uns aufsuchten. Das erste, was man auf unserer Galeere vornahm, war dieses, daß man die Todten ins Meer warf und die Verwundeten in den untersten Theil des Schiffes brachte. GOtt weiß aber, wie viel Unglückliche als Todte ins Meer geworfen wurden, die es nicht waren; denn bey dieser Verwirrung und Finsterniß hielt man den, der nur entweder aus Furcht betäubt oder wegen des Verlusts des vielen Blutes fühllos war, für todt. Ich befand mich in dieser Lebensgefahr. Ich lag unter den andern in ihrem und in meinem Blute, das aus meinen Wunden häufig floß, ohne Bewegung und sinnlos da, als die Schliesser zu meiner Bank kamen, und die Todten und Verwundeten von ihren Ketten losmachten. Sie glaubten anfänglich, daß auf dieser Bank keiner mehr am Leben wäre. Sie thaten deshalb weiter nichts, als daß sie sie losmachten und ins Meer warfen, ohne in etwas zu untersuchen, ob man todt oder am Leben sey, und es war hinreichend genug für sie, weder schreyen noch reden zu hören. Mit diesen Leichen eilten sie überdem so sehr, daß sie in einem Augenblick eine Bank leer gemacht hatten. Alle meine

Came-

Cameraden waren diesem Zweifel nicht unterworfen; man warf sie stückweise und zerfleischt ins Meer. Nur ich war der einzige, der ganz geblieben, aber dabey ohne Bewegung und sprachlos war. Man entledigte mich meiner Kette, und man wolte mich schon ins Meer werfen, weil man mich für todt hielt; allein, da der Schliesser mein linkes Bein, an dem ich die Kette und die Wunde hatte, mit Gewalt angriff und sich von ohngefehr und zu meinem grossen Glücke auf dasselbe stützte, als er es über dem Ambos hielt, so empfand ich einen so grossen Schmerz, daß ich darüber ein gewaltiges Geschrey erhob, und ich hörete, daß der Schliesser sagte: dieser Mensch ist noch nicht todt; und als ich glaubte, daß man mich ins Meer werfen wolte, so schrye ich so gleich: (denn dieser Schmerz hatte mich wieder meiner bewußt gemacht,) nein, nein, ich bin nicht todt. Man brachte mich hierauf zu den andern Verwundeten, und ich wurde auf ein Ankerseil geworfen. Was für ein Ruhebette für einen schmerzhaften Verwundeten! Wir lagen in diesem untersten Theil der Galeere alle unter einander. Die blosse Erde war so wol den Bootsleuten, als den Soldaten, Unterofficieren und Sclaven, ohne Unterschied, ihr Lager, und keinem kam man zu Hülfe; denn wegen der grossen Anzahl der Verwundeten, die wir hatten, konten die Wundärzte zur Verbindung der Wunden nicht kommen. Was mich anlangte, so war ich drey Tage lang an diesem fürchterlichen Orte, ohne verbunden zu werden. Man stillte mir zwar mit ein wenig Kampferspiritus, das man auf einen Lappen goß, das Blut; man machte mir aber keine Bandage und ich bekam auch nicht die geringste Arzeney. Die Verwundeten starben an diesem Orte, wo eine sehr dämpfende Hitze und ein entsetzlicher Gestank war, sehr häufig; und dis verursachte eine so grosse Fäulniß in unsern Wunden, daß sich der Krebs darin allenthalben ansetzte. In diesem erbärmlichen Zustande kamen wir drey Tage nach der Schlacht in der Rehde von Dünkirchen an. Man setzte sogleich die Verwundeten ans Land, um sie in das Hospital der Flotten zu bringen. Ich nebst

vielen

vielen andern wurden wie das Vieh mit dem Seile am Mastbaum herausgezogen. Man brachte uns mehr todt als lebendig ins Hospital. Alle Sclaven wurden von den freyen Personen abgesondert und in zwey grosse Stuben, worin sich in einer jeden vierzig Betten befanden, geleget, und am Fußgestell des Bettes angeschlossen. Um Ein Uhr des Mittags kam der oberste Schifswundarzt nebst allen Wundärzten von den Schiffen und Galeeren, die im Hafen waren, zu uns und verbanden uns unsere Wunden. Ich war ihm ganz besonders anbefohlen worden, und man wird sehen, auf was für eine Art.

§. 249.

Seit dem Jahre 1702, da ich auf die Galeeren nach Dünkirchen geführet wurde, war ich vermittelst meiner Eltern, von Bourdeaux, Bergerac und Amsterdam aus, einem reichen und berühmten Wechsler, Herrn P.. der zu Dünkirchen ein Haus hatte und sich daselbst öfters aufhielt, empfohlen worden. Er war aus B.. gebürtig, im Herzen ein Protestant, äusserlich und nach dem Willen des Königs aber ein Papist. Ich werde mich auf einige Augenblicke von meinem Vorhaben entfernen, und von dem, was mir im Anfange meines Sclavenstandes in Ansehung dieses Herrn P.. begegnete, reden. Er machte vielen Aufwand; er war als ein Prinz freygebig, und seine Börse stund den grossen Herren, von denen er sehr geschmeichelt wurde, beständig offen. Herr P.. der den Eifer von verschiedenen Orten und von Personen, die er überaus hochschätzte, gegen mich wahrnahm, glaubte, daß es der Mühe werth sey, sich gegen mich dienstfertig zu bezeugen, und daß er, wenn er mir die Befreyung zuwege bringen könte, sich für seine grosse Gefälligkeiten seinen besten Freunden sehr verbindlich machen würde. Er redete mit dem Ritter, Herrn von Langeron, meinem Capitain, zu meinem Besten, der mir auch seinetwegen (denn er war sein grosser Freund) einige Höflichkeiten auf der Galeere erwies. Da er aber seine Liebesdienste noch weiter treiben wolte, so bat er den Herrn von

Lan-

Langeron, daß er die Gütigkeit haben möchte, zu befehlen, daß man mich des morgenden Tages früh um acht Uhr zu ihm führen solte. Es war eben Weihnachten, und er hatte die Zeit deshalb so genau bestimt, weil seine Frau, die eine abergläubische Papistin war und die diesen ganzen Morgen hindurch bis gegen Mittag in der Kirche bleiben mußte, bey unserer Unterredung nicht zugegen seyn solte. Der Herr von Langeron blieb diesen Tag auf seiner Galeere (des Winters befinden sich diese Herren niemals darauf,) und befahl dem Schliesser, mich ohne Kette zu dem Herrn P - - zu bringen und vor der Thür so lange auf mich zu warten, bis ich meine Verrichtungen bey ihm geendiget hätte. Es geschah. Herr P - - führte mich in seine Stube und sagte vorher zu seinen Bedienten, daß sie ihn gegen jedweden, der nach ihm fragen würde, verleugnen möchten. Er stellete mir anfänglich sein Vergnügen vor, das er empfände, mir einige Dienste zu leisten, und fügte hinzu, daß er ein Mittel zu meiner Befreyung ersonnen hätte, das ihm gewiß gelingen würde, wenn ich meine Einwilligung dazu geben wolte. Ich dankte ihm für seine Gütigkeit und sagte zu ihm, daß ich alles thun würde, was er verlangte, wenn es nur mein Gewissen bewilligen könte. Das Gewissen, antwortete er, wird etwas Antheil daran nehmen; aber so wenig, daß sie es kaum fühlen werden; und solten sie es ja misbilligen, so können sie sich davon in Holland wieder losmachen. Hören sie, fuhr er fort, ich bin, wie sie, ein Protestant. Meine Glücksumstände verlangen, daß ich mich vor der Welt verstelle, und ich glaube nicht, daß darin ein grosses Verbrechen angetroffen werden könne, wenn man nicht heimlich abfält. Dis ist das Mittel, wodurch ich sie in Freyheit zu setzen gedacht habe. Der Herr von Pontchartrain, Staatsminister beym Seewesen, ist mein Freund, der mir nichts abschlagen wird. Sie brauchen nur eine Versicherung zu unterschreiben, die ich ihnen zuschicken werde, und worin sie versprechen müssen, daß sie, wenn sie in Freyheit gesetzt und in einem Lande, was es auch für eins seyn mag, seyn

werden, als ein guter Römischer Catholik leben und sterben wollen. Sie werden hiebey keine Ceremonien zu befürchten haben; niemand wird ihr Versprechen erfahren, und sie dürfen nicht glauben, daß sie ihren Brüdern ein Aergerniß geben werden. Wenn sie dieses thun, so kan ich ihnen versichern, daß sie noch vor Verlauf von 14 Tagen frey seyn werden, und ich verpflichte mich, sie sicher und ohne die geringste Gefahr nach Holland bringen zu lassen. Was meinen sie hiezu? Ich denke, mein Herr, antwortete ich ihm, daß ich mich betrogen habe, indem ich sie für einen guten Protestanten gehalten. Sie sind ein Protestant; allein das Wort guter muß davon abgesondert werden. Ich bin über ihren Antrag sehr unwillig geworden, und ich bitte sie, mir zu erlauben, ihnen zu sagen, daß sie gar nichts sind, ob sie sich gleich für einen Protestanten halten. Wie, mein Herr, fuhr ich fort, glauben sie, daß GOtt taub und blind ist, und daß das Versprechen, das sie mir antragen und das den Menschen verborgen bleiben wird, ihn nicht um destomehr beleidigen würde, wenn ich es auch nur blos vor einem Geistlichen thäte. Hintergehen sie sich nicht selbst, mein Herr? Ihre eigene Einsichten in die Warheit verurtheilen sie: denn sie wissen es eben so gut wie ich, und noch besser, daß, wenn unser äusserliches Betragen nicht mit dem Bekentniß, das wir in unserm Herzen GOtt thun, übereinkömt, dieses Glaubensbekentniß, das sonst eine Tugend ist, zu einem grossen Verbrechen wird. Er führte mir noch einige Gründe an, um die Strenge, die uns das Evangelium vorschreibt, zu mildern. Ich widerlegte sie aber alle, so, wie es mir mein Glaube und Gewissen befahlen. Ich sagte zu ihm hierauf, daß ich nicht glaubte, daß meine Eltern, die mich seiner Gewogenheit empfohlen hätten, willens gewesen wären, mir auf Unkosten meines Gewissens die Freyheit zu verschaffen. Bey Leibe nicht, antwortete er, und ich wünsche, daß sie es nicht erführen. Er umarmete mich mit thränenden Augen, und bat GOtt, daß er mich in dieser einem Bekenner der Warheit so würdigen Gesinnung erhalten möchte. Ich liebe sie

nicht

nicht mehr, fügte er hinzu, wegen der vielen Empfehlungen, sondern aus einer wahren Hochachtung gegen den vortreflichen Character, den ich bey ihnen gewahr werde; und sie können versichert seyn, daß ich alle Gelegenheiten, mich gegen sie dienstfertig zu bezeigen, begierig ergreifen werde. Er bot mir alles Geld an, dessen ich benöthigt seyn würde und daß ich solches von ihm jederzeit fordern könte. Ich sagte ihm den verbindlichsten Dank; und nachdem ich von ihm Abschied genommen hatte, kehrete ich nach der Galeere zurück. Von dieser Zeit an besuchte mich Herr P . . oft auf der Galeere und bot mir beständig seine Dienste an.

§. 250.

Nachdem er gehöret hatte, daß unsere Galeere bey Bemächtigung der Engländischen Fregatte viel Volk verloren hatte, so lief er so gleich nach dem Hafen, um von mir Nachricht einzuziehen. Er vernahm, daß ich sehr verwundet war und daß man mich schon ins Hospital gebracht hatte. Er begab sich unverzüglich zum obersten Arzt dieses Hospitals, der sein Freund war, und empfahl mich seiner Sorge so angelegentlich, als wenn ich sein eigener Sohn gewesen wäre. Ich muß auch sagen, daß ich nächst GOtt diesem Wundarzt mein Leben zu verdanken habe, der, wider seine Gewohnheit, (denn er ordnete nur beständig an,) mich selbst verband. Bey dem ersten Besuche, den er uns in unserer Stube gab, zog er eine Schreibtafel aus seiner Tasche und frug, wer J. M. hieß? Ich antwortete, daß ich es wäre. Er näherte sich meinem Bette und befrug mich, ob ich den Herrn P . . kennete? Ich bejahete es und sagte zu ihm: daß er mich seit sechs oder sieben Jahren, so lange ich auf der Galeere wäre, aus allen Kräften unterstützet hätte. Die Art, sagte er, mit der er sie meinen Bemühungen empfohlen hat, beweiset dasjenige hinlänglich, was sie mir jetzt sagen: ich werde mich auch mit Vergnügen bemühen, seinem Verlangen ein Gnüge zu thun. Zeigen sie mir, fuhr er fort, ihre Wunden. Die beträchtlichste und wegen ihrer Lage die gefährlichste, war diejenige auf der Schulter. Da

er den Verband losgemacht hatte, den mir der Wundarzt der Galeere um meine Wunde geleget hatte, und der nur aus einem Lappen, worauf Brandtewein gegossen war, bestund, und da er sah, daß diese Nachläßigkeit den Krebs verursachet hatte; so rief er diesem Wundarzt und warf ihm vor, daß er mit mir als ein Henker umgegangen wäre, und daß, wenn ich sterben solte, wie es zu befürchten stünde, er es sich lediglich zuzuschreiben hätte, daß er mein Mörder geworden sey. Unser Wundarzt entschuldigte sich so viel als möglich und bat den obersten Schifswundarzt, ihm zu erlauben, daß er mich verbände. Dieser schlug es ihm aber ab und erklärete sich öffentlich, daß ich sein Verwundeter wäre, und daß sich niemand, ausser er, unterstehen solte, mich zu verbinden. Er gab sich in der That für mich sehr viele Mühe und gebrauchte so viel Vorsicht, damit der Krebs, der sich zu allen meinen Wunden geschlagen hatte, die Oberhand nicht behalten möchte; und ich muß aufrichtig gestehen, daß er mich dem Tode entriß. Der dritte Theil unsrer Verwundeten starb, wovon doch die meisten nicht so gefährlich verwundet gewesen, als ich. Diese grosse Anzahl Volks, die so wol von den Leuten der Galeere als von den Sclaven in dem Hospital starben, gab zu der Muthmassung Anlaß, als wenn die Engeländische Fregatte ihre Kugeln vergiftet hätte. Allein, ich glaube mit allen vernünftigen Personen, daß es eine blosse Verleumdung war, die aus dem Haß, den die Franzosen zu dieser Nation haben, herrührete. Ich habe hierüber das Urtheil des obersten Schifschirurgus, der in seiner Wissenschaft der geschickteste in Frankreich war, gehöret, und derselbe behauptete, daß das häufige Sterben daher rührte, weil die meisten Canonenkugeln unrein und verrostet wären, und weil die Nachläßigkeit der Wundärzte bey ihrer ersten Verbindung die Wunden unheilbar machten. Hiezu komt noch, daß in den Hospitälern, wie das unsrige war und worin sich vierzig bis funfzig Wundärzte befanden, ein jeder ohne Unterschied den ersten, der ihm in die Hände fiel, verband, und es war was seltenes, daß ein Wundarzt einen

Ver-

Verwundeten zweymal verband. Diesem Unglück war ich nicht ausgesetzt: denn, wie ich schon gesagt habe, ich wurde jederzeit vom obersten Schifswundarzt verbunden, der meine Wunden in weniger als zwey Monaten zuheilete; ich blieb aber noch einen Monat im Hospital, um mich wieder zu erholen und neue Kräfte zu bekommen; und da der Director des Hospitals, dem ich gleichfals anbefohlen worden war, den Brüdern des Franciscanerordens, die diesem Hospitale dieneten, Befehl gab, mir alles zu geben, was ich verlangen würde, so trug dieses sehr viel zu meiner Genesung bey, und man sorgte bey der Heilung meiner Wunden für mich wie für einen Prinzen. Nach Verlauf dreyer Monate war ich so stark und fett als ein Mönch geworden; und als ich den obersten Arzt des Schifs um ein eigenhändiges Zeugniß, das mich wegen meiner Wunden des Ruderns und aller Arbeiten auf der Galeere für unfähig erklärete, gebeten hatte, so wurde ich auf dieselbe wieder zurück geschickt und an meine ordentliche Bank angeschlossen.

§. 251.

In der folgenden Campagne des Jahres 1709 im Monat April wurden die Galeeren bewafnet. Der Rudervogt theilte seine Sclaven auf jeder Bank ein. Auf einer jedweden sind sechs Ruderknechte, wovon der stärkste der vorderste ist, der das Ruder führet und der die meiste Arbeit hat. Dieser ist von der ersten Classe. Der andere am Ruder ist von der zweyten Classe, und so weiter bis zur sechsten. Der letzte hat sehr wenig zu thun, und man bringt auch die schwächsten von der Bank dahin. Ehe ich verwundet wurde, war ich von der ersten Classe, und der Rudervogt hatte mich entweder aus Unachtsamkeit oder aus einer andern Ursache auf seiner Liste in dieser Classe stehen lassen, die ich wegen der Schwäche meines Armes, der mir fast gänzlich gelähmet war, und wodurch ich verhindert wurde die Hand zum Munde zu bringen, nicht vertreten konte. Ich setzte mich also ohne Erlaubniß in die sechste Classe, indem ich glaubte, durch die Probe die Einwilligung dazu zu bekommen.

Diese Probe ist erschrecklich: denn der Rudervogt, der beym ersten Auslauf ins Meer untersuchet, ob man nicht blos deswegen eine Lähmung nur vorgegeben, um sich der schweren Arbeit des Ruderns zu entziehen, überhäuft oft einen Unglücklichen, der in diesem Zustande ist, so lange mit Schlägen, bis er ihn fast todt zurückläßt. Als wir zum erstenmal in diesem Jahre aus dem Hafen giengen und uns in der grossen Rhede befanden, so kam der Rudervogt zu jeder Bank, um zu sehen, ob das Ruder wohl eingetheilet wäre. Er hielt einen grossen Strick in der Hand, mit dem er ohne Unterschied auf die zuschlug, welche nach seiner Einbildung nicht recht ruderten. Ich war auf der sechsten Bank des Hintertheils der Galeere; und da er auf dem Vordertheile seine Musterung angefangen hatte und beständig prügelte, ehe er noch zu meiner Bank kam, so erwartete ich mit der grösten Furcht eine barbarische Begegnung von ihm. Endlich kam er zu uns; er blieb stehen und befahl auf eine greßliche Art dem vordersten, mit Rudern aufzuhören. Er sagte hierauf zu mir: Du protestantischer Hund! komm hieher. Ich zog meine Kette an mich und näherte mich mit Zittern dem Gange, worauf er war, denn ich glaubte, daß er mich deswegen zu sich gerufen hätte, um mich desto besser schlagen zu können. Ich kam also als ein Supplicant mit meiner Mütze in der Hand zu ihm. Wer hat dir, sagte er zu mir, zu rudern befohlen? Ich antwortete ihm, daß, weil ich gelähmet wäre, wie er es an meinen Narben sehen könte, (denn die Ruderknechte gehen bis an Unterleib nackend,) und weil ich mich nur eines Arms zu bedienen vermögend wäre, ich meine übrigen Kräfte anwendete, um meinen Cameraden beyzustehen. Dis ist meine Frage nicht, erwiederte er, ich frage dich, wer dir zu rudern befohlen hat? Meine Schuldigkeit, antwortete ich ihm. Und ich, sagte er, ich will, daß weder du, noch jemand von meinen Sclaven, der sich in gleichen Umständen befindet, rudern soll; denn, wenn man diejenigen, die in einem Gefechte verwundet worden sind, nicht in Freyheit setzet, wie es doch die Billigkeit erfordert,

fordert, so werde ich zum wenigsten nicht zugeben, daß sie rudern. Dis sagte er, damit es die andern Ruderknechte billigen möchten, und damit man nicht glaubte, daß er den Protestanten günstig wäre. Nachdem er seine Rede geendiget hatte, die mir ein Engel zu halten schien, so sehr war ich vor Freuden ausser mir; so rief er dem Schliesser und sagte zu ihm: entledige diesen Hund, der keine Arbeit zu thun mehr im Stande ist, der Ketten, und bring ihn in die Vorrathskammer. Der Schliesser machte mich von dieser unglücklichen Bank, an der ich sieben Jahre hindurch so viel Schweis vergossen hatte, los, und führte mich in die Vorrathskammer. Der Bediente in derselben, der ein Sclave war, und mit dem ich, ob er gleich ein Papist war, seit zwey bis dreyen Jahren eine Freundschaft errichtet hatte, war ein junger Mensch ohngefehr von drey bis vier und zwanzig Jahren, ein Sohn eines redlichen Edelmanns aus der Provinz Limosin, und der mehr wegen eines Jugendfehlers als wegen eines verhaßten Lasters sich auf der Galeere befand. Er hieß Gouson. Da er mich in die Vorrathskammer einführen sah, so fiel er mir um den Hals. Ist es möglich, sagte er zu mir, mein bester Freund, daß wir zu dem Titel eines Freundes noch den Titel eines Cameraden hinzufügen können? Während daß die Galeere ohne Beystand unsrer Arme forteilete, wünschten wir uns einander Glück; und da wir Zeit genug hatten, uns zu unterhalten, so erzählete er mir seine Geschichte, die ich vorher unvolkommen wußte, und die ich dem Leser bald mittheilen werde. Sie ist lesenswürdig und verdienet in dieser Geschichte eine Stelle. Ich komme wieder zu meinem Hauptendzweck. Die Galeeren kreuzten diesen Tag und die folgende Nacht in der Meerenge und kehrten hierauf nach der Rhede von Dünkirchen wieder zurück. Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen, als mich der Rudervogt, der auf dem Tisch seiner Bank saß, zu sich rufen lies. Ich gieng sogleich zu ihm. Ihr wißt, sagte er zu mir, was ich zu eurer Erleichterung gethan habe. Ich freuete mich, diese Gelegenheit gefunden

zu haben, um euch zu bezeugen, wie sehr ich euch und alle von eurer Religion hochschätze: denn ihr habt niemand beleidiget, und ich glaube, daß, wenn euch eure Religion verdammet, ihr in der andern Welt schon genug gestraft seyn werdet. Ich dankte ihm für die Gütigkeiten, die er mir erzeigte, auf das verbindlichste. Ich bin, fuhr er fort, in sehr grosser Verlegenheit, wie ich mich in dieser Sache verhalten werde, um den Haß des Geistlichen, der es nicht ungerächet ertragen wird, daß ich einem Hugonotten günstig bin, nicht auf mich zu laden. Indessen denke ich auf ein Mittel, das mir, wie ich hoffe, gelingen wird. Der Schreiber des Herrn von Langeron, unsers Commandeurs, ist gestorben, und er bemühet sich wieder um einen andern. Ich will zu ihm gehen und euch ihm vorschlagen, und ich werde es auf eine solche Art thun, daß ich versichert bin, daß er mir keine abschlägige Antwort geben wird; ihr werdet alsdann nicht nur von der Arbeit befreyet, sondern auch von jedem geachtet seyn, und ich werde dadurch dem Zorn des Geistlichen entgehen. Begebt euch wieder, sagte er zu mir, in die Vorrathskammer, man wird euch bald rufen lassen. Ich that es. Der Rudervogt gieng sogleich zum Herrn von Langeron. Er sagte zu ihm: daß er auf der sechsten Bank einen Menschen hätte, dem er ein besseres Schicksal gönnete; daß dieser Ruderknecht am Arme gelähmet wäre, und daß er ihn deshalb die Probe hätte ausstehen lassen; daß er aber von ihm nichts hätte herausbringen können, und demnach gezwungen worden wäre, ihn von der Bank wegzunehmen, weil er seine Cameraden zu rudern nur verhinderte. Der Herr von Langeron frug ihn hierauf, wie ich gelähmet worden wäre? Durch die Wunden, antwortete der Rudervogt, die er bey der Bemächtigung der Nachtigal vor der Themse empfangen hat. Woher kömts, sagte der Commandeur, daß er nicht, wie die andern, ist befreyet worden? Weil er ein Hugonotte ist, erwiederte der Rudervogt. Sie wissen, daß die Gesetze diejenigen befreyen, die in einer Schlacht verwundet sind, sie mögen noch so grosse Verbrechen begangen haben,

haben, weswegen sie auf die Galeeren gebracht worden; nur sind hievon die Protestanten ausgenommen. Allein, fügete der Rudervogt hinzu, dieser Mensch kan schreiben und führet sich sehr wohl auf; und ich glaube, daß sie ihn zu ihrem Schreiber nehmen werden, weil sie einen bedürfen. Man rufe ihn her, sagte der Commandeur. Es geschah. Sobald er mich sah, frug er mich, ob ich nicht ein Freund des Herrn P.. wäre. Ja, sagte ich. Wohlan, so seyd ihr mein Schreiber. Man bringe ihn in die Vorrathskammer, und niemand, als ich, soll ihm etwas zu befehlen haben.

§. 252.

Ich war also auf einmal ein Schreiber des Commandeurs geworden. Ich wußte, daß er die Reinlichkeit liebte. Ich ließ mir daher ein rothes Kleid (ein Sclave darf diese Farbe tragen,) verfertigen. Ich schafte mir ein wenig feine Leinewand an. Ich hatte die Erlaubniß, meine Haare wachsen zu lassen; ich kaufte mir eine Mütze von Scharlach, und in diesem reinlichen Aufzuge stelte ich mich dem Commandeur dar, der sich sehr freuete, mich in dieser Kleidung, die ich mir auf meine Kosten angeschaft hatte, zu sehen. Er befahl seinem Hofmeister, mir jede Mittagsmahlzeit eine Schüssel von seiner Tafel und täglich eine Bouteille Wein zu geben; es geschah auch die ganze Campagne des Jahres 1709 hindurch, und ich kan sagen, daß mir nichts als die Freyheit fehlete. Ich war Tag und Nacht ohne Ketten und hatte nur einen Ring um den Fuß. Ein gutes Bette diente mir zu meiner Ruhe, während daß jederman arbeitete. Ich wurde wohl unterhalten und von den Officiers und den übrigen Unteren geehret, auch von dem Commandeur und dem Major der sechs Galeeren, seinem Enkel, dessen Secretair ich gleichfals war, sehr geliebet. Ich hatte zwar zu manchen Zeiten sehr viel zu schreiben, ich war aber darin so fleißig, daß ich damit ganze Nächte zubrachte, um nur meine Schriften dem Commandeur weit eher zu übergeben, als er sie erwartet hatte. In diesem glücklichen Zustande war ich bis 1712. Es gefiel aber GOtt, mich wieder in eine Prüfung zu führen, die

mir um desto grösser und härter zu seyn schein, da ich fast vier Jahre hindurch die beste und erwünschteste Zeit gehabt hatte. Ich werde der Jahre 1710, 1711 und 1712 nicht Erwehnung thun, weil die Galeeren sich beständig im Hafen von Dünkirchen aufhielten, und weil überdem Frankreich bey seinem Seewesen von allem so entblösset war, daß man nicht ein Boot ausrüsten konte; aber der Monat October des Jahres 1712, da unsere Trübsalen wieder erneuert wurden, wird mir zur Fortsetzung meiner Geschichte Anlaß geben. Ehe ich aber dieses unternehme, so muß ich mich des Versprechens, die Begebenheiten Goujons zu erzählen, entledigen.

§. 253.

Goujon war aus Serche in Limosin gebürtig und stammete von adelichen und reichen Eltern her. Er war der jüngste unter drey Brüdern. Der eine war Capitain bey dem Regiment von Picardie, und der andere bey den königlichen Mousquetiers. Goujon hatte gleichfals gegen das Soldatenleben grosse Neigung. Man richtete in seiner Provinz ein neues Regiment auf, das das Regiment von Aubesson genant wurde. Die meisten jungen Leute aus dieser Provinz nahmen bey diesem Regimente Dienste. Fast alle Officiers waren aus dem Limosinischen Adel. Goujon hatte verschiedene Anverwandte und Freunde darunter, und unter andern einen Onkel mit Namen Herr von Labourlie, der Obristlieutenant davon war. Man brauchte eben nicht viel Mühe anzuwenden, um den Goujon dahin zu bewegen, daß er Dienste bey diesem Regimente nehmen möchte; sein Herr Vater wolte auch, daß er den Character eines Cadets darunter annähme, damit er ihm in Zukunft eine ansehnlichere Stelle bey einem alten Regimente verschaffen könte. Goujon wurde von seinem Vater aufs kostbarste equipirt und er bekam von ihm so viel Geld, als hinlänglich war, standesmäßigen Staat zu machen. Nachdem das Regiment volzählig gemacht worden war, so kam es zu Gravelines, einem kleinen und von Dünkirchen vier Meilen gelegenen

Orte,

Orte, in Garnison. Gouson war sehr wohl erzogen worden, er hatte studirt und alle Uebungen erlernet, die einem jungen Edelmann nöthig sind, und er machte seinem Geschlechte grosse Ehre. Seine prächtige Aufführung, seine vortrefliche Bildung, sein grosser Verstand, zog ihm die Freundschaft und Hochachtung von jederman zu: und da er zu Gravelines in viel gute Geselschaften gieng, so sah er sich bald von dem schönen Geschlechte geehret, und er selbst hegte gegen ein Frauenzimmer, das alle seine Zuneigung verdiente, eine grosse Liebe. Sie war schön, verständig und sehr reich. Sie war die einzige Tochter eines alten königlichen Officiers, der noch Ehrengehalt bekam, und der überaus viele Güter besaß. Diese beyden Verliebten liebten sich sehr heftig, und sie waren in kurzer Zeit sehr weit gekommen. Als sie sich zu heyrathen versprochen hatten, so schmeichelte sich Gouson, daß der Vater der Tochter sie ihm mit Freuden geben würde. In dieser Hofnung hielt er um sie an. Wie sehr erschrack er aber nicht, da der alte Officier ihm nicht nur völlig abschlägige Antwort gab, sondern auch den Befehl von ihm hörete, daß er seine Tochter auf keine Art wieder besuchen noch sehen solte. Er gieng auch mit derselben sehr hart um und bedrohete sie mit dem Kloster, wenn sie den Umgang Gousons nicht meiden würde. Dieser unvermuthete und widrige Vorfall machte unsre beyde Verliebten sehr niedergeschlagen, die sich, da sie kein Mittel fanden, den ehrlichen Alten zu erweichen, entschlossen, zu entfliehen und sich an einen Ort zu begeben, wo sie sich ungehindert verheyrathen könten. Kaum waren sie hierüber mit einander einig geworden, so machte schon Gouson zu dieser Entwischung alle Anstalten. Er ließ ausser der Stadt einen Wagen bereit halten und zeigte seiner Geliebten den Tag an, an welchem sie aus dem Hause ihres Vaters entwischen und sich an einem gewissen Orte auf dem Walle einfinden solte. Die einzige Schwierigkeit war aber noch hiebey, wie man aus der Stadt kommen solte. Sie konten es nicht anders als in der Dunkelheit thun, und die Thore dieses Platzes wurden bey der Demmerung schon zugeschlossen.

Die

Die Verwirrung, worin sie sich befanden, war groß; allein die Liebe, dieser mächtige Herr, der sehr oft den Menschen mit Nachtheil der Vernunft witzig macht, gab Gouson ein Mittel an die Hand, das ihm schwerer auszuführen war, als er es sich eingebildet hatte. Es war an einem Orte des Walles eine alte Oefnung, die man zuzumachen vernachläßiget hatte; Gouson wußte sie sehr wohl, und er hatte sich derselben, wenn er zu lange ausser der Stadt geblieben war, öfters bedienet. Es stund zwar vor derselben eine Schildwache, der es bey Lebensstrafe verboten war, niemand dadurch zu lassen; da aber keine andre Truppen in Gravelines lagen, als das Regiment von Aubesson, wovon alle Soldaten Gouson kanten und liebten, der überdem allemal, so oft er durch diese Oefnung gieng, der Schildwache ein Trinkgeld gab, so glaubte er, daß es ihm bey jedem Soldaten, der diesen Posten hätte, was leichtes seyn würde, mit seiner Schönen dadurch gelassen zu werden. Er begab sich also zu dem bestimten Orte. Das Frauenzimmer ermangelte nicht, sich zur gesetzten Zeit einzufinden: er nahm sie in seine Arme und führte sie gerade zu dieser Oefnung. Ein neuer Recroute, der bey Gousons Vater Bedienter gewesen war, hatte eben jetzt die Wache; und da er einen ankommen hörete, so rief er: Wer da? Freund! antwortete Gouson. Die Schildwache, die ihn an der Stimme erkante, sagte ihm, sich nicht weiter zu nähern, wenn er ihn nicht nöthigen wolte, auf ihn zu feuren. Gouson nante ihn bey seinem Namen, redete mit ihm sehr freundlich und versprach ihm ein gutes Trinkgeld, wenn er ihn durch diese Oefnung steigen liesse. Die Schildwache, die ihrem Befehl buchstäblich nachkam, antwortete ihm, daß er für alles Geld nicht Gefahr laufen wolte, sich hängen zu lassen. Gouson näherte sich demohnerachtet: die Schildwache aber, die ihn noch einmal warnete, nicht näher zu kommen, zielte ihm nach den Beinen, der Schuß gieng aber vorbey, und Gouson wurde hiedurch so aufgebracht, daß er auf diesen Soldaten mit voller Wuth lief und ihn von der Höhe des Walles in seinen

trock-

trocknen Graben warf. Der Soldat, der von seinem Fall noch keinen Schaden genommen hatte, schrye aus allen Kräften. Es war nahe bey diesem Orte ein Stadtthor und ein Zolhaus, worin sich ein Dutzend Zoleinnehmer, die insgesamt Bürger aus der Stadt waren, lustig machten. So bald sie das Geschrey der Wache höreten, ergriffen sie ihre Waffen und eileten zu dem Ort, wo sich Goujon befand. Einige waren mit Pistolen, andere mit Degen und Säbel bewafnet und sie riefen beständig: Dem König zu Hülfe! Da Goujon diesen Schwarm ankommen sahe und nicht entfliehen konte, ohne seine Geliebte, die Zeit Lebens beschimpft gewesen seyn würde, wenn er sie verlassen hätte, der Gefahr auszusetzen, entschloß sich zu einer großmüthigen Handlung. Retten sie sich eiligst, Mademoiselle, sagte er zu ihr, und begeben sie sich nach ihrer Wohnung; ich werde mich unterdessen diesen Leuten entgegen stellen, um ihnen ihre Flucht zu erleichtern. Sie that es, und niemand wurde sie gewahr. Goujon wurde indessen von diesen zwölf Einnehmern umringet und angegriffen. Er erlegte gleich anfänglich mit seinem Degen viere derselben, er verwundete verschiedene davon und bekam selbst viele Wunden. In der Nähe war ein Wirthshaus, worin sich eben jetzt ein Unterofficier von Goujons Compagnie befand, der, da er das Geschrey und das Geräusch der Waffen hörete, herausgieng und frug, was vorgienge? Goujon, der ihn an seiner Stimme erkante, rief ihm zu: Mein Freund, la Motte, man will mich tödten. La Motte ergrif seinen Degen und stieß auf einen dieser Einnehmer zu, der eine Pistole in der Hand hielt, und die er auf ihn losschoß. Zu gleicher Zeit aber, da der Schuß geschah, stieß la Motte seinen Degen dem Einnehmer in den Leib, und so fielen sie alle beyde. Während dieses Blutbades hatte die Besatzung des Thores, die das Geschrey, dem Könige zu Hülfe! gehöret, die ganze Garnison in Bewegung gesetzet. Man ergrif die Waffen und begab sich nach dem Orte des Gefechts. Goujon lag wegen des vielen Verlustes seines Bluts, das aus vier Wunden

den

den floß, zur Erde. Der Major dieses Orts lies die Todten und Verwundeten aufheben, und sie nebst den andern, die unbeschädigt davon gekommen waren, ins Stadthospital bringen. Alle Officier des Regiments, und besonders der Obristlieutenant, der damals Commandeur von demselben war, nahmen, zur Rettung Gousons, die That der Einwohner sehr übel auf und beschuldigten sie des Aufruhrs und des Meuchelmords gegen königliche Soldaten. Man bemäntelte, ja man unterdrückte das Verhalten Gousons gegen die Schildwache, die doch die Hauptursache von diesem ganzen Lerm wär. Ueberdem führten zwölf Bürger einen Umstand an, der den Einnehmern sehr nachtheilig war, und dessen man sich zur Rechtfertigung Gousons bediente; und so ungerecht es auch war, sieben Einnehmer, die noch übrig geblieben waren, aufzuopfern, so verfuhr man doch mit ihnen nach der äussersten Strenge. Der Kriegsrath nahm sich dieser Sache an, und ohne sie vorher untersuchet zu haben, fällete er ein sehr übereiltes Urtheil. Man rechtfertigte Gouson und lobte ihn, zum Dienste des Königs und mit Lebensgefahr als ein tapfrer Soldat vier Bürger von den zwölfen, die ihn angegriffen hatten, erlegt zu haben; und von den sieben Einnehmern wurden drey zum Galgen und die vier übrigen zu den Galeeren verurtheilet. Die ganze Bürgerschaft empörete sich wider das Urtheil des Kriegsraths. Der Magistrat mengte sich gleichfals darein und gieng zum Gouverneur. Er stelte ihm vor, daß der Kriegsrath von dem Vorfall gar nicht unterrichtet wäre, und daß es den obrigkeitlichen Rechten sehr nachtheilig sey, wider Bürger ein solches Urtheil gefält zu haben. Der Gouverneur wurde zu gleicher Zeit gebeten, die Volziehung dieses Urtheils aufzuschieben, damit sich der Magistrat zu dem Könige wenden könte, der mit Ausschliessung des Kriegsraths diese Sache untersuchen solte, damit wider die Einnehmer, wenn sie ja für schuldig befunden würden, nach der Strenge des Gesetzes verfahren werden könte. Der Gouverneur, der eine so vernünftige Bitte nicht abschlagen konte, bewilligte ihnen

einen

einen Aufschub von dreyßig Tagen, ehe die Volziehung des Urtheils des Kriegsraths vor sich gehen solte, und befahl, daß Goujon auf Ersuchen des Magistrats so lange im Stadtgefängniß bleiben solte, bis der Proceß geendiget wäre; welches auch volzogen wurde.

§. 254.

Der Magistrat setzte einen Verbalproceß auf, worin er alles anführete, was in der That geschehen war. Man vergaß das Vergehen Goujons im geringsten nicht, daß er die Schildwache überfallen, und sie vom Walle in den Graben herunter geworfen habe. Man bewies auch noch, daß die Einnehmer, die die Parthey des Königes und der Friedensstiftung ergriffen hätten, ehe sie zu Feindseligkeiten geschritten wären, Goujon gebeten hätten, im Namen des Königes die Waffen niederzulegen; daß aber Goujon auf eine sehr unanständige Art geantwortet hätte: daß der König mit seiner Familie anderswo seyn möchte! Diese Unvorsichtigkeit kostete Goujon sehr viel; denn der König, der davon Nachricht bekam, hat sie ihm niemals verzeihen wollen. Nach der Untersuchung des Verbalproceßes, befahl der Hof, daß das Urtheil des Kriegesraths ungültig seyn, und die Untersuchung der Sache dem Magistrat übergeben werden solte, und daß er darin nach aller Strenge der Gesetze verfahren solte. Der Magistrat sprach also nach den Befehlen des Hofes das Endurtheil, worin die Einnehmer abgesetzt, und Goujon zum Galgen verurtheilet wurde; man lies ihm aber wegen seines Standes noch die Wahl, ob er unter dem Galgen erschossen seyn wolte. Man kan leicht urtheilen, was für grosse Bestürzungen dieses Urtheil bey dem ganzen Regimente verursachte. Der Obristlieutenant und Onkel Goujons wurde hierüber ganz verzweifelnd. Er lief sogleich zum Gouverneur und bat ihn inständigst, die Volziehung dieses Urtheils noch zwölf Tage aufschieben zu lassen. Der Gouverneur bewilligte es ihm, und der Obristlieutenant begab sich in der grösten Geschwindigkeit mit der Post nach Hofe, um für seinen Enkel Gnade auszuwirken.

Er

Er warf sich zu den Füssen des Königes, er bat ihn demüthigst, Goujon Gnade widerfahren zu lassen, und bemühete sich, Seine Majestät auf der empfindlichsten Seite zu rühren. Allein der König, der wider die grosse Frechheit, die Goujon wider ihn und seine königliche Familie begangen hatte, sehr aufgebracht war, blieb unbeweglich. Der Obristlieutenant lies sich durch nichts abweisen; er wendete alle Kräfte an und lies die Madame Maintenon, deren Gewalt, die sie über den König hatte, niemand unbekant war, eine Vorsprache thun. Aller Widersetzung dieses Monarchen ungeachtet, Goujon zu verzeihen, erhielt sie die Gnade Seiner Majestät, der da befahl, daß Goujon Lebenslang auf den Galeeren zu Dünkirchen ein Sclave seyn, und daß man mit ihm davon zu reden sich nicht mehr unterstehen solte. Der Obristlieutenant kehrete sogleich nach Gravelines zurück, und brachte diese Veränderung der Todesstrafe in die Verurtheilung auf die Galeeren, mit sich dahin. Er stieg beym Gouverneur ab, dem er dieses Urtheil nebst dem königlichen Befehl überreichte, daß Goujon unverzüglich auf die Galeeren gebracht werden, und daß der Gouverneur und der Commandeur für ihn Bürge seyn solten. Der Obristlieutenant und der Gouverneur berathschlageten sich hierüber mit einander, und faßten auch endlich den Entschluß, daß, um zu verhindern, daß die Garnison Goujon nicht in der Stadt oder unter Weges aufheben möchte, man vorgeben wolte, daß Goujon eine völlige Erlassung seiner Strafe erhalten hätte, nur unter der Bedingung, als Soldat bey der Compagnie des Ritters von Langeron, Commandeurs der Galeeren zu Dünkirchen, zu dienen. Nachdem man dis beschlossen hatte, gieng der Obristlieutenant zu dem Gefängniß, worin Goujon schon unter den Händen zwener Capuciner war, die ihn zum Tode, den er morgen leiden solte, zubereiteten. Sobald der Obristlieutenant ihn sahe, rief er ihm zu: Sey getrost, mein Vetter, du wirst nicht sterben; ich habe deine völlige Erlassung erhalten, und der König hat befohlen, daß du als Soldat bey der Compagnie

pagnie des Ritters von Langeron dienen solst. Diese Strafe ist sehr gering, indem wir dir mit nächstem eine Officierstelle verschaffen werden. Morgen werden dich nur zum Schein zwey Gerichtsdiener nach Dünkirchen führen, und dich dem Ritter von Langeron vorstellen. Sobald du Soldat bist, wirst du deine Freyheit haben. Goujon lies sich leicht hintergehen.

§. 255.

Des andern Morgens kamen zwey Gerichtsdiener zu ihm ins Gefängniß, denen das Geheimniß bekant war. Sie begegneten Goujon sehr höflich und sagten zu ihm: daß sie alle drey nach Dünkirchen reiten würden, nicht aber als wenn sie einen Gefangenen, welches er nicht mehr wäre, bey sich hätten, sondern, als wenn sie zusammen eine Lustreise thun wolten. Goujon, der das, was man ihm weiszumachen suchte, alzuleicht glaubte, vergnügte sich über sein Schicksal. Alle Officier des Regiments, die davon eben so viel wußten als er, kamen haufenweise zu dem Gefängniß; sie bezeigten ihm ihre Freude und wünschten ihm zu seiner Reise Glück. Endlich stieg er mit seinen beyden Gerichtsdienern zu Pferde und verlies Gravelines. Sie hatten sich kaum in etwas von der Stadt entfernet, als einer von denselben eine Nothwendigkeit vorgab, und sich hinter Goujon hielt, während daß der andere vor ihm war. Da sie in dieser Stellung in einem holen und engen Wege ankämen, wendete sich der vorderste Gerichtsdiener mit der Pistole in der Hand auf Goujon, und drohete ihm, den Kopf zu durchlöchern, wenn er im geringsten Widerstand thäte. Unterdessen daß dieser den Goujon auf solche Art im Respect hielt, band ihm der andere die Beine unter dem Bauche des Pferdes zusammen, und legte ihm Ketten an die Hände. Man kan leicht urtheilen, wie groß die Bestürzung dieses jungen Menschen war, der gewiß glaubte, daß man ihn tödten wolte. Er frug die Gerichtsdiener um sein Verhängniß; sie gaben ihm aber auf eine sehr unverschämte Art zur Antwort, daß er es erfahren würde, wenn sie an dem bestimten

Ort kämen. Sie erreichten in diesem Zustande Dünkirchen; sie führeten Gouson auf unsere Galeere und übergaben ihn dem Schliesser, der ihm seine schönen Kleider ausziehen und ihn mit einem rothen und kurzen Rocke bekleiden lies. Man schnitte ihm hierauf seine vortreflichen Haare ab, und schloß ihn an eine Bank an. Die Empfehlungen, die von allen Orten seinetwegen an unsern Capitain kamen, trugen indessen zur Erleichterung seiner Strafe vieles bey. Der Capitain befahl: daß man ihn in die Vorrathskammer bringen solte, um die Lebensmittel unter die Sclaven und andere Leute auszutheilen, und er befreyete ihn von aller andern Arbeit. Er war auch Tag und Nacht der Kette entlediget, und man hatte ihm nur zum Zeichen der Knechtschaft einen Ring um den Fuß geleget. Ich wurde mit ihm bald bekant; er war munter und im Umgange sehr angenehm. Ich wußte anfänglich nur seine Geschichte überhaupt; die besondern Umstände aber erfuhr ich erst im Jahr 1709, da ich mich mit ihm zugleich in der Vorrathskammer befand.

§. 256.

Gouson und ich blieben bis 1712 im Monath Julius, da er von den Galeeren entfloh, Freunde und Cameraden. Die Art seiner Flucht, die er glücklich zu Stande brachte, verdienet dem Leser mitgetheilet zu werden. Ich habe schon gesagt, daß Gouson ansehnliche Anverwandte und Freunde hätte, die an seinem Unglück Theil nahmen, und die sich beständig bemüheten, ihm seine Befreyung zu verschaffen. Sein Herr Vater, ein ehrwürdiger Greis, warf sich mit seinen beyden andern Söhnen vor den Füssen des Königes nieder, und bat Seine Majestät um Gnade. Er drückte die Zärtlichkeit eines Vaters gegen seine Kinder mit der grösten Stärke aus; er versprach diesem Monarchen, so alt als er auch wäre, mit seinen drey Söhnen sein Blut in seinem Dienste mit Vergnügen zu vergiessen; und redete auf eine so rührende und bewegliche Art, daß alle Anwesende aufs heftigste dadurch erweichet wurden. Der König blieb indessen hiebey ungerührt, und schlug ihm die

Gna-

Gnade für Goujon gänzlich ab. Die Beleidigungen gegen grosse Herren sind durchdringende Flecken, die sich sehr schwer wieder auslöschen lassen. Des unglücklichen Fortganges dieser letzten Unternehmung ohngeachtet, that man doch zur Befreyung Goujons einen neuen Versuch. Man glaubte, durch den Herrn Marschall von Noailles glücklicher zu seyn. Er kam von der Belagerung von Gironne, wovon er sich mit vielem Ruhme Meister gemacht hatte, wieder zurück. Der König, dem er Rechenschaft ablegen mußte, billigte auf eine sehr gnädige Art sein Verfahren. Es war jetzt die erwünschteste Gelegenheit, von Seiner Majestät um einige Gnade zu bitten und sie zu erhalten. Der Herr von Noailles that es blos für Goujon. Der König sagte ihm aber: daß es ihm sehr leid thäte, ihm diese Bitte abzuschlagen, weil er geschworen hätte, Goujon keine Gnadenbezeugungen jemals wiederfahren zu lassen. Goujon, der dieses zu erfahren bekam, sahe wohl, daß er bey Lebzeiten des Königes seine Befreyung nicht erhalten konte, und er tröstete sich nur mit der Hofnung, daß sein oder des Königes Tod ihn von seiner Sclaverey befreyen würde. In einem so verdrieslichen Zustande genoß er doch einiges Vergnügen. Sein Vater schickte ihm alles, was er brauchte, und seine Freunde von seinem Regimente, so wol Officiers als Soldaten, besuchten ihn öfters; denn jedweder kan auf die Galeere gehen. Der Rudervogt verbietet niemanden den Zutritt. Da er zu seinem Besten Wein verkaufen läßt, und da gemeiniglich diejenigen, die zur Besuchung ihrer Freunde auf die Galeere kommen, eine Bouteille trinken, so erfordert es sein Interesse, allen und jedweden den Zugang zu eröfnen. Im Monath May 1712, besuchte ein Unterofficier von den Grenadiers des Regiments von Aubesson, das damals zu Nieuport in Garnison lag, unsern Goujon, dem er sehr ergeben war. Nach vielen Klagen über seine Sclaverei und über die wenige Hofnung, davon befreyet zu werden, sagte dieser Unterofficier zu ihm: Ich komme im Namen ihrer Freunde

vom Regiment ausdrücklich hieher, um ihnen vorzutragen, ob ich und vier Grenadiers, welches unerschrockene und standhafte Leute sind, ihnen ihre Freyheit entweder mit öffentlicher Gewalt oder durch ein anderes Mittel verschaffen könten; sie brauchen uns nur die Weise, ihnen zu dienen, zu sagen, und sie werden sehen, daß wir alle fünfe bereit sind, uns nach ihrem Willen der Lebensgefahr auszusetzen. Man weis beym Regimente, daß sie oft Gelegenheit haben, in die Stadt zu gehen. Wenn sie glauben, daß wir ihnen daselbst zu ihrer Flucht behülflich seyn könten, so versichere ich ihnen, daß keine Gefahr uns abhalten wird, es zu thun. Stellen sie hierüber, was ich ihnen zu sagen die Ehre habe, ihre Ueberlegungen an, und verlassen sie sich auf unsere Vorsichtigkeit und auf unsern Muth. Es wird unnütze seyn, wenn sie mich fragten, wer derjenige oder diejenigen wären, die uns hiezu brauchen; sie können es, ohne es ihnen vorher zu sagen, leicht muthmassen. Kurz, fuhr er fort, ich werde von Zeit zu Zeit zu ihnen kommen, und mich mit ihnen über die Entschliessungen berathschlagen, die sie nehmen werden. Ich war bey dieser Unterredung zugegen. Goujon und ich waren so vertraute Freunde, daß wir uns einander nichts verborgen hielten. Goujon, der sich über diesen Vorschlag sehr freuete, dankte dem Unterofficier für seine Bereitwilligkeit und sagte zu ihm: daß eine so gefährliche Unternehmung Zeit und Ueberlegung erfordere; daß er mit grossem Bedacht darauf denken wolte, damit man nichts unternähme, wovon man sich nicht einen glücklichen Ausgang zu versprechen hätte, und daß er, so bald man am vortheilhaftesten diese That ausführen könte, ihm seine Gedanken mittheilen würde, um zusammen die besten Maasregeln zu nehmen, wenn es nöthig wäre. Der Unterofficier verlies uns hierauf, und von diesem Augenblick an dachte Goujon an weiter nichts, als an das Mittel, sicher entfliehen zu können. Die Ausführung dieses Vorhabens war nicht leicht. Er gieng zwar öfters in die Stadt, um daselbst die Lebensmittel, die er unter den Sclaven austheilen

len mußte, zu holen; er war aber niemals allein, und wenn er zu dem Proviantcommissarius gehen mußte, so schloß ihn der Schliesser mit einem Türken zusammen, der ihm bey seinen Verrichtungen behülflich war, und gab ihm einen, Namens Wilhelm, zur Aufsicht mit, der sehr strenge war und ihn gemeiniglich begleitete, weil der Schliesser keinem andern den Goujon anvertrauete. Man muß bemerken, daß es ein algemeines Verbot war, Ruderknechte, die ihrer Verrichtungen halber in die Stadt giengen, entweder etwas zu kaufen oder ihre Arbeiten zu verkaufen, in die öffentlichen Wirthshäuser zu führen, bey Strafe für die Wache, drey Jahre auf die Galeere zu kommen, und für diejenigen, die sie in denselben aufnehmen würden, tausend Thaler zu erlegen. Das Privilegium, das Goujon hatte, in die Stadt zu gehen, konte ihm also zur Ausführung seines Vorhabens nicht behülflich seyn. Es war unmöglich, ihn bey hellem Tage und in Gegenwart einer grossen Anzahl Soldaten und Leute von den Galeeren, auf der Strasse wegzunehmen. Die Stadt war überdem mit einer starken Garnison besezt, die allenthalben ihre Wachen hatte; kurz, sein Vorhaben schien nicht vollzogen werden zu können. Es war nur noch ein einzig Mittel übrig, wodurch er vielleicht glücklich werden konte, nemlich die Wache durch viele Freygebigkeiten geschmeidig zu machen, um dadurch von ihr die Erlaubniß zu erhalten, in ein Wirthshaus zu gehen. Goujon, der überzeugt war, daß, wenn er von seiner Wache diese Gewogenheit erhalten könte, er leicht seine Unternehmung zu Ende bringen würde, bedienete sich dieses Mittels. Nachdem er dieses Project entworfen hatte, schrieb er an seinen Vater und bat ihn um eine Summe Geldes, deren er zu einer wichtigen Sache benöthiget wäre. Dieser redliche Mann unterlies nicht, sie ihm zuzuschicken, und kaum hatte er sie empfangen, so fieng er schon an, seine Anschläge zur Bewerkstelligung zu bringen.

§. 257.

An einem gewissen Tage des Monaths Julius, der sehr heiß war, befand sich Goujon mit Wilhelm, seiner ordentlichen Wache, in der Stadt. Nachdem er seine Verrichtungen geendiget hatte, und sie in einer kleinen abgelegenen Strasse vor einem Wirthshause vorbey kamen, und Goujon sahe, daß seine Wache vor Durst fast ohnmächtig wurde, so stellete er sich gleichfals sehr durstig an und bat sie, vor der Thür des Wirthshauses sich einen Krug Bier zur Erquickung geben zu lassen. Wilhelm, der hierin nichts fand, was dem Verbote zuwider wäre, bewilligte es sehr gern. Die Wirthin brachte ihnen einen Krug Bier auf die Strasse heraus; und da sie gewahr wurde, daß sie sich nach einem Sitz umsahen, so sagte sie zu ihnen: meine Freunde, hier in dem Eingange meines Hauses ist eine Bank, bedienen sie sich derselben und treten herein; sie werden eben so zu sehen seyn, wie auf der Strasse, und mir wird man in Ansehung des Verbotes nichts sagen. Sie liessen sich nicht alzusehr bitten. Goujon bewirthete daselbst seine Wache und den Türken aufs herlichste, und nachdem sie hier zwo bis drey Stunden zugebracht hatten, frug er die Wirthin, wieviel sie schuldig wären? dreyßig Sus, antwortete sie. Hier ist ein Thaler, sagte er, das übrige schenke ich euch. Diese Frau, die nicht sehr reich war, glaubte, ihm für diese Freygebigkeit so verbunden zu seyn, daß sie sich erbot, ihn in ihr Haus zu lassen, wenn es ihm gefällig seyn würde. Nein, sagte Goujon, ich will euch und meine Wache keiner Gefahr aussetzen, und es ist eine Schuldigkeit, die ich thun muß und die ich beständig beobachten werde. Sie kehreten hierauf nach der Galeere zurück. Ehe sie aber dahin kamen, drückte Goujon zur Erkentlichkeit Wilhelm einen Thaler in die Hand, und dankte ihm für die Erlaubniß, die er ihm gegeben hatte, sich in diesem Wirthshause zu erquicken. Wilhelm wurde über dieses Geschenk so entzückt, daß er nicht wußte, wo er war. Diese Wachen haben einen sehr geringen Ge-

halt

hält, und seit dreyen Jahren hatte man weder sie noch die andern Leute besoldet. Der Thaler war also für Wilhelm ein Schatz und nöthigte ihn, zum Gouson zu sagen, daß er ihm künftig mehr Freyheit geben würde, als sonsten, und daß er nichts zu befürchten hätte, wenn er nur einige Vorsichtigkeit gebrauchte. Gouson war über seinen Versuch, den er mir umständlich erzählete, und der ihm grosse Hofnung gab, sehr vergnügt. Er kehrete bald wieder in die Stadt zurück. Er wußte, wie nöthig es sey, seine Leute immer mehr und mehr an sich zu ziehen, und ihre Bereitwilligkeit durch keine Nachläßigkeit, die einige Hindernisse hätte verursachen und seine Maasregeln zernichten können, erkalten zu lassen. Nach ihren Verrichtungen, die sie vorgegeben hatten, assen sie ihr Frühstück in ihrem Wirthshause. Die Frau lies sie in ihr Haus hereinkommen, und frug sie, was sie bedürften? Ihre Magd stand unterdessen als Schildwache vor der Thüre und gab Acht, ob nicht einige verdächtige Personen vorbey giengen. Nach dem Frühstück sagte die Wirthin, entweder aus Interesse oder aus Eigennutz, zu ihnen: Meine Freunde, sie und ich, wir sind beständig in Angst, von jemanden an diesem Orte entdeckt zu werden; ich weis ein Mittel, uns aus dieser Unruhe zu reissen. Ich habe, fuhr sie fort, im Hintergebäude meines Hauses eine Stube, worin sie sich ruhig aufhalten können, und zu der sie ungehindert kommen werden, wenn sie sich nur beym Aus- oder Eingange in Acht nehmen, daß sie niemand auf der Strasse gewahr wird. Gouson, der seine Freude über diesen Antrag nicht auslassen wolte, antwortete nichts darauf. Wilhelm aber, der ausser der Hofnung, die er hatte, öfter hieher zu kommen und ruhiger eine gute Mahlzeit zu halten, sich noch auf die Gütigkeit Gousons verlies, sagte anfänglich, daß die Wirthin einen sehr guten Einfall gehabt hätte, und daß man die Stube sehen müßte. Sie wurde für sehr bequem gehalten. Wilhelm zu seiner eigenen Sicherheit, und Gouson zur Ausführung seines Vorhabens, wurden bald einig,

einen Vergleich wegen dieser Stube zu machen. Ich will nicht, sagte Gouson zur Wirthin, daß ihr durch eure Höflichkeit gegen uns in Schaden kommen solt; es könte sich zutragen, daß, wenn wir hieher kämen, eure Stube von andern Personen besetzt wäre, die hier ihr Geld verzehren wollen, und es würde unbillig seyn, wenn wir euch dieses Nutzens beraubten. lasset es uns so einrichten, daß wir alle beyde damit zufrieden seyn. Vermiethet mir monathlich diese Stube; sie muß aber zwischen dieser Zeit allein in unserer Gewalt seyn, wenn wir zu euch kommen werden. Man siehet wohl, sagte Wilhelm zu Gouson, daß sie Verstand haben; man kan in der Welt nichts besseres erdenken. Die Wirthin überlies es dem freyen Willen Gousons, wie viel er für die Miethe dieser Stube geben wolte. Er setzte den Preis auf zwanzig Livres monathlich fest, wovon er einen Monath voraus bezahlete und eine gleiche Summe an Wilhelm gab, und zu ihm sagte, daß, weil er, wie diese Frau, eben den Gefahren ausgesetzet sey, es billig wäre, daß er gleichen Vortheil davon hätte; übrigens, fügte Gouson noch hinzu, schliesset euch dieses Geld, das ich euch jetzt gebe, von meiner Freygebigkeit nicht aus, die ich euch jedesmal, so oft ich hieher komme, zuwenden werde. Er schenkte auch dem Türken ein Stück Geld, damit er dem Schliesser nichts offenbarete. Sie kehreten hierauf, über die Zufälle dieses Tages sehr vergnügt, auf die Galeere zurück. Wilhelm und Gouson hatten beschlossen, daß sie des morgenden Tages diese Stube einweihen wolten. Zu dem Ende gieng Wilhelm auf Befehl Gousons zum Wirthshause, um daselbst eine gute Mahlzeit zubestellen, und an dem bestimten Tage begaben sie sich dahin, und machten sich sehr lustig. Dieses Verhalten währete bis zur Vollendung der Unternehmung, die gegen das Ende des Monathes Julius, wie ich jetzt erzählen will, geschah.

§. 258.

Der Unterofficier von den Grenadiers, der sich la Rose nante, unterlies nicht, von Zeit zu Zeit Gouson zu besu-

besuchen, der ihm seiner seits von dem, was vorgieng, Nachricht gab und ihn versicherte, daß die Sache einen guten Fortgang hätte. Was mich am meisten beunruhiget, sagte zu ihm einstens la Rose, das ist dieses, daß ich nicht einsehe, wie ich und meine vier Grenadiers zu dieser Stube, wovon sie mit mir geredet haben, kommen können, denn die Wirthin wird niemanden darein zu gehen erlauben, wenn sie sich daselbst befinden, aus Furcht entdeckt zu werden, und überdem wird sich ihre Wache aus eben der Ursache sehr widersetzen. Sey hierüber unbesorgt, sagte Goujon, ich habe längst an diese Schwierigkeit gedacht, und schon dafür gesorget. Wenn es Zeit davon seyn wird, so werde ich dir den Plan, den ich gemacht habe, und die Maasregeln mittheilen, die wir nehmen müssen, um in unsern Unternehmungen glücklich zu seyn. Laß mir die Sorge, die bequemste Einrichtung zu machen. Ich bitte mir von dir und von deinen vier treuen Grenadieren, nichts als Standhaftigkeit in euren Entschliessungen, Herzhaftigkeit und Muth zur Volführung aus. Der Unterofficier versicherte ihn aufs neue, daß er sich sicher auf sie verlassen könte. Er begab sich hierauf wieder zu seinem Regimente. Goujon und Wilhelm lebten indessen oft bey ihrer Mutter (so nanten sie die Wirthin,) sehr vergnügt, und sie waren in diesem Wirthshause unter einander so vertraut, daß die Wirthin sie als solche ansah, die von ihrer Familie wären. Da endlich Goujon glaubte, daß es Zeit wäre, sein Vorhaben zu volführen, so gab er dem Unterofficier la Rose, der ihn besuchte, seine letzten Befehle. Nachdem er ihm gesagt hatte, daß es nunmehr Zeit wäre, seine Herzhaftigkeit auf die Probe zu stellen, so übergab er ihm einen geschriebenen Plan der Unternehmung, damit er nichts davon vergessen möchte, und zeigte ihm den Tag und die Stunde an, wo er sich zu Dünkirchen mit seinen vier Grenadieren einfinden solte. Dieser Plan, den er mir wies, gefiel mir überaus, wegen seiner Erfindung sowol, als auch wegen der Mittel, die er genommen hatte, um zu

verhindern, daß bey dieser Unternehmung kein Blut vergossen würde. Der Leser wird von diesem Plan durch die Erzählung seiner Vollziehung einen Begrif bekommen.

§. 259.

Der Tag, der zur Wegnehmung Gousons bestimt war, kam heran. Der Unterofficier und die vier Grenadier fanden sich zu Dünkirchen ein; nachdem jedweder vorher seine Rolle auswendig gelernet hatte, um desto besser diese Tragicomödie zu spielen. Ehe Gouson in die Stadt gieng, umarmete er mich, und mit thränenden Augen sagte er zu mir: Bitten sie, bester Freund, für mich zu GOtt! heute wird die Epoche meines Glückes oder das Ende meines Lebens seyn. Solten sich bey meiner Flucht einige Hindernisse ereignen, und werde ich in meiner Hand einen Degen haben, so werde ich mich nicht eher wieder ergreifen lassen, bis ich nicht vorher einige umgebracht habe; und wenn ich nicht bey Vertheidigung meiner Freyheit sterbe, so will ich, wenn ich überwunden seyn werde, durch die Hand des Henkers mein Leben verlieren. Dieses Lebewohl setzte mich in grosses Schrecken, und ich würde dadurch so gerührt, daß ich ihn bey unserer zärtlichen Freundschaft bat, sein Vorhaben fahren zu lassen, und seine Befreyung bis auf eine Gelegenheit, die für ihn nicht so gefährlich seyn würde, zu erwarten. Nein, sagte er, ich bin schon in dieser Sache zu weit gekommen, als daß ich mich zurück ziehen könte, und ich verspreche mir jetzt den glücklichsten Ausgang, der mich nöthiget, nicht länger zu zaudern. Er umarmte mich nochmals; er wischte seine Thränen ab und lies sich mit seinem Türken zusammen schliessen, um unter der Aufsicht Wilhelms nach der Stadt zu gehen. Gouson hatte dem Unterofficier zum Zeichen gegeben, daß er um neun Uhr des Morgens vor dem Rathhause vorbey gehen wolte, und daß er, wenn bey der Vollziehung dieses Vorhabens nichts widriges vorfiele, sein Schnupftuch aus der Tasche ziehen würde, und er alsdann dem Plane, den er entworfen, pünctlich nachkommen solte. Er gieng also vor dem ange-

zeig-

zeigten Orte vorbey; er stellete sich, als wenn er den Unterofficier, der sich hieher begeben hatte, nicht sähe; er gab ihm das verabredete Zeichen, und frühstückte mit seiner gewöhnlichen Begleitung im Wirthshause. Um zehn Uhr, da sie hier assen, kamen zwey von diesen vier Grenadiers, die mit ihren Säcken beschweret waren, vor dem Wirthshause vorbey und sagten zu einander; Camerad, wir müssen hier ein Glas Brandtewein trinken. Sie giengen hinein, und nachdem ihnen die Wirthin ein Glas eingeschenket und sie sich gesetzet hatten, so frug einer von ihnen den andern, ob er nicht die beyden andern Cameraden und den Unterofficier gesehen hätte? Nein, antwortete er. Daß sie der Henker mit ihrem Gouson hole, sagte der, welcher zuerst geredet hatte; sie werden schuld daran seyn, daß wir heute zu unserer Garnison nicht werden kommen können. Die Frau, die den Namen Gousons gehöret hatte, und die sehr begierig war, zu wissen, ob sie von dem redeten, der bey ihr wäre, frug sie, ob sie diesen Gouson, dessen sie jetzt Erwehnung gethan hätten, kenneten? Dem Ansehen nach, sagten sie, kennen wir ihn nur. Er ist Cadet bey unserm Regimente gewesen, und er hat das Unglück gehabt, vor einigen Jahren wegen einer gewissen Verdrieslichkeit zu den Galeeren verurtheilet zu werden. GOtt sey aber gedankt, daß er jetzt davon befreyet werden soll. Unser Obristlieutenant hat für seine Befreyung beym Hofe so viel ausgewirket, daß er seine Erlassung und ein Brevet zu einer Lieutenantsstelle erhalten hat. Und aus dieser Ursache ist unser Unterofficier nach Dünkirchen gekommen. Der Obristlieutenant hat ihm aufgetragen, dem Intendanten der Galeeren den Erlassungsbrief zu überbringen, um den Herrn Gouson loszulassen, und wir Grenadiers haben uns dieser Gelegenheit bedienet, damit wir für unsere Cameraden Lebensmittel einkaufen könten. Der Unterofficier hat sich zur Vollziehung seiner Commißion nach der Galeere, worauf Gouson ist, begeben, um ihn in Freyheit zu setzen; da er ihn aber daselbst nicht gefunden, und nachher zu dem Proviant-

viantcommissarius gegangen, wo er ihn auch nicht angetroffen, so hat er sich von uns getrennet, um ihn aufzusuchen, und ihm diese freudige Nachricht zu überbringen. Wie, sagte die Wirthin, Gouson soll also befreyet werden? Ja, in der That, antworteten sie, und es würde schon geschehen seyn, wenn wir ihn auf der Galeere hätten antreffen können. Diese Frau lies sich hintergehen, lief eilend zum Gouson und hinterbrachte ihm alles, was vorgegangen war, ohne den geringsten Umstand zu vergessen. Alles schien so wahrscheinlich zu seyn, daß Wilhelm auch glaubte, daß Gouson in Freyheit gesetzet werden solte. Gouson, der vor Freuden ganz entzückt zu seyn sich stelte, frug, ob diese zwey Grenadiers schon weggegangen wären? Nein, sagte die Wirthin, sie sind noch unten im Hause. Wilhelm, der das, was er hörete, völlig glaubte, und der an die Gefahr, in einem Wirthshause gefunden zu werden, nicht dachte, rief den ersten, daß er zu ihnen kommen solte. Die Wirthin bat sie gleichfals, daß sie hinter gehen möchten. Diese beyden Grenadiers, die ihre Rolle volkommen zu spielen wußten, warfen sich beym Eintrit in die Stube um den Hals Gousons und wünschten ihm wegen seiner glücklichen Befreyung Glück, wovon sie alle Umstände, auch die vorgegebene Aufsuchung des Unterofficiers erzähleten. Man trank auf die Gesundheit Gousons viele Gläser aus, und jeder nahm an der Freude, die er zu empfinden vorgab, Theil. Unterdessen machten sich auch die beyden andern Grenadiers bereit, auf die Scene zu treten. Sie giengen vor dem Wirthshause vorbey, und da sie sich stelten, als wenn sie von ohngefähr hieher kämen, sagte einer zum andern; Warte ein wenig, vielleicht sind unsere Leute in diesem Wirthshause. Nachdem er vor der Thür einige Minuten geblieben war, so sagte er: nein, sie sind nicht hier. Daß sie mit dem Unterofficier zum Henker gehen möchten! schrye der andere; wir wollen uns keine Mühe mehr geben, sie zu suchen. Die Wirthin, die an ihrer Uniform sahe, daß sie von eben dem Regimente waren,

ren, bey welchem die, so sie bey sich hatte, standen; frug sie, wen sie suchten? Zwey von unsern Cameraden, antworteten die beyden Grenadiers. Ihr sollet sie in einem Augenblick sehen, sagte die Wirthin: sie sind bey mir; seyd so gut, tretet herein und folget mir. Sobald sie in die Stube, worin sich Gouson befand, getreten waren, so fiengen die Umarmungen und Complimente von neuem an. Zur volkommenen Feyer dieses Festes fehlet uns nichts mehr als der Unterofficier, sagte Gouson: wenn einer von euch ihn aufsuchen wolte, so würde es mir sehr angenehm seyn. Einer von den Grenadiers, der diese Verrichtung über sich nahm, und der da wußte, wo der Unterofficier war, kam bald wieder mit ihm zurück. Bis jezt war noch alles gut gegangen; die gröste Schwierigkeit war gehoben; man mußte nur noch mit einem eben so glücklichen Fortgange die Unternehmung endigen, und alles, was einige Hindernisse in den Weg hätte legen können, entfernen. Die Wirthin war eine Witwe und hatte nur eine Magd bey sich, die leicht ein Geschrey würde haben erregen und eine gefährliche und blutige Begebenheit anrichten können. Gouson, der diese Schwierigkeit vorhergesehen hatte, und sich derselben gern entledigen wolte, sagte zu den Soldaten: daß, weil sie zum Frühstück zu spät gekommen wären, er sie mit Austern bewirthen wolte. Sie dankten ihm dafür, (um desto weniger verdächtig zu seyn,) und sagten ihm, daß sie sich nach Nieuport begeben müßten, und daß es, wenn sie sich hier aufhielten, zu spät werden würde, dahin zu kommen. Doch Gouson überredete sie endlich und sagte ihnen, daß dis bald geschehen sey; und sogleich rief er die Magd, der er Geld gab, um dafür auf dem Fischmarkte, der an dem andern Ende der Stadt war, Austern zu kaufen. Sobald sie weggegangen war, rief man die Wirthin, daß sie Wein bringen solte. Sie that es, und Gouson sagte zu ihr: Meine Mutter, ihr müßt auf meine Befreyung trinken. Sehr gern, mein Sohn, sagte sie; und da sie das Glas am Munde hatte, und die andern gleichfals

Bis,

Gläser in der Hand hielten, um ihr Bescheid zu thun; so gab Gouson sein Zeichen. Sogleich fiel der Unterofficier mit aufgestecktem Bajonet über die Wirthin her, und bedrohete sie zu tödten, wenn sie schreyen oder sich im geringsten widersetzen würde. Auf der andern Seite grif ein Grenadier den Wilhelm an, und ein anderer den Türken, der sich unter den Tisch verkroch. Man warf die Wirthin, die vor Schrecken ganz ausser sich war, auf ein Bette, und befahl Wilhelm, sich stille und ruhig zu verhalten. Er bat fußfällig um Pardon, und war so stille, als wenn er todt gewesen wäre. Nachdem nun jeder das gethan hatte, was ihm war vorgeschrieben worden; so leereten die beyden andern Grenadiers ihre Säcke aus. Es fand sich darin ein volkommenes Kleid und alles, was nöthig war, Gouson von den Füssen bis an den Kopf zu kleiden. Da sie auch einen kleinen Amboß, einen Hammer und Meissel bey sich hatten, so konten sie ihn leicht der Ketten entledigen, und als einen Officier mit dem Degen an der Seite, den der Unterofficier mitgebracht hatte, ankleiden. Nachdem dieses geschehen war, begaben sich Gouson nebst dem Unterofficier und zween Grenadiers weg, und erreichten in der grösten Geschwindigkeit das Thor von Nieuport. Die beyden andern Grenadiers blieben noch einige Zeit zurück, um auf die Wirthin, auf die Wache und den Türken acht zu haben; und da sie zu einander sagten: daß sie ein Glas Brandtewein mit sich nehmen wolten, so giengen sie unten ins Haus und thaten vorher einen Grenadierschwur, daß, wenn einer von ihnen sich im geringsten rühren würde, sie sogleich zurückkommen und sie umbringen wolten. Auf diese Art entflohen diese beyden letzten Grenadiers und begaben sich in grosser Eil auf den Weg nach Nieuport, wo sie ihre Cameraden wieder antrafen. Unsere drey Unglücklichen unterstanden sich nicht, sich zu bewegen. Die Bestürzung lies sie bey den Gedanken, daß die Grenadiers noch immer im Hause wären. Sie blieben in dieser Stellung, bis die Magd mit den Austern zurück kam. Da sie dieselben liegend und

ganz

ganz blaß, wie der Tod, angetroffen hatte, so lies sie sich von dem, was ihnen begegnet war, benachrichtigen und sagte zu ihnen: daß kein Mensch im ganzen Hause mehr wäre. Nun fiengen sie wieder an frey zu athmen und Muth zu bekommen. Wilhelm stand eiligst auf und floh nach Nieuport, wo er wußte, daß er in den Klöstern (wie es in dem Brabantischen und Spanischen Flandern gebräuchlich ist,) seine Sicherheit finden würde. Er begab sich zu den Capucinern, und traf hieselbst Gouson, den Unterofficier und die vier Grenadiers an, die gleichfals hieher geflüchtet waren. Ich war indessen sehr unruhig und begierig zu vernehmen, was die Entwischung meines Freundes für einen Ausgang gehabt hätte. Ich befürchtete für ihn sehr vieles, weil ich wußte, daß die geringste Kleinigkeit solche Unternehmungen, wobey so viele Vorsichtigkeit gebraucht werden muß, zernichtet. In dieser Bekümmerniß befand ich mich auf dem Hintertheil der Galeere, und ich hatte meine Augen beständig auf das Vordertheil gerichtet, als ich den Türken mit der Kette über der Schulter hangend kommen sah. Ich konte nun nicht mehr zweifeln, daß Gouson nicht schon weit entfernet seyn solte, und ich wurde aus der Angst, worin ich seinetwegen war, gerissen. Der Schliesser, der sich auf dem Vordertheil aufhielt, und diesen Türken mit der Kette auf der Schulter ankommen sah, frug ihn begierig, wo Gouson wäre? Ach! sagte der Türke, er ist schon sehr weit; mehr als fünfhundert Grenadiers sind mit Bomben, Canonen und andern Waffen gekommen, uns aufzuheben. Die Furcht und der Schrecken hatten diesem armen Türken das Gehirn so verwirret, daß er davon närrisch wurde, und es auch Zeit Lebens geblieben ist. Der Schliesser, der aus diesem Türken nichts vernünftiges bringen konte, sahe wohl, daß er verrückt und Gouson entflohen war. Als er daher befürchtete, daß Kriegsrath über ihn gehalten werden möchte, so entwischte er nach Nieuport und begab sich zu den Capucinern, um daselbst sicher zu seyn. Der Befehlshaber des

Regiments von Aubesson schrieb nach Hofe, um für den Unterofficier, für die vier Grenadier und für Gouson Gnade zu erhalten. Der Commandeur der Galeeren that in Ansehung seines Schliessers und der Wache ein gleiches. Und da man in einem solchen Fall selten abschlägige Antwort bekömt, so wurden sie alle freygesprochen, nur Gouson nicht, von dem der König nichts hören und dem er nicht verzeihen wolte. Man mußte ihn also heimlich und verkleidet aus Nieuport gehen lassen; und einige Tage nachher schrieb er mir aus Brügge und benachrichtigte mich, daß er sich in dieser Stadt befände, und daß er hieselbst die Befehle seines Vaters erwartete. Nachher konte ich nichts mehr von ihm erfahren. Man hielt mich in Verdacht, daß ich um sein Project gewußt hätte, und man bemühete sich, den Herrn von Langeron davon zu überzeugen. Er liebte mich aber zu sehr, als daß er solchen Beschuldigungen hätte Gehör geben sollen. Jeder andrer würde gewiß die Bastonnade bekommen haben; denn es ist ein Gesetz auf den Galeeren, daß, wenn jemand von der Flucht seines Cameraden oder eines andern Sclaven etwas weiß und dem Schliesser davon nicht Nachricht giebt, derselbe ohne Barmherzigkeit die Bastonnade empfängt. Ja, wenn ein Sclave von einer Bank entfliehet, so bekommen die übrigen fünf von dieser Bank und die zwölfe von den beyden Nebenbänken die Bastonnade. Dieses Gesetz ist zwar der Politik gemäs, und macht, daß jedweder den andern verhindert, zu entfliehen; es ist aber sehr ungerecht: denn ein Mensch kan entwischen, ohne daß es einer von seinen Nachbarn weiß. Doch gegen einen Sclaven ist man entweder gar nicht billig und gerecht, oder zum wenigsten sehr wenig. Ich kehre zur Geschichte selbst wieder zurück.

§. 260.

Nach der Flucht Gousons bekam ich noch das Amt eines Proviantmeisters unter den Sclaven, das ich bis zum ersten October 1712 behielt, da man uns von Dünkirchen nach Marseille brachte. Ich werde an seinem Ort von die-

ser

er Wegnehmung umständlicher reden; zuvor muß ich aber eine andere Begebenheit erzählen, die so wol mich als auch andre von meinen Brüdern in die gröste Gefahr setzte, unser Leben unter der Bastonnade zu verlieren. Unsre Brüder der Französischen Kirchen in den vereinigten Provinzen schickten von Zeit zu Zeit den Protestanten, die auf den Galeeren seufzeten, etwas Geld. Dieses Geld kam gemeiniglich aus Amsterdam, wo es ein Negociante durch einen seiner Correspondenten an den Oertern auszahlen lies, wo sich die Galeeren befanden. Einer meiner Anverwandten zu Amsterdam, Vorsteher der Wallonischen Kirche, glaubte, mir eine Ehre zu erweisen, wenn er mir die Commißion, dieses Geld in Empfang zu nehmen, auftrüge. Allein, nichts ist gefährlicher als diese Verrichtung. Wird man hiebey verrathen, so läuft man Gefahr, daß man so lange die Bastonnade bekömt, bis man den Kaufmann, der das Geld ausgezahlet hat, anzeiget; und in diesem Fall ist ein solcher Kaufmann gänzlich zu Grunde gerichtet. Den Mißionarien zu Marseille, die uns beständig mit der grösten Wuth verfolget haben, sties keine Gelegenheit auf, unsre Martern zu erneuern und zu vermehren, die sie nicht solten begierig ergriffen haben. Da sie wußten, daß uns unsere Brüder aus fremden Ländern von Zeit zu Zeit Geld auszahlen liessen, damit wir nicht vor Hunger sterben möchten; und da sie glaubten, daß, wenn uns diese Quelle verstopft wäre, wir uns ergeben würden: so thaten sie dem Hofe den Vorschlag, daß er den Intendanten zu Marseille und Dünkirchen, und den Majors und andern Officieren der Galeeren den Befehl ertheilen möchte, sehr scharf darauf acht zu haben, daß kein Negociante oder ein anderer Geld auszahlen, oder den protestantischen Sclaven Wechselbriefe zustellen solte. Der Hof unterlies nicht, diese Befehle auszufertigen, und er befahl, sie nach aller Strenge volziehen zu lassen, und wider die Negocianten und andere Personen, die überführet werden würden, daß sie das Verbot übertreten, als Uebelthäter zu verfahren. Man wird leicht urtheilen können, ob die Mißionarien, vor

denen sich alles beugte, das genau beobachten lassen, um uns aller Unterstützung zu berauben. Ihre gröste Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, zu entdecken, welche Kaufleute oder Wechsler uns das Geld vorschössen, damit sie dieselben so hart bestrafen könten, daß in Zukunft kein andrer sich dieser Gefahr aussetzen möchte. Allein, dem Höchsten sey Dank, niemals haben sie zu dieser Entdeckung gelangen können, ob wir uns gleich unserer Hülfe sehr oft zu erfreuen hatten. Der Treue der Türkischen Sclaven, die uns durch ihre aufrichtige Liebe und Gütigkeit bewundernswürdige Dienste leisteten, haben wir auch sehr viel zu danken.

§. 261.

Indem ich von der Treue und von der Zuneigung der Türken gegen uns rede, so werde ich davon ein Exempel anführen, das den Türken betrift, der mir in diesen Angelegenheiten diente. Ich habe schon vorhin gesagt, daß ich dazu bestimt wurde, diese Gelder an mich zu nehmen und sie unter unsern Brüder auszutheilen. Ich war an meiner Bank angeschlossen, ohne daß ich die Freyheit hatte, in die Stadt zu gehen, und dis geschah aus Bosheit der Geistlichen auf den Galeeren, die uns verhinderten, dieses Privilegium zu haben, das doch alle andere Sclaven, die ihrer Laster wegen verurtheilet waren, hatten, wenn sie ein Sou dem Schliesser und eben so viel der Wache, die sie dahin begleitete, gaben. Was solte ich also thun, um dieses Geld zu bekommen? Herr P.. schickte mir einigemal durch seinen Factor das Geld, das er an mich auszuzahlen hatte. Da die Befehle des Hofes aber mit den grösten Drohungen wieder erneuert worden waren, so blieb er zurück. Sein Herr lies mich davon benachrichtigen und bat mich zugleich, daß ich einen recht treuen Menschen ausfündig machen möchte, den ich ihm zuschicken und dem er dieses Geld anvertrauen könte. Die Zuneigung und die Treue, die die Türken zu uns hatten, war mir noch unbekant. Ich vertrauete indessen mein Geheimniß einem Türken von meiner Bank an, der mit der grösten Freude die Gelegenheit ergrif, mir einige Dienste zu

erwei-

rweisen. Er legte die Hand an seinen Turban (hiedurch wol-
en sie GOtt die Gedanken ihres Herzens offenbaren,) und dank-
e ihm von ganzer Seele für die Gnade, die er ihm erwiese, die-
en Liebesdienst mit Gefahr seines Lebens ausüben zu können;
enn er wußte wohl, daß, wenn er bey dieser That ergriffen
vorden wäre, man ihm so lange die Bastonnade würde gegeben
aben, bis er gestanden hätte, was für ein Kaufmann an
ns das Geld auszählte. Dieser Türke, der Isouf hieß,
hat mir also einige Jahre hindurch in dieser Verrichtung die
etreuesten Dienste, ohne von mir die geringste Belohnung
nzunehmen, weil er glaubte, daß, wenn er solche an-
ähme, er sein gutes Werk vernichten und GOtt ihn deshalb
trafen würde. Dieser redliche Türke wurde in dem Treffen
ey der Themse getödtet. Er war es, dessen Arm ich in
neiner Hand behielt, wie ich schon erzählet habe. Ich
etrübte mich über seinen Tod recht sehr, und ich wußte nicht,
u wem ich mich wenden solte, um ihn bey einer so gefähr-
ichen Verrichtung zu gebrauchen. Doch ich hatte eben
icht viel Mühe, einen solchen aufzusuchen; denn zehen bis
wölf boten sich einer nach dem andern selbst an, so wie es
ey einem einträglichen Amte in der Welt zu geschehen pflegt.
Man muß wissen, daß, wenn die Türken Gelegenheit ha-
en, die Liebe oder andre gute Werke auszuüben, sie
hre Freude hierüber verschiedenen Papas (dis sind ihre
Theologen, deren ganze Wissenschaft in Lesung des Alcoran
esteht,) mittheilen, und sie um ihre Meinungen von den guten
Werken, die sie unternehmen wollen, befragen. Ob ich
leich meinen Isouf inständigst gebeten hatte, niemanden von
em Dienste, den er mir leistete, etwas zu sagen, so konte
r sich doch nicht, nach den Grundsätzen seiner Religion, ent-
alten, es seinen Papas mitzutheilen, wie ich es nach seinem
Tode vernommen habe. Diese redlichen Leute also, die da
ahen, wie beunruhiget ich war, da ich keinen fand, dem
ch mich anvertrauen konte, kamen insgesamt zu mir und
aten mich, daß ich mich ihrer bedienen möchte. Sie hat-
en so gottesfürchtige Gesinnungen, und sie bezeugten gegen

diejenigen von unserer Religion, welche sie Brüder in GOtt nannten, so viel Liebe, daß ich dadurch sehr empfindlich gerühret wurde. Ich nahm einen davon, Namens Aly an, der für Freuden ganz ausser sich war, ein für ihn so gefährliches Amt erhalten zu haben. Er that mir vier Jahr hindurch, bis zu der Zeit nemlich, da man uns von Dünkirchen wegnahm, die besten Dienste, und er war dabey eifrig und bis zum Erstaunen uneigennützig. Er war arm, und ich versuchte deshalb zu verschiedenenmalen, ihm ein oder zwey Thaler aufzudringen. Ich sagte ihm, daß diejenigen, die uns dieses Geld zuschickten, verlangten, daß wir auch denen, die uns dieneten, etwas zufliessen lassen solten; allein, er schlug es beständig ab und sagte in seiner hochtrabenden Redensart zu mir, daß ihm dieses Geld die Hände verbrennen würde. Ich stelte ihm hierauf vor, daß, wenn er es nicht annähme, ich mich eines andern bedienen würde; er bat mich aber auf die demüthigste Art, ihm den Weg zum Himmel nicht zu verschliessen. Dis sind diejenigen, die die Christen Barbaren nennen, und wovon sie doch in ihrer Moral so weit entfernet sind, daß sie die, die ihnen diesen Namen geben, beschämen. Man muß indessen diese Türken von denen unterscheiden, die, ob sie wol von eben der Religion sind, doch nicht gleiche Sitten haben. Diese leztern sind die Türken aus Africa, nemlich aus den Königreichen Marocco, Algier, Tripolis u. s. w. welche überhaupt Bösewichter, Betrüger, Grausame, Meineidige, Verräther und im höchsten Grad gottlos sind, und denen man sich nie anvertrauen darf. Die Türken aus Asien und Europa aber, nemlich aus Bosnien, aus Ungarn, aus Siebenbürgen, aus Constantinopel u. s. w. deren sich sehr viel auf den Französischen Galeeren befanden, die von den Kayserlichen, die sie in Italien verkauften und die die Franzosen zur Bevölkerung ihrer Galeeren wieder von den Italiänern kauften, zu Sclaven gemacht worden waren; diese Türken, sage ich, sind durchgängig sehr wohl gebildet, weiß und bräunlich in ihrem Gesichte, klug in ihrer Aufführung, eifrig in Beob-

achtung

achtung ihrer Religion, ehrlich und ohne Falsch, und überdem bis zur Ausschweifung gütig. Ich weiß von einigen, daß sie alles Geld, das sie hatten, hingaben, um einen im Bauer eingeschlossenen Vogel zu kaufen, und um das Vergnügen und den Trost zu haben, ihm die Freyheit zu geben. Wenn sie essen, so müssen alle Vorbeygehende, es mögen Christen, Türken oder andre, Feinde oder Freunde seyn, etwas von ihren Speisen essen; wo sie es nicht thun, so sehen sie es als die gröste Beschimpfung an, die man ihnen anthun kan. Sie trinken niemals Wein noch stark Getränke, und essen kein Schweinefleisch, weil es ihnen ihre Religion verbietet. Was die Türken aus Africa betrift, deren ich schon Erwehnung gethan habe und die man gemeiniglich Mohren nennet, so leben diese als Bestien dagegen, und begehen, wenn sie können, die erschrecklichsten Laster. Die Asiatischen Türken, die man die feinen Türken nennet, hassen diese Mohren auf eine entsetzliche Art und gehen mit ihnen niemals um. Ich glaube, daß man mir diese Ausschweifung vergeben wird, weil ich von der Aufrichtigkeit der Asiatischen Türken den Lesern einen Begrif machen wolte. Ich kehre jetzt zur Geschichte, die ich versprochen habe, zurück.

§. 262.

Ich habe schon vorhin gesaget, daß mir durch die Gnade GOttes und durch die Treue Isoufs und des redlichen Aly, in Ansehung des Empfangs und der Austheilung der Gelder, die ich verschiedene Jahre hindurch zu besorgen hatte, nichts widriges begegnete. Zu Marseille aber war einer von unsern Brüdern, der, wie ich, diese Verwaltung hatte, sehr unglücklich. Die Missionarien, die damit nicht zufrieden waren, nur darauf Acht zu haben, daß sie einen bey der That, wenn er Geld an die Protestanten auszahlete, ergreifen könten, giengen sehr oft zu diesen armen Bekennern; sie durchsuchten alles und nahmen ihnen alles Geld und die erbaulichen Bücher und Briefe, die sie fanden, weg, ohne sie ihnen jemals wiederzugeben. Diese Untersuchungen wurden mit dem grösten Fleiß angestellt; und da die Missionarien

nanlen merken mochten, daß die Protestanten, die diesen Besuch erwarteten, ihre Sachen den papistischen Sclaven von ihrer Bank oder einem Türken zur Verwahrung gaben: so bemüheten sie sich, um sie desto besser zu überfallen, die Stunde und den Tag ihres Besuchs sehr geheim zu halten; und wenn sie diese Nachforschungen unternehmen wolten, so gaben sie den Unterofficieren der Galeeren Befehl, daß sie zur bestimten Stunde und auf das verabredete Zeichen, wovon die Protestanten nichts wußten, über die beklagenswürdige Leute fallen und sie genau durchsuchen solten. Nach dieser Einrichtung schoß man zur bestimten Stunde auf der Hauptgaleere eine Canone los, welches das Zeichen war, und sogleich fielen die Unterofficier, die ihre Protestanten im Gesichte hatten, über sie unvermuthet her und nahmen ihnen alles mit Gewalt. Auf diese Art überfiel man uns oft zu Dünkirchen, wo man gegen uns diese Untersuchungen anstelte. Allein, seitdem Bancilhon der Liebling des Herrn von Langeron, unsers Commandeurs, geworden war, so hatte auch diese Wohlgewogenheit auf alle Protestanten einen Einfluß; denn dieser Commandeur, der die Befehle von Hofe bekam, um solche Untersuchungen anstellen zu lassen, gab davon allemal vorher dem Bancilhon Nachricht und sagte zu ihm: Bancilhon, der Hahn hat gekrähet. Und wir waren alsdann insgesamt auf unserer Huth, damit man bey uns nicht das geringste finden möchte. Um wieder auf Marseille zu kommen, so empfieng einer von unsern Brüdern, Namens Sabatier, vermittelst seines vertrauten Türken, ohne viele Schwierigkeiten das Geld, welches er austheilen mußte; er mußte aber in Ansehung der Austheilung viel Vorsichtigkeit gebrauchen. Sabatier wickelte das Geld, das auf jede Galeere kommen solte, in eine Liste derjenigen Namen ein, die daran Antheil haben solten, und schickte es durch seinen Türken einem Bruder auf jeder Galeere zu. Es geschah aber, daß, da der Türke wegen seines Amtes oft genöthiget wurde, zu Sabatier zu gehen, um seine Verrichtungen zu thun, der Schliesser oder der Ruder-

dervogt, der diese häufige Zusammenkünfte wahrnahm, Argwohn daraus schöpfte und dem Major der Galeeren Nachricht davon gab. Der Major befahl, auf den Türken, wenn er zum Sabatier gehen würde, Acht zu haben, sich seiner zu bemächtigen, und ihn zu durchsuchen, wenn er von der Galeere gehen wolte. Es geschah; der Türke hatte das kleine Paquet empfangen, und er war willens, es auf eine andre Galeere zu tragen, als er angehalten und visitiret wurde. Man fand bey ihm das Paquet Geld und die Liste derer, an die es ausgezahlet werden solte. Man frug ihn, von wem er dieses Geld bekommen hätte? Er wolte es nicht sagen; man brauchte aber auch seine Aussage nicht. Man hatte gesehen, daß es vom Sabatier kam, der es auch frey gestand, daß er dieses Paquet dem Türken gegeben hätte. Der Intendant, der sogleich von dieser Sache benachrichtiget wurde, freuete sich darüber und hofte, daß man endlich den Wechsler entdecken würde, der das Geld an die Protestanten auszahlte; und da er das Podagra hatte und sich nicht auf die Galeere, wo Sabatier war, begeben konte, um durch die Bastonnade das von ihm herauszubringen, was er so sehnlich zu wissen wünschte: so befahl er, daß man den Sabatier mit einem Türken zusammenschliessen und ihn durch die Wache zu ihm bringen solte. Sobald er den Sabatier sah, so redete er ihn noch ziemlich freundlich an und sagte zu ihm: daß, weil er die Warheit zu lieben vorgäbe, er hofte, daß er sie auch bey den Fragen, die er an ihn thun wolte, sagen würde. Sabatier antwortete, daß er sie in Ansehung seiner Person ungescheut sagen würde, wenn er auch die härtesten Quaalen ausstehen oder gar sein Leben dabey verlieren solte. Wenn du mir, sagte der Intendant, die Warheit gestehst, so wirst du nichts übles zu befürchten haben. Zuerst frug ihn der Intendant: ob dieses Paquet und die Liste von ihm herrührte? Ja, mein Herr, antwortete Sabatier. Der Intendant: An wen schickest du dieses Paquet? Sabatier: An einen von unsern Glaubensbrüdern, der dieses Geld an verschiedene andere, die sich auf

 dieser

dieser Liste befinden, austheilen muß. Der Intendant: Wozu wird dieses Geld angewandt? Sabatier: Es ist eine Wohlthat, die man ihnen erweiset, um sie dadurch in ihrer elenden Sclaverey zu unterstützen. Der Intendant: Wo komt dieses Geld her? Sabatier: Aus Genev. Der Intendant: Wie oft bekomt ihr solches? Sab. So oft als unsre Freunde glauben, daß wir es nöthig haben. Der Intend. Auf was für eine Weise wird es euch zugestelt? Sab. Durch einen Wechsler aus Genev, der es durch einen Wechsler aus Marseille an uns auszahlen läßt. Der Intend. Wie heißt dieser Wechsler? Bis hieher, antwortete Sabatier, habe ich ihnen die reine Warheit sagen können. Ich habe ihnen versprochen, alles zu bekennen, was mich betrift, und wenn sie meine That als schändlich und strafbar ansehen werden, so bestrafen sie mich dafür nach ihrem Gefallen. Allein, einen Mann anzugeben, der nur aus Gütigkeit und um uns eine Wohlthat dadurch zu erzeigen, dieses gefährliche Geschäfte über sich genommen hat, und den ich durch meine Aussage ins gröste Unglück stürzen würde, dis werde ich niemals thun. Wie, Verwegener, sagte der Intendant zu ihm, du unterstehest dich, mir das zu leugnen, was du doch selbst weißt? ich werde dich todtprügeln lassen, wo du es mir nicht sagen wirst. Lassen sie mich, sagte Sabatier, unter den härtesten Martern sterben; hoffen sie aber nicht, jemals das geringste von mir herauszubringen. Der Intendant, der vor Wuth ganz ausser sich war, befahl der Wache, die Sabatier geführt hatte, ihn in seiner Gegenwart zu Boden zu schlagen. Die Wache, die denselben schon viele Jahre hindurch kante, wurde durch sein unglückliches Schicksal erweichet und antwortete dem Intendanten: Ihro Gnaden, es ist ein gar zu rechtschafner Mensch; ich kan ihn nicht schlagen. Nichtswürdiger Kerl, sagte der Intendant, gieb mir deinen Stock. Die Wache that es, und dieser grausame Intendant lies Sabatier zu seinem Lehnstuhl kommen und schlug auf ihn mit der grösten Gewalt, ohne daß sich darüber der arme Sabatier

im geringsten beklagte oder den Schlägen dieses Barbaren zu entgehen suchte. Da er zu schlagen nicht mehr Kräfte genung hatte, so lies er Sabatier auf die Galeere zurückführen und befahl dem Major, ihm so lange die Bastonnade geben zu lassen, bis er den Namen des Wechslers, der ihm das Geld ausgezahlt hatte, würde gestanden haben. Dieser Befehl wurde sogleich ohne alle Weitläuftigkeit volzogen. Sabatier stand dies mehr als barbarische Peinigung geduldig aus, und so lange er noch unter dieser Marter sprechen konte, rief er beständig GOtt an und bat ihn, ihm die Gnade wiederfahren zu lassen, daß er bis an seinen Tod, den er freudig erwarte, standhaft seyn, und daß er seine Seele zu seiner göttlichen Barmherzigkeit aufnehmen möchte. Ob er schon die Sprache verloren hatte, so schlug man demohneracht et mit der grösten Wuth noch immer auf ihn los. Der Wundarzt der Galeere, der Acht darauf hatte, ob er noch Athem holete, sagte zum Major, daß, wenn man ihn zu schlagen fortführe, er und sein Geheimniß mit ihm gewiß sterben würde: wenn man ihn aber wieder erholen liesse, so würde man von neuem anfangen können, um das, was man zu wissen verlangte, von ihm herauszubringen. Der Major bewilligte es. Man überstrich den gänzlich zerschlagenen Rücken mit scharfen Eßig und Salz, und dieses verursachte ihm einen so heftigen Schmerzen, daß er dadurch wieder zu sich selbst kam, doch so schwach, daß man seine Strafe nicht wieder anfangen konte, wo man ihn nicht bey dem ersten Schlage tödten wolte. Man hielt deshalb für nöthig, ihn ins Hospital zu tragen, um so viel Kräfte wieder zu erhalten, die ihn zur Ertragung einer andern Marter fähig machten. Da er sich aber lange Zeit zwischen Leben und Tode befand, so vergaß man entweder, auf eine neue Quaal zu sinnen, oder seine Henker hatten selbst an einer solchen Strafe, die wegen einer Ursach, die ihnen wenig Ehre brachte, unternommen wurde, einen Abscheu; so viel ist inzwischen gewiß, man unterwarf ihn keinen Strafen mehr, und er wurde von seiner Krankheit

Ll 5 in

in etwas wiederhergestellet; doch blieb er nachher beständig so kränklich und am Verstande so schwach, daß er verschiedene Jahre hindurch in diesem Lande, wo er gestorben ist, nicht vermögend war, einen Umgang zu haben, und er sprach überdem nach dieser traurigen Begebenheit so leise, daß man ihn fast gar nicht verstehen konte. Dis ist das Beyspiel der unerhörten Grausamkeit, die durch die Missionarien zu Marseille angerichtet wurde. Ich fahre in der Erzählung meiner Geschichte fort.

§. 263.

Durch die göttliche Vorsehung war ich ohne einige Gefahr der Austheiler der Gelder gewesen, die mir Herr P.. zukommen lies. Um in dieser Verrichtung nicht gänzlich ohne Beystand zu seyn, so hatte ich mir dazu, wie ich schon erwehnet habe, einen Türken, Namens Aly, der ein aufrichtiger und der getreueste Mensch von der Welt war, ausgesuchet. Ich wußte fast beständig die Zeit, wenn diese Austheilungsgelder ankamen, und ich schickte nur den Aly, (denn die Türken gehen allenthalben ohne Wache,) zum Herrn P.., der mir das Geld mit einer Quittung zusendete, die ich unterschreiben mußte, und die ihm Aly nebst meinen Briefen nach Holland wieder überbrachte. Es trug sich aber zu, daß Herr P.. das Unglück hatte, in betrübte Umstände zu gerathen. Dieser widrige Zufall verursachte, daß die Besorgung unserer Hülfsgelder einem andern Negocianten zu Dünkirchen Namens P.. aufgetragen wurde. Er bewies sich darin zwey bis dreymal noch ziemlich vorsichtig und genau, und er hatte es mit so vieler Sicherheit und Gemächlichkeit eingerichtet, daß mein Türke die Commißionen, die ich ihm auftrug, volkommen auszurichten wußte; hiezu trug aber wol der Prediger auf unserer Galeere, der sich gegen uns sehr vernünftig bewies, vieles bey. Ich sehe mich hier genöthiget, von denen, die gemeiniglich das Predigtamt auf den Galeeren bekleiden, etwas anzuführen.

§. 264.

§. 264.

Diese Prediger sind weltliche Geistliche von der Congregation St. Lazari. Da die Häupter dieser Congregation das Geheimniß wissen, sich durch einen gewissen Schein der Aufrichtigkeit und der Uneigennützigkeit das Vertrauen des Königes zu erwerben, so standen sie zu Marseille in grossem Ansehen. Der Stifter dieser Congregation war Vicentius von Paul, der als schlechter Prediger wegen des Rufes seiner Frömmigkeit, den er sich zuwege zu bringen gewußt, das Glück hatte, Beichtvater der königlichen Mutter Ludwigs XIV zu werden. Er wurde nachher als Mißionarius aufs land geschickt, um die Bauern und das gemeine Volk zu unterrichten. Bey dieser Gelegenheit errichtete er seine Congregation, die anfänglich nicht beträchtlich war, die sich aber nachher vermehrete und sich in den ansehnlichsten Städten niederlies, die verschiedene Privilegia, Vorzüge und Wohlthaten bekam, und die unter andern die Besetzung der Predigerstellen auf den Dörfern, bey den königlichen Truppen, auf den Schiffen und auf den Galeeren zu besorgen hatte. Endlich wußten sich diese Väter beym Hofe so einzuschmeicheln, daß die Minister sie als Orakel und die Jesuiten als solche leute ansahen, die sie betrogen hatten und die sie nun jetzt beneideten. Ohnerachtet ihrer Klugheit und list hatten diese ihre Erhebung nicht vorhersehen können, wozu sie doch selbst die vornehmsten Werkzeuge gewesen waren. Sie hatten geglaubt, daß sie die Anzahl ihrer Anhänger dadurch vermehren würden, wenn sie diese Congregation bey ihrem Ansehen erhielten; allein, diese Lazaristen hatten sehr gute Muster vor sich, um der Einrichtung ihres Stifters zu folgen. Sie hatten die Meinungen der Jesuiten angenommen; sie bekamen auch leicht ihren Verstand. Unter den Geistlichen ist der Ehrgeitz eine innerlich ansteckende Krankheit. Mit dem Mantel der Demuth bedeckten unsere lazaristen ihre ehrgeitzigen Absichten. Sie thaten es mit so vieler Geschicklichkeit, daß diejenigen, die sie mit Wohlthaten über-

überhäuften, sicherlich glaubten, über die entschlossene Verweigerung der Ehrenstellen und ihre Vergrösserung gesieget zu haben. Sie wußten, wie viel das äusserliche demüthige Betragen und das traurige Ansehen den Jesuiten Nutzen geschaft hatte; um also desto sicherer zu ihrem Vorhaben zu gelangen, so ahmeten sie ihnen in ihrer Aufführung und Kleidung nach, und übertrafen selbst ihre Originale, von denen sie sich durch einen Kragen von grober weisser Leinwand, durch einen kleinen Bart am Kinn und durch eine gezwungene Nachläßigkeit, oder vielmehr durch eine unanständige Unreinigkeit unterschieden. Hiebey bedienten sie sich auch einer gewissen List, wodurch sie den Hof und andere Leute so sehr betrogen, daß sie sich dadurch den Beyfall einiger Personen, alle erledigte Capellen, die Verwaltung sehr vieler Schulen und unendlich viele Güter, die jene in der That besassen, zuzogen. So viel ist gewiß, daß man öfters mit weniger Mühe zu seinem Vorhaben komt, wenn man sich davon zu entfernen stellet, als wenn man die besten und gekünstelten Maasregeln nimt, um dazu zu gelangen. Dieser Politik sind die Jesuiten und viele andere Congregationen ihre Reichthümer und ihr Ansehen schuldig, das sie sehr oft dazu gebrauchen, um auf Unkosten der Menschlichkeit und der Religion die armen Protestanten zu verfolgen. So sind besonders unsere Lazaristen beschaffen, die sich zu meiner Zeit zu Marseille so fürchterlich und mächtig gemacht hatten, daß wenn ihnen einige königliche Officiers etwas zuwider thaten, sie bald ein geheimes Schreiben auswirkten, das sie in Ungnade brachte. Auf diese Weise fürchtete man sie sehr, und zum Schein wurden sie so geehret, daß sich alles ihrer Tyranney unterwarf.

§. 265.

Da also die Väter dieser Congregation die Besetzung der Predigerstellen auf den Galeeren zu besorgen hatten, so brachten sie solche Leute dahin, die, wie sie, grausam und Verfolger der Protestanten waren, die sich darauf befanden. Als unser Prediger auf dem mittelländischen

schen Meere gestorben war; so nahm der Herr von Langeron, der wegen der Entfernung die Ernennung der Missionarien nicht erwarten konte, und der gern einen Geistlichen auf seiner Galeere haben wolte, einen Mönch zu Rochefort aus einem Dominicanercloster. Dieser Mann begegnete uns anfänglich überaus hart; durch die Länge der Zeit aber wurde er sanftmüthiger, und er änderte sich mit unserm Capitain zu unserm Besten. Nach den übeln Begegnungen, die wir hatten ausstehen müssen, folgten Gütigkeiten für uns insgesamt, und besonders für mich, seit dem ich Schreiber des Herrn von Langeron geworden war; ein Amt, wobey ich öfters Gelegenheit hatte, mit ihm umzugehen. In den drey letzten Jahren, die ich zu Dünkirchen zubrachte, wo die Galeeren beständig unbewafnet waren, verstrich fast kein Tag, daß er nicht auf die Galeere kam und sich mit mir ein oder zwo Stunden unterhielt, ohne jedoch von der Religion, zum wenigsten sehr wenig, zu reden. Er war gelehrt und ein guter Prediger; und da ich vermittelst meiner Freunde öfters geistreiche Bücher und unter andern verschiedene Theile der Reden des verstorbenen Herrn Saurin aus Holland geschickt bekam, so frug er mich an einem gewissen Tage, ob ich nicht einige Predigten von Protestanten hätte, die ich ihm leihen könte. Ob mir gleich diese Frage verdächtig zu seyn schien, so wagte ich es doch, ihm einen Theil von den Predigten des Herrn Saurin zu geben, den er mir zur bestimten Zeit wieder zustellete. Er fand daran so vielen Geschmack, daß ich ihm nachher alle Bücher, die ich besaß, liehe, ja sogar die rechtmäßigen Vorurtheile wider das Papstthum, vom Herrn Jurieu, das er mir, wie die andern, richtig wieder gab. Einsmal frug er mich, ob wir kein Geld aus Holland bekämen? Ich hielt für gut, daß ich es verneinete, weil ich befürchtete, daß es Folgen haben möchte. Man wird in der Folge sehen, daß es nicht unnütz gewesen ist, mich in Ansehung dieses Geistlichen ein wenig aufgehalten zu haben.

§. 266.

§. 266.

Da mich die Ausschweifung, die ich beym Unglück des Sabatier zu machen schuldig zu seyn glaubte, von meinem Vorhaben abgebracht, so komme ich wieder auf die Gefahr, in die ich bald selbst wegen der Austheilung der Gelder gestürzet worden wäre. Ich habe schon gesagt, daß Herr P. . Negociant zu Dünkirchen, die Besorgung davon hatte. Dieser Herr gieng damit um, mich ins Unglück zu bringen. Er bekam von Amsterdam Befehl, mir hundert Thaler auszuzahlen, und er hatte darüber durch Einschluß den Brief in Händen, worin mir wegen des gegebenen Wechsels Nachricht gegeben wurde, und den er mir zustellen solte. Er war aber in keinen alzuguten Umständen, und um dieses seinen Correspondenten in Amsterdam nicht merken zu lassen, so bemühete er sich, einen wahrscheinlichen Vorwand zu suchen, damit er diese Summe nicht auszuzahlen brauchte. Da er wußte, daß er mich aufopfern müßte, wenn er sich bey seinem Credit erhalten wolte, so gieng er zum Geistlichen und sagte ihm: daß er aus Holland Befehl hätte, an mich hundert Thaler auszuzahlen; daß er aber vorher, da das königliche Verbot ihn abhielte, sich in diesen Handel zu mischen, ihn deshalb um Erlaubniß bitten wolte. Er glaubte, daß der Geistliche, weit entfernt es ihm zu bewilligen, ihm solches gänzlich abschlagen würde. Hiedurch würde er seiner Sorgen entlediget worden seyn, und ich würde eine grosse Untersuchung haben ausstehen müssen, die ohne eine grausame Bastonnade nicht würde vor sich gegangen seyn, um von mir das Geheimniß herauszubringen, welches die Negocianten wären, die mir ehedem das Geld ausgezahlet hätten. Der Geistliche sah so gleich die Folgen ein, die mir dieser Handel würde haben zuziehen können; er sah den Herrn P. . beständig an und sagte zu ihm: Ich bin versichert, mein Herr, daß dieses nicht das erstemal ist, daß sie solche Bezahlungen unternommen haben, ohne deshalb um Erlaubniß zu bitten, und ich glaube, daß ihre Correspondenten

aus

aus Holland nicht so unbedachtsam seyn werden, ihnen aufs Gerathewohl eine solche Commißion anzuvertrauen, ohne nicht vorher durch die Erfahrung überzeugt zu seyn, daß sie dieselbe wohl ausrichten würden. Dem sey aber wie ihm wolle, so gebe ich ihnen meine Erlaubniß sehr gern, wenn es nur auf mich ankömt. P = = wurde durch diese Antwort, die er sich gar nicht vermuthet hatte, ganz ausser sich gesetzt. Er erwiederte dem Geistlichen, daß seine Erlaubniß für die Gefahr nicht hinlängliche Sicherheit gäbe, und daß er den Intendanten um die seinige bitten wolte. Der Geistliche fand sich wegen dieser Antwort so beleidiget, daß er ihm frey ins Gesicht sagte: Wie? mein Herr, sie unterstehen sich mir zu sagen, daß sie sich an den Intendanten wenden würden, da sie mir doch zuvor zu erkennen gegeben haben, daß meine Einwilligung hinreichend genug seyn werde, sie zu einem Entschlusse zu bringen. Sie können machen was sie wollen; wissen sie aber, daß, wenn sie davon das Geringste mit dem Intendanten oder einem andern reden, ich einen langen Arm habe, und daß ich es so weit zu bringen wissen werde, daß sie es bereuen sollen. P = = der nicht mehr wußte, wie er dran war und was hiebey am besten zu thun wäre, gestand ihm, daß er in einigen Schulden steckte, und daß, ob ihn wol hundert Thaler in keine grössere Noth bringen könten, er sie doch für jetzt nicht hätte; daß er sie aber, wenn ich noch vierzehen Tage warten wolte, ohne es nach Holland zu berichten, daß ich diese Summe noch nicht bekommen hätte, zu Ende dieses Termins auszahlen würde. Der Geistliche sagte ihm, daß er wohl thäte, sich ihm zu entdecken, und daß er ihm das Vergehen, das er in Ansehung meiner begangen hätte, verzeihe. Allein, fügte er hinzu, da ich nicht Gefahr laufen will, für einen solchen angesehen zu seyn, der sich leicht betrügen läßt, und damit ich mich ihrer genauen Beobachtung versichern kan, so geben sie mir eine Schuldverschreibung auf hundert Thaler, die in vierzehen Tagen bezahlet werden soll, und die ich demjenigen, dem sie sie auszuzahlen schuldig

sind,

sind, zustellen werde, und ich will ihnen darüber die Quittung verschaffen. Sie können in Ansehung dieses Sclaven ruhig seyn, und ich gebe ihnen mein Wort, daß er vor dem festgesetzten Termin nach Amsterdam nichts berichten wird. P = = der sich freuete, daß sein Handel diese Wendung bekommen hatte, stellete mit Freuden diese Schuldverschreibung von sich, und übergab zu gleicher Zeit dem Geistlichen den Brief, den er für mich hatte. Alles dieses gieng ohne mein Wissen vor. Noch an eben dem Tage kam der Geistliche auf die Galeere und lies mich auf die Stube des Hintertheils rufen. Sobald ich in dieselbe trat, sagte er mit einer ernsthaften Miene zu mir: Ich wundere mich, daß ein Bekenner der Warheit sich untersteht, gegen einen Mann von meinem Stande zu lügen. Ich wurde bey dieser Anrede sehr bestürzt, und ich beklagte mich, daß ich nicht wüßte, was er damit sagen wolte. Haben sie mir nicht versichert, antwortete er, daß sie weder aus Holland noch einem andern Orte Geld bekämen? Ich kan sie jetzt ihrer Lüge augenscheinlich überführen; und sogleich zeigete er mir die Schuldverschreibung, die ihm P = = gegeben hatte. Kennen sie dieses? frug er mich. Ja, mein Herr, ich sehe, daß sie ihnen zugehört. Nein, erwiederte er, nicht mir, sondern ihnen. Er erzählte mir hierauf das, was zwischen P = = und ihm vorgefallen war; er übergab mir den Brief und warf mir nochmals vor, daß ich ihn hintergangen hätte. Ich nahm mir die Freyheit, ihm zu sagen, daß er weit mehr schuldig sey, als ich, weil er wohl wüßte, daß, da dis eine Sache wäre, die ich nicht gestehen könte, er mich genöthiget hätte, sie wegen seiner Befragung zu leugnen. Er war meiner Meinung und sagte zu mir: daß ich mich beruhigen solte, weil er mir in vierzehen Tagen die hundert Thaler überbringen würde. Es geschah, und bey der Auszahlung bot er mir seine Dienste an. Schreiben sie, sagte er, an ihre Freunde in Holland, daß sie ihre Wechselgelder an mich schicken können, und seyn sie versichert, daß ich sie pünctlich auszahlen werde;

und

und hierdurch werden sie ausser aller Gefahr seyn. Ich dankte ihm für seine Gütigkeit; der ich mich indessen zu bedienen nicht glaubte. Dieses Zurückhalten meiner Seits verhinderte nicht, daß wir nicht beständig gute Freunde blieben. Es befanden sich unserer fünf Protestanten auf der Galeere, die er niemals beleidigte, sondern denen er vielmehr unzählige Höflichkeiten erwies. Er dachte nicht so, wie die Jesuiten und die andern Geistlichen der fünf Galeeren; die ihn ins Unglück zu bringen sich bemüheten, weil er sich unterstanden hatte, weit menschlichere und christlichere Gesinnungen, als sie, von sich blicken zu lassen. Da es diese Herren nichts kostet, um sich zu rächen, so übergaben sie dem Bischof von Ypern eine Schrift, worin sie diesen Geistlichen beschuldigten, daß er ein Ketzer sey, daß er die vorgeblichen Protestanten liebe, ihnen günstig sey, und sie in Ruhe liesse, an statt sie zur Römischen Kirche zu zwingen. Der Bischof forderte unsern Geistlichen vor sich, um von seiner Aufführung Rechenschaft abzulegen. Zu Folge dieses Befehls begab er sich nach Ypern zum Bischofe; der ihm sagte: daß man ihn beschuldigte, daß er den Protestanten seiner Galeere günstig wäre, und sie in einer stillen Sicherheit liesse, ohne Sorge zu tragen, sie zu bekehren. Wenn Ew. Bischöfliche Gnaden, sagte der Geistliche mit Gelassenheit zu ihm, mir befehlen, sie zu ermahnen und sie anzutreiben, daß sie die Warheiten der Römischen Kirche hören und sich nach denselben richten sollen, so thue ich das, indem solches meine beständige Beschäftigung ist, und niemand wird mich des Gegentheils überführen können. Befehlen mir dieselben aber, denen andern Geistlichen nachzuahmen, die diese armen Unglückseligen auf die grausamste Art martern, so werde ich noch morgen nach meinem Closter zurück gehen. Der Bischof sagte ihm hierauf: daß er mit seiner Aufführung zufrieden wäre; er munterte ihn auf, fortzufahren, und tadelte die andern Geistlichen wegen ihrer Bekehrungsart.

§. 267.

Die Zeit, da ich nebst meinen Brüdern Dünkirchen verlassen solte, nahete heran. Ich fange die Beschreibung einer neuen Art von Beschwerlichkeiten und entsetzlichen Martern wieder an, die wir seit dem ersten October 1712, da man uns von Dünkirchen wegstahl, bis zum 17ten Januarius 1713 ausgestanden, daß wir auf die Galeeren zu Dünkirchen gebracht wurden. Zuvor muß ich aber noch etwas weiter zurück kehren. Jeder weiß, daß in diesem Jahr die Königin von Engeland mit Frankreich einen besondern Frieden schloß, und daß unter andern Artikeln festgesetzet wurde, daß die Engeländer von der Stadt Dünkirchen, von den Vestungswerken und vom Hafen so lange Besitz nehmen solten, bis die Vestung und der Hafen vernichtet worden wären. Die Engeländer kamen also im Monat September mit vier bis fünftausend Mann nach Dünkirchen, und nahmen die Stadt und Citadelle ein, die die Französische Garnison verlassen hatte. Die Französische Seemacht aber war, wie ich schon gesagt habe, so ins Abnehmen gekommen, daß man die Galeeren nicht zu bewafnen im Stande war. Frankreich traf deshalb mit der Königin von Engeland den Vergleich, daß die Galeeren mit ihren Leuten und Sclaven so lange im Hafen bleiben solten, bis man ihn zu versenken anfangen würde; welches doch nicht eher als nach dem Winter geschehen konte. Es wurde auch beschlossen, daß weder ein Schif noch jemand anders ohne ausdrücklichen Befehl von Ihro Majestät der Königin von Engeland aus dem Hafen gehen solte. Kaum hatten die Engeländer von ihrem Posten Besitz genommen, und die Garnison in die Stadt und Citadelle gelegt, als sie haufenweise auf die Galeeren gelaufen kamen, um ihrer Neubegierde, diese Art von Schiffen, die die meisten noch niemals gesehen hatten, zu sehen, ein Genüge zu thun. Da viele Officiers, die Französische Flüchtlinge waren, vernommen hatten, daß sich auf den Galeeren Protestanten ihrer Religion wegen befänden; so liessen sie sich sogleich

benach-

benachrichtigen, ob auf diesen Galeeren einige wären, und sie vernahmen, daß unserer zwey und zwanzig waren. Diese Officiers bezeugten bey dieser Gelegenheit ihren Eifer für ihre Religion; sie umarmeten uns, sie seufzeten und weineten mit uns auf unsern Banken, und sie konten sich nicht enthalten, uns Zeichen ihres Unwillens und Mitleidens zu geben, da sie unsere Ketten und unser Elend ansahen, das mit dieser harten Sclaverey fast unzertrenlich verbunden ist. Sie brachten mit vieler Beschwerlichkeit einen grossen Theil des Tages bey uns zu; sie scheueten sich nicht vor dem Ungeziefer und vor dem Gestank, den dieses Elend verursachet, und sie machten sich eine Ehre daraus, in Gegenwart der Galeerenofficiers, die ihre Handlungen sahen, uns zu küssen, zu trösten und uns zur Beständigkeit aufzumuntern. Ihr Beyspiel zog eine grosse Anzahl von ansehnlichen Engeländischen Officiers nach sich, die durch Handlungen, die wahren Protestanten anständig sind, ihr Mitleiden bezeigten. Die gemeinen Soldaten kamen gleichfals haufenweise hieher; und um ihren Eifer nach ihrer Art auszudrücken, so schwuren sie, daß, wenn man uns nicht freywillig losmachen wolte, sie es mit Gewalt thun würden. Ich habe schon gesagt, daß jederman ungehindert auf die Galeeren gehen durfte; bey dieser Gelegenheit baten aber die Geistlichen den Herrn von Langeron, den Befehl zu geben, daß niemand mehr auf dieselben gelassen werden solte, weil man das Aergerniß, wie sie vorgaben, sähe, das dadurch der Catholischen Religion zugefüget würde. Man volzog dieses Verbot; die Engeländischen Soldaten aber, die auf die Galeeren gehen wolten, und die man sehr höflich bat, dieses zu unterlassen, nahmen den Degen in die Hand und sagten: daß, da sie Herren von der Stadt und vom Hafen wären, sie auch die Galeeren im Besitz hätten, und daß sie entweder freywillig oder mit Gewalt darauf gehen würden. Man sahe sich also genöthiget, einem jeden den Zutrit offen stehen zu lassen. Indem dieses vorgieng, kam ein Engeländischer Obrister, des-

sen Namen ich vergessen habe, zu mir, und sagte: daß, weil der Gouverneur von Dünkirchen, Milord Hill, unsere Gefangenschaft und die Ursach derselben nicht wüßte, er mir den Vorschlag thun wolte, an ihn eine Bittschrift zu überschicken, um ihn davon zu benachrichtigen, und ihn um seine Gütigkeit, die Befreyung uns zu verschaffen, anzuflehen. Ich sezte eine Bittschrift auf, so gut als ich konte, und der Obriste übernahm es, sie dem Milord Hill zuzustellen. Des andern Morgens schickte dieser Milord seinen Secretair zu mir und lies mir sagen: daß er mit der Bekantmachung unserer Gefangenschaft sehr zufrieden wäre, und daß er sich unsere Befreyung würde äusserst angelegen seyn lassen; daß er aber deshalb, weil er nicht völlige Gewalt hätte, erst an die Königin schreiben müßte, deren Befehle, die gewiß für uns günstig seyn würden, seine Handlungen determiniren würden; deshalb er uns ersuchen lies, noch vierzehen Tage Gedult zu haben. Dieser Secretair fügte noch hinzu: daß der Milord Hill uns seine Börse anböte, wenn wir Geld vonnöthen hätten. Ich antwortete ihm: daß wir weiter nichts als den Schuz des Milords brauchten, und daß ich mich für die Antwort auf meine Bittschrift und für den Eifer, den er uns zu dienen bezeigte, sehr bedankte. Ich machte diese Antwort unsern Brüdern, die auf den sechs Galeeren waren, bekant, und ermahnete sie zugleich, mit den Engeländischen Soldaten vorsichtig zu seyn, und alle Unterredungen zu vermeiden, die sie reitzen könten, zu unserer Befreyung Gewalt zu gebrauchen; sie solten vielmehr ihnen die Antwort ihres Gouverneurs mittheilen, dessen Absicht wäre, die Befehle der Königin geruhig zu erwarten. Seitdem verhielt sich alles stille, und jeder von uns erwartete begierig Neuigkeiten aus Engeland. Während der vierzehen Tage, welche die Zeit unserer Hofnung waren, wurde der Gouverneur, der entweder an die Königin geschrieben hatte oder nicht, ein grosser Freund vom Herrn von Langeron, unserm Commandeur. An einem gewissen Tage sagte Milord Hill zu ihm: daß er nicht ein-

sähe,

sähe, wie der Französische Hof so unvorsichtig hätte seyn können, uns nicht von Dünkirchen wegschaffen zu lassen, ehe sie hieher gekommen wären; daß diesem Hof nicht unbekant seyn könte, daß die Engeländische Nation die übeln Begegnungen, die man denen Protestanten um der Religion willen anthäte, mit Abscheu ansähe, und daß man in allen Kirchen in Engeland täglich GOtt bäte, die Protestanten, die auf den Galeeren seufzeten, zu befreyen; daß, mit einem Worte, der Französische Hof es hätte vorhersehen können, daß die Engeländer, wenn sie Herren von Dünkirchen wären, und diese zwey und zwanzig Protestanten, die ihrer Religion wegen so viel ausstünden und sich nunmehr unter dem Schutze und unter den Augen der Engeländischen Garnison befänden, nicht unterlassen würden, es bey der Königin dahin zu bringen, daß sie in Freyheit gesetzet werden müßten, daß man es auch denen Soldaten nicht abschlagen würde, die schon damit droheten, Gewalt zu brauchen, wenn man diese Leute nicht befreyete. Der Herr von Langeron mußte gestehen, daß sein Hof hierin einen Fehler begangen habe, und bat ihn, bey dieser Gelegenheit vorsichtig zu seyn und ihm seinen Rath mitzutheilen, was er hiebey thun solte, um diesem Zufall zuvorzukommen. Er fügte noch hinzu, daß er gewiß wüßte, daß der König, sein Herr, zu der Befreyung dieser Protestanten niemals seine Einwilligung geben würde. Milord Hill sagte zu ihm: daß er ein Mittel wüßte, wodurch er allen widrigen Zufällen entrissen werden könte. Schreiben sie an den Minister ihres Hofes, daß er ihnen den Befehl zuschicke, daß sie heimlich von Dünkirchen zu Wasser weggebracht werden sollen. Ich werde ihnen dazu behülflich seyn, und die Sache wird wenig Gefahr kosten. Der Herr von Langeron folgte sogleich diesem Rath, und bekam bald die Ordre, sich mit dem Milord Hill wegen unserer geheimen Wegschaffung zu berathschlagen, die auch auf folgende Art vor sich gieng.

§. 268.

Am ersten October wurden wir eine Fischerbarke, die an unsere Galeere angeschlossen war, gewahr. Man streuete aus, daß diese Barke eingezogen wäre, weil sie verbotene Waaren bey sich geführet hätte; und die Engeländer, wie auch andere, kauften sie für baares Geld. Des Abends schlug man, wie gewöhnlich, den Zapfenstreich; und jeder legte sich nieder. Ich befand mich eben in meiner Vorrathskammer und war ruhig eingeschlafen, als ich plötzlich durch unsern Major aufgewecket wurde, der mit einer Pistole bewafnet und mit zween Galeerensoldaten begleitet war, die mir das Bajonet an die Gurgel setzten und mich bedroheten, daß es um mich geschehen seyn würde, wenn ich den geringsten Lerm erregte. Der Major, der einer von meinen Freunden war, bat mich überdem sehr liebreich, mich nicht zu widersetzen, wenn er nicht die Befehle, mich zu tödten, volstrecken solte. Ach! mein Herr Major, sagte ich zu ihm, was habe ich gethan und was will man mit mir machen? Du hast nichts gethan, antwortete er, und man wird dir kein Leid anthun, wenn du gehorsam seyn wirst. Er lies mich hierauf in grosser Eil in diese Fischerbarke, von der ich geredet habe, steigen, doch ohne einiges Licht und in gröster Stille, aus Furcht, von der Engeländischen Schildwache auf der Citadelle, wovon wir nicht alzuweit entfernet waren, entdeckt zu werden. Nachdem ich in diese Barke eingestiegen war, fand ich daselbst noch zwanzig von unsern Brüdern, die man auf gleiche Art von ihren Bänken weggenommen hatte. Man verschloß uns insgesamt im untersten Theil des Schiffes und beobachtete dabey ein grosses Stillschweigen; und ob man uns gleich wie Thiere, die geschlachtet werden sollen, auf den Rücken geleget hatte, so bekam doch ein jeder von uns einen Galeerensoldaten zu seiner Aufsicht, der auf uns sehr strenge Acht gab. Endlich wurde die Barke losgemacht, um aus dem Hafen zu gehen. Man mußte vor einem Engeländischen Schif vorbey, das sich beständig mitten im Hafen auf-

aufhielt, um zu verhindern, daß nichts aus demselben gehen möchte. Dieses Schif lies diese Barke an seinen Bord kommen und frug: wohin sie gienge? Der Herr der Barke, der ein Engeländer war, antwortete in dieser Sprache, daß er auf den Fischfang für den Milord Hill (von dem er ein Billet aufzeigete,) ausgehen wolte. Der Capitain des besagten Schiffes nahm das Billet, das der Milord Hill selbst geschrieben und unterzeichnet hatte, und las es. Es lautete also: **Lassen sie diese Barke, die für mich auf den Fischfang gehet, ungehindert aus dem Hafen laufen.** Nachdem dieser Capitain das Billet gelesen hatte, so lies er die Barke gehen. Alle diejenigen, die noch im Hafen oder auf den Dämmen etwas zu befehlen hatten, thaten ein gleiches, und endlich befanden wir uns auf dem vollen Meer. Jetzt verliessen uns die Soldaten, stiegen auf den Obertheil der Barke und machten die Oefnungen über uns zu; dadurch bekamen wir die Freyheit, uns gemächlicher auf den Sand zu legen, der in der Barke war. Wir wußten, daß man niemals ins Meer gienge, ohne Lebensmittel bey sich zu haben, wenn es auch weiter nichts als Brodt und Wasser seyn solte; da wir aber beym Einsteigen nicht das geringste gesehen hatten, so glaubten wir ganz gewiß, daß man uns umkommen lassen wolte, und daß sich die Soldaten in dem Boot, das an der Barke angemacht war, ans Land begeben würden. Man kan leicht von der Angst urtheilen, worein uns dieser Gedanke und diese fürchterliche Lage, in der wir uns befanden, stürzte. Wir waren ohne Licht, sahen und höreten niemanden, und unsere erhitzte Einbildungskraft stellete uns die uns drohende Gefahr noch weit lebhafter vor. In dieser grossen Bestürzung brachten wir die ganze Nacht zu; wir fleheten den Höchsten an, als Leute, die den Streich des Todes erwarteten. Einige von uns, die sich von der Furcht gänzlich hinreissen liessen, verdoppelten unsere Angst, indem sie beständig schryen: Brüder, wir kommen um! das Wasser trit in die Barke. Bey diesem Geschrey wurden unsere Gebeter

immer inbrünstiger, und jeder glaubte, den letzten Augenblick seines Lebens herannahen zu sehen. Nur ein alter Greis von siebenzig Jahren bewies sich nicht so standhaft als wir; und wir würden gewiß über ihn haben lachen müssen, wenn wir uns nicht in so gefährlichen Umständen befunden hätten. Er lag auf seinem Sack, worin seine Sachen waren; und da er das Geschrey hörete, daß Wasser in die Barke träte, so stand er sogleich auf, hielt mit einer Hand seinen Sack und suchte mit der andern sehr begierig einen Nagel, um ihn daran zu hängen. Sein Geräusch unterbrach meine Andacht; ich frug ihn also, was er machte? Ich suche meinen Sack, um ihn so hoch als ich kan, aufzuhängen, antwortete er, damit meine Sachen nicht naß werden. Denket doch an eure Seele, sprach ich zu ihm. Wenn ihr ertrinket, so bedürfet ihr eurer Sachen nicht mehr. Ach! sagte er, es ist auch wahr; und so gleich lies er von seiner Bemühung, einen Nagel zu suchen, ab. Hieraus sehen wir, daß man noch allenthalben ein Mensch ist, und daß unser Gemüth beständig an der Erde hängen bleibt. Wir fühlten zwar, daß unsere Barke mit dem Segel gieng; wir wußten aber nicht, was vor Wind wir hatten. Als es Tag wurde, öfnete man die Thüren, und ich, der ich mich eben aufrechts hielt, konte auf den Obertheil sehen. Der erste, den ich gewahr wurde, war ein Unterofficier, der aber zugleich das Commando hatte, einer von meinen sehr guten Freunden, dem ich kurze Zeit vorher einige Dienste bey unserm Capitain geleistet hatte. Wie! sind sie es, Herr Praire? sagte ich zu ihm. Ja, mein Freund, antwortete er, mit einer lächelnden Miene; ich glaube, daß sie diese Nacht nicht alzuwohl geschlafen haben. Wohin führen sie uns aber? Sehen sie, hier ist Calais, vor welcher Stadt wir uns wirklich befinden; sie werden daselbst ausgeschift werden; sie werden sich aber keines langen Aufenthalts daselbst zu erfreuen haben; sondern machen sie sich derohalben nur immer zu einer langen Reise fertig. Allein, mein Herr, sagte ich zu ihm, weder sie noch

ein

ein anderer sind vermögend, Leute zu Fuß gehen zu lassen, die entweder ein hohes Alter drücket, oder die schwach und krank sind, wie ich. (Ich hatte damals das dreytägige Fieber.) Und in diesem Fall läßt der König, der nie etwas unmögliches fordert, denen Schwachen Wagen geben; und ich bin versichert, daß man in ihrem Befehl hinzugefüget hat, uns mit denselben zu versehen, wenn man uns auf keine andere Weise fortbringen könte. Hier ist die Ordre, sagte er, sehen sie selbst zu, ob mehr als Eines Wagens gedacht wird, der zu denen Ketten und dem andern Geräthe bestimt ist. Da ich den Ort unserer Bestimmung, den er mir verhelete, gern wissen wolte, so warf ich meine Augen auf das Ende, an statt sie auf den Anfang zu richten, und las folgende Zeilen:

Nach Havre de Grace, wo sie, bis auf weitere Befehle, dem Intendanten übergeben werden sollen.

Ich hatte genug gelesen, um die Neubegierde unserer Brüder zu befriedigen, denen ich auch sogleich das mittheilte, was ich wußte, doch auf eine so geheime Weise, als es mir nur möglich war, damit der Unterofficier davon nichts erfahren möchte. Wir wurden zu Calais ausgeschift, und geschlossen in die Gefängnisse geführt, wo wir als angeworbene Soldaten unsere Verpflegung erhielten. Des folgenden Morgens schloß uns erst der Schliesser zwey und zwey zusammen, endlich aber wurden wir insgesamt mit einer grossen und langen Kette völlig zusammen gebunden. Es befanden sich unter uns alte Leute, die ihres Alters und ihrer Schwächlichkeiten wegen nicht eine Viertheilmeile gehen konten, wenn sie auch nicht die Kette zu tragen gehabt hätten. Es waren auch einige von uns krank, oder durch Elend und Ungemächlichkeiten ganz mitgenommen, und überdem hatten wir seit langer Zeit keine Reise zu Fuß gethan. Es war uns also unmöglich, nach dem Befehl täglich drey bis vier Meilen zu gehen. Nachdem man uns angeschlossen hatte, rief ich den Unterofficier. Sehen sie,

mein Herr, sagte ich zu ihm, ob es möglich ist, in einem solchen Zustande, worin wir sind, zu gehen. Verschaffen sie uns einen oder zwey Wagen, auf welche die Schwachen gebracht werden können; sie sind berechtiget, dieselben an denen Orten zu fordern, durch die sie kommen werden. Ich weiß meine Befehle, antwortete er, und ich werde sie beobachten. Ich schwieg, und wir traten unsere Reise an. Wir hatten kaum eine Viertheilmeile zurückgeleget, als sich unsern Augen ein kleiner Berg darstellete, über den wir gehen mußten; es war uns aber unmöglich, es zu thun; denn drey bis vier Alte und Kranke fielen zur Erde und konten keinen Schritt mehr gehen; und da wir mit einer Kette zusammen gebunden waren, so waren wir gleichfals nicht mehr im Stande weiter zu gehen; weil wir nicht Kräfte genug hatten, sie nachzuziehen. Unser Commandeur nebst den Soldaten baten uns liebreich, gutes Muthes zu seyn, und unsere Kräfte zu verdoppeln; allein, wider etwas unmögliches kan man nichts ausrichten. Er war in grosser Verlegenheit, und wußte nicht wozu er schreiten solte. Wir setzten uns alle nieder, um denen Zeit zu lassen, sich auszuruhen, die vor Mattigkeit hingefallen waren, um alsdann die Reise wieder fortzusetzen, wenn es sich würde thun lassen. Dieses Mittel konte uns aber wenig helfen, weil unser Commandeur sich noch zu nichts entschliessen konte. Ich rief ihn endlich und sagte zu ihm: daß er in dieser äussersten Noth, worin wir uns befänden, aus zween Vorschlägen, die ich ihm geben wolte, einen erwählen müßte. Lassen sie uns entweder erschiessen, oder, wie ich schon gesagt habe, verschaffen sie uns Wagen, die uns fahren müssen. Erlauben sie mir noch, ihnen zu sagen, daß, da sie beständig auf dem Meere gedienet haben, sie nicht wissen können, was ein Marsch ist, den der König zu Lande anordnet. Bey den Befehlen, die der König zum Marsche giebt, ist jederzeit dis darunter begriffen, daß, wenn Soldaten, Neuangeworbene, Verbrecher oder andere, die wohin gebracht werden sollen, nicht im Stande mehr sind, zu gehen, ihnen

ihre

ihre Führer Wagen verschaffen müssen, die sie im Namen des Königes aus den Städten und Dörfern nehmen. Sie sind in diesen Umständen, fuhr ich fort; schicken sie einige von ihren Soldaten nach dem ersten Dorfe, und lassen sie daselbst so viele Wagen zusammen bringen, als hinreichend seyn werden, die Schwachen fortzubringen; und um ihnen unsere Unterwürfigkeit gegen die Befehle des Königes zu bezeigen, so wollen wir ihnen täglich für einen Wagen sechs Livres geben. Dis wird für sie ein reeller Nutzen seyn; denn, da sie diese Wagen im Namen des Königs umsonst haben können, so werden die sechs Livres ihnen zugehören. Er hörete mir sehr aufmerksam zu, und einige von seinen Soldaten, die davon mehr wußten, als er, bestätigten das, was ich gesagt hatte. Endlich entschloß er sich, den Weg zu ergreifen, den ich gerathen hatte. Die Bauern mußten ihn bis zum ersten Nachtlager mit zween Wagen versehen, und so von Ort zu Ort, bis nach Havre de Grace. Dieser Mann hatte, wie man zu sagen pflegt, das Pulver nicht gerochen. Er war aber dabey redlich und gegen uns freundschaftlich gesinnet. Er wußte nicht, daß mir unser Bestimmungsort bekant sey, und er glaubte, daß ich ein Zauberer oder Prophet seyn müßte, da ich ihm denselben sagte. Uebrigens hatten wir uns auf unserer Reise über ihn gar nicht zu beklagen. Er sorgte jederzeit dafür, daß wir gehörigen Unterhalt bekamen; da er aber seine Befehle nicht überschreiten durfte, so waren Gefängnisse, oder wenn sich an den Orten, wo wir hinkamen, keine Gefängnisse befanden, Ställe unser Nachtlager.

§. 269.

In Havre de Grace hatten wir eine weit bessere und bequemere Wohnung, als diejenigen auf unserer ganzen Reise gewesen waren. Es wird nicht undienlich seyn, hier zu erwehnen, daß in dieser Stadt sehr viele Neubekehrte sind, die ihres gezwungenen Abfals ohnerachtet, noch beständig gegen die Protestantische Religion eine starke Zunei-

neigung haben. Diese Herren, die von unserer Ankunft benachrichtiget worden waren, und die da wußten, daß wir dem Intendanten der Marine würden überliefert werden, baten ihn zuvor, einige Achtung gegen uns zu haben, weil wir ehedem ihre Glaubensbrüder gewesen wären, die kein anderes Verbrechen begangen hätten, als daß sie in der Religion ihrer Väter standhaft und muthig gewesen wären; hiezu fügten sie noch: daß, wenn er die Gütigkeit haben wolte, uns wohl zu begegnen, sie ihm dafür sehr vielen Dank schuldig seyn würden, und ihm dafür stehen wolten, daß keiner die gute Begegnung mißbrauchen und entfliehen würde. Da diejenigen, denen man diese Art einer Deputation aufgetragen hatte, die reichsten Negocianten der Stadt waren; so antwortete ihnen der Intendant sehr höflich: daß er in Ansehung ihrer uns so gut begegnen würde, als es ihm nur möglich wäre. Ich habe vom Hofe Befehl, sagte er, sie an einen sehr sichern Ort bringen zu lassen, und hierdurch wird nichts anders als ein Gefängniß verstanden; ich werde ihnen aber eine bequemere Wohnung verschaffen. Obwol mir der Hof befohlen, ihnen nur schlechthin Brodt und Bohnen geben zu lassen, so können sie doch versichert seyn, daß sie eben das bekommen sollen, was ich auf meiner Tafel habe. Uebrigens werden sie die Freyheit haben, sie zu sprechen und ihnen beyzustehen. So stand es, als wir zu Havre de Grace ankamen. Man lies uns vor dem königlichen Zeughause absteigen; wo uns der Intendant eine Stube, darinnen sonst Stricke gemachet wurden, hatte zubereiten, und Bettsäcke, Matratzen und Decken dahin bringen lassen. Indem wir in diese Stube traten, trafen wir daselbst den Intendanten und unsere Beschützer an, die, wie ich schon gesagt habe, von unserer Religion gewesen waren. Diese Herren umarmeten uns mit thränenden Augen, ohne sich vor dem Intendanten zu fürchten, der ganz gerührt zu seyn schien. Das schlimste bey diesem Auftrit war, daß während dieser Umarmungen die Zolleinnehmer kamen und den Intendanten um die Erlaubniß baten, uns durchsuchen zu dür-

dürfen. Er bewilligte es und sagte zu ihnen: daß si[e dem]
Anschein nach sehr wenig bey uns finden würden. [Unter-]
dessen durchsuchten sie uns allenthalben, doch, wie [man]
leicht denken kan, ohne etwas zu finden. Als sie aber un-
ter unsern Sachen einen kleinen verschlossenen Kasten ge-
wahr wurden, worin wir unsere Bücher hatten, so wolten
sie ihn auch visitiren. Ich hatte den Schlüssel zu demsel-
ben und wolte ihn nicht von mir geben, weil ich befürchtete,
daß es unserer kleinen Bibliothek übel gehen möchte. Der
Intendant sahe dieses und sagte zu mir: Mein Freund,
gebet diesen Schlüssel hin, ohne euch zu fürchten; diese
Männer müssen ihre Schuldigkeit thun. Ich übergab ihn
mit Zittern. Einer von den Einnehmern eröfnete den Ka-
sten, und da er darin nichts als Bücher sahe, so rief er:
Hier ist die Bibliothek des Calvins! zum Feuer, zum
Feuer! Der Intendant, der hiebey zugegen war, sagte
zu ihm: Nichtswürdiger, worein mengest du dich? thue
deine Schuldigkeit und gehe nicht weiter, oder ich werde
dich das suchen lernen, was du suchen mußt. Der Ein-
nehmer schloß, ohne etwas weiter zu sagen, den Kasten zu
und begab sich hinweg.

§. 270.

So bald wir in unsre neue Wohnung waren einge-
führet worden, so nahm man uns die grosse Kette ab, und
lies uns nur diejenige, die zwey und zwey zusammen
band. Der Intendant war zu unserm Besten so sehr einge-
nommen, daß er die Gütigkeit hatte, uns zu fragen, ob wir
mit unsern Wachen zufrieden wären? Wir sagten: daß
sie während unserer Reise uns aufs beste begegnet hät-
ten. Gut! antwortete er, sie sollen sich hier gleichfals
dieser guten Begegnung zu erfreuen haben; und zu gleicher
Zeit räumete er der Wache eine Stube ein, die der unsri-
gen gegenüber war; er lies uns Brodt von seiner Tafel
geben, und sagte uns: daß dis das Commißbrodt wäre, das
er uns bestimte. Unsere Beschützer sagten zu ihm, daß sie
ins künftige mit seiner Erlaubniß die Sorge für unsere Un-
ter-

terhaltung über sich nehmen wolten, und baten ihn zugleich inständigst, daß er ihnen erlauben möchte, uns von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen. Der Intendant rief hierauf dem Unterofficier und befahl ihm: jederman, ohne Unterschied, von neun Uhr des Morgens bis gegen Abend um acht Uhr, in unsere Stube hineinzulassen, und keinen in unsern Andachtsübungen zu stören. Der Unterofficier verhielt sich diesen Befehlen gemäs, und seit der Zeit wurde unsere Stube von Personen beyderley Geschlechts nicht leer. Wir beteten des Morgens und Abends: und nachdem wir schöne Predigten gelesen hatten, so sangen wir Psalmen; und auf diese Art konte unser Gefängniß fast als eine kleine Kirche angesehen werden. Man hörete von den Leuten, die zu uns kamen, und die uns fast gar nicht verliessen, nichts, als Schluchzen und Seufzen. Indem sie die Ketten, mit denen wir beschweret waren, und die Gedult, sie zu tragen, gewahr wurden, so warfen sie sich selbst ihre Schwäche vor, und bereueten es, daß sie den Gewaltthätigkeiten, die man ihnen angethan hätte, oder den Reitzungen, derer man sich bedienet, um sie der wahren Religion entsagen zu lassen, nicht bis ans Ende ihres Lebens widerstanden hätten. War es der Anblick unseres Elendes, der sie erweichte, oder war es vielmehr ihr eigenes Gewissen, das sie anklagte? Unsere Ermahnungen und Predigten konten es nicht seyn; denn wir waren zu einem so würdigen Amte nicht berufen, und im geringsten nicht fähig, es nur in einigen Stücken zu verwalten. Aus der Aufführung dieser Neubekehrten ersiehet man, daß die Römische Kirche, an statt zu bekehren, nur grobe Heuchler macht. Der Eifer unserer schwachen Brüder, uns zu besuchen, verursachte indessen, daß seit dem andern Tage nach unserer Ankunft zu Havre de Grace, alle Kirchen dieser Stadt, und besonders die Hauptkirche, von Neubekehrten leer war, obgleich der Geistliche sie gebeten und bedrohet hatte. Er beschwerete sich endlich beym Intendanten darüber; der ihm aber blos diese Antwort gab: daß er die Gewissen nicht zwingen könte, er

auch

auch von einem offenbaren Ketzer mehr hielte, als von einem Heuchler, und daß man bey dieser Gelegenheit die ächten Catholiquen von denen unächten am besten unterscheiden könte. So gültig auch diese Ursachen waren, so befriedigten sie doch diesen Geistlichen nicht. Er kam öfters selbst zu uns, und fand die Stube beständig voll von seinen neuen Proselyten, die sich nicht scheueten, ihm zu sagen: Dis sind wahre Christen, die mehr Standhaftigkeit gehabt haben, als wir. Man kan leicht urtheilen, ob solche Reden dem Geistlichen gefallen konten.

§. 271.

Niemand konte die Politik des Hofes ergründen, daß er uns nach Havre de Grace hatte bringen lassen. Viele dachten, daß es deshalb geschehen sey, um uns nach America zu schicken, und ich habe beständig geglaubt, daß dis das erste Vorhaben der Minister wäre. Denn, wenn ihr erster Entschluß gewesen wäre, uns nach Paris und von da auf die Galeeren zu schicken; wozu brachte man uns erst nach Havre, das eben so weit von der Hauptstadt entfernt ist, als Dünkirchen? lies man uns nicht einen doppelten Weg nehmen, weil Dünkirchen von Paris eben so weit ist, als Dünkirchen von Havre? Es ist vielmehr zu vermuthen, daß das Aergerniß, das wir den Catholiken in dieser letztern Stadt verursachten, die Meinung bey Hofe änderte. Der Prediger zu Havre wendete alles an, uns aus der Stadt zu bringen. Wir haben nachher erfahren, daß er nach Hofe berichtet hatte, daß unser Aufenthalt die Neubekehrten sehr in Unordnung gebracht hätte, die seit unserer Ankunft seine Kirche gänzlich verlassen hätten. Dis war hinlänglich genug, die Minister dahin zu bringen, dem Intendanten den Befehl zu geben, uns so heimlich, als es nur geschehen könte, wegbringen zu lassen; damit kein Aufstand erreget würde. Gewiß, es war höchst unnöthig, solche Vorsichtigkeit zu gebrauchen. Die Protestanten zu Havre, waren im geringsten nicht Willens, uns mit Gewalt wegzunehmen; und was uns anbetraf,

so

so liessen wir uns als Schaafe zur Schlachtbank führen. Allein, dieser Geistliche hatte einen jeden von uns mit so schwarzen Farben abgemahlet, daß der Hof Verdacht schöpfen mußte. Ehe ich diese zweyte geheime Wegnehmung beschreibe, so muß ich meinen Lesern einen kleinen Vorfall bekant machen, der sehr sonderbar und unverhoft war, auch den Unterofficier in der Meinung, daß wir Propheten wären, völlig bestärkte. Am funfzehenten Tage unseres Aufenthalts zu Havre, um neun Uhr des Abends, da wir zu essen anfiengen, und unsere Wachen ein gleiches thaten, klopfte mir jemand auf die Schulter. Ich kehrete mich um, und wurde ein junges Frauenzimmer von Stande gewahr, deren Vater der vornehmste Wechsler der Stadt war, und dem ich einige Tage zuvor einen Theil Predigten geliehen hatte. Sie hatte einen seidenen Mantel um, den sie öfnete und mir in aller Eil und ganz wehmüthig sagte: Hier ist ihr Buch, das ich ihnen überbringe. GOtt sey in allen ihren Versuchungen mit ihnen! Man bringet sie diese Nacht, fuhr sie fort, um zwölf Uhr weg. Vier Wagen sind hiezu bestelt, und das weisse Thor wird deshalb auch offen bleiben. Ich dankte ihr für die Mühe, die sie hatte über sich nehmen wollen, selbst zu uns zu kommen, um uns zu einer so späten Stunde diese Nachricht zu geben; und ich frug sie, wie sie in unsere Stube hätte kommen können. An diesem Umstande, sagte sie, wird ihnen wenig gelegen seyn. Es ist nöthiger, ihnen zu sagen, daß man sie nach Paris, in das heßlichste Gefängniß, und von da nach Marseille bringen wird. Ich habe ihnen diese traurige Zeitung selbst gern überbringen wollen, damit sie nicht über ihr Schicksal gar zu sehr beunruhiget würden, und damit sie bereit wären, diese neue Probe standhaft auszuhalten. Nachdem sie dieses gesagt hatte, begab sie sich eben so unsichtbar wieder hinweg, als sie gekommen war, ohne von den Wachen gesehen zu werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Frauenzimmer von dem Aufseher des Zeughauses die Erlaubniß erhielt, durch sein Haus zu gehen,

das

das an die Stube, worin wir wären, stieß. Dem sey aber wie ihm wolle, so geschah es auf die Art, wie ich es erzählet habe. Wir fuhren in unserm Essen geruhig fort; nachher aber packten wir unsere wenigen Sachen zusammen, an statt uns auf unsere Matratzen zu legen, um zu schlafen. Während dieser Beschäftigung kam, wie gewöhnlich, unser Commandeur und sprach mit uns eine ganze Stunde hindurch, und rauchte hieben eine Pfeife Toback. Indem er uns aber unsere Sachen zusammennehmen sah, an statt unsere Betten zu rechte zu machen; so frug er uns: was wir machten? Wir bereiten uns, sagte ich zu ihm, um Mitternacht weggehen zu können, und sie haben ein gleiches zu thun. Sie sind ein Narr! antwortete er, woher komt diese Raserey? Ich sage ihnen, erwiederte ich, daß sich um Mitternacht vor dem Thore des Zeughauses vier Wagen einfinden werden, die uns durch das Weissethor, das deshalb offen bleiben wird, bringen sollen; und sie werden uns bis nach Paris begleiten, von da wir nach Marseille werden gebracht werden. Ich bekenne noch einmal, sagte er, daß sie ein Narr sind, und daß nicht das geringste wahr ist, was sie mir gesagt haben. Ich habe noch um acht Uhr die Befehle vom Intendanten bekommen, und er hat mir nichts besonders anbefohlen. Gut! mein Herr, sagte ich zu ihm, sie werden es erfahren. Kaum hatten wir diese Unterredung geendiget, als der Bediente des Intendanten herein trat und ihm sagte: daß sein Herr sogleich mit ihm sprechen wolte. Er kam voller Verwunderung wieder zurück. Mein GOtt! sagte er, entdecken sie mir, ob sie Zauberer oder Propheten sind. Ich glaube inzwischen, daß GOtt mit ihnen ist, denn sie sind zu fromme und rechtschaffene Leute, als daß sie den Satan zu Hülfe nehmen solten. Nein, sagte ich, wir sind keines von beyden; es geht alles sehr natürlich zu. Ich begreife es indessen nicht, antwortete er: denn ich habe es aus dem Munde des Intendanten selbst gehöret, daß niemand in der Stadt von unserer Abreise etwas weis, als nur er und ich; da es ihnen aber dennoch rechtzeitig

bekant ist, so werde ich beständig bey der Meinung blei-
ben, daß GOtt mit ihnen insgesamt ist. Ich hoffe es,
gab ich zur Antwort; und er und wir machten uns zu un-
serer Abreise völlig bereit. Unsere Leser werden begierig
seyn, zu wissen, wie dieses Frauenzimmer dieses Geheim-
niß erfahren hatte. Ich wüßte es selbst noch nicht, wenn
es uns nicht ihr Vater in dem Gefängniß zu **Rouen** ge-
sagt hätte; wohin er ausdrücklich kam, und uns die Sum-
me einer Collecte überbrachte, die man zu Havre de Grace
für uns gesamlet hatte, um uns auf der beschwerlichen
Reise von **Paris** nach Marseille einige Erleichterung zu
verschaffen. Er sagte uns also, daß seine Tochter mit dem
Secretair des Intendanten zu Havre de Grace verspro-
chen wäre; daß, da der Intendant sein Paquet vom Hofe
am Abend unserer Abreise bekommen, der Secretair darin
den Befehl in Ansehung unserer gelesen hätte; und da er
wußte, fuhr er fort, daß meine Tochter ihnen gewogen war,
so überbrachte er ihr so gleich diese Zeitung. Was ihren
heimlichen Eingang in ihrer Stube betrift, so weis ich da-
von nicht mehr wie sie, weil ich sie deshalb noch nicht ge-
fraget habe.

§. 272.

Ich kehre wieder zu unserer Abreise von Havre
zurück. Um Mitternacht kamen die vier Wagen an, uns ab-
zuholen. Wir mußten über das Geheimnißvolle, das man
bey unserer Entführung beobachtete, innerlich lachen. Die
Räder der Wagen, wie auch die Pferde waren umbeschla-
gen, um uns nicht auf der Strasse zu hören. Man be-
deckte jeden Wagen mit einem Tuche, damit es das Anse-
hen haben solte, als wenn Kaufmannswaaren darauf wä-
ren, und bey einer grossen Dunkelheit lies man uns aus der
Stadt gehen. Bis nach **Rouen** begegnete uns eben
nichts merkwürdiges. Da wir in diese Stadt kamen, wur-
den wir vor das Rathhaus geführet, woselbst wir vom Ma-
gistrat die Anweisung zum Quartier bekamen, welches
gemeiniglich ein Gefängniß war. Wir verwunderten uns
aber

aber sehr, von dem Stockmeister desjenigen Gefängnisses, wohin man uns führete, wieder zurückgewiesen zu werden. Der Unterofficier wies ihm den obrigkeitlichen Befehl und bat ihn, uns aufzunehmen; der Stockmeister weigerte sich aber es zu thun, und sagte: daß er lieber sein Amt niederlegen, als uns unter seiner Aufsicht haben wolte. Man schickte uns nach einem andern Gefängniß, wo uns aber ein gleiches widerfuhr; endlich sezte man uns in einen Thurm, der für die grösten Verbrecher bestimt war. Der Stockmeister, der uns sehr ungern aufnahm, führete uns in ein fürchterliches Loch, und mit Hülfe von fünf oder sechs Thürknechten, schloß er unsere Füsse an grosse Balken an, so, daß wir uns zu rühren nicht vermögend waren; und ohne uns Licht oder einige Lebensmittel zu geben, schloß er die Thüre zu, und gieng mit seinen Thürknechten weg. Wir waren hungrig und durstig, und wir schrieen länger als zwo Stunden, daß man uns für unser Geld einige Lebensmittel bringen möchte. Endlich kam jemand vor die kleine Oefnung, die in der Thür war, und wir höreten, daß man sagte: diese Leute reden gut Französisch. Wir wurden hierdurch in der Meinung bestärket, daß man uns entweder nicht recht verstanden hätte, oder in der Aufführung gegen uns ein Geheimniß beobachtete. Wir riefen noch einmal und baten, uns für unser Geld, das wir so gleich geben wolten, beyzustehen. Der Stockmeister öfnete hierauf die Thür und trat mit seinen sechs Thürknechten herein; und nachdem er einen jeden von uns durchsuchet hatte, frug er uns: ob wir geborne Franzosen wären? Wir bejaheten es. Warum seyd ihr aber keine Christen, sagte er zu uns, und warum betet ihr den Satan an, der euch weit heßlicher macht, als er selbst ist? Wir antworteten ihm, daß er vielleicht scherzen wolte; daß er uns aber ein weit grösseres Vergnügen erzeigen würde, wenn er uns etwas zu essen und zu trinken gäbe. Zu gleicher Zeit gab ich ihm einen Louisd'or, und bat ihn inständigst, uns dafür das zu bringen, was uns nöthig wäre, und ich fügte noch hinzu: daß,

wenn es nicht genug seyn solte, ich ihm noch mehr geben würde. Wahrhaftig, ihr scheinet mir nicht solche Leute zu seyn, als man euch abmahlet. Saget mir aufrichtig, wer ihr seyd; denn seit acht Tagen, da man euch hier erwartet hat, redet man von euch nicht anders, als von Leuten, die aus Norden kommen, die alle Zauberer und so boshaft sind, daß man auch auf den Galeeren von Dünkirchen nicht hat bändigen können, und daß man euch deshalb nach Marseille schicket, um euch zum Gehorsam zu bringen; und dis ist auch die Ursach gewesen, warum ich euch mit so vielem Widerwillen in dieses Gefängniß aufgenommen habe. Bey dieser Erzählung erkante ich leicht, daß die Jesuiten dieses Gerücht ausgestreuet hatten, um uns zu Rouen, wo sehr viele redliche Protestanten waren, verhaßt zu machen. Ich unterredete mich noch eine Zeit lang mit dem Stockmeister. Ich erzählte ihm unsere kleine Geschichte, und sagte ihm die Ursach, warum wir von Dünkirchen nach Marseille gebracht worden. Während dieser Erzählung kam unser Unterofficier in das Gefängniß, und war Willens, uns etwas zu essen geben zu lassen. Der Stockmeister zog ihn bey Seite und frug ihn: ob wir wirklich so gut wären, als wir es zu seyn schienen. Ja gewiß, sagte der Unterofficier: ich wolte sie allein durch ganz Frankreich führen, und ihr Verbrechen bestehet darin, daß sie Hugonotten sind. Ist es nicht mehr als dis? frug der Stockmeister; die ehrlichsten Leute zu Rouen sind von dieser Religion. Ich liebe sie zwar nicht, fügte er hinzu, ich liebe aber die Personen, die sich zu derselben bekennen; denn es sind rechtschaffene Leute. Und wenn ihr euch, sagte er zu uns, noch morgen hier aufhaltet, so werde ich mich bemühen, verschiedenen Leuten von eurer Religion davon Nachricht zu geben, die gewiß hieher kommen werden, und denen meine Thüren beständig offen stehen sollen. Er befahl hierauf seinen Thürknechten, uns der grossen Kette zu entledigen und uns nur unsere gewöhnlichen Ketten zu lassen. Des andern Morgens hielt

er

er sein Wort, und brachte viele Personen von der protestantischen Religion mit, die die Nachricht von unserer Ankunft bald öffentlich bekant machten, so, daß diesen Tag über unser heßliches Gefängniß, das ziemlich groß war, nicht leer wurde. An eben diesem Tage, brachte uns der Vater des Frauenzimmers zu Havre de Grace die Collecte, von der ich schon oben geredet habe. Nie habe ich so eifrige Personen gesehen, als diese Herren zu Rouen waren. Sie machten uns durch die Lobsprüche, die sie der Standhaftigkeit unsres Glaubens beylegeten, ganz bestürzt. Sie ermahneten uns auf eine so rednerische Art zur Beständigkeit, daß wir uns der Thränen nicht enthalten konten. Ihr Eifer war so groß, daß ein Theil dieser Herren (nachdem sie zuvor den Unterofficier darum um Erlaubniß gebeten hatten,) uns bey unserer Abreise durchaus eine Meile weit von der Stadt öffentlich begleiten wolten, um unsere Ketten auf ihren Schultern mit tragen zu helfen; wir wolten es aber niemals zugeben, weil es uns so wol der Wohlstand, als auch die Folgen, die sie sich dadurch hätten zuziehen können, verboten. Wir verliessen also Rouen. Ich kan die Gütigkeiten nicht genug ausdrücken, die uns unser Unterofficier während dieses Marsches erwies. Denn ausser denen Gunstbezeugungen, die er zu Rouen von unsern Freunden erhielt, glaubte er sicherlich, daß wir ganz besondere Günstlinge GOttes wären, und daß wir die Gabe der Weissagung hätten. Als der Schliesser seine gewöhnliche Vorsichtigkeit beobachtete, indem er unsere Ketten oder sonsten etwas untersuchte; so sagte er zu ihm: daß er sich vergebliche Mühe gäbe, und daß wir zwar freywillig dahin gehen würden, wohin es der König haben wolte, daß aber weder seine noch aller Menschen Vorsicht uns gefangen halten würde. Wir hätten uns dieser Meinung sehr gut bedienen können, wenn wir geglaubt hätten, daß in uns etwas übernatürliches wäre.

§. 273.

Den 17ten November 1712 um drey Uhr des Nachmittages kamen wir zu Paris an. Wir stiegen vor dem Schloß Tournelle ab, welches ehedem ein Lusthaus der Könige von Frankreich war, das aber jetzt derjenige Ort ist, wohin die grösten Verbrecher geführet werden. Man lies uns in ein weitläuftiges aber trauriges Gefängniß gehen. Der entsetzliche Anblick, der sich unsern Augen darstellete, machte uns ganz muthlos. Ich gestehe, daß, so sehr ich auch der Gefängnisse, Fesseln, Ketten und anderer Instrumente, die die Tyrannen oder das Laster erfunden haben, gewohnt war, ich doch nicht Kräfte genug hatte, mich der Angst und dem Schrecken, die sich meiner bemächtigten, zu widersetzen, da ich diesen Ort ansah. Ich werde von demselben eine kleine Schilderung mittheilen. Es ist ein grosses Loch, oder besser zu reden, ein weitläuftiger Keller, der mit grossen hölzernen Balken versehen ist, die ohngefehr drey Fuß von einander entfernet sind. Diese Balken sind drittehalb Fuß dicke, und auf eine solche Art auf dem Unterboden eingerichtet, daß man sie anfänglich für Bänke halten würde, die aber einen weit unbequemern Gebrauch haben. An diese Balken sind dicke eiserne Ketten von anderthalb Fuß angemacht, die zwey Fuß von einander entfernt sind, und an deren Ende sich ein eisernes Halsband befindet. Wenn die Verurtheilten in dieses Gefängniß kommen, so müssen sie sich mit dem Kopf bis auf den Balken bücken, wo ihnen das Halsband an den Hals fest angeschmiedet wird. Einige von den Balken sind vierzig Fuß lang, und an solchen sind jederzeit zwanzig Menschen angeschlossen. Dieses Loch ist rund und so groß, daß darin bis auf fünfhundert Menschen seyn können. Es ist nichts so fürchterlich als die Lage und Stellung dieser angeschlossenen Verurtheilten zu sehen. Denn ein solcher Mensch ist nicht vermögend, sich entweder niederzulegen, noch zu sitzen, noch sich aufrechts zu halten; halb lieget er und halb sitzet er; ein Theil seines Körpers ruhet auf dem

Boden und der andere auf dem Balken. Man schlos uns auf gleiche Weise an; und so abgemattet wir auch von den Beschwerlichkeiten und Schmerzen waren, so mußten wir doch drey Tage und drey Nächte hindurch in dieser grausamen Lage bleiben. Unser ganzer Körper und alle unsere Glieder waren auf eine solche Art gelähmet, daß wir es nicht länger aushalten konten, und besonders unsere bedauernswürdigen Greise, die beständig schrieen, daß sie sterben würden, und daß sie keine Kräfte mehr hätten, eine solche Strafe zu ertragen. Man wird vielleicht sagen, wie die andern Unglücklichen, die man aus allen Gegenden Frankreichs nach Paris führet, und die öfters drey, vier, ja fünf bis sechs Monate warten müssen, bis die grosse Kette nach Marseille gehet, eine solche Marter so lange Zeit erdulden können. Hierauf antworte ich: daß die meisten unter der Last ihres Elendes erliegen, und daß diejenigen, die wegen ihrer starken Leibesbeschaffenheit dem Tode entwischen, Schmerzen ausstehen, die sich gar nicht beschreiben lassen. Nichts als trauriges Aechzen und Seufzen, das jeden andern, nur die Wache nicht, zu erweichen vermögend ist, höret man in dieser erschrecklichen Höhle. Die Klagen sind ein Trost für die Unglücklichen; man beraubt sie aber auch dieser Erquickung; denn jede Nacht wachen fünf oder sechs der ärgsten Thürknechte in diesem Gefängniß, die ohne Mitleiden über diejenigen herfallen, die entweder reden, schreyen, ächzen, seufzen, oder sich beklagen, und die sie mit der grösten Tyranney schlagen. Der Unterhalt ist noch ziemlich gut. Eine Art von Bettelnonnen, die man graue Schwestern nennet, bringen täglich Suppe, Fleisch und Brodt hieher, das ihnen in Ueberfluß gegeben wird. Ich muß bey dieser Gelegenheit von diesen Nonnen meinen Lesern ein kleines Gemählde machen. Ihr Stifter ist eben derjenige, der die Congregation St. Lazari errichtet hat. Ihre Verrichtung ist, den Armen beyzustehen, denen sie täglich das Nothwendigste bringen, und ihnen so gar Arzeney geben, wenn sie derselben nöthig haben. Sie haben

überdem über viele Hospitäler die Aufsicht, und besonders über die, welche für die Soldaten errichtet sind, und nach ihrer Regel sind sie verbunden, die Gefangenen zu besuchen und zu unterstützen. An einigen Orten unterrichten sie auch die jungen Personen ihres Geschlechts; man wird aus der nachstehenden Erzählung urtheilen können, ob sie zu einem solchen Amte fähig sind. Die Vorsteherin, die täglich in unser Gefängniß kam, und die Suppe unter die Verurtheilten austheilte, hielt sich beständig eine Viertheilstunde bey mir auf, und gab mir mehr, als ich nöthig hatte, zu essen. Die andern Sclaven scherzten mit mir deshalb, und nanten mich den Günstling der Vorsteherin. An einem gewissen Tage, nachdem sie mir meine Portion gegeben hatte, sagte sie zu mir unter andern: daß es Schade sey, daß wir keine Christen wären. Wer hat ihnen dis gesagt? frug ich sie; wir sind durch die Gnade GOttes Christen. Ja, ja, antwortete sie, ihr seyd Christen; aber ihr glaubet an Mosen. Glauben sie nicht, daß Moses ein grosser Prophet war? Wie? sagte sie, ich solte an diesen Betrüger, an diesen falschen Propheten glauben, der mit den Juden eben einen solchen Aufstand gemachet hat, als Mahomed mit denen Türken; ich soll an Mosen glauben? nein, gewiß nicht. Dank sey es dem Himmel, daß ich einer solchen Ketzerey nicht schuldig bin. Ich zuckte bey einer so lächerlichen Unterredung die Schulter, und begnügte mich, ihr zu sagen: daß es der Ort und die Zeit nicht erlaubete, diese Materie zu untersuchen; daß ich sie aber bäte, das zu bekennen, was sie gesagt hätte, und daß sie erfahren würde, daß ihr Beichtvater, wenn er gelehrter wäre, als sie, gewiß zu ihr sagen würde: daß das, was sie vom Moses gesagt hätte, eine sehr grosse Sünde wäre. Sind diese Leute wol im Stande, der Jugend Unterricht zu geben?

§. 274.

Ich fahre in der Erzählung unserer Begebenheiten fort. Ich habe schon oben gesagt, daß wir nur drey Tage und

und drey Nächte an die Balken angeschlossen blieben. Die Ursach, warum wir davon so bald befreyet wurden, war diese. Ein guter Protestant zu Paris, Namens Girardot von Chancourt, ein reicher Negociante, der von unserer Ankunft in der Tournelle Nachricht bekommen hatte, bat den Befehlshaber dieses Schlosses, ihm zu erlauben, daß er uns sehen und uns in unserer Noth beystehen dürfte. So ein grosser Freund er auch von dem Befehlshaber war, so wolte er ihm doch niemals die Erlaubniß geben, in das Gefängniß zu gehen und mit uns zu sprechen; denn man läßt niemanden als Geistliche hinein. Er konte also nicht das Vergnügen haben, uns in der Nähe zu sehen. Er mußte sich blos damit begnügen, uns durch die Fenster, die mit doppelten eisernen Gittern verwahret waren, zu betrachten. Die alzugrosse Entfernung verhinderte auch, daß er nicht mit uns sprechen konte. Da er die fürchterliche Stellung, worin wir waren, gesehen hatte, so frug er den Befehlshaber, ob es nicht angienge, uns, wie einige andere Verurtheilte, die sich im Gefängniß befänden, an den Beinen anzuschliessen. Der Befehlshaber sagte zu ihm: daß diejenigen, die er so gesehen hätte, monathlich einen gewissen Preis dafür bezahleten. Wenn sie, sagte Herr Girardot, diese armen Leute in diese Freyheit setzen wollen, so will ich sogleich für sie bezahlen. Der Befehlshaber antwortete: daß er vorher zusehen wolte, ob Platz dazu übrig wäre, und daß er es in diesem Fall thun würde. Des andern Morgens kam der Befehlshaber in unser Gefängniß, und frug den ersten, der ihm in die Augen fiel: wer derjenige wäre, der die Ausgaben zu besorgen hätte? Man wies auf mich. Der Befehlshaber kam zu mir und frug: ob wir damit zufrieden wären, an den Füssen angeschlossen zu werden? Ich sagte ihm: daß wir darum am meisten bäten; und endlich wurden wir einig, ihm funfzig Thaler auf so lange Zeit zu bezahlen, bis wir nach Marseille gebracht werden würden. Ich zahlete sogleich diese Summe aus der gemeinen Casse, von

der ich Schatzmeister war; und der Befehlshaber ließ uns auch von diesen fürchterlichen Balken losmachen, und nahe beym Fenster an den Füssen anschliessen. Wir befanden uns bey dieser Milderung der Strafe sehr wohl, weil wir derselben seit vielen Jahren gewohnt waren. Unsere Kette, die am Boden angemacht war, war zwo Ellen lang, so, daß wir aufrechts stehen, sitzen und liegen konten, und wir waren, in Ansehung unserer ersten Lage an den Balken, in einem recht glücklichen Zustande. Herr Girardot besuchte uns vor dem Fenster sehr oft und redete vieles mit uns, doch, wegen der andern Verurtheilten, die bey uns waren, mit vieler Klugheit und Vorsichtigkeit. Dieser Ruhe genossen wir nicht länger als einen Monat hindurch, zu dessen Ausgang wir weggebracht wurden. Es wird nicht unangenehm seyn, hier diese Abreise zu beschreiben.

§. 275.

Die Jesuiten haben die geistliche Aufsicht über das Schloß Tournelle. Acht Tage vor unserer Abreise predigte täglich ein Novitius, der in seinen Predigten ein grosser Unwissender zu seyn schien, um die zu den Galeeren Verurtheilten zur Beichte und zum heiligen Abendmahl zuzubereiten. Er hatte beständig diesen Text: **Kommet her zu mir, ihr, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.** Er bemühete sich aufs äusserste, aus verschiedenen Stellen der Kirchenväter zu beweisen, daß der Heiland durch die Worte dieses Textes lehre, daß man zu ihm nur durch die Ohrenbeichte kommen könte. Wir verstanden seine Reden und wir verwunderten uns über seine Tollheit; wir hatten aber niemals die Gelegenheit, mit ihm sprechen zu können; denn er fürchtete sich auf eine entsetzliche Art vor unserm Umgang, indem er glaubte, daß wir alle protestantische Prediger wären, die, wie man zu Paris ausgestreuet hatte, sehr gefährlich und geschickt wären, die eifrigsten Catholiquen einzunehmen. Dieser arme Novitius nahm so wol beym Ein- als Ausgange einen grossen Umweg, um uns zu vermeiden. Indessen beichteten diese

Un-

Unglücklichen bey vielen Jesuiten, die ihnen in der kläglichen Stellung, da der Kopf an den Balken angeschlossen war, das heilige Sacrament reichten; eine Handlung, die selbst uns, die keinen solchen Glauben von diesem Geheimniß hatten, so unanständig zu seyn schien, daß wir davor einen wahren Abscheu bekamen. Ich bemerkte, daß, nachdem man ihnen die Hostie gegeben hatte, man ihnen auch Wein aus einem Kelche trinken lies. Ich frug einen von ihnen: ob sie das Abendmahl unter den beiden Gestalten bekämen? Er antwortete mir: daß der Wein, den man ihnen aus diesem Kelche gäbe, nicht geweihet wäre, und daß es nur eine Vorsicht sey, derer man sich in Tournelle bediente, um ihnen die Hostie hinunterschlucken zu lassen, und dis geschähe, seit dem ein Verurtheilter, an statt sie hinunterzuschlucken, sie aufbehalten und mit dem Satan einen Vertrag errichtet hätte, vermöge dessen er sich verpflichtet, ihm eine Hostie zu geben, wenn er auf dem Marsch alle zu den Galeeren Verurtheilte frey machte; dis hätte der Satan gethan; denn, da er die ganze Kette zerbrochen, so wären alle Sclaven, zum grösten Erstaunen der Wachen, entflohen. Ich würde den, der mir dis erzählete, leicht in Verwirrung haben setzen können, wenn ich ihn gefragt hätte: wozu der Satan diese Hostie brauchen könte? weil sie, nach ihrer Meinung, den wirklichen Leib und Blut Christi in sich enthielte, der auf die Erde das Reich GOttes zu errichten gekommen wäre, und den Satan bis in die tiefsten Abgründe gestürzet hätte. Allein, ich schwieg lieber, als daß ich mir von Seiten der Jesuiten Händel zuziehen solte, die sichs sehr angelegen seyn liessen, diese so abgeschmackte Fabel, die sie selbst nicht glauben, andern weis zu machen. Der 17te December war der bestimte Tag unserer Abreise. Um neun Uhr des Morgens lies man uns aus dem Gefängniß gehen, und in einen weitläuftigen Hof vor dem Schlosse führen. Man schloß uns zwey und zwey mit einer Kette drey Fuß lang, in deren Mitte ein runder Ring war, am Halse zusammen. Man stellete uns hierauf hintereinander in eine

Reihe

Reihe; und endlich wurde durch alle diese Ringe eine lange Kette gezogen, vermittelst derselben wir uns völlig zusammen gefesselt befanden. Wir machten eine sehr lange Reihe aus, denn es wären unser ohngefehr vierhundert. Da wir noch den Generalprocurator des Parlaments erwarten musten, der uns dem Capitain der Kette übergeben solte, so erlaubte man uns, daß wir uns insgesamt niedersetzen durften. Langlade, Gefreyter der königlichen Leibwache, oder des Herrn von Argenson, Policeylieutenant zu Paris, war unser Capitain. Gegen Mittag kam der Generalprocurator und drey Parlamentsräthe zur Tournelle; sie nanten uns insgesamt bey unsern Namen; sie lasen einem jeden den Inhalt unserer Verurtheilung vor, und übergaben uns dem Capitain der Kette. Diese Ceremonien hielten uns länger als drey Stunden auf, während derselben Herr Girardot den Herrn von Argenson bat, uns dem Capitain der Kette zu empfehlen; dis geschah sogleich, indem er dem Capitain befahl, uns besonders wohl zu begegnen, und uns alle Erleichterungen, die er uns geben könte, zu verschaffen, und ihm nach seiner Zurückunft von Marseille einen Schein von uns zu überbringen, durch den wir bezeugen solten, daß wir mit ihm zufrieden gewesen wären. Wegen unserer Bequemlichkeit auf der Reise, solte er sich mit dem Herrn Girardot selbst unterreden. Herr Girardot kam zu dem Ende in den Hof der Tournelle, und bat den Generalprocurator, die Gütigkeit zu haben, ihm zu erlauben, daß er mit den zwey und zwanzig Protestanten, die sich bey der Kette befänden, reden dürfte. Nachdem es der Generalprocurator mit vieler Höflichkeit bewilliget hatte, so kam er zu uns und umarmete uns mit einem bewundernswürdigen Affect. Er unterredete sich hierauf mit dem Capitain; der zu ihm sagte: daß es nöthig wäre, ihm das Geld, das wir etwa bey uns hätten, in die Hände zu geben, weil bey dem ersten Nachtlager, wo sich die Kette aufhielte, alles durchsuchet würde, und weil alsdann das Geld, das man bey den Verurtheilten fände, verloren sey. Herr Girardot frug uns: ob wir dem Capitain

unser

unser Geld anvertrauen wolten? Wir sagten ihm: daß wir es sehr gern thäten, und da unser Geld in einem Beutel war, den ich verwahrete, so gab ich ihn sogleich dem Herrn Girardot, der dis Geld, welches in sieben- bis achthundert Livres bestand, dem Capitain auszahlete. Der Capitain sagte hierauf zum Herrn Girardot, daß es für die Kranken und Schwachen, die sich unter uns befänden, sehr nöthig wäre, daß wir wegen der Zufälle, die uns auf dem Marsche zustossen könten, mit einem oder zween Wagen versehen würden. Er fügte aber hinzu, daß er dis auf seine Unkosten nicht thun könte, sondern daß er diejenigen, die nicht gehen könten, mit Stockschlägen überhäufte, um völlig gewiß zu werden, daß sie sich nicht verstelleten. Herr Girardot wußte, was er damit sagen wolte, und er wurde mit ihm einig, ihm von uns sogleich hundert Thaler auszahlen zu lassen, damit er uns, wenn wir nicht mehr gehen könten, ohne Stockschläge oder andere üble Begegnung auf Wagen bringen liesse. Die hundert Thaler befreyeten uns also, eigentlich zu reden, während unserer Reise von den Stockschlägen. Zu unserer Sicherheit lies Herr Girardot vom Capitain eine Quittung unterzeichnen, mit dem Versprechen, daß, wenn er uns unser Geld und den Kasten mit unsern Büchern wieder würde übergeben haben, er von uns einen Schein zurückbringen wolte. Nachdem dis geschehen war, und der Capitain seine Verhaltungsbefehle bekommen hatte, so lies man uns um drey Uhr des Nachmittages aus der Tournelle und durch einen Theil der Stadt Paris gehen. Eine grosse Menge protestantischer Personen befanden sich auf den Straassen, durch die wir giengen, und der Schläge ohnerachtet, die die unvernünftigen Schliesser unter ihnen austheileten, um sie von uns abzuhalten, warfen sie sich doch über uns her und umarmeten uns; denn wir waren unserer rothen Röcke wegen sehr kentlich. Ueberdem machten wir zwey und zwanzig insgesamt das Ende der Kette aus. Diese ehrlichen Leute, unter denen sich viele von Stande befanden, riefen uns mit lauter Stimme zu: Seyd getrost, ihr Bekenner

ner der Warheit; leidet standhaft um einer so vortreflichen Ursache willen; wir werden nie aufhören, GOtt zu bitten, daß er euch die Gnade erzeige, euch in euren harten Versuchungen zu unterstützen. Vier ansehnliche Kaufleute zu Paris begleiteten uns sogar mit Erlaubniß des Capitains bis nach Charenton, von dem sie sich auch versprechen liessen, daß er uns mit ihnen in einer besondern Stube des Wirthshauses, wo die Kette einkehren würde, zu essen erlauben wolten. Wir kamen um sechs Uhr des Abends bey Mondenschein zu Charenton an. Es war eine überaus grosse Kälte. Die Beschwerlichkeit, zu Fusse zu gehen, und die ausnehmende Schwere unserer Ketten, (wovon eines jeden seine nach der Aussage des Capitains selbst, hundert und funfzig Pfund wog,) hatte uns bey der grossen Kälte, die wir auf dem Hofe der Tournelle auszustehen hatten, auf eine solche Art, da wir zu Charenton ankamen, erhitzt, daß wir an unserm Leibe so naß waren, als wenn wir ins Wasser eingetaucht worden wären. Man brachte uns in den Pferdestall des Wirthshauses; welches Lager bereitete man uns aber, um uns von dieser grossen Beschwerlichkeit ausruhen zu lassen? Die Kette wurde auf eine solche Art an der Krippe vestgemachet, daß wir uns weder hinlegen noch niedersetzen konten, als nur auf den Mist der Pferde. Denn, da der Capitain jeden für zwanzig Thaler nach Marseille lebendig bringen muß, so schonet er bis dahin das Stroh, und wir haben auch während dieser Reise keines gehabt. Man lies uns also auf diese Weise bis um neun Uhr des Abends ausruhen, (wenn diese Ruhe nicht noch ärger war, als die Beschwerlichkeit, die wir ausgestanden hatten,) um uns zu einem so fürchterlichen Auftritte, als man sich nur einbilden kan, zuzubereiten. Indessen kamen unsere vier Herren von Paris, die uns bis nach Charenton gefolgt waren, in eben dem Wirthshause an, wo die Kette war; sie liessen sich daselbst das gröste Zimmer einräumen, und bestelleten ein Abendessen für dreyßig Personen, indem sie gewiß glaubten, daß der Capitain sein Versprechen halten würde.

Allein,

Allein, statt ihres Gastmahles mußten sie ein Trauerspiel mit ansehen, wovor ich noch beständig erzittere, so oft ich daran gedenke. Hier ist es. Um neun Uhr des Abends, da der Mond sehr helle schien, und wegen des Nordwindes eine sehr strenge Kälte war, schloß man die Kette ab, und lies uns aus dem Pferdestall in einen sehr grossen Hof gehen, der mit einer Mauer umgeben war. Wir wurden an ein Ende des Hofes gestellet, und man man befahl uns hierauf mit vielen Schlägen, daß wir uns ganz nackend ausziehen solten. Wir mußten gehorchen, und keiner entgieng dieser grausamen Begegnung. Nachdem wir uns völlig ausgezogen hatten, befahl man uns, nach dem andern Ende des Hofes zu gehen, wo wir zwo ganze Stunde hindurch dem Nordwinde ausgesetzt waren; und während dieser Zeit plünderten die Schliesser alle unsere Kleider, unter dem Vorwande, darinnen Messer, Feilen und andere Instrumente, die geschickt sind, die Ketten zu zernichten, zu finden. Man kan hieraus urtheilen, ob das Geld, das sich darinnen befand, den Händen dieser Räuber entgieng. Sie nahmen alles, was ihnen anstand, Schnupftücher, Leinwand, (wenn sie ein wenig gut war,) Dosen, Scheeren u. s. w. und behielten alles, ohne jemals etwas wiedergegeben zu haben; und wenn diese arme Unglückliche sie frugen, was man ihnen genommen hätte, so wurden sie auf eine erbärmliche Art mit Schlägen zugerichtet. Als die Durchsuchung unserer Sachen geendiget war, so befahl man uns, daß wir wieder an den Ort gehen solten, wo unsere Kleider lagen. Allein, denen meisten von uns war es wegen der grossen Kälte, die sie ausgestanden hatten, unmöglich zu gehen, so ein kleiner Raum es auch zwischen dem Orte, wo wir waren, und zwischen demjenigen, wo sich unsere Kleider befanden, war. Die Schläge regneten, so zu reden, wieder auf uns; da aber diese schreckliche Begegnung die völlig erfrorne Körper nicht wieder beleben konte, so zogen diese barbarischen Schliesser sie als ein Aas bey der Halskette nach sich. Es gaben darüber noch diesen Abend und den andern Morgen achtzehen Per-

sonen ihren Geist auf. Mit uns zwey und zwanzig gieng man aber noch ziemlich gelinde um, und unsere hundert Thaler kamen uns bey dieser Gelegenheit sehr wohl zu statten. Die Schliesser unterstützten uns, und trugen so gar einige von uns in ihren Armen bis an den Ort, wo unsere Kleider waren, und durch eine Art von Wunder starb während der ganzen Reise keiner, da wir doch noch dreymal diese barbarische Durchsuchung auf freyem Felde, und bey einer noch weit grössern Kälte, als die zu Charenton war, ausstehen mußten. Es ist zu bemerken, daß die vier Herren von Paris diese grausame Begegnung aus den Fenstern ihres Zimmers mit ansahen. Sie schryen und baten den Capitain: unserer zu schonen; er hörete sie aber nicht, und alles was sie thun konten, war dieses, daß sie uns als solche, an denen eine Todesstrafe volzogen werden solte, GOtt empföhlen, und seit dem haben wir sie niemals wieder gesehen; denn man schloß uns, wie vorher, an die Krippe im Pferdestall, und der Capitain erlaubte ihnen nicht, daß sie zu uns kommen, oder uns die geringste Erquickung bringen lassen durften, sondern wir mußten uns mit einem Stücke Brodt, ein wenig Käse und etwas schlechtem Wein begnügen, welches der Capitain unter uns austheilen lies. Was uns aber noch am meisten erwärmete, und was uns wahrscheinlicher Weise, nächst GOtt, das Leben rettete, war der Pferdemist in diesem Stalle, auf den wir uns theils setzten, theils halb niederlegten. Was mich aber anbetraf, so erinnere ich mich noch, daß ich mich ohne viele Schwierigkeit in denselben gänzlich verscharrete. Diejenigen, die es thun konten, fanden sich sehr wohl dabey, sie erwärmeten und erholeten sich bald. So schmutzig und besonders auch dieses Mittel war, so dankten wir doch dem Höchsten, daß er es uns verschaffet hatte.

§. 276.

Des andern Morgens früh giengen wir von Charenton weg. Man brachte einige von uns zwey und zwanzigen, die darum baten, auf Wagen, ohne ihnen jedoch im geringsten

ten übel zu begegnen; die andern aber, die noch wegen des gestrigen Abendes sehr vieles ausgestanden, und wovon einige dem Tode sehr nahe waren, konten diese Gnade nicht erhalten. Nachdem man sie durch gewaltige Schläge hinlänglich genug geprüfet, und sich endlich entschlossen hatte, sie auf den Wagen zu bringen, so machte man sie von der Kette los, und schlepte sie bey derjenigen, die sie um den Hals hatten, als ein Aas zum Wagen, worauf man sie als Hunde warf; und da ihre Füsse nackend waren, und an dem Wagen herunterhiengen, so erfroren ihnen dieselben in kurzer Zeit und standen unaussprechliche Schmerzen daran aus; und was noch das ärgste ist, so tödtete man diejenigen endlich mit Stockschlägen, die sich auf dem Wagen beklagten oder ihr Unglück beweineten. Man wird hier fragen, warum der Capitain ihres Lebens nicht besser geschonet, da er doch für einen jeden, den er lebendig nach Marseille brachte, zwanzig Thaler bekam, und für diejenigen nichts, die unter Weges starben? Die Ursach davon ist begreiflich. Wenn der Capitain sie auf seine Unkosten auf Wagen fortbringen lassen muß, so hat er sehr wenig Nutzen davon, weil das Fuhrwerk sehr theuer ist. Denn, zum Exempel, einen Menschen bis nach Marseille auf einem Wagen zu bringen, würde ihm mehr als vierzig Thaler, ohne den Unterhalt, kosten; und hieraus siehet man, daß es für ihn vortheilhafter ist, sie zu tödten, als sie auf Wagen fortbringen zu lassen. Er ist auch überdem ausser aller Schuld, wenn er bey dem Geistlichen des nächsten Dorfes die Beerdigung dieser Todten besorget, und sich von ihm ein Zeugniß geben läßt. Endlich kamen wir durch Isle de France, durch Bourgogne, durch Maconnois bis nach Lion, und thaten täglich drey bis vier Meilen. Dis ist in der That für solche Leute sehr viel, die, wie wir, mit Ketten beschweret waren, die alle Abend in Ställen auf dem Mist ruheten, die schlechten Unterhalt bekamen, und die, wenn das Thauwetter einfiel, bis an die Knie in dem Koth waden mußten, und auf deren Leibe der Regen nicht eher als mit der Witterung abtrocknete; ohne

der Ungeziefer und des Grindes zu gedenken, die von einem solchen Elende unzertrenlich verbunden sind. Dieses Ungeziefer nahmen wir mit der blossen Hand ab; von der Krätze aber, womit fast alle von der Kette belästiget waren, waren wir zwey und zwanzig befreyet, und es bekam sie keiner, ob wir gleich während des Marsches nicht von einander getrennet, und viele von uns mit diesen Kranken zusammen geschlossen wurden. Ich befand mich bey einem, der wegen seiner Entfliehung verurtheilet war. Er war ein guter Bursche. Man schloß mich mit ihm zu Dijon in Bourgundien zusammen, weil der Protestant, mit dem ich erst zusammen gewesen war, am Fusse krank wurde, und man ihn deshalb auf einen Wagen brachte. Dieser arme Ueberläufer war auf eine solche Art von der Krätze angesteckt, daß es zu bewundern war, wie ich davon befreyet bleiben konte. Denn da er nur ein halb verfaultes Hemde auf seinem Leibe hatte, durch welches der Eiter seiner Krätze hervordrang, und da ich mich von ihm sehr wenig entfernen konte, so lehnete er sich dergestalt an meinen Rock, daß er ein entsetzliches Geschrey erregte, wenn wir aufstehen mußten, und er bat mich inständigst, ihm das, was sich an meinen Rock angebackt hatte, mit abmachen zu helfen. Demohnerachtet aber bekam ich diese beschwerliche Krankheit nicht, die sonst einen andern so leicht ansteckt. Zu Lion wurde die ganze Kette in grosse platte Schiffe eingeschift, die uns auf der Rhone bis nach der heiligen Geistbrücke brachten. Von da giengen wir zu Lande nach Avignon, und von da nach Marseille; wo wir Protestanten den 17ten Jannuarius 1723 in guter Gesundheit ankamen. Viele von denen andern waren unter Weges gestorben, und es befanden sich unter ihnen sehr wenige, die nicht krank waren, und wovon noch sehr viele im Hospital zu Marseille ihren Geist aufgaben. Dis ist das Ende unseres Marsches von Dünkirchen bis nach Marseille; eine Reise, auf welcher ich besonders von Paris aus, mehr erduldet habe, als in den zwölf vorhergehenden Jahren meiner Gefangenschaft und meines Aufenthalts

auf

auf den Galeeren. GOtt sey aber gepriesen, daß ich nunmehr solche Begebenheiten erzählen werde, die vor unserer schon so längst gewünschten Freyheit vorhergiengen, und endlich dieselbe vollendeten; Begebenheiten, die GOtt Lob! nichts trauriges in sich enthalten, die aber der Neubegierde des Lesers sehr würdig sind. Man wird darin die heßliche Bosheit und den alten Haß der Mißionarien zu Marseille gewahr werden, aber auch die Gnade GOttes gegen seine Kinder über ihre unversöhnlichen Feinde triumphiren sehen.

§. 277.

Man brachte uns alle zwey und zwanzig auf die Hauptgaleere, die den Neuangekommenen und denen Schwachen von den fünf und dreißig Galeeren, die damals im Hafen zu Marseille waren, zu einem Ruheorte dienete. Diese Neuangekommenen blieben nicht lange darauf, man vertheilte sie bald auf die andern Galeeren; wir zwey und zwanzig aber blieben auf der Hauptgaleere, weil man glaubte, daß die sechs Galeeren von Dünkirchen nach Marseille kommen würden, und weil man alsdann einen jeden von uns auf die Galeere bringen wolte, von der er weggenommen worden war. Die Anzahl unserer Brüder, die sich auf dieser Hauptgaleere befanden, wurden durch uns bis auf vierzig vermehret. Diese Brüder empfiengen uns insgesamt mit Umarmungen, und mit Thränen der Freude und des Schmerzens: der Freude, uns gesund, standhaft und dem Willen des Höchsten überlassen zu sehen; des Schmerzens, wegen der Martern, die wir erduldet hatten. Sie priesen die göttliche Vorsehung, die uns in so langen und schmerzhaften Prüfungen beygestanden.

§. 278.

Der Superior der Mißionarien zu Marseille, Namens P. Garcin, befand sich eben zu der Zeit zu Paris, als wir daselbst waren. Er war zu uns in das Gefängniß Tournelle gekommen, und hatte uns daselbst aufs angelegentlichste durch zeitliche Versprechungen ermahnet, die Religion zu ändern; denn dis ist gemeiniglich der Text ihrer

Mißion. Ihr könnet jetzt, sagte er zu uns, in zweymal vier und zwanzig Stunden befreyet werden, wenn ihr eure Religion ändert, und ich will mich selbst bemühen, euch in dieser kurzen Zeit eure Befreyung zuwege zu bringen. Wozu wolt ihr euch noch vieler Gefahr aussetzen? fuhr er fort, allem Anschein nach, wird der dritte Theil von euch zwischen hier und Marseille, bey einer so rauhen Jahreszeit, umkommen; und wenn diejenigen von euch, die noch davon kommen, zu Marseille seyn werden, so werden sie eben so wie alle andere Protestanten handeln, die auf den Galeeren waren, und die alle unter meinen Händen ihre Religion abgeschworen haben. Wir antworteten ihm: daß weder die, deren er gedächte, für uns etwas gethan hätten, noch wir für sie, und daß jeder auf seine eigene Glückseligkeit bedacht seyn müßte. Er gieng weg und war eher zu Marseille, als wir. Eben dieser P. Garcin kam des andern Morgens nach unserer Ankunft auf die Hauptgaleere zu uns. Er lies uns alle auf den Hintertheil der Galeere zu sich kommen; er zählete uns, und da er noch eben die Anzahl gewahr wurde, die er zu Paris gesehen, so sagte er: es ist wahrlich ein Wunder, daß ihr insgesamt entkommen seyd. Seyd ihr noch nicht müde, Martern zu dulden? Sie betrügen sich sehr, antwortete ich, wenn sie glauben, daß die Drangsale unsern Glauben schwächen. Wir erfahren vielmehr das an uns, was der Psalmist sagt: daß, jemehr wir erdulden, je öfter wir an GOtt denken. Laßt uns singen! sagte er. Es ist kein solcher Gesang, erwiederte ich, als derjenige, den sie uns zu Paris vorsungen, daß alle unsre Brüder auf den Galeeren zu Marseille unter ihren Händen die Religion abgeschworen hätten. Es ist hier kein einziger, der es solte gethan haben, und wenn ich an ihrer Stelle wäre, so würde ich mich Zeit lebens schämen, eine Sache ausgesagt zu haben, die mich eines Betruges überführete. Ihr seyd ein Schwätzer, antwortete er sehr trotzig, und begab sich hinweg.

§. 279

§. 279.

Zwey bis drey Monate verstrichen zu Marseille, ohne daß uns etwas besonderes begegnete; zu Anfang des Aprils aber thaten die Mißionarien an uns alle eine algemeine Ermahnung, und versuchten durch irdische Versprechungen vielmehr, als durch hinreichende Gründe, uns zu überreden, daß wir die Religion ändern solten. Sie schmeichelten sich, zum wenigsten nur einige, und solten es auch nur einer oder zwey seyn, zu gewinnen, um ein satanisches Vorhaben, das sie geschmiedet hatten, zur Volziehung zu bringen, wie man es bald sehen wird. Ich muß, um in meiner Erzählung deutlich zu seyn, bis auf den Anfang dieser Geschichte zurück gehen. Von der Zusammenkunft zu Utrecht eines algemeinen Friedens wegen, hoften wir, daß dieser Friede uns unsere Befreyung verschaffen würde. Wir wußten, daß die protestantischen Stände sich diese Sache sehr angelegen seyn liessen. Da aber Frankreich davon nichts hören wolte, so wurde der Friede geschlossen, ohne darin unserer Erwehnung zu thun. Nunmehr war uns von Seiten der Menschen alle Hofnung genommen; wir wandten uns zu GOtt und ergaben uns gänzlich seinem heiligen Willen. In diesem Zustande befanden wir uns, als die Mißionarien mit ihren Ermahnungen anfiengen, die sich überredeten, daß, da wir alle menschliche Hofnung verloren hätten, es ihnen sehr leicht werden würde, uns durch ihre schönen Versprechungen zu versuchen, und einige von uns zu verführen, um ihre Rolle spielen zu können: sie waren aber GOtt Lob! in ihren Unternehmungen nicht glücklich. Wir wußten nicht, was zu unserm Besten in Engeland vorgieng; die Mißionarien aber, denen alles bekant war, hatten Nachricht, daß die Königin Anna sich sehr bemühete, für uns beym Könige von Frankreich eine Fürsprache zu thun, und als gute Staatsmänner glaubten sie, daß, wenn die Königin um uns anhielte, der König es aus bekanten Ursachen nicht abschlagen würde. Dis brachte diese Herren zu dem Entschluß, sich vermittelst aller Arten von Ränken unserer Frey-

heit zu widersetzen, indem sie dem Könige, zu dem sie einen freyen Zutrit hatten, weismachen wolten, daß die Ketzer, die auf den Galeeren wären, sich insgesamt zur Catholischen Kirche bekehren würden, damit der König Ursach hätte, sich der Fürsprache, die die Königin Anna für unsere Befreyung thun könte, zu widersetzen. Da sie aber keinen von uns zur Abschwörung seiner Religion bewegen konten, und da ihnen doch solches nöthig war, um ihr Vorhaben zu volziehen; was thaten diese Betrüger, um den König zu hintergehen? Sie beredeten zween unglückliche Sclaven, wovon der eine wegen eines Diebstahls, der andere aber wegen Entfliehung war verurtheilet worden, alle beyde geborne Römischcatholische, und die seit vielen Jahren, da sie auf den Galeeren sich befanden, diese Religion ernstlich bekennet hatten; sie beredeten sie, sage ich, daß sie sich verstellen musten, als wenn sie von der protestantischen Religion wären und Catholisch werden wolten. Man versprach ihnen hierauf ihre Befreyung. Diese Bedingung war für diese zween Sclaven schmeichelhaft genug, und sie liessen sich auch nicht lange dazu nöthigen. Uns war dieser Betrug unbekant, und wir erstauneten insgesamt, als an einem Sontage, da man auf den Galeeren die Messe las, sich diese vorgeblichen Protestanten auf ihre Bank legten, wie die wahren Protestanten, denen man diese Handlung erlaubte, und wodurch sie zu erkennen gaben, daß sie keinen Glauben an die Messe hätten. Ich weiß, daß es meinem Leser nicht unangenehm seyn wird, wenn ich hier eine kleine Ausschweifung begehe, und von dem Ursprung dieser Duldung rede, worüber sich ohne Zweifel diejenigen wundern werden, denen sie unbekant ist, und die den Geist der römischen Geistlichen und besonders der Missionarien kennen, die gar nicht gewohnt sind, eine solche Unanständigkeit gegen ein Geheimniß, das sie so sehr erheben, ungestraft zu ertragen.

§. 280.

Nach dem Ryswikischen Frieden wolten die Missionarien die Protestanten auf den Galeeren zwingen, daß sie sich

sich bey Lesung der Messe, wie die Catholiquen, mit entblößtem Haupte zur Erde legen solten. Um in diesem Vorhaben glücklich zu seyn, brauchten sie sich nicht viele Mühe zu geben, den Generalmajor der Galeeren, Herrn von Bonbelle, den grösten und blutgierigsten Verfolger, auf ihre Seite zu bringen. Sie beschlossen mit ihm, allen Protestanten so lange die Bastonnade geben zu lassen, bis sie versprochen hätten, während der Messe in dieser Stellung zu bleiben. Und um diese Execution eben so erschrecklich zu machen, als lange Zeit sie dauren würde, so verglich man sich, daß der Major täglich auf einer oder zwo Galeeren, und so fort auf allen andern, die Bastonnade geben lassen solte, um bey denen wieder anzufangen, die halsstarrig gewesen wären, und auf eine solche Art so lange fortzufahren, bis sie sich unterwürfen oder unter dieser Strafe ihren Geist aufgäben. Bonbelle fieng diese erschreckliche Strafe an, und täglich fuhr er von einer Galeere zur andern fort, und seine gewöhnlichen Ausdrücke, deren er sich bedienete, um diese Märtyrer zum Gehorsam zu ermahnen, waren diese: **Hund, wirf dich nieder, wenn man die Messe lesen wird, und bete in dieser Stellung entweder GOtt, oder den Teufel an; es gilt uns gleich viel!** Alle die, welche dieser Strafe unterworfen wurden, widersetzten sich muthig, und mitten unter ihren Martern lobten sie GOtt. Indessen wurden die Gesandten der Protestantischen Mächte, die sich am Französischen Hofe befanden, davon benachrichtiget, die auch sogleich dem Könige Bittschriften übergaben; worin sie unter andern anführeten, daß es eine unerhörte Ungerechtigkeit wäre, daß Leute, die wegen ihrer Religion durch die Galeerenstrafe schon genug ausstünden, noch durch neue Martern auf denselben gequälet würden. Der König gestand, daß dis sehr unbillig wäre, und erklärete, daß man diese Gewaltthätigkeiten ohne seine Befehle begangen hätte, und schickte sogleich Befehl nach Marseille, daß man solche Ausschweifungen fernerhin nicht begehen, und den Protestanten der Galeeren Wiedererstattung thun solte.

Es geschah, aber auf eine sehr schwache Art; indem man vorgab, daß es ein Uebel wäre, das nicht mehr geschehen würde. Und seit der Zeit erlaubete man den Protestanten, sich während der Messe auf ihre Bänke niederzulegen.

§. 281.

Ich fahre in der Geschichte der beyden falschen Protestanten fort, hinter die sich die Mißionarien gesteckt hatten. Da sich diese Bösewichter während der Messe auf ihre Bank niedergeleget hatten, und der Rudervogt, der gemeiniglich Acht giebt, daß jedweder in solchem Fall seine Schuldigkeit thue, sie ausser der gewöhnlichen Stellung sah; so frug er sie um die Ursach. Sie antworteten: daß sie wahre Hugonotten wären, weil sich ihre Eltern zu der protestantischen Religion bekenneten. Die Rudervögte gaben den Geistlichen davon Nachricht, denn es wurde dieses Schauspiel auf zween verschiedenen Galeeren gespielet. Die Geistlichen ermahneten sie, sich wieder zur Römischen Kirche zu bekennen. Sie weigerten sich anfänglich; endlich ergaben sie sich aber. Wir wußten zwar, daß dis ein Staatsstreich der Mißionarien war; wir konten aber den Mißbrauch desselben nicht einsehen, und wir entdeckten ihn erst einige Tage nachher, da ihn die Mißionarien selbst bekant machten. Nachdem diese beyde falsche Hugonotten ihre öffentliche und feyerliche Abschwörung gethan hatten, um dadurch dieser schönen Bekehrung einen grössern Glanz zu geben, so empfiengen sie ihre Erlassung vom Hofe, und wurden in völlige Freyheit gesetzt. An eben dem Tage ihrer Befreyung, giengen der P. Garcin und ein anderer Mißionarius von Galeere zu Galeere, und verkündigten diese Gnade des Königes, die zween von unsern Brüdern widerfahren seyn solte. Sie kamen also auch auf die Hauptgaleere, wo sich über vierzig Protestanten befanden. Sie befahlen dem Schliesser, uns insgesamt abzuschliessen, damit sie mit uns in dem Zimmer des Hintertheils reden könten. Wir begaben uns dahin, und nach vielen schmeichelhaften Höflichkeiten, an denen es diesen Vätern niemals fehlet, fiengen sie ihre Reden auf diese

Weise

Weise an: Meine Herren, sie wissen die Bemühungen und die Sorgen, die wir uns jederzeit für ihre Bekehrung gegeben haben, und besonders damals, da wir an sie eine algemeine Ermahnung ergehen liessen, ohne jedoch den Nutzen, den wir davon zu haben glaubten, daraus zu ziehen. Da aber GOtt seine Wohlthaten nach seinem Gefallen austheilet, so haben zween von ihnen, deren Herz der HErr erweichet hat, die Warheiten, die wir sie gelehret haben, angenommen, und mit einem grossen Eifer unter unsern Händen ihre Abschwörung gethan. Und da wir wissen, daß Sr. Majestät nichts angenehmer seyn kan, als die Bekehrung seiner irrenden Unterthanen; so haben wir nicht ermangelt, ihm diese gute Nachricht zu hinterbringen, und hier sehen sie, was Dieselben dem Herrn von Pontchartrain, ihrem Minister, zu schreiben befohlen haben. Hierauf las man uns das Schreiben dieses Ministers vor, welches des Inhalts war: daß Se. Majestät sich freueten, zu vernehmen, daß zwey der vornehmsten protestantischen Ketzer von den Galeeren ihren Irthümern entsaget hätten, und daß Se. Majestät nach den Versicherungen, die sie ihnen deshalb gäben, hofte, daß alle andere, die sich noch auf den Galeeren befänden, diesem guten Exempel bald folgen würden, und daß in diesem Fall Se. Majestät ihnen nicht nur ihre Befreyung, sondern auch seine Gnade als treuen Unterthanen verspräche. Wir konten durch diesen Brief leicht urtheilen, daß sich die Mißionarien dieser Triebfeder bedienet hatten, um Se. Majestät zu überreden, daß diese beyden Neubekehrte die Stützen der andern wären, und daß Se. Majestät in dieser Meinung keine Fürsprache anhören würde, weil man ihm dagegen jederzeit einwenden würde, daß wir alle bekehrt, oder willens wären, es zu werden. Welche Verwegenheit von diesen Mißionarien, die sich durch diese List bemüheten, den König zu hintergehen! Welche Bosheit von diesen Betrügern, die ungestraft mit der Religion spielen, und die die Wahrheit ihrer verfluchten Lüge aufopfern! Doch, es kostet diese Herren nichts, wenn sie nur

den Zweck ihres schädlichen Vorhabens erreichen. Gottlosigkeit, Lügen, Heucheley, Grausamkeiten, kurz, alle schändliche Laster sind in ihren Augen blosse Kleinigkeiten, wenn sie sie nur zur Verfolgung der Ketzerey ausüben, und um ihren Haß und ihre Rache wider ihre Feinde, die es deshalb sind, weil sie nicht so denken, wie sie, zu sättigen. Dis ist eine Schilderung des Characters dieser berühmten Gewissensräthe, die zu gleicher Zeit die grausamsten und fürchterlichsten Feinde der armen Protestanten sind. Man wird in der Folge sehen, wozu sie noch fähig sind. Nachdem der P. Garcin, Superior der Mißionarien zu Marseille, diesen Brief des Herrn von Pontchartrain uns vorgelesen hatte, so fieng er sehr beredt an wieder zu reden, und rühmete uns die Gütigkeit des Königes gegen seine Unterthanen, der sich nicht nur damit begnügen lies, ihnen zeitliche Güter zu verschaffen, sondern der auch darauf bedacht wäre, ihre Seelen zu erhalten; daß dieser Brief, den er seinem Minister zu schreiben befohlen hätte, ein hinreichender Beweis davon sey. Er erwehnte hierauf die Gütigkeiten der Römischen Kirche, die nach dem Beyspiele des Heilandes der Welt, niemanden als durch Ueberzeugung der Warheit des heiligen Evangelii zwänge. Und wir sind weit von der Maxime, rief dieser Pater, die ihr uns so oft vorwerfet, entfernet, daß wir euch verfolgen solten, um euch zu der Römischen Kirche zu bringen. Wir bekennen euch, daß wir sie verabscheuen, und wir gestehen, daß es nach dem Gebote des Evangelii niemanden zukomme, andere wegen der Religion zu verfolgen. Gehet selbst in euch, fuhr dieser Pater fort, und ergebet euch der königlichen und heiligen Vorsorge Sr. Majestät, und der angenehmen Überzeugung der Warheiten, die wir euch von ganzem Herzen und mit einem wahren Eifer für euer Wohl verkündigen. Nachdem er seine Rede geendiget hatte, nahm einer von uns das Wort und bezeigte: daß wir bey den Anerbietungen der Gnade Sr. Majestät sehr empfindlich gerühret worden wären; daß wir Zeit lebens in den Gesinnungen wahrer und ge-

treuer

treuer Unterthanen unveränderlich bleiben würden; daß wir aber fest entschlossen wären, unsern Glauben mit der Gnade GOttes beständig zu bekennen. Der Pater Garcin fiel ihm hier sogleich in die Rede und sagte zu ihm: daß er für uns alle nicht Bürge werden könte, und daß er überdem einem jeden einige Zeit liesse, über das nachzudenken, was er uns gesagt hätte. Da wir diesen beyden Mißionarien nichts mehr zu sagen hatten, so giengen wir aus der Stube, wo sie noch eine kurze Zeit blieben, vermuthlich um zu sehen, ob nicht zum wenigsten einige von uns zurückkommen, und ihnen bekennen würden, daß sie überzeugt wären. Die Schliesser fiengen an, einen jeden wieder an seine Bank anzuschliessen; da sich aber unsere Anzahl bis auf vierzig erstreckte, und eine gute Stunde verstrich, ehe diese Arbeit geendiget wurde, so unterredete ich mich während dieser Zeit mit dreyen von unsern Brüdern, und warteten, bis an uns die Reihe kam. Ich sagte ihnen: daß ich das nicht länger znrückhalten könte, was in meinem Gemüthe vorgienge, und daß ich begierig wäre, auf den Betrug des Pater Garcin zu antworten, der sich unterstünde, zu behaupten, daß wir nicht verfolget wären. Sie stelleten mir vor: daß ich ja den harten und grausamen Character dieser Leute kennete, und daß unsere Widerlegungen nur zu einer ärgern Begegnung Anlaß geben würde. Meine Herren, sagte ich zu ihnen, wir haben so viel Drangsale ausgestanden, die uns GOtt um seinetwillen mit vieler Freude hat erdulden lassen, daß nichts mehr vermögend seyn wird, uns kleinmüthig zu machen, und daß wir noch alles, vermittelst der göttlichen Gnade, geduldig ertragen werden. Lassen sie uns deshalb ich bitte sie darum, in die Stube, worin diese Väter noch sind, gehen, damit ich das in ihrer Gegenwart ausschütte, was ich auf meinem Herzen habe. Ich werde das Wort führen, und mich gewiß keiner Schmähworte oder einer Unanständigkeit, die ihnen Anlaß geben könte, uns übel zu begegnen, bedienen. Sie liessen sich bereden, und wir giengen alle viere, in die Stube. Sobald sie uns sahen, nahmen

men sie eine freudige Miene an, durch die wir errathen konten, daß sie glaubten, daß wir über ihre Rede ernsthafte Betrachtungen angestellet hätten, und daß wir ihnen gestehen wolten, daß wir überwunden wären. Sie empfiengen uns überaus höflich, und baten uns, daß wir uns setzen möchten. Ich hatte unsern dreyen Brüdern, die mich begleiteten, versprochen, zu reden; ich that es. Der Pater Garcin frug mich anfänglich: was wir zu thun willens wären, und ob wir das, was er uns gesaget, und das Versprechen des Königes, wenn wir unsern Irthümern entsagen wolten, überleget hätten? Ich antwortete ihm: daß wir von der Gütigkeit und Aufrichtigkeit Sr. Majestät volkommen überzeugt wären, und daß wir nur noch einige Gewissensscrupel hätten, deren wir gern entlediget seyn wolten, und von denen wir hoften, daß sie die Gütigkeit haben würden, uns dieselben zu benehmen. Ich gestehe, daß ich mich etwas verstelte; ich mußte ihnen aber weismachen, daß wir erst capituliren und uns alsdann ergeben wolten. Ich erdachte diese List, um sie in die Fallstricke, die ich ihnen stelte, zu locken, und ich hatte das Vergnügen, sie darein fallen zu sehen, wie ich es gewünscht hatte. Ich wolte sie heimlich gestehen lassen, daß wir um der Religion willen verfolget worden wären; und sehen sie, wie ich es anfieng. Die drey Brüder waren indessen wegen des Anfangs unsrer Unterredung, die ich ihnen aus Mangel der Zeit nicht gesagt hatte, sehr beunruhiget; der Ausgang vergnügte sie aber sehr.

§. 282.

Ich sagte also zu diesem Pater, daß wir das, was man uns gesagt hätte, ernsthaft überleget hätten; daß uns aber in Ansehung unserer Bekehrung eine grosse Hinderniß übrig bliebe, die wir ihnen vorlegen wolten, und um dessen Hebung wir bäten. Redet, sagte er, alle eure Schwierigkeiten sollen gehoben werden. Ich kan ihnen versichern, fieng ich hierauf an, daß ich durch den Beystand GOttes und meiner Eltern in den Grundwarheiten der Reformirten Religion erzogen und hinlänglich unterrichtet wor-

worden bin. Ich muß ihnen aber gestehen, daß mich darin nichts mehr bevestiget, als daß ich mich um ihretwillen verfolget sehe. Denn, wenn ich überlege, daß JEsus Christus, seine Apostel und so viele gläubige Christen, nach der Weissagung dieses göttlichen Erlösers, verfolget worden sind, so muß ich glauben, daß ich auf dem wahren Wege des Heils bin, weil ich, wie sie, verfolget werde. Wenn sie mich also, fuhr ich fort, überführen können, daß wir nicht verfolget sind, wie sie es behaupten, so bekenne ich ihnen, daß sie mich bald gewinnen werden. Ich freue mich, erwiederte der P. Garcin, daß ihr mir auf eine so deutliche Art euren Scrupel entdecket, und um desto mehr, da nichts so leicht ist, als denselben zu heben, indem ich euch beweisen werde, daß ihr um der Religion willen nicht verfolget seyd. Wisset ihr, frug er mich, was die Verfolgung ist. Ach! sagte ich zu ihm, mein und meiner Brüder kläglicher Zustand macht sie uns sehr begreiflich. Possen, antwortete er, dis ist es, was euch betrüget; Strafe haltet ihr für Verfolgung, und ich werde euch davon überzeugen. Warum seyd ihr auf den Galeeren, und was ist die Ursach eurer Verurtheilung? Ich antwortete ihm, daß, da ich in meinem Vaterlande verfolget worden wäre, ich aus dem Königreiche hätte gehen wollen, um meine Religion in Freyheit zu bekennen, und daß man mich an den Grenzen angehalten, und deshalb zu den Galeeren verurtheilet hätte. Sehet ihr, rief der Pater Garcin aus, daß ihr nicht wisset, was Verfolgung ist! Ihr werdet verfolget, wenn man mit euch der Religion wegen übel umgehet, und euch zwinget, der Religion, zu der ihr euch bekennet, zu entsagen. Hat die Religion aber an eurer That einigen Antheil? Der König hat allen seinen Unterthanen verboten, ohne seine Erlaubniß aus dem Königreiche zu gehen, ihr habt es aber thun wollen, und man strafet euch, den königlichen Befehlen zuwider gehandelt zu haben. Dis betrift die Staatspolicey und nicht die Kirche, noch die Religion. Er wandte sich hierauf zu einem unserer Brüder und

frug

frug ihn: warum er auf den Galeeren wäre? Weil ich in einer Versamlung GOtt angerufen habe, antwortete er. Wieder eine Uebertretung der königlichen Befehle, sagte P. Garcin. Der König hat verboten, sich an keinem andern Orte, als in den Kirchen des Königreichs zu versamlen. Ihr thut das Gegentheil, und ihr werdet deshalb gestraft. Ein anderer von unsern Brüdern sagte zu ihm: daß, da er krank gewesen, der Geistliche zu ihm gekommen und seine Erklärung von ihm haben wollen, ob er in der protestantischen oder Römischcatholischen Religion leben und sterben wolle? daß er hierauf geantwortet hätte, in der protestantischen, und daß man ihn nach seiner Wiederherstellung gefangen und zu den Galeeren verdammet hätte. Abermals eine Uebertretung der Befehle des Königs, rief der P. Garcin. Se. Majestät wollen, daß alle ihre Unterthanen in der Römischen Religion leben und sterben. Ihr habt euch erklärt, es nicht zu thun; und heist das nicht, sich den königlichen Befehlen widersetzen? Ihr habt also insgesamt den Befehlen des Königes zuwider gehandelt, die Religion hat daran keinen Antheil; sie hat euch bey eurem Proceß nicht beygestanden. Kurz, alles ist ohne ihr Wissen vorgegangen. Ich sahe wohl, daß es mir Mühe kosten würde, ihn zu überführen, daß wir um der Religion willen verfolget wären, wenn ich mich nicht länger verstelte. Ich sagte ihm also, daß ich mit der Erklärung der Verfolgung zufrieden wäre, und frug ihn: ob man mich nicht, wenn die andern Zweifel, die mir noch übrig blieben, völlig gehoben wären, vor meiner Abschwörung in Freyheit setzen könte? Nein, antwortete er, ihr werdet nicht eher von den Galeeren kommen, bis ihr nicht eure Religion förmlich abgeschworen habt. Und wenn ich diese Abschwörung thue, kan ich hoffen, bald in Freyheit gesetzt zu werden? Vierzehen Tage nachher, sagte der P. Garcin, denn ihr sehet, daß sie der König in solchem Fall verspricht. Jetzt legte ich das verstelte Wesen, das ich bisher beobachtet, ab, um ihm mit einer sehr ernsthaften Miene zu sagen, daß ich heute die Stärke der Warheit, die sich

mitten

mitten durch die Lügen hindurchdringet, erführe. Sie haben sich bemühet, fuhr ich fort, uns durch alle ihre sophistische Urtheile zu überführen, daß wir der Religion wegen nicht verfolget wären; und ich will sie ohne einige Philosophie noch Rednerkunst, durch zwey einfältige und natürliche Fragen zum Geständniß bringen, daß die Religion mich nebst meinen Brüdern auf der Galeere gefangen hält; denn sie haben selbst gestanden, daß, wenn wir eine förmliche Abschwörung thäten, wir bald befreyet werden würden; daß wir aber unsere Freyheit niemals erlangen würden, wenn wir unsrer Religion nicht entsagten. Ich würde meine Betrachtungen über sein Geständniß noch weiter haben ausdehnen können, um ihm das lächerliche seiner Irthümer zu zeigen; er sah sich aber durch seine eigenen Worte so sehr in die Enge getrieben, daß, da sich die Wuth seiner Sinne bemächtigte, er die Unterredung mit Unvernunft und Uebereilung zerriß; er nante uns boshafte Narren, und befahl dem Schliesser, uns an unsere Bänke anzuschliessen, und uns im geringsten keiner Erleichterung geniessen zu lassen. Man kan hieraus den satanischen Character dieser betrügerischen und grausamen Mißionarien erkennen lernen. Ich schreite zu der Gelegenheit, die uns unsere Freyheit zuwege brachte.

§. 283.

Da der Friede zu Utrecht geschlossen war, ohne daß man darin für uns etwas erhalten konte, so wolte der Marquis von Rochegude, ein Französischer Edelmann, der nach der Schweitz geflüchtet war, und der von Seiten der protestantischen Cantons nach Utrecht geschickt worden war, um für die armen Bekenner auf den Französischen Galeeren etwas auszurichten; so wolte er, sage ich, mit Mühe und für sein hohes Alter fast mit übernatürlichen Beschwerlichkeiten, den letzten Streich wagen. Er gieng von Utrecht nach Norden, zu dem Könige von Schweden Carl XII, von da zu den Königen von Dännemark und von Preussen, zu verschiedenen andern protestantischen Prinzen, und zu den Generalstaaten der vereinigten Provinzen; kurz, zu allen Mächten

kommen würde, weil die Königin von Engeland um uns alle angehalten hatte. Was leidet man aber nicht zwischen Furcht und Hofnung? Wir hundert und sechs und dreyßig befanden uns indessen drey Wochen hindurch in gleichem Fall, nemlich zwischen Furcht und Hofnung. Derjenige, der uns die Liste zugeschickt hatte, lies uns zugleich wissen, daß die Mißionarien nach Hofe geschrieben hätten, um diese Befehle zu zernichten, und unsere Befreyung zu verhindern. Wir wußten schon längst aus der Erfahrung, daß diese Herren lange Hände hätten, und daß man ihnen nichts abschlüge. War unsere Furcht also wol ungegründet? Mußte sie uns nicht Tag und Nacht quälen? Endlich kam der Expresse der Mißionarien wieder zu Marseille an; zur grossen Verwunderung dieser Herren aber, brachte er weder eine gute noch schlimme Antwort mit: und dis brachte den Intendanten auf die Gedanken, daß der König seine Befehle wolle volzogen haben. Da die Mißionarien aber noch nicht alle Hofnung aufgaben, so baten sie den Intendanten nochmals um acht Tage Verzug, um einen andern Expressen zu erwarten, den sie nach dem erstern wieder weggeschickt hatten. Dieser Expresse kam mit eben dem Stillschweigen vom Hofe an. Da wir während dieser Zeit den Befehl, der die Befreyung von hundert und sechs und dreyßig Protestanten betraf, nicht geheim halten konten, so kamen die Mißionarien, die sich schmeichelten, ihn zu zernichten, zu uns auf die Galeeren, und sagten einem jeden, daß wir uns in unserer Rechnung betrogen hätten, und daß gewiß keiner von uns befreyet werden würde. Nach der Ankunft des letzten Expressen wurden sie sehr bestürzt, und wendeten ihre Bosheit nicht mehr an, sich unserer Befreyung zu widersetzen. Sie frugen den Intendanten, auf was vor eine Art er uns auf freyen Fuß setzen wolte? Der Intendant antwortete ihnen, daß wir in völlige Freyheit gesetzet werden würden, und daß es uns frey stünde, zu gehen, wohin wir wolten. Ueber diesen Punct beschwereten sie sich überaus und behaupteten, daß sich solche Ketzer, wie wir, im ganzen Königreiche ausbreiten, und nicht

nicht nur die Neubekehrten, sondern auch die ächten Catholiken, verderben würden. Ueberdis schlugen sie dem Intendanten vor, uns bekant machen zu lassen, daß wir sogleich mit dem Beding losgelassen werden solten, wenn wir zu Schiffe aus dem Königreiche gehen, und niemals, bey Strafe, Zeit Lebens zu den Galeeren verurtheilet zu werden, in dasselbe wieder zu kommen. Dis war ein listiger und boshafter Streich; denn wie solten wir zu Schiffe wegkommen? Im Hafen befand sich kein Schif, das uns nach Holland oder nach England hätte bringen können. Wir konten auch kein solches miethen, das für so viel Personen geschickt gewesen wäre; denn es würde uns eine ansehnliche Summe gekostet haben, die wir aber nicht hatten. Dis sahen die Mißionarien zuvor, und sie glaubten, uns aller Mittel beraubt zu haben.

§. 284.

Wenn die Galeerensclaven befreyet werden sollen, so wird es ihnen gemeiniglich einige Tage zuvor bekant gemacht. Die Schliesser der Galeeren bekamen aber an einem gewissen Tage von dem Intendanten den Befehl, uns hundert und sechs und dreyßig nach dem Zeughause zu Marseille zu bringen. Es geschah; und da der Intendant einen jeden bey seinem Namen genennet hatte, so machte er uns bekant, daß uns der König auf Anhalten der Königin von England unsre Freyheit bewilligte, doch mit der Bedingung, auf unsre Unkosten zu Wasser aus dem Königreiche zu gehen. Wir stelten dem Intendanten vor, daß diese Bedingung uns sehr schwer fiele, und daß es uns fast unmöglich wäre, sie zu Stande zu bringen, indem wir keine Schiffe miethen könten, die uns fortbrächten. Dafür müssen sie sorgen, sagte er, der König will keinen Heller für sie bezahlen. Wir baten ihn hierauf, daß er uns die Erlaubniß geben möchte, eine Gelegenheit ausfündig zu machen, um zu Schiffe weggehen zu können. Dis ist billig, sagte er; und sogleich befahl er dem Schliesser, uns allenthalben längst des Hafens mit einer Wache gehen zu lassen, um ein Schif miethen zu

kannen. Indessen fanden die Mißionarien ein anderes Project, das unsrer Befreyung noch mehr hinderlich seyn solte. Sie wolten uns nemlich befragen, wohin wir zu gehen willens wären, und hiebey hatten sie diese Absicht. Sie wußten, daß wir unsre Eltern oder unsre Sachen ausser dem Königreiche hatten, einige in Holland, einige in England, und andre in der Schweitz und an andern Oertern; und sie dachten so: demjenigen, der in Holland sagen wird, wird man ankündigen, daß er warten müsse, bis in dem Hafen zu Marseille Holländische Schiffe ankämen; mit demjenigen, der in England sagen wird, wird man ein gleiches thun, und denen, die in der Schweitz oder zu Genev sagen werden, wird man zu wissen thun, daß sie sich nach Italien bringen lassen solten. Sie glaubten aber, daß dieser ihnen die wenigsten seyn würden. Nach diesem Entwurf, der uns unbekant war, würden wir niemals aus ihren Händen gekommen seyn. Von ohngefehr aber, oder vielmehr aus einer heimlichen Schickung GOttes, der unsre Befreyung bestimmet hatte, wurden diese boshafte Mißionarien in ihrer Hofnung betrogen. Denn da sie uns in das Zeughaus hatten kommen lassen, um diese Aussage von einem jeden von uns zu fordern, so führete man uns in einen Gang, an dessen Ende sich der Commissarius der Marine nebst zweyen von diesen ehrwürdigen Vätern befanden. Dieser Gang war so enge, daß wir hinter einander stehen mußten. Zu unserm Glück hatte der erste von den hundert und sechs und dreyßig seine Sachen zu Genev. Man frug ihn, wohin er gehen wolte? Nach Genev, sagte er. Derjenige, der sich hinter ihm befand, und der da glaubte, daß wir alle nach Genev sagen müßten, sagte zu seinem Nachbar: daß sie alle nach Genev sagen solten. Es geschah; denn da der Commissarius viele frug, und vernahm, daß sie insgesamt nach Genev antworteten; so sagte er: ich glaube, daß sie alle nach Genev gehen wollen? Ja, mein Herr, riefen wir alle auf einmal, nach Genev. Hierauf kündigte uns der Commissarius an, daß wir uns nach Schiffen umsehen solten, die uns nach Italien bräch-

brächten; denn man kan, wie jederman weiß, von Marseille nach Genev zu Meere nicht kommen; und da wir durch Frankreich nicht gehen durften, so konten wir keinen andern Weg als durch Italien nehmen. Es ist zwar ein grosser Umweg, man hatte aber keine andre Gelegenheit. Dieser ohngefehre Zufall, alle nach Genev zu sagen, brachte uns indessen das Mittel zuwege, bald auf freyen Fuß gesetzet zu werden.

§. 285.

Wir bemüheten uns also, ein Schif aufzusuchen, das uns nach Italien bringen solte. An einem Tage, da wir sehr beunruhiget waren, weil wir keines finden konten, kam ein Steuermann der Galeere des Günstlinges, Namens Jovas, zu einem unsrer Brüder. Er besaß eine Tartane; eine Art von Barken, die auf dem mittelländischen Meere schiffen. Dieser Steuermann sagte zu diesem Bruder, daß er uns von Marseille nach Ville Franche, einem Seehafen in der Grafschaft Nizza, der dem Könige von Sardinien zugehöret, bringen wolte, und daß wir von da, durch Piemont nach Genev gehen könten. Wir vernahmen diese Nachricht und wir kamen mit ihm überein, daß ein jeder sechs Livres bezahlen solte, wenn er uns mit Lebensmitteln versehen würde, die für uns nothwendig wären. Wir freueten uns, diese Gelegenheit gefunden zu haben, und Jovas hatte hievon Vortheil; denn es war für eine so kurze Reise eine gute Bezahlung, indem Ville Franche nur ohngefehr zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen von Marseille entfernt ist. Es mußte nunmehr dem Intendanten gemeldet werden, daß wir ein Schif bekommen hätten. Einer von uns begab sich nebst Jovas dahin. Der Intendant war darüber vergnügt, und sagte, daß er uns unsre Freybriefe wolte ausfertigen lassen. Wir glaubten sicherlich, des andern Morgens in völlige Freyheit gesetzet zu werden; die boshaften Mißionarien aber verhinderten es. Nachdem sie gehöret hatten, daß wir uns nach Ville Franche begeben würden, so stelten sie dem Intendanten vor,

daß dieser Ort den Französischen Grenzen zu nahe sey; daß wir uns alle nach Frankreich wieder begeben könten, und daß man uns entweder nach Genua, oder nach Livorno, oder nach Oneglia bringen müßte. Welch eine Bosheit und ein Haß von diesen grausamen Mißionarien, die uns noch so länge verfolgen wolten, als es ihnen möglich war! denn sie wußten wohl, daß der Weg über Ville Franche nach Genev noch einmal so kurz sey, als derjenige über Livorno oder Genua; und hiezu kam noch die grosse Beschwerlichkeit der Wege dieser lezten Oerter, indem wir die grösten und erschrecklichsten Berge der Alpen ersteigen mußten, das für die Greisse und für die Gelähmten, die sich unter unserm Haufen befanden, unmöglich war; und jederman weiß, daß kein Wagen über diese hohe Berge gehen kan, und daß man sie nur mit Mauleseln zu ersteigen im Stande ist. Diesen Barbaren war auch wohl bekant, daß es sehr natürlich wäre, daß wir nie nach Frankreich wieder kehren würden, wenn wir erst einmal aus demselben wären; und daß wir vielmehr Ursache hätten, es zu fliehen, da, so zu reden, die Wunden, die man uns darin geschlagen hatte, noch bluteten. Der Intendant so wol als auch jederman sahe zwar ein, daß dis ein boshafter Vorwand der Mißionarien wäre, um uns noch länger zu martern; es mußte sich aber alles ihrem Willen ohne Widerrede unterwerfen. Der Intendant lies uns also sagen, daß die Bewilligung, die er uns nebst dem Jovas gegeben hätte, wegen der Nähe von Ville Franche nicht statt haben könte. Nun waren wir von unsrer Abreise eben so sehr entfernet, als am ersten Tage. Wir theilten diese unangenehme Nachricht dem Jovas mit, der nicht wenig wider diese Budelhunde fluchte. So nennete er die Mißionarien, die von jederman, so wol von gemeinen als grossen Leuten, gehasset und gefürchtet werden. Indessen tröstete uns Jovas und sagte zu uns, entweder aus Haß gegen die Mißionarien, oder aus Gütigkeit gegen uns, weil er seinen Nutzen dabey sahe, daß unsre Reise um den festgesezten Preis noch schlech-

terdings vor sich gehen müßte. Er bat zu gleicher Zeit, daß einer von uns zu dem Intendanten mitgehen möchte, um ihm eine Vorstellung zu thun. Der Intendant schien darüber sehr vergnügt zu seyn und freuete sich, diesem Harm entrissen zu werden: denn wir erfuhren, daß er zu den Missionarien gesagt hatte, daß sein Leben nur an einem Faden hienge, weil er die königlichen Befehle nicht genau volzogen hätte; und daß es ihm übel gehen würde, wenn sich die Königin von England darüber beschwerete. Er sagte also zu uns, daß wir uns sichere Hofnung machen könten, bald befreyet zu werden. Die Mißionarien aber, die noch beständig auf einen Gegenbefehl vom Hofe hoffeten, erfanden einen andern Betrug. Sie sagten zum Intendanten: daß die Tartane des Jovas zu klein wäre, als daß in dem Unterboden für hundert und sechs und dreyßig Menschen Platz seyn solte, deshalb sich denn die meisten von uns auf dem Obertheile würden aufhalten müssen; daß wir aber alsdann Herren von dieser Barke wären; daß wir den Jovas nebst seinen Schifsleuten ins Meer werfen, und wohin es uns gefällig wäre, schiffen würden, daher sie bey einer so augenscheinlichen Gefahr des Jovas und seiner Schifsleute ihre Einwilligung nicht hierzu geben könten; kurz, daß wir auf solche Schiffe gebracht werden müßten, worinnen wir in dem Untertheile eingeschlossen werden könten. Der Intendant sahe zwar das Abgeschmackte in diesem Vorwande ein; er durfte sich aber dawider nicht setzen. Wir bekamen von ihm Nachricht, daß er uns keine Schiffe verschaffen könte, die uns insgesamt fortbrächten. Hiedurch wurde Jovas so aufgebracht, daß er insgeheim die grösten Flüche wider die Mißionarien ausstieß. Doch dis half sehr wenig. Er mußte sich eines andern Mittels bedienen. Jovas, der sich täglich eifriger bewies, um uns endlich doch einmal nach Italien zu bringen, bezeugte, daß, wenn er dabey nichts gewinnen, oder gar von dem Seinigen etwas zusetzen solte, er keinen Schimpf davon haben würde. Er lies uns in dieser Hofnung, um bey solcher Denkungsart seine Unternehmung zu volziehen. Des andern

dern Morgens brachte er uns die gute Nachricht, daß er alles sorgfältig ausgerichtet hätte, und er glaubte, daß die Mißionarien dagegen nichts mehr einwenden würden. Er hatte nemlich zwey Barken gemiethet, die grösser waren, als die seinige, und wovon eine jede in ihrem Untertheile gemächlich funfzig Menschen in sich fassen konte. Er gieng hierauf noch einmal zum Intendanten, der uns sogleich in Freyheit setzen wolte; zuvor aber, um den Mißionarien allen Vorwand zur Verzögerung zu benehmen, seinen Secretair nach diesen dreyen Tartanen schickte, damit er versichert würde, ob wir uns auch insgesamt in dem Untertheile derselben aufhalten könten. Wir bestachen diesen Besichtiger, damit er einen günstigen Bericht abstatten möchte. Er that es, und es wurde vom Intendanten beschlossen, daß die sechs und dreyßig, die Jovas in seine Tartane nehmen solte, in zween Tagen, welches den 17ten Junius 1713 war, frey seyn würden, und daß die beyden andern Barken in dreyen Tagen abgefertiget werden solten. Nachdem dis zu Stande gekommen war, und die Betrügereyen der Mißionarien das Ende erreichet hatten, so widersetzten sie sich nicht mehr unserer Abreise. Sie thaten nur noch einen Versuch, die Patrons der Barken von ihrem Vorhaben abzuschrecken. Sie befohlen ihnen, eine Obligation zu unterzeichnen, wodurch sie sich verpflichteten, uns bey Strafe von vierhundert Livres, bey Confiscation ihrer Barken und bey willkührlicher Leibesstrafe nicht nach Ville Franche, sondern nach Oneglia, Livorno oder nach Genua zu bringen. Die Patrons unterzeichneten diese Obligation willig. Die Mißionarien unterliessen nunmehr gänzlich ihre Nachstellungen, und ihr Superior, der P. Garcin, hatte daran ein so grosses Misfallen, daß er sich von Marseille entfernte, um nur nicht unsre für ihn so traurige und kränkende Abreise mit anzusehen.

§. 286.

Am 17ten Junius, an dem glücklichen Tage, wo sich die Gnade GOttes in uns so sichtbarlich durch den Triumph offen-

offenbarete, den wir über unsre unversöhnlichen Feinde erhielten; an diesem Tage, sage ich, lies man die sechs und dreyßig, die Jovas wegbringen solte und unter denen ich war, nach dem Zeughaus kommen. Der Commissarius der Marine las uns die königlichen Befehle vor, die einem jeden unsrer Freybriefe einverleibet waren. Man machte auch nochmals dem Jovas die Obligation bekant, die er unterzeichnet hatte. Der Commissarius befahl hierauf einem Schliesser, uns aller Ketten zu entledigen. Dis geschah sogleich, und der Commissarius übergab alle unsre Freybriefe dem Jovas und sagte zu ihm, daß er unsere Personen ihm anvertrauete, und daß er uns, so bald als möglich, in seiner Barke fortbringen solte. Wir giengen als völlig freye Leute vom Zeughause weg und folgten als eine Heerde Schaafe unserm Jovas, der uns an den Ort führte, wo sich seine Barke befand. Wir waren alle willens, in den Untertheil derselben zu steigen, wo nichts als Sand zum Balast war; der Wind war uns aber sehr zuwider und das Meer so ungestüm, daß es nicht möglich war, die Segel aufzuziehen. Jovas, der da sahe, daß wir in seine Barke steigen wolten, um darin nach dem Willen der Mißionarien eingeschlossen zu werden, sagte zu uns: Meinen sie, meine Herren, daß ich eben so grausam bin als diese Budelhunde, und daß ich sie in meiner Barke als Gefangene einschliessen will, da sie doch ihre Freyheit erhalten haben? Wir können nicht aus dem Hafen laufen, fuhr er fort, wenn sich der Wind nicht ändert, und GOtt weiß, wenn er sich ändern wird. Glauben sie mir, begeben sie sich unterdessen in die Stadt und ruhen sie daselbst in guten Betten aus, anstatt in meiner Barke auf dem Sand zu liegen. Ich brauche keine Sorge zu tragen, daß sie mir entwischen werden. Ich weiß vielmehr, daß sie mich suchen und bitten werden, sie aus den Händen ihrer Feinde zu ziehen. Ich stehe dafür, und wenn ich sie dahin bringe, wohin es mir befohlen worden, so habe ich nichts zu befürchten. Gehen sie an einen Ort der Stadt, wohin es ihnen gefällig ist. Es liegt mir wenig

daran, ob ich weiß, wo sie ihr Quartier haben werden. Beobachten sie nur die Zeit; und wenn sie sehen werden, daß sich der Wind ändern wird, so kommen sie wieder zu meiner Barke. Man urtheile von der Bosheit der Mißionarien nach der Gütigkeit dieses vernünftigen Jovas, der, ob es ihm gleich befohlen war, auf uns Acht zu haben, dennoch begrif, daß die Natur unsers Zustandes uns selbst bewache und ihn ausser aller Gefahr setze, und daß uns die Mißionarien deshalb so viele Schwierigkeiten und Chicanen gemacht haben, um uns beständig zu martern. Wir folgten dem Rath, den uns die Gütigkeit unsers Jovas gab, und giengen insgesamt in die Stadt, wo wir in verschiedenen Herbergen einige Nächte hindurch blieben. Indessen beunruhigten wir uns sehr, daß wir wegen des widrigen Windes nicht fortkommen konten, indem wir noch immer einige Hindernisse von den Mißionarien befürchteten. Wir giengen auch deshalb des andern Morgens zum Commissarius der Marine und baten ihn, daß man die Verzögerung unsrer Abreise dem ungestümen Wetter zuschreiben möchte, das uns verhinderte, den königlichen Befehlen genau nachzukommen. Der Commissarius war gegen uns überaus höflich; er bezeugte uns über unser Verhalten sein Wohlgefallen und fügte hinzu: der König hat ihnen nicht deshalb die Freyheit gegeben, damit sie im Meer umkommen solten: bleiben sie so lange in der Stadt, als sie das Wetter dazu nöthiget; ich rathe ihnen aber, nicht vor die Thore zu gehen, und so bald sich das Wetter ändert, so begeben sie sich sogleich zu Schiffe. GOtt gebe ihnen eine glückliche Reise! Dieser Commissarius war von Geburt ein Reformirter. Nach Verlauf dreyer Tagen änderte sich der Wind und ward für uns vortheilhaft, um aus dem Hafen zu gehen; er war aber noch immer sehr heftig und das Meer davon ungestüm. Wir begaben uns indessen nach dem Hafen zu unsrer Barke. Wir fanden den Jovas daselbst, der uns sagte, daß wir zwar aus dem Hafen gehen könten, daß wir aber auf dem Meere einem heftigen Sturm ausgesetzt seyn würden.

Wir

Wir sagten zu ihm, daß, wenn er glaubte, keiner grossen Gefahr auf dem Meere unterworfen zu seyn, wir ihn bäten, uns fortzubringen, und daß wir lieber in den Händen GOttes, als in den Händen der Menschen seyn wolten. Ich wußte es wohl, antwortete er, daß sie mich bitten würden, von hier mit ihnen wegzugehen, und daß sie jederzeit bereitwilliger sind, mir zu folgen, als ich, sie fortzubringen. Schiffen sie sich ein und lassen sie uns unter dem Schutze GOttes ins Meer gehen.

§. 287.

Wir thaten es und begaben uns mit einigen Lebensmitteln in die Barke. Wie sehr bereueten wir es aber, dem Rath des Jovas nicht gefolgt und kein günstigeres Wetter erwartet zu haben. Das Meer war sehr stürmisch, und obgleich der Wind für uns vortheilhaft war, so wurde doch unsere Barke von den Wellen so herumgeworfen, daß wir alle Augenblicke umzukommen glaubten, und wir wurden alle so krank, daß wir uns auf eine entsetzliche Art brachen; hiedurch wurde unser Jovas so gerührt, daß, da er vor Toulon ankam, er in der grossen Rhede wegen des ungestümen Windes ankerte, und uns also einige Zeit ausruhen lies. Wir glaubten in dieser grossen Rhede von allen Nachforschungen befreyet zu seyn, wir wurden aber in dieser Meinung betrogen. Denn um fünf Uhr des Abends kam ein Unterofficier nebst zween Soldaten in einem Boote zu unsrer Barke und befahlen dem Jovas, mit einem von ihnen zum Intendanten zu gehen, um ihn von seiner Reise zu benachrichtigen. Wir zitterten vor Furcht, da wir überlegten, daß man in unsern Freybriefen aufgezeichnet hatte, daß wir aus dem Königreiche gehen solten, ohne jemals, bey Strafe Zeit Lebens auf die Galeeren wieder gesetzt zu werden, in dasselbe zurückzukehren; und daß, wenn wir einen Intendanten fänden, der unsre Gründe nicht anhören wolte, er uns gewiß festsetzen lassen würde, und, wenn derselbe unsere Anhaltung den Mißionarien zu Marseille, welches nur zehn Meilen von Toulon entfernet ist, bekant machte, sie

uns

uns des Ungehorsams und der Uebertretung der königlichen Befehle beschuldigen würden, das uns alsdann in ein grosses Labyrinth zu bringen vermögend wäre. Jonas war deshalb gleichfals sehr beunruhiget. Er nahm inzwischen unsre Freybriefe zu sich und stieg ins Boot der Soldaten, um mit dem Intendanten zu reden. Wir baten ihn um Erlaubniß, einige von uns mitzunehmen. Mir nebst drey andern fiel das Loos zu. Während daß wir zu dem Hafen ruderten, fiel mir ein Gedanke ein, der uns nach der Gnade GOttes sehr wohl zu statten kam. Hier ist er. Zu dieser Zeit herschete in der Levante die Pest; und dis bewog alle die, die entweder zu Lande oder zu Wasser von Marseille giengen, daß sie dis Vorsicht brauchten, sich mit einem Gesundheitspaß zu versehen. Jonas hatte diese Vorsichtigkeit nicht vergessen. Der Austheiler dieser Pässe, der nicht genug Raum für alle unsre Namen in den gedruckten Attestaten sahe, die man bey solcher Gelegenheit ausgiebet und worinnen man einen Platz lässet, um darein die Namen derer, die ihn verlangen, zu setzen; dieser Mann, sage ich, fassete sich kurz: man lasse, hies es, sechs und dreyßig Personen, die auf königlichen Befehl nach Italien gehen und die gesund sind, frey paßiren u. s. w. Ich gründete hierauf mein Vorhaben. Ich sagte zum Jonas, daß er versuchen solte, ob nicht dieses Attestat allein hinlänglich wäre, den Intendanten zu befriedigen. Er billigte es. Wir wurden zum Intendanten geführet, der den Jonas frug, woher er käme, wohin er gienge und was er auf seinem Schiffe hätte? Sechs und dreyßig Personen, antwortete er; lesen sie selbst ihre Bestimmung: und zu gleicher Zeit übergab er ihm den Paß. Der Intendant glaubte, daß dis eine geheime Verrichtung vom Hofe wäre, und daß es ihm nicht zukäme, sie auszuforschen. Es schien wirklich in dieser Sache etwas wunderbares zu seyn; denn wir viere, die wir vor dem Intendanten waren und zu Marseille unsre Sclavenkleider abgeleget, hatten uns nach unserm Vermögen gekleidet, so, daß der Intendant glaubte, daß wir uns verkleidet hätten.

Er

Er sagte auch zum Jovas, daß er nichts mehr wissen wolte, und daß wir uns so lange in der Stadt aufhalten könten, als wir es für gut befänden, daß er uns auch seine Dienste anböte, wenn wir etwa Geld bedürften. Wir dankten ihm für seine Gütigkeit und begaben uns, sehr vergnügt über den glücklichen Ausgang unsrer kleinen List, von ihm weg. Wir baten hierauf den Jovas, alle unsre Leute ausschiffen und sie von dem Uebel, das wir in dieser Barke erduldet hatten, in der Stadt ausruhen zu lassen. Er that es, und des andern Morgens früh schiften wir uns wieder in unsrer Tartane ein und setzten unsre Reise fort. Nach Verlauf dreyer Tagen kamen wir in der Rhede vor dem Hafen zu Ville Franche an. Ich habe schon gesagt, daß Ville Franche ausser Frankreich liegt und dem Könige von Sardinien zugehöret. Da wir also in dieser Rhede die Anker ausgeworfen hatten, so frugen wir unsern Jovas, ob es ihm gefällig wäre, uns nach Ville Franche zu bringen, um daselbst diese Nacht zu bleiben, und daß wir uns des andern Morgens zu seiner Barke gewiß wieder einfinden wolten. Ich will ihnen zwar, sagte er, dieses Vergnügen machen, in der Hofnung, daß sie meine Gefälligkeit nicht misbrauchen werden; denn es stehet alsdann in ihrem Belieben, ob sie sich wieder einschiffen wollen, oder nicht, und solten sie es nicht thun, so würden sie mich dadurch in die gröste Verwirrung setzen; denn sie wissen die Obligation, die ich unterzeichnet habe, sie nicht in diesem Hafen auszuschiffen. Wir gaben ihm unser Ehrenwort, daß wir uns seinen Befehlen unterwerfen wolten, und daß er uns, wenn er es verlangte, fortbringen könte. Er verlies sich auf uns ohne weitere Schwierigkeit und setzte uns ans Land. Wir nahmen in vier bis fünf Herbergen, die nicht alzuweit vom Hafen waren, unser Quartier. Des andern Morgens, welches an einem Sontage war, gedachten wir uns wieder einzuschiffen; Jovas sagte uns aber, daß er mit jemanden in Nizza (das von Ville Franche nur eine kleine Meile liegt,) sprechen müßte, daß er dahin gehen und zugleich die Messe anhören würde;

und daß er sich mit uns zu Ville Franche wieder vereinigen wolte, um alsdann unsre Reise weiter fortzusetzen. Ich sagte zu ihm, daß ich, wenn er es zugäbe, mit ihm nach Nizza gehen wolte. Sehr gern, antwortete er. Und wir, nebst noch drey andern von unsern Brüdern, traten den Weg an. Beym Eingange in diese Stadt sagte unser Schifspatron zu uns, daß er die Messe mit anhören würde, und daß wir seiner in dem ersten Wirthshause, das wir fänden, erwarten solten. Wir versprachen es ihm. Hierauf giengen wir in eine grosse Strasse; und da es Sontag war und alle Buden und Häuser zugemacht waren, so sah man fast niemanden. Wir wurden indessen einen kleinen Mann gewahr, der auf uns zukam. Wir hatten anfänglich eben nicht auf ihn gesehen; da er sich uns aber näherte, so grüssete er uns sehr höflich und bat, es nicht übel zu nehmen, wenn er uns früge, woher wir kämen? Wir antworteten ihm: von Marseille. Er erschrack und unterstand sich anfänglich nicht, uns zu fragen, ob wir von den Galeeren kämen; denn es ist eine grosse Beleidigung für einen Menschen, wenn es nicht der Religion wegen geschehen ist, von ihm zu sagen, daß er auf den Galeeren gewesen. Ich bitte sie aber, meine Herren, fuhr er fort, sind sie auf königlichen Befehl von diesem Orte weggegangen? Ja, antworteten wir ihm; wir kommen von den Französischen Galeeren. Ach, gerechter GOtt! rief er aus, sind sie von denen, die man vor einiger Zeit wegen der Religion befreyet hat? Wir bejaheten es. Dieser Mann, der vor Freuden ganz ausser sich war, bat uns, ihm zu folgen. Wir thaten es ohne vieles Bedenken; nur Jonas war etwas besorgt für uns; denn es ist den Italiänern nicht jederzeit zu trauen. Er führete uns in sein Haus, das mehr einem Pallaste eines grossen Herrn, als einem Hause eines Negocianten ähnlich war. Beym Eintrit fiel er uns wieder um den Hals und weinete vor Freuden. Er rief seine Frau und seine Kinder; kommet, sagte er zu ihnen, sehet und umarmet unsre lieben Brüder, die endlich den grossen Trübsalen auf den Französischen Galeeren ent-

entzogen worden. Seine Frau, seine zween Söhne und beyde Töchter umarmeten uns und dankten GOtt wegen unsrer Freyheit. Hierauf bat uns Herr Bonifoli, der Vater, (dis war sein Name,) ihm bey seinem Gebete, das er jezt thun wolte, beyzustehen. Wir knieten insgesamt nieder, sowol Jovas als auch die andern; und Herr Bonifoli that wegen unsrer Befreyung ein so eifriges und rednerisches Gebet, als ich jemals gehöret habe. Wir weineten alle, und Jovas versicherte uns nachher, daß er im Paradies zu seyn geglaubet hätte. Nach dem Gebete trug man das Frühstück auf, und nach vielen gottseligen Unterredungen von der mächtigen Gnade GOttes, die uns durch die Standhaftigkeit, die Warheit seines heiligen Evangelii zu behaupten, über unsere Feinde hatte siegen lassen, frug er uns, wie viele von uns die Freyheit erlanget hätten? Wir sagten ihm: sechs und dreyßig. Dis komt mit meinem Schreiben überein, antwortete er. Wo sind denn die übrigen? Zu Ville Franche, sagten wir. Wir erzählten ihm hierauf unsre ganze Geschichte und durch was für einen Zufall wir uns zu Nizza befänden. Doch nun ist auch an ihnen die Reihe, sagten wir zu ihm, uns zu sagen, wer sie sind und wie sie uns auf der Strasse einigermassen erkant haben. Ich bin, sagte er, aus Nimes in Languedoc. Ich floh aus diesem Lande nach der Widerrufung des Edicts von Nantes; und unter dem Schuz des Herzogs von Savoyen, jezigen Königs von Sardinien, lies ich mich in dieser Stadt nieder, wo ich mir unter dem Segen GOttes durch den Handel ein beträchtliches Gut erworben habe; und ob ich gleich nur der einzige Protestant in dieser Stadt bin, so lebe ich doch in Ansehung der Religion in volkommener Ruhe. Ich bekenne es, daß mich unser Souverain beständig beschüzet hat, damit mich keiner von seinen Unterthanen, weder Geistliche noch Weltliche, im geringsten beunruhigen dürfen. Was ihre zwote Frage betrift, so muß ich ihnen sagen, daß mir einer von meinen Correspondenten zu Marseille den Tag ihrer Befreyung geschrieben und mich gebeten, sie, wenn sie

etwa

etwa hiedurch kommen solten, aufs beste aufzunehmen. Sie haben diesen Morgen gesehen, auf was für Art ich sie auf der Strasse angetroffen habe, und ich bin versichert, daß die göttliche Vorsehung diese glückliche Begegnung gerichtet und mir eingegeben hat, diesen Morgen aus meinem Hause zu gehen, da ich es sonst des Sontages niemals thue. Nachdem wir uns endlich unter einander erbauet und die geheimen Wege GOttes bewundert hatten, deren er sich bedienet, um sowol seine Macht als auch seine Gnade und seine Barmherzigkeit denen zu offenbaren, die ihn fürchten und seinen heiligen Namen anrufen: so redeten wir von der Fortsetzung unsrer Reise nach Genev. Die Hindernisse, die sich dabey einfanden, schienen anfänglich unübersteiglich zu seyn. Jovas zeigte seine Obligation vor, die er zu Marseille unterzeichnet hatte, und die ihm verbot, uns zu Ville Franche auszuschiffen. Es würde nicht schwer gewesen seyn, sich deshalb zu rechtfertigen, was er unter dem Vorwande eines ungestümen Wetters, wodurch die Schiffleute jederzeit entschuldiget sind, gethan hätte. Von da aber seine Reise nicht bis Oneglia, Livorno oder nach Genua zu Wasser fortzusetzen, dis würde eine offenbare Uebertretung seiner Befehle gewesen seyn. Wir konten uns zwar ungestraft über Jovas aufhalten, weil wir ausser dem Französischen Gebiete und von aller Gefahr befreyet waren; unsre Ehre und unser Gewissen widersetzten sich aber dagegen. Auf der andern Seite schien Herr Bonijoli für uns sehr besorgt zu seyn, wenn wir in einem dieser dreyen Hafen ans Land steigen wolten. Er stellte uns vor, daß wir von da nach Genev die grösten Schwierigkeiten in Ansehung der vielen und für unsre Greisse und Schwache unersteiglichen Berge zu überwinden hätten; daß wir für eine so grosse Menge nicht genug Maulesel würden finden können, als nur mit erstaunenden Kosten, und daß wir, wenn wir von aller Hülfe entblößt wären, das Mittel, das wir zu Marseille ausgeschlagen hätten, ergreifen müßten, ein Schif zu miethen, welches uns entweder nach Holland oder nach England

brächs

brächte, und das uns sehr viel kosten würde. Was solten wir also thun, um so vielen Hindernissen vorzubeugen? Wir konten allem Anschein nach keine andere Parthey annehmen, als diese, sich der Versprechung, die man dem Jovas gethan hatte, zu entledigen. Wir wolten es aber nicht mit Gefahr unseres Lebens thun. Dieser arme Mensch stand während dieser Berathschlagung als ein Supplicant vor uns, und befürchtete beständig, daß ihm unser Entschluß nachtheilig seyn, und ihn die Mißionarien mit der grösten Wuth verfolgen möchten, wenn wir unsern Weg von Nizza nach Genev nähmen. Herr Bonijoli und wir versicherten ihn, daß wir ihn in Ansehung seiner Befehle von aller Gefahr befreyen wolten; daß wir sein Wohl jederzeit unserer eigenen Erleichterung vorziehen würden, und daß, wenn er keine andere Gelegenheit zu seiner Befriedigung und Sicherheit fände, wir uns so gleich in seine Barke wieder einschiffen wolten. Nach dieser Versicherung beruhigte sich Jovas in etwas; wir sahen uns aber noch immer einander an, ohne zu einem Entschluß zu kommen, bis endlich der Herr Bonijoli sagte, daß ihm eben jetzt ein sicheres Mittel einfiele, das er sogleich vorschlagen wolte.

§. 288.

Man muß wissen, daß nach dem Frieden von Utrecht der König von Frankreich dem Herzoge von Savoyen die Stadt und Grafschaft Nizza eingeräumet hatte. Er lies in Nizza einen Commissarius, der die Sachen wegen der Schulden zwischen den Höfen Frankreich und Turin einrichten mußte. Dieser Französische Commissarius nante sich Carboneau. Er war ein junger Edelmann, der, ob er wol aus Gascogne gebürtig war, sich dennoch viel Ansehen zu geben wußte. Jeder weiß, daß die Leute aus dieser Provinz die Freygebigkeit sehr übertreiben, und daß sie beständig bereit sind, denen, die sie für ihre Herzensfreunde halten, ihre Dienste anzubieten. Er stand mit dem Herrn Bonijoli in genauer Bekantschaft, denn da dieser letzte der

nen auszuschiffen, damit sie von da ihre Reise nach Genev, ihrem Bestimmungsorte, fortsetzen könten; und daß, ohnerachtet der Widersetzung, die der Patron wegen einer Obligation, die er zu Marseille unterzeichnet unternommen hätte, er ihn dazu aus Volmacht, welche ihm Se. Majestät in der Grafschaft Nizza anvertrauet, gezwungen hätte, u. s. w. " Da er dieses Attestat dem Jovas übergab, so frug er ihn: ob er damit zufrieden wäre? Sehr wohl, antwortete Jovas. Du kanst also, erwiederte der Commissarius, nach Marseille wieder gehen, wenn du wilst, und du darfst nur alle Schuld, die man dir aufbürden wird, auf mich schieben, da ich dich zu gehorchen gezwungen habe. Man kan leicht urtheilen, ob Jovas hiemit zufrieden war. Er sahe sich von einer langen Reise befreyet, und sein Geld, das wir ihm vorausgezahlet, hatte er sich also leicht erworben. Er gieng wieder nach Marseille, und bey seinem Abschiede von uns versprach er, die beyden andern Barken zu benachrichtigen, daß sie nach Ville-Franche kommen solten, um daselbst von diesem höflichen Commissarius, der sich nicht gescheuet hätte, so viele falsche Vorwände zu erfinden, um ihm und uns einen Gefallen zu erzeigen, eine gleiche Begegnung zu bekommen. Die Folge hat bewiesen, daß Jovas sein Versprechen hielt; denn die beyden Barken kamen zu Ville-Franche an, und verfuhren eben so, wie wir. Alle hundert und sechs und dreißig Losgelassene liessen sich also in diesem Hafen ans Land setzen, und von da giengen sie bis nach Genev.

§. 289.

Nach der Abreise des Jovas machte auch Herr Bonnifolt zu der unsrigen Anstalt. Er miethete uns auf seine Unkosten sechs und dreyßig Maulesel, die uns nebst einem Wegweiser bis nach Turin bringen solten. Zu Anfange des Monats Julius verliessen wir Nizza. Wir hatten einige Greise unter uns, die uns sehr viel zu schaffen machten, weil sie sich auf dem Maulesel nicht halten konten. Wir musten mit grosser Beschwerlichkeit über sehr viele Berge, wor-

unter

unter der erschrecklichste derjenige in Tenda ist, dessen Gipfel in die Wolken zu reichen scheinet; und ob wir gleich am Fusse desselben die gröste Hitze ausstanden, so mußten wir auf seiner Spitze eine solche Kälte erdulden, die uns von unsern Mauleseln zu steigen, und zu gehen nöthigte, um uns wieder zu erwärmen. Der Schnee und das Eis bedeckt ihn beständig. Man braucht indessen zur Ersteigung dieses Berges nicht viele Mühe, so hoch und steil er auch ist; denn er hat drey Meilen in der Höhe, und man hat daran einen sehr bequemen Weg angebracht, wodurch man hinaufsteiget, ohne die steile Höhe zu merken. Wir stiegen wieder in die Ebene von Piemont in das schönste und angenehmste Land herab. Ohne mich bey der Beschreibung der Städte, Schlösser und Dörfer, durch die wir kamen und deren Namen ich meistentheils vergessen habe, aufzuhalten, kamen wir zu Turin, in der Hauptstadt von Piemont und Residenz Sr. Sardinischen Majestät, an. Wir nahmen in den Wirthshäusern unser Quartier, und des andern Morgens kamen viele Französische Protestanten zu uns, wovon sich ein grosser Theil in dieser Stadt wegen des Handels aufhält, und die in den nahe gelegenen Thälern der Waldenser ihren Gottesdienst verrichten. Diese Herren, denen Herr Bonijoli unsere Ankunft zu wissen gethan hatte, empfiengen uns sehr vertraut: sie hielten uns drey Tage hindurch in allem frey; und nachdem sie uns Lastthiere zur Fortsetzung unserer Reise verschaft hatten, so baten sie den König von Sardinien, uns einen Paß geben zu lassen, der uns durch seine Staaten bis nach Genev sicher bringen könte. Se. Majestät, die damals Victor Amadäus waren, verlangten uns zu sehen. Sechse von uns wurden vor ihn gelassen. Der Holländische und Engeländische Gesandte befanden sich daselbst. Der König nahm uns sehr gnädig auf, und eine halbe Stunde hindurch frug er uns: wie lange wir auf den Galeeren gewesen wären, aus was für einer Ursach wir auf dieselben gekommen, und was wir daselbst ausgestanden hätten? Und nachdem wir auf alles genau geantwortet hatten,

so sagte er zu denen Gesandten: dis ist grausam und barbarisch. Se. Majestät frugen uns hierauf: ob wir zu unserer Reise Geld hätten? Wir sagten ihm: daß wir nicht viel übrig hätten; daß uns aber unsere Brüder, besonders Herr Bonifoli von Nizza, bis nach Turin frey gebracht hätte, und daß unsere Brüder zu Turin bis nach Genev ein gleiches thun wolten. Man hatte uns befohlen, auf diese Frage so zu antworten. Hierauf sagten Se. Majestät zu uns: ihr könnet so lange in Turin bleiben, als es euch beliebet, und wenn ihr weggehen wollet, so könnet ihr zu meinem Secretair kommen, und daselbst einen Paß abholen, den ich fertig zu halten befehlen werde. Wir sagten Sr. Majestät: daß, wenn es dieselben für gut hielten, sie uns morgen gehen lassen möchten. Gehet in GOttes Namen, erwiederte dieser Prinz, und befahl sogleich dem Staatssecretair, uns einen günstigen Paß auszufertigen; welches auch geschah. Dieser Paß hielt in sich, uns nicht nur durch alle seine Staaten frey und ungehindert paßiren zu lassen, sondern er befahl auch allen seinen Unterthanen an, uns mit dem, was wir während unserer Reise nöthig haben würden, zu versehen. Wir waren, GOtt Lob! nicht in diesen Umständen, und unsere Brüder zu Turin, die uns schon mit Wohlthaten überhäufet hatten, brachten uns auf ihre Unkosten bis nach Genev. Zu Turin hielt sich ein junger Mensch aus Genev, ein Uhrmacher von Profeßion, auf, der mit uns zu Fuß fast bis nach Genev gieng. Da wir noch etwa zwey Tagereisen von Genev entfernt waren, so nahm er von uns Abschied und sagte: daß er für die Fußgänger einen weit kürzern Weg wüßte, der ihn einen Tag eher nach Genev brächte. Wir wünschten ihm eine glückliche Reise. Er kam in der That einen Tag eher als wir zu Genev an; und da er in der Stadt erzählet hatte, daß sechs und dreyssig Bekenner, die von den Französischen Galeeren befreyet worden, morgen ankommen würden, so lies ihn der ehrwürdige Magistrat dieser Stadt zu sich rufen, damit er diese Nachricht bestätigen solte. Der andern Morgens, welches

ein

ein Sonntag war, musten wir unsern Weg über einen Berg nehmen, der ohngefehr eine Meile von Genev lag, und von dem wir diese Stadt mit einer Freude gewahr wurden, die nur mit derjenigen, die die Jsraeliten beym Anblick des Landes Canaan empfanden, verglichen werden kan. Es war Mittag, als wir vor einem bey Genev nahe gelegenen Dorfe ankamen. Wir waren nicht willens, uns hier aufzuhalten, und uns etwas zu essen geben zu lassen; unsere Begierde war zu groß in einer Stadt zu seyn, die wir als unser Jerusalem ansahen. Unser Wegweiser sagte uns aber: daß die Thore zu Genev nicht eher als nach dem Gottesdienste, das ist, nach vier Uhr des Nachmittages geöfnet würden. Wir musten uns also so lange in dem Dorfe aufhalten, bis wir uns wieder zur bestimten Zeit zu Pferde setzen konten. Kaum hatten wir uns in etwas der Stadt genähert, als wir eine grosse Menge Menschen, die aus derselben giengen, gewahr wurden. Unser Wegweiser schien darüber bestürzt zu seyn, und um desto mehr, als wir in der Ebene, eine Viertheilmeile von der Stadt, ankamen, und drey Kutschen, die mit Hellebardiren umgeben waren, und einen unzählbaren Haufen Volks von beyderley Geschlecht auf uns zukommen sahen. Sobald man uns gewahr wurde, kam ein obrigkeitlicher Bedienter zu uns, und bat uns, daß wir absteigen möchten, um Ihro Excellenzen von Genev, die uns zu unserer Ankunft Glück wünschen wolten, mit Ehrerbietung zu begegnen. Wir gehorchten. Als diese drey Kutschen sich genähert hatten, so stieg aus einer jeden eine Magistratsperson und ein Prediger, die uns mit der grösten Freude umarmeten, und uns wegen unserer Standhaftigkeit so viele Lobsprüche und Glückwünsche beylegten, als wir gar nicht verdieneten. Wir dankten ihnen mit vieler Rührung, und priesen die Gnade GOttes, die nur allein in unsern grossen Drangsalen uns unterstützt hätte. Nach diesen Umarmungen gaben Ihro Excellenzen dem Volke die Erlaubniß, sich uns nähern zu dürfen. Welch ein rührender Anblick! Viele Einwohner zu Genev hatten

ihre Eltern, oder ihre Freunde auf den Galeeren; und da sie nicht wußten, ob diejenigen, für die sie so viele Jahre hindurch geseufzet, unter uns wären; so hörete man, sobald Ihro Excellenzen die Erlaubniß gegeben, nichts als ein verwirtes Geräusch. Mein Sohn! rief man, mein Mann! mein Bruder! seyd ihr da? Kurz, jedweder warf sich mit unaussprechlicher Freude um unsern Hals, und man dankte dem Höchsten für seine Gnade, die er uns bewiesen. Und da Ihro Excellenzen befahlen, daß wir wieder auf unsere Maulesel steigen solten, um unsern Einzug in die Stadt zu halten; so konten wir erst dazu mit vieler Mühe gelangen, weil uns diese eifrigen Brüder aus ihren Armen nicht lassen wolten. Endlich brachte man uns wie im Triumph in die Stadt. Man hatte zu Genev ein kostbares Gebäude aufführen lassen, worin die Bürger, die in dürftige Umstände geriethen, ernähret werden solten. Dieses Haus war erst vor kurzer Zeit fertig und ausgezieret worden, und noch niemand wohnete darinnen. Ihro Excellenzen hielten für gut, uns dahin bringen zu lassen. Wir stiegen daselbst in einem weitläuftigen Hofe ab, und eine grosse Menge Volks stürzete uns nach. Diejenigen, deren Eltern sich unter uns befanden, baten Ihro Excellenzen um die Erlaubniß, sie mit sich nach Hause zu führen; welches ihnen auch sehr gerne zugestanden wurde. Herr Bousquet, einer von uns, hatte seine Mutter und zwey Schwestern zu Genev; da er ein grosser Freund von mir war, so bat er Ihro Excellenzen, daß er mich mit sich führen dürfte; sie erlaubten es ihm, ohne viele Schwierigkeit. Nach diesem Beyspiele wolten alle Bürger das Vergnügen haben, diese Brüder in ihren Häusern bewirthen zu können. Ihro Excellenzen erlaubten es anfänglich einigen; es entstand aber unter den andern eine heilige Eifersucht, die sich beklagten, daß man sie nicht als redliche und rechtschaffene Bürger ansähe, wenn man ihnen diese Gnade abschlüge; und Ihro Excellenzen mußten uns alle ihrem Eifer überlassen, und es blieb keiner in dem Französischen Hause

(so

(so nennet man dieses prächtige Gebäude). Ich nebst noch sechs andern blieben nicht alzulange zu Genev. Wir fanden daselbst eine Berlinische Kutsche, die den königlich-Preußischen Residenten nach Genev gebracht hatte, und mit der wir bis nach Franckfurth am Mayn wieder zurück fahren. Die Herren zu Genev hatten die Gütigkeit, unsere Reise zu bezahlen, und uns noch über dieses einiges Geld zu geben, und wir kamen in vollkommener Gesundheit zu Franckfurth an. Doch ich muß hier die grosse Freygebigkeit der Herren zu Bern nicht vergessen. Der grosse Avoyer dieser Stadt, der von Genev aus vernommen hatte, daß wir durch Bern kommen würden, gab Befehl, daß, wenn eine Berlinische Kutsche mit sieben Personen ankäme, sie die Schildwache anhalten, und dem Hauptmann der Wache, dem der Herr Avoyer schon seine Verhaltungsbefehle gegeben hatte, davon benachrichtigen solte. Da wir vor dem Stadtthore anlangeten, wunderte sich unser Kutscher, von der Schildwache angehalten zu werden, die sogleich dem Hauptmann rief, der ihn in deutscher Sprache, die wir nicht verstunden, frug: woher er käme, wohin er gehen wolte und wer wir wären? Diese letzte Frage konte der Kutscher nicht beantworten; denn, um von den Protestanten nicht mit alzuvielen Wohlthaten überhäuft zu werden, hatten wir ihm verboten zu sagen, daß wir von den Galeeren kämen. Der Kutscher wunderte sich also über die Frage des Hauptmannes, besonders da es zu Bern nicht gebräuchlich war; und da er etwas schlimmes befürchtete, so kehrete er sich zu uns herum und sagte: daß er es sagen müßte, wer wir wären. Wir antworteten ihm: daß er es thun könte. Der Hauptmann befahl hierauf: daß ihn ein Unterofficier und vier Soldaten begleiten solten. Die Bestürzung des Kutschers vermehrete sich hiedurch, weil er sicherlich glaubte, daß man ihn mit seiner Fuhre festsetzen würde. Er rechtfertigte sich beständig bey der Begleitung und sagte: daß er weder wider den Staat noch wider jemanden etwas begangen hätte. Der Unter-

officier machte sich ein Vergnügen daraus, ihn noch immer mehr zu beunruhigen, bis man uns in den Gasthof, der Hahn genant, brachte. Dis ist der Ort, wo die Gesandten und andere vornehme Personen auf Unkosten des Staats speisen. Da wir abgestiegen waren, fanden wir hier den Stadtsecretair, der uns auf eine so zärtliche Art bewillkommete, als wenn wir seine eigene Kinder gewesen wären. Er meldete uns: daß er der Stadtsecretair wäre. Dis war in der That nöthig, denn wir würden ihn weder an seiner Kleidung noch an seiner Equipage dafür gehalten haben; so ein geringer Unterschied ist in diesem Lande unter den Bürgern und unter Standespersonen. Er fügte hinzu: daß er Befehl hätte, uns Geselschaft zu leisten, und so lange, als es uns gefällig seyn würde zu Bern zu bleiben, frey zu halten. Wir wurden in diesem Gasthofe sehr prächtig bewirthet, und der Secretair, der uns erst des Abends verlies, führete uns bey Ihro Excellenz von Bern und zu andern vornehmen Männern. Allenthalben wurden wir mit der grösten Liebe aufgenommen. Man bat uns inständigst, sie noch einige Wochen mit unserer Gegenwart zu beehren. (So druckten sie sich aus.) Wir würden uns auch länger da aufgehalten haben, wenn unser Kutscher Ihro Excellenz nicht gebeten hätte, uns reisen zu lassen, weil er sich wieder bald nach Berlin begeben müßte. Unser Aufenthalt währete also nur vier Tage; nach Verlauf derselben lies uns der Stadtsecretair ein gutes Frühstück zubereiten; und da er von uns Abschied nahm, druckte er einem jeden im Namen Ihro Excellenz zwanzig Reichsthaler in die Hand. Wir baten ihn, denenselben unsere Erkentlichkeit zu bezeigen, und wir setzten in unserer Kutsche unsre Reise bis nach Frankfurth am Mayn glücklich fort. Es begegnete uns auf dieser Reise eben nichts merkwürdiges. Wir kamen zu Anfange des Augusts zu Frankfurth an. Wir waren daselbst von den Herren zu Genev, dem Herrn Sarazin, Negocianten und Vorsteher der protestantischen Kirche zu Bockenheim, einem Frankfurth nahe gelege-

nen

nen Orte, empfohlen worden; denn jederman weis, daß in der Stadt Frankfurth keine reformirte Kirche ist, und daß so wol Deutsche als Franzosen, die sich zu dieser Religion bekennen und in der Stadt wohnen, nach Bockenheim zum Gottesdienste gehen müssen. Wir kamen zu Frankfurth des Sonnabends an, an einem Tage, an welchem Vorbereitung zum heiligen Abendmahl gehalten wurde. Wir stiegen bey dem Herrn Sarazin, der unserer erwartete, ab, und es kamen in kurzer Zeit die Glieder des Consistorii, welche theils Deutsche, theils Franzosen waren, dahin. Sie empfiengen uns mit der grösten Freude, und nahmen uns nach Bockenheim mit, wo wir die Vorbereitungspredigt vom Herrn Mathieu, Französischem Prediger dieser Kirche, anhöreten. Diese Herren baten uns recht sehr, mit ihnen des folgenden Tages das heilige Abendmahl zu geniessen; wir fanden uns aber nicht bereit genug dazu, und besonders ich, der ich es noch nie empfangen hatte, weil ich dazu keine Gelegenheit gehabt. Nach der Predigt kehreten wir nach Frankfurth, zu dem Herrn Sarazin zurück, der uns in seinem Hause sehr kostbar bewirthete. Des andern Morgens fuhren wir wieder nach Bockenheim, und nach Endigung des Gottesdienstes brachte man uns in die Stube des Consistorii, wo wir mit allen Gliedern desselben speiseten. Diese Herren bemüheten sich sehr, uns noch einige Tage zu Frankfurth zurückzuhalten; wir baten sie aber, uns zu erlauben, daß wir unsere Reise nach Holland fortsetzen dürften; worein sie auch endlich willigten, und die Bemühungen für unsere Abreise wurden dem Herrn Sarazin aufgetragen, der sie auch mit vielem Eifer vollzog. Er kaufte uns ein leichtes Schif, das uns nach Cöln bringen solte. Er lies uns die nöthigen Lebensmittel dahin bringen, und befahl denen Schiffern, uns alle Abende ans Land steigen zu lassen, damit wir an bequemen Oertern unser Nachtlager haben könten; und schärfte ihnen besonders ein, sich so nahe als möglich an derjenigen Seite zu halten, wo die Reichsarmee längs des Flus-

ses

ses stände. Denn wir befürchteten, in die Hände der Franzosen, die damals auf der andern Seite Landau belagerten, zu fallen. Ehe uns der Herr Sarazin einschiffen lies, führete er uns aufs Rathhaus, wo wir den Magistrat baten, daß er uns einen Paß geben möchte. Diese Herren, die, wie man weis, insgesamt Lutheraner sind, wünschten uns zu unserer Befreyung Glück, und bezeigten sich sehr liebreich gegen uns. Sie giengen gar so weit, daß sie uns das Salz der Erden nanten; eine Benennung, die uns durch die Empfindung erniedrigte, die wir von unsern Schwachheiten hatten, die zwischen den heiligen Schülern JEsu, denen dieser Name allein zukam, und zwischen uns einen grossen Unterschied machten. Wir bezeigten auch durch unsere Antwort, daß nur GOtt allein durch seine Gnade unsern Glauben und unsere Ergebung in seinen heiligen Willen bevestiget hätte. Sie schienen mit unserer Unterredung so zufrieden zu seyn, daß ich einige sogar weinen sah; und nachdem sie uns zur Beständigkeit ermahnet, und uns der Vorsorge des Herrn Sarazin empfohlen hatten, gaben sie uns einen sehr weitläuftigen Paß, den sie uns umsonst hatten ausfertigen lassen. Wir dankten ihnen für ihre Gütigkeit und verliessen sie. Herr Sarazin brachte uns zu dem Schiffe, das er für uns hatte zubereiten lassen, und worein wir uns setzten; nachdem wir diesem redlichen Manne unsere wahre Erkentlichkeit für so viele Wohlthaten bezeuget hatten. Unsere Reise währete ziemlich lange, weil wir von jeder Wache der Reichsarmee, die sich an den Ufern des Flusses befand, angehalten und unser Paß genau geprüfet wurde. Obgleich die Franzosen, die auf der andern Seite waren, einigemal nach uns schossen; so hatten wir Gott Lob! doch keinen Schaden davon. Acht Tage nach unserer Abreise von Frankfurth kamen wir zu Cöln an. Wir verkauften hier unser Schif, und des andern Morgens giengen wir mit der gewöhnlichen Barke nach Dordrecht; wo wir uns nicht aufhielten, sondern sogleich nach Rotterdam fuhren. Hier wurden wir mit

aller

aller möglichen Freundschaft von sehr vielen Franzosen und Holländern aufgenommen; und nachdem wir hier zwey Tage geblieben, und in allem unterhalten worden waren, so begaben wir uns endlich nach Amsterdam. Ich würde noch sehr weitläuftig seyn müssen, wenn ich von der brüderlichen Aufnahme in dieser Stadt ausführlich reden wolte. Und ich würde auch nicht im Stande seyn, sie recht zu schildern. Wir wurden vor das Consistorium der Wallonischen Kirche geführet, dessen Gliedern wir unsere Dankbarkeit für die standhafte Gütigkeit bezeigten, die sie uns so viele Jahre hindurch durch Unterstützung in unsern grossen Drangsalen erwiesen hätten. Sie antworteten uns, daß wir versichert seyn solten, daß sie in ihrem Eifer fortfahren würden. Sie ernanten hierauf zween aus ihrer ansehnlichen Geselschaft, die uns dem Holländischen Consistorio, das sich blos unsertwegen versamlete, vorstellen solten. Wir bekamen hier die stärksten Beweise eines wahren Eifers und einer grossen Liebe. Diese Herren umarmeten uns mit thränenden Augen, und ermahneten uns, noch ferner Zeichen unseres heiligen Glaubens von uns zu geben, und durch ein untadelhaftes Leben, das mit dem Stande der Bekenner der Warheit, wozu uns GOtt auf den Galeeren gemacht hätte, übereinkäme, die Kirche zu erbauen. Diese ehrwürdige Geselschaft faßte hierauf den großmüthigen Entschluß, uns noch fernerhin beyzustehen, und dankte den Deputirten der Wallonischen Kirche für die Gütigkeit, uns ihnen vorgestellet zu haben.

§. 290.

Wir blieben drey bis vier Wochen hindurch als Irrende zu Amsterdam; indem wir wegen der vielen Höflichkeiten, die wir allenthalben genossen, an keine Niederlassung gedenken konten. Die Bekantschaft der Familien, die verschiedene Verfolgungen, die Verwandtschaft und besonders die Freundschaft, die unsern Umgang belebte, hielt uns überdis untereinander so fest zusammen, daß wir uns nicht trennen konten. Ich fieng indessen schon an, mich

mich mit etwas wichtigerm zu beschäftigen, als die Herren des Consistorii der Wallonischen Kirche mich baten, daß ich einer von den Deputirten seyn möchte, die man aus zweyerley Absichten nach Engeland zu schicken willens wäre; einmal, um Ihro Britannische Majestät für die Befreyung, die sie uns zuwege gebracht hätte, zu danken; und zum andern, um den Vorstellungen, die man an Ihro Majestät wegen der Befreyung derer, die noch auf den Galeeren wären, und deren Anzahl sich ohngefehr auf zweyhundert erstreckte, ergehen liesse, einigen Nachdruck zu geben. Ich mußte in diesen Antrag willigen. Ich gieng mit zween von unsern Brüdern nach **London**, und in kurzer Zeit fanden sich daselbst zwölf Deputirte ein, die insgesamt, wie man uns nante, Galeerensclaven waren. Die Herren Marquis von **Miremont** und von **Rochegude** stelleten uns der Königin vor, die uns zum Handkusse lies. Der Marquis von **Miremont** hielt an Ihro Majestät eine kurze, aber sehr bewegliche Rede, über den Eifer Ihro Majestät und über ihre Macht, uns den Händen derer, die sich verschworen hatten, uns so lange zu martern, als wir leben würden, entrissen zu haben, u. s. w. Ihro Majestät versicherten uns selbst, daß sie sich über unsere Befreyung freueten, und daß sie hoffeten, diejenigen, die noch auf den Galeeren zurückgeblieben wären, bald auch in Freyheit zu sehen; worauf wir uns wieder wegbegaben. Der Marquis von **Rochegude**, der die Hofpolitik vollkommen wußte, hielt für gut, uns zu dem Herrn von **Aumont**, der damals Französischer Gesandter beym Hofe von **London** war, zu führen; und da er diesem Gesandten eine Begierde, uns zu sehen, einflössen wolte, so machte er bey ihm zuvor seine Aufwartung, und redete mit ihm von der Deputation, welche die protestantischen Galeerensclaven, die Ihre Allerchristlichste Majestät hätten in Freyheit setzen lassen, nach **London** geschickt hätten, um der Königin für ihre günstige Vorsprache bey dem Könige von Frankreich, zu danken; hiezu fügte er noch, daß diese Deputirte

Sei-

Seiner Excellenz ihre Ehrerbietung bezeigen wolten, wenn sie sich diese Freyheit nehmen dürften. Der Marquis hätte geurtheilet, daß dieser Gang für die Freyheit derer, die noch auf den Galeeren zurückgeblieben wären, sehr nützlich seyn könte. Der Gesandte schien sehr begierig zu seyn, uns zu sehen; er bat also den Marquis, daß er uns morgen zu ihm führen möchte. Es geschah. Se. Excellenz waren sehr gnädig gegen uns; sie wünschten uns zu unserer Befreyung Glück, und frugen uns: wie lange Zeit wir auf den Galeeren gewesen, und bey welcher Gelegenheit wir zu dieser Strafe verurtheilet worden wären? Jeder von uns antwortete auf diese Fragen besonders; denn die Zeit und Gelegenheiten waren verschieden. Wir dankten hierauf Sr. Allerchristlichsten Majestät in der Person ihres Gesandten, für die Gnade, die sie uns erwiesen hätten, und baten demüthigst, diejenigen, die noch auf den Galeeren gefangen wären, befreyen zu lassen. Wir fleheten auch Se. Excellenz an, für diese armen Leute, die keine grössern Verbrecher als wir wären, und die eben die Vorsprache Jhro Britannischen Majestät beym Könige von Frankreich erhalten hätten, eine Fürbitte beym Französischen Hofe einzulegen; indem der König bewilliget hätte, daß alle, zu den Galeeren Verurtheilte, (besonders die um der Religion willen,) losgelassen werden solten; daß man indessen nur hundert und sechs und dreyßig befreyet, und ohngefehr zweyhundert zurückbehalten hätte. Se. Excellenz wunderten sich über diesen Unterschied und sagten uns: daß er glaubte, daß die Zurückgebliebenen noch ein anderes Verbrechen begangen haben müßten. Wir bezeigten das Gegentheil, und jeder von uns führete davon hinlängliche Beweise an. Ich nahm mir die Freyheit, ihn um die Erlaubniß zu bitten, daß er mich bey einem Beyspiele, das ich anführen wolte und das deutlich beweisen würde, daß man unter den Vergehen, die unsere Brüder auf den Galeeren noch zurückhielten, keinen Unterschied machte, gnädig anhören möchte.

Er gab mit vieler Höflichkeit seine Einwilligung dazu. Ich erzählte ihm hierauf die Ursach, die mich aus dem Königreiche zu gehen bewogen hätte; daß ich mit einem jungen Menschen aus B = = Namens Daniel le Gras, der ein grosser Freund von mir wäre, weggegangen, und daß wir alle beyde zu Marienburg angehalten, und daselbst zu einer immerwährenden Galeerenstrafe verurtheilet worden wären; daß das Parlament von Tournai dieses Urtheil bestätiget und erkläret, daß man uns beyde eines Vergehens überführet hätte; daß, mit einem Worte, wir uns alle beyde auf dem Blatte, worauf unser Urtheil stünde, ohne einigen Unterschied eines besondern Verbrechens oder einer andern Uebertretung der königlichen Befehle, befänden; daß ich indessen in Freyheit gesetzet worden, und mein Freund noch zurückgelassen wäre; welches augenscheinlich bewiese, daß der Französische Hof bey Befreyung der hundert und sechs und dreyßig Personen, keinen Unterschied zwischen den Vergehen beobachtet habe. Der Gesandte schien durch dieses Exempel überführet zu seyn, und bat mich, es ihm schriftlich zu geben; welches auch geschah. Er sagte uns, daß der Minister von der Marine oder seine Secretairs an dieser Unachtsamkeit schuld seyn müßten, und er dankte hierauf dem Marquis von Rochegude, daß er uns ihm hätte zeigen wollen. Er war mit denen Erleuterungen, die wir ihm gegeben hatten, sehr wohl zufrieden, und er versprach, deshalb an den Französischen Hof zu schreiben und ihm zu sagen: daß dieses Versehen, wenn es noch nicht abgestellet wäre, eine Ungerechtigkeit sey. Und damit sie sehen, sagte er zum Marquis von Rochegude, daß ich aufrichtig rede, so kommen sie morgen, da die Post nach Frankreich abgehet, zu mir, und nehmen meinen Brief selbst in Empfang, den ich ihnen vorlesen und in ihrer Gegenwart zusiegeln will, und den sie nachher auf der Post abgeben können. Sie werden erfahren, fuhr er fort, wie sehr mir diese Sache wegen dieser armen Leute am Herzen lieget. Er wendete sich hierauf zu seinem Gesand-

sand-

sandtschaftssecretair, welches der Abt Nadal war, und sagte zu ihm: Sehen sie, Herr Abt, dis sind die redlichen Leute, die mitten unter ihren Vorurtheilen der Religion Redlichkeit und Treue hervorblicken lassen. Dieser Abt antwortete nichts darauf, und er gab in der Folge zu erkennen, daß die gute Aufnahme, welcher uns sein Herr gewürdiget, nicht nach seinem Geschmack wäre. Der Marquis von Rochegude gieng des andern Morgens zum Gesandten, um, wie es verabredet worden war, sein Schreiben abzuholen. Se. Excellenz begegneten ihm sehr liebreich und sagten ihm: daß er Wort gehalten hätte, und daß sein Brief fertig wäre. Er rief dem Abt Nadal und frug ihn: wo dieses Schreiben wäre? Was für ein Schreiben, Ihro Excellenz? antwortete der Abt. Diesen Brief, erwiederte der Gesandte, der die Bekenner auf den Galeeren betrift. Dieser grosse Titel, Bekenner, den uns Se. Excellenz beylegten, brachte den Abt aus aller Fassung. Und da sein Herr nochmals frug, wo dieser Brief wäre? so antwortete er ihm ganz kaltsinnig, daß er sich auf dem Schreibepulte Sr. Excellenz befände. Geben sie mir denselben, erwiederte der Gesandte. Der Abt sagte hierauf zu ihm: daß er mit ihm ins geheim etwas zu sprechen habe; und da er einige Augenblicke mit ihm heimlich geredet hatte, so sagte der Gesandte zum Marquis: daß ihn sein Secretair erinnert hätte, daß er in seinem Brief einige Umstände mit eingerückt, die die Sache derer Galeerensclaven nicht angienge, und daß er ihn also um die Erlaubniß bäte, ihm denselben nicht übergeben zu dürfen; daß er aber gewiß glauben könte, daß er heute noch weggeschickt werden würde. Der Herr von Rochegude sahe wohl, woran er war, und daß der Abt Nadal seinen Herrn von dem Entschluß, diesen Brief wegzuschicken, abgebracht hatte. Der Gesandte versicherte zwar nachher den Marquis von Rochegude, daß dieses Schreiben weggeschickt worden wäre; allein, weder er noch wir glaubten es; und unsere Brüder wurden erst ein Jahr darauf nach einer neuen Fürsprache der Königin von Engeland befreyet. Ich habe dafür

gehalten, daß ich diesen Umstand dieser Geschichte einverleiben müßte, um zu beweisen, daß alle rechtschaffene Personen uns beklagten, und willig waren, uns zu dienen; und daß uns nur die Geistlichen hasseten und uns allenthalben verfolgten. Dieser Abt Nadal war ein Geistlicher und zu gleicher Zeit Gesandtschaftssecretair. Während seines Aufenthalts zu London gab er sehr viele Merkmale seiner Feindschaft gegen die Protestanten von sich. Der Gesandte war ein guter und mäßiger Mann, und er schien gegen die Protestanten sehr leutselig gesinnet zu seyn; der Abt Nadal verdarb ihn aber. Dieser Mensch hatte die Officier des Gesandtschafthauses so sehr gewonnen, und sie wider die Französischen Flüchtlinge auf eine solche Art aufgebracht, daß fast kein Tag verstrich, da nicht diese ehrlichen Leute von ihnen beleidiget wurden. Ja, sie waren sogar so verwegen, daß sie sie in den Kirchen quäleten; und an einem gewissen Sonntage, da der Prediger Armand du Bordieu in der grossen Savoye (so heist die Französische Hauptkirche,) predigte, begieng einer von den Officiers des Herzoges von Aumont die Unverschämtheit, mitten unter der Predigt laut auszurufen: Du hast gelogen! und sogleich entfloh er; denn diese Grobheit brachte das Volk dergestalt auf, daß man ihn in Stücken würde zerrissen haben, wenn man ihn hätte habhaft werden können. Ein andermal, welches ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, befand sich ein Officier dieses Gesandten in einem Französischen Coffeehause, nahe bey der Börse zu London, der die Frechheit hatte, zu sagen: daß alle Flüchtlinge den Galgen verdieneten. Einer stelte ihm vor, daß er in seinen Reden behutsamer seyn müßte, weil sie sich in einem Lande der Freyheit und vor den Verfolgungen Frankreichs sicher befänden; er sagte aber mit der grösten Frechheit zu ihm: glauben sie mir, meine Herren, des Königes von Frankreich Arme sind lang genug, sie jenseit des Meeres zu erreichen, und ich hoffe, daß sie ihn bald fühlen werden. Ein Negociant zu London, Namens Herr Banal, wurde durch diese Reden in einen solchen Zorn gebracht,

bracht, daß er ihm eine derbe Ohrfeige gab und zu ihm sagte: dieser Arm, der nicht so lang ist, als deines Königes seiner, wird dich noch näher treffen. Der Officier wolte zum Degen greifen; alle Franzosen aber fielen über ihn her, prügelten ihn, und beschlossen einmüthiglich, ihn aus dem Fenster des zweyten Stockwerkes zu werfen. Es würde solches auch gewiß geschehen seyn, wenn nicht die Frau des Coffeehauses demüthigst gebeten hätte, ihn aus dem Hause gehen zu lassen. Er beklagte sich sogleich wegen dieser übeln Begegnung beym Gesandten; der, weit entfernt ihn zu rechtfertigen, zu ihm sagte: daß er dis an diesen Flüchtlingen verdienet hätte, und daß er von dem Könige noch eine andere Strafe verdienete; und ob er nicht wüßte, daß seine Gesandtschaftsofficier niemanden beleidigen solten. Dieser Gesandte war von Natur redlich und ein guter Staatsmann. Dem sey aber wie ihm wolle, so bin ich versichert, daß Se. Allerchristlichste Majestät die That dieses Officiers und das Aergerniß, das der andere in der Französischen Kirche begieng, nicht werden gebilliget haben. Was unternehmen aber die Jesuiten, und die ihnen ähnlich sind, nicht? Sie suchen uns sogar an den sichersten Oertern zu verfolgen. Man urtheile hieraus, wie wir von ihnen begegnet worden sind, da wir noch in ihrer Gewalt waren.

§. 291.

Ich eile zum Beschluß meiner Geschichte. Ich gieng mit Bewilligung des Marquis von Rochegude von London weg, nachdem ich mich daselbst drittehalb Monath aufgehalten hatte. Ein Theil von unsern Brüdern blieb noch einige Zeit zurück, um der Königin die Befreyung der auf den Galeeren gebliebenen Protestanten noch ferner zu empfehlen. Ich kam bey volkommener Gesundheit im Haag an, wo ich von dem, was zu London vorgegangen war, denen Personen, die daran Antheil nahmen, einen Bericht abstattete, ohne der Lobsprüche zu vergessen, die so wol sehr viele Engeländer als auch Französische Flüchtlinge, die uns mit vielen Gütigkeiten überhäuft hatten, verdienten. Ausser den ver-

schiedenen Geschenken von Privatpersonen, hielt uns das Consistorium der Kirche zu Savoyen während unseres Aufenthalts in London in allem frey. Ich blieb einige Wochen im Haag. Der Herr Prediger Basnage bemühete sich, für uns einen jährlichen Gehalt von Ihro Hochmögenden zu erhalten; welches sie auch kurze Zeit darauf bewilligten. Wir hatten diese Wohlthaten im geringsten nicht verdienet, und wir konten es nur blos ihrer christlichen Liebe zuschreiben. Ich hege dagegen in meinem Herzen eine unbeschreibliche Erkentlichkeit, und wenn ich die Großmuth des L. L. H. H. P. P. betrachte, so muß ich ihre Gottesfurcht, ihren Eifer für die Ehre des Höchsten, und ihre Liebe gegen den Nächsten bewundern, die sie bey Beobachtung des heiligen Gebotes, allen Gutes zu thun, aber vornehmlich denen Glaubensgenossen, so kräftig bewiesen. GOtt sey selbst der Vergelter ihrer Wohlthaten, und überströme diese Republik bis an ihr Ende mit seinem Segen.

Kurze Beschreibung einer Galeere und der Gefangenschaft auf derselben.

§. 292.

Eine gewöhnliche Galeere ist 150 Fuß lang und 40 breit. Sie hat nicht mehr als zween Mastbäume; an jeglichem Maste ist ein Segel befindlich, welches, nach dem es die Umstände erfordern, grösser oder kleiner ist. Ihre ganze Ladung bestehet in fünf Canonen, welche insgesamt auf dem Vordertheile der Galeere, als woselbst sie ihre gröste Kraft beysammen hat, stehen, und die jederzeit mit geschickten Constablern versehen sind. Sie hat 50 Ruderbänke, nemlich 25 auf jeder Seite. Diese Bänke sind 10 Fuß lang, und sind eigentlich nur Balken, die 4 Fuß von einander entfernt stehen. Die Ruder sind 50 Fuß lang, nemlich 37 ausserhalb und 13 innerhalb der Galeere. Zwischen den Bänken gehet vom vordern bis zum hintern Theil des Schiffes ein Gang, welcher 3 Fuß breit ist, und der Mittelgang auf der Galeere genennet wird. Hier ist es, wo die Befehlshaber ihre Grausamkeit an denen Ruderknechten ausüben. Sie befehlen ihnen nicht anders, als vermittelst des Tons einer Pfeife, dessen Verschiedenheit die unterschiedlichen Arbeiten, welche sie vornehmen sollen, bezeichnet. Das Fahren der Galeere oder das

das Rudern ist eine der schweresten Handarbeiten auf derselben. Das Sprüchwort ist gegründet, wenn man saget: ich arbeite wie ein Ruderknecht. Um sich hievon desto leichter einen Begrif zu machen, stelle man sich vor, wie jeglicher Ruderknecht den einen Fuß auf der Fußbank, oder auf einem unter einer jeden Bank befindlichen dicken hölzernen Brette, und den andern auf der vor ihm stehenden Bank liegen hat, sich so lang als möglich ausstrecket, um das Ruder hervorzubringen, und, wenn er es in die Höhe gehoben, um ins Wasser damit zu schlagen, sogleich hinterwärts auf die Bank niederfält. Wenn es sich solchergestalt einmal ereignet, daß die Ruderknechte nicht alle zugleich einerley Bewegung vornehmen, so stehen diejenigen, welche zu der Zeit vor dem Ruder, welches in Ruhe geblieben, befindlich sind, in Gefahr, sich den Kopf zu zerschmettern. Dergleichen Arbeit, von welcher es erstaunend ist, daß man bey derselben eine halbe Stunde aushalten kan, dauret bisweilen 24 Stunden in einem fort; jedoch pfleget man in solchen Fällen ein Stück Zwieback, so man in Wein getunkt, den Ruderknechten in den Mund zu stecken. Bey dieser mehr als barbarischen Arbeit höret man nichts als das Heulen dieser Sclaven, denen das Blut von den vielen Schlägen aus ihrem Körper strömet. Das beständige Klatschen der Schläge, die man austheilet, und die entsetzlichsten Flüche, die man wider diejenigen, die nachläßig zu seyn scheinen, ausstösset, erfüllen die Luft. Der Capitain und die andern Oberofficier schreyen den Rudervögten, die von dem vielen Peitschen schon völlig entkräftet sind, zu, ihre Kräfte zu verdoppeln. Und wenn jemand von diesen unglücklichen Personen unter dem Ruder umkomt, schlägt man so lange, als man noch das geringste Zeichen des Lebens bey ihm bemerket, auf ihn zu; und sobald er nicht mehr Athem holet, wirft man ihn als ein Aas, ins Meer. Doch diese harte Arbeit komt nicht alzuofte. Man schonet der Ruderknechte, wenn man vorhersiehet, daß man ihre Kräfte nöthig haben wird, und man lässet sie ausruhen, wenn man sich der Segel bedienen kan.

§. 293.

Die Nahrung der Equipage und der Sclaven ist sehr verschieden. Die Officier, Soldaten und Schifsleute, die die Equipage ausmachen, und deren zweyhundert sind, bekommen von dem Tage ihrer Bewafnung an, bis auf den Tag der Entwafnung, ihren Unterhalt. Von den sechs hohen Officieren, hat ein jeder täglich 22 Unzen Zwieback und wöchentlich an Speck, Pökelfleisch, Stockfisch und Käse, zwey Pfund; ½ Pfund Baumöhl, 1 Pfund Reiß, 2 Pfund Erbsen und 7 Pfund Wein nach Pariser Maas. Die andern Officiers, die sich bis auf 27 erstrecken, haben täglich 22 Unzen Brodt oder Zwieback, und wöchentlich an Speck, Pökelfleisch, Stockfisch und Käse, 1 Pfund; 4 Unzen Baumöhl, ½ Pfund Reiß, 1 Pfund Erbsen und

7 halbe Nössel Wein. Von den Soldaten so wol als von den Schifsleuten, die zusammen hundert und zwey und sechzig ausmachen, bekömt täglich ein jeder 22 Unzen Zwieback, und wöchentlich an Speck, Pökelfleisch und Stockfisch 1 Pfund; ½ Pfund Käse, ½ Pfund Oel, ½ Pfund Reiß, 1 Pfund Erbsen und 7 halbe Nössel Wein. Die Ruderknechte bekommen täglich nicht mehr als 26 Unzen Zwieback und 4 Unzen Bohnen.

§. 292.

Die Kleidung der Sclaven bestehet in einem Hemde von der gröbsten Leinwand, und eben dergleichen Hosen, die wie ein Weiberrock genähet sind. Sie haben Strümpfe von groben rothen Zeuge und keine Schuhe; doch giebt man ihnen welche, wenn sie zu Lande Dienste thun müssen, wie es öfters im Winter zu geschehen pflegt; die sie aber dem Schliesser zurückgeben, wenn sie wieder auf die Galeeren kommen. Sie tragen einen weiten rothen Oberrock, einen Caputrock von grobem Tuche, und eine kurze rothe wollene Mütze. Alle zwey Jahr werden sie neu gekleidet. Ihr Caputrock ist mit Ochsenhaar gefüttert, und thut ihnen im Winter und in den Nächten sehr gute Dienste.

§. 293.

So lange die Galeere fortrudert, legt sich niemand in selbiger schlafen; wenn sie aber vor Anker oder im Hafen ist, legen sich die Ruderknechte auf ihre Bänke nieder und schlafen. Im Winter, wenn die Galeere abgetakelt oder ledig ist, und sie also mehrern Platz haben, bedienen sie sich einiger Bretter, und haben eine etwas bequemere Lage, doch allemal auf der blossen harten Erde. Sie müssen in der strengesten Kälte auf den Galeeren bleiben, und nie bekommen sie einiges Feuer. Zu der Zeit ist es auch denen, die auf einige Art etwas verdienen können, erlaubet, für ihren eigenen Nutzen zu arbeiten, und sie können sich auch am Damme des Hafens eine Lagerhütte errichten, in denen sie der Schliesser alle Morgen anschliesset, und sie des Abends wieder abholet, wofür sie ihm täglich einen Sou geben müssen. Diejenigen, welche keine solche Kunst verstehen, lehret man stricken; denn es darf niemand müßig seyn. Ist aber unter ihnen einer, der dis nicht begreifen und lernen kan, so giebt ihm der Rudervogt eine Strickkugel, die er so glänzend als Silber machen soll; da dis aber eine unmögliche Sache ist, so bemühet sich lieber der Sclave aufs äusserste, stricken zu lernen. Blos die Türken sind hievon ausgenommen; denn sie sind niemals angeschlossen, sondern haben die Freyheit, den Tag über in der Stadt herumzulaufen, wenn sie täglich dafür dem Schliesser einen Sou geben. Sie thun bey den Bürgern Handdienste, und stellen sich des Abends auf der Galeere wieder ein; und man hat fast kein einziges Beyspiel, daß sich einer hätte gelüsten lassen, davon zu laufen. Ihre schwärzliche Gesichtsfarbe

farbe und ihre Sprache verräth sie. Wenige sind so glücklich, sich nur eine halbe Meile von der Stadt entfernen zu können, ohne nicht schon wieder auf die Galeere zurück geführet zu werden; denn jeder, der einen solchen Entflohenen ergreifet, bekömt zwanzig Thaler dafür. Ausser diesen Beschäftigungen der Sclaven müssen sie noch einige Dienste ausser und in der Galeere thun. Ausser der Galeere müssen sie gemeiniglich in dem Zeughause der Marine arbeiten, und daselbst die Geräthschaften zu den königlichen Schiffen besichtigen, und die Anker, das Geschütz und mehrere Sachen an andere Oerter bringen. In der Galeere werden sie angehalten, dieselbe zum wenigsten zweymal die Woche zu reinigen. Oefters besehen vornehme Personen die Galeeren. Vorher wird allemal der Rudervogt davon benachrichtiget. Denen Sclaven wird alsdann der Bart abgeschoren; sie müssen ein weisses Hemde, auch ihren rothen Oberrock anziehen und ihre Mütze aufsetzen. Man erlaubt ihnen hierauf, daß sie auf ihre Bänke sich niedersetzen dürfen. Wenn die Herren und Damen ankommen, so empfangen sie die Sclaven mit einem grossen Geschrey, und wenn sie von einem Ende der Galeere bis zum andern gegangen sind, so setzen sie sich am Vordertheile auf Lehnstüle nieder; der Capitain befihlt alsdann dem Rudervogt an, die Sclaven folgende unanständige Uebungen vornehmen zu lassen. Bey dem ersten Zeichen, so man mit der Pfeife giebt, nimt ein jeder seine Mütze ab; beym zweyten ziehet er seinen Oberrock, und beym dritten sein Hemde aus; so, daß man sodann nichts als nackende Leiber siehet. Hierauf läßt man sie die auf Provencisch so genante Monime, oder die Affen, vorstellen. Sie müssen sich alle auf einmal auf ihre Ruderbänke niederlegen, und man siehet alsdann keinen einzigen Menschen. Hierauf läßt man sie den Zeigefinger in die Höhe strecken, und man siehet alsdann nichts als Finger; hierauf den Arm; ferner den Kopf; so dann ein Bein; endlich beyde Beine; hernach müssen sie insgesamt gerade in die Höhe stehen; so dann alle auf einmal den Mund aufsperren; ferner, insgesamt husten; sich umarmen; sich einander zu Boden werfen, und noch verschiedene andere unanständige und lächerliche Stellungen machen, die, an statt die Zuschauer zu vergnügen, bey ehrbaren Personen vielmehr Abscheu vor dergleichen Uebungen, da man mit Christen als mit unvernünftigem Viehe umgehet, hervorbringen.

§. 294.

Es ist gewiß, daß die Galeeren für einen Staat eine grosse Beschwerde sind. Die Unterhaltung der sehr zahlreichen Equipage kostet erstaunende Summen. Frankreich hat fast gar keinen Vortheil davon. Seine Absicht ist vielleicht, erstlich, um seine grosse Macht sehen zu lassen; zum andern: um viele Edelleute, deren ganzes Erbtheil blos die Erziehung ist, unterhalten zu können; und zum dritten, die Verbrecher und Uebelthäter zu strafen. Zu Friedenszeiten müssen

müssen die Galeeren öfters Standespersonen, als Cardinäle, Gesandte, auf Befehl des Königes nach Rom oder nach andern Italiänischen Staaten bringen, und hiezu werden ein oder zwey Galeeren gebraucht. Ausserdem aber liegen sie im Hafen von Marseille ganz stille und ruhig, oder wenn man sich ja etwas zu thun machen will, so lässet man sich an den Küsten von Italien sehen, oder die Sclaven und die Equipage werden geübet. Zu Kriegeszeiten stiften sie gleichfals wenig Nutzen, und besonders auf dem Ocean, wo die Galeeren wegen der Ebbe und Fluth, die an den Küsten weit stärker zu spüren ist, als auf dem hohen Meere, mit vieler Mühe schiffen müssen. Denn sie dürfen sich nicht alzusehr von dem Ufer entfernen; und müssen sie es thun, um von einem Hafen nach einem andern weit entlegenen zu gehen, so brauchen sie dabey sehr viele Vorsichtigkeit und erwarten erst ein sehr stilles Wetter. Bey einem Treffen können sie einer Kriegesflotte zu Hülfe kommen und sie unterstützen, wenn das Wetter und der Ort für sie vortheilhaft ist. Die beschädigten Schiffe können sie aus der Schlacht ziehen, und an deren Stelle andere bringen. Hiebey muß aber jederzeit stilles Wetter seyn, und sie dürfen sich über vier und zwanzig Stunden vom Lande nicht entfernt haben. Wie selten pflegt dis aber zu geschehen! und kan sich eine Flotte, die den Feind aufsuchet, einen Ort erwählen, wo sie ihn angreifen will? und ist es nicht bekant, daß die meisten Seeschlachten auf dem hohen Meere vorfallen? Hiezu komt noch eine andere Schwierigkeit. Ist man im Begrif, sich mit dem Feinde einzulassen, so muß die Helfte der Soldaten, die doch gegen den Feind besser gebraucht werden könte, auf die Sclaven Acht haben, weil man sich vor ihnen mehr als vor dem Feind fürchtet. Solten sie einen Aufstand erregen, so würde man gezwungen werden, sie insgesamt zu tödten; und würde dis nicht der Untergang der Galeere seyn, da dieselbe nicht ohne sie bestehen kan? Alles, was noch die Galeeren nützliches thun können, ist, daß sie eine Landung wagen, um auf den Dörfern zu rauben und zu plündern. Doch sie ist nicht von einer gar zu grossen Folge, weil die Leute fehlen, die sie unterstützen könten.

§. 295.

Ehe ich zum völligen Beschluß eile, so muß ich hier noch erinnern, daß ich das Ende des Capitains Smit bekant zu machen vergessen habe. Dieser Erzbösewicht, dieser Verräther seines Vaterlandes, wurde durch ein Engeländisches Kriegesschif in einer Fregatte gefangen genommen. Er versuchte alles, um den Händen des Schinders nicht übergeben zu werden. Allein, es gelung ihm niemals. Er wurde nach London gebracht, wo man über ihn bald das Urtheil sprach, lebendig geviertheilet zu werden. Es geschah; das Herz wurde ihm aus dem Leibe gerissen, womit man ihn ins Gesicht schlug; und ich habe noch selbst die vier Theile seines Leibes längs der Themse hängen sehen. Grosse Lehre für die, welche sich so weit, wie er, ihrer Leidenschaft überlassen, daß sie ihr eigenes Vaterland verrathen.

E N D E.


HW 21YX 2

